DIE·MÄNNER·DER·NEUEN·DEUTSCHEN·ZEIT
BIOGRAPHIEN
Deutscher Fürsten,
Staatsmänner und Helden
Erster Band.
von
A.E.Brachvogel.
Portraits von H.Scherenberg.
VERLAG V. CARL RÜMPLER.
HANNOVER.
L.BURGER.GEZ.
GEBR. SIMEON. X.A.

PROSPECT.

Die Männer der neuen deutschen Zeit.

Herausgegeben

von

A. E. Brachvogel.

Die erhabene Zeit endlich erreichter Einheit und Größe, welche uns aus der Energie unserer Fürsten, Staatsmänner und Helden erblühte, unser gesammtes deutsches Volk in Freude wie Schmerz zu einem mächtigen Bunde physisch wie moralisch für alle Zeit verschmolzen hat, brachte den unterzeichneten Verleger zu dem Entschlusse, sich mit dem rühmlichst bekannten Schriftsteller **A. E. Brachvogel** zu vereinen, um auch ihrerseits unserer Zeit ein Denkmal zu setzen und dem deutschen Volke ein Werk zu bieten, welches in Hütten wie Palästen den Enkeln vom Ruhme der Väter Zeugniß geben soll.

Unsere Nation hat ein sittliches Recht, nicht blos das sinnliche Abbild seiner **Fürsten, Staatsmänner** und **Helden** zu besitzen und sein Haus mit ihnen zu schmücken; es hat das noch weit größere Recht, **diese großen Männer** in ihrem **Wollen, Thun** und **Fühlen**, ihrem **Charakter** und **Lebensschicksale**, kurz in ihrer inneren menschlichen Qualität kennen zu lernen.

Zu diesem Zwecke hat sich A. E. Brachvogel entschlossen, im Verlage des Unterzeichneten ein Werk unter dem Titel erscheinen zu lassen:

Die Männer der neuen deutschen Zeit.

Eine Sammlung

von Biographieen unserer Fürsten, Staatsmänner und Helden.

Ein sogenanntes **historisches Urtheil**, bei Lebenden zumal ganz unstatthaft, ist **ausgeschlossen**; die Darstellung soll die Form lebenswahrer, eingehender und charakteristischer **Schilderung** nicht überschreiten, soll ein **Bild in Worten** sein, soll anschaulich machen, wie diese großen Männer **in der Zeit** und **in ihrem Volke** erwuchsen, sich durchgekämpft und zu Führern unserer gesammten Nation gemacht haben. Deutschland soll durch diese **Lebensbilder** seine Heroen nur noch inniger verstehen, noch dauernder lieben lernen! —

Für die Berechtigung zu diesem Unternehmen kann der Autor, außer seinem genügend bekannten, ehrenvollen Namen, auch noch besonders geltend machen, daß er — mit nur wenig Ausnahme — mit den Männern, welche er schildert, in persönlicher Bekanntschaft und Beziehung gestanden hat oder noch steht, **Brachvogel** also Gelegenheit hatte, selbst Einblick in ihre Charaktere, Gesinnungen und Gefühle, Einblick in die interessantesten und oft am falschesten beurtheilten Momente unserer Zeitgeschichte zu gewinnen. Ein wahrhaft großherziges Vertrauen fast aller Betheiligten, besonders auch deren nächster Umgebung, hat Brachvogel eine Fülle von Notizen, Documenten und historischem

B 22 1. 20

Die Männer der neuen deutschen Zeit.

WILHELM I.

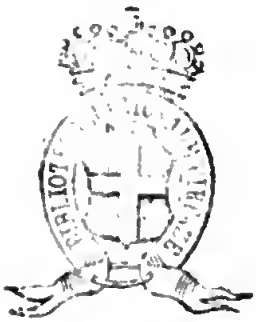
Deutscher Kaiser.

Die Männer der neuen deutſchen Zeit.

Eine Sammlung von Biographieen

unſerer

Fürſten, Staatsmänner und Helden.



Von

A. E. Brachvogel.

Erſter Band.

Mit ſechs Portraits in Holzſtich, nach Zeichnungen von H. Scherenberg.

Hannover.
Carl Rümpler.
1873.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Vorbericht.

Nur die von faſt religiöſer Begeiſterung, von inniger Vaterlandsliebe durchglühte Stimmung, in der ich „**Die Männer der neuen deutſchen Zeit**“ zu ſchildern begann und in welcher ich bei der Arbeit mit all meiner Seelenkraft zu verharren gedenke, kann es rechtfertigen, daß ich ein Werk unternahm, welches, wie wenig andere, große Schwierigkeiten und Bedenken hat.

Noch lebende, unter uns wirkende Männer, und zwar die erſten, größten unſerer Nation, in ihrem Wollen, Fühlen und Thun, ihren Lebensſchickſalen darzuſtellen, — dabei ganz wahr und doch nicht indiscret zu ſein, — ihr Bild im vollen Lichte ihrer Thaten zu malen, ohne ein leidiger Panegyriker zu werden, der vor — lauter Licht die Schatten nicht ſieht, welche erſt das Bild machen, das iſt ein Unternehmen, welches eigentlich den Schwung, die Zartheit und den Freimuth eines Schiller, das Alles durchdringende hiſtoriſche Genie eines Babington Macaulay erforderte. Ich aber bringe nur mein warmes Herz, meinen redlich erworbenen guten Ruf und die Entſchloſſenheit zu dem Werke mit, das Beſte, was an und in mir iſt, bei demſelben einzuſetzen! —

In dieſer Biographieenſammlung unſerer Fürſten, Staatsmänner und Helden wollte ich meinen deutſchen Stammgenoſſen

ein Volksbuch im edelsten Sinne, ein Familien-Eigenthum bieten, das an jedem Herde heimisch zu werden, ein Freund jedes braven deutschen Herzens, ob hoch oder niedrig, zu sein bestimmt ist. Ob mir das gelingt, muß freilich die Zukunft lehren.

Der Schwierigkeiten meiner Aufgabe bin ich mir völlig bewußt, auch der Gegner, welche dies Werk finden dürfte. Die Mittel, sie zu überwinden, will ich nennen, und mit ihnen die Gesichtspunkte meines Wollens feststellen.

Jedermann weiß, daß die absolute historische Klarheit irgend einer Epoche sich erst dann herausstellt, wenn sie lange vorüber, der lebenden Generation in so weit entrückt ist, daß eine objective Beschauung derselben, — etwa wie die eines klassischen Kunstwerks — möglich wird. Dagegen erwiedere ich, daß ich ja kein Historiker bin, sondern nur das, was man einen Poeten zu nennen pflegt. Auch schreibe ich nicht etwa irgend eine Geschichtsepoche, sondern ich male Portraits, — statt mit dem Pinsel mit der Feder, statt in Tinten mit Dinte! Diese Portraits sind von mir mithin ganz individuell aufgefaßt. Meine Schilderung beruht indeß auf Wahrnehmungen, welche ich in directem wie indirectem Verkehr mit den geschilderten Personen — Einzelne nur ausgenommen — gewann. Mir sind entweder von ihnen selbst oder ihren nächsten Umgebungen Aufschlüsse, Documente und einschlägliche Werke mit ganz rückhaltlosem Vertrauen auf meine Ehre und mein Taktgefühl gegeben worden. —

Nicht Alles werde ich somit sagen, was man mir sagte, aber doch genug Neues, um jahrelang gehegte, irrige Annahmen zu widerlegen, und wo der Volks-Instinkt die öffentliche Meinung richtig geführt hat, derselben auch ihr volles Recht einzuräumen. Weder nach Oben noch nach Unten hin habe ich irgend eine Schranke, welche mir Dies oder Jenes zu sagen ge- oder

verbietet. Mein eigenes Gewiſſen allein alſo wird mir das rechte Maaß, mit welchem ich zu meſſen wünſche, anweiſen müſſen.

Alle die hohen und edlen Männer wie Frauen zu nennen, welche mir mit größter Liebenswürdigkeit durch Auskunft und Material aller Art bei meinem Vorhaben nützten und noch nützen werden, iſt unmöglich. Des Einen Namen anführen, hieße vielleicht indiscret ſein, den eines Andern dagegen verſchweigen, hieße ſicher beleidigen. Mein einziger Dank gegen Alle muß alſo meine Arbeit ſelbſt ſein. Unerwähnt laſſen kann ich jedoch nicht, daß ich durch die Bibliotheken des großen Generalſtabs und des Kriegsminiſteriums zu Berlin weſentlich unterſtützt worden bin, überdem Alles, was militäriſch neu etwa in meinem Werke iſt, unter Beirath und Controle anerkannter Autoritäten ſteht.

Die den Biographieen beigegebenen Portraits ſind von der bekannten Künſtlerhand H. Scherenberg's, die Zeichnung der Buchdeckel entwarf Ludwig Burger, der Herr Verleger trug alſo für den äußeren Schmuck des Werkes beſtens Sorge.

Möge denn das Publikum mit derſelben Wärme meine Arbeit willkommen heißen, mit welcher ich an ſie ging, — möge ich das große und ehrende Vertrauen, welches man mir ſchon vor Beginn derſelben vielfach entgegen brachte, durch die That verdienen. Meine Leſer aber bitte ich um Nachſicht, wo ich geirrt haben ſollte, iſt ja doch — alles Irdiſche Stückwerk!

Berlin 1872.

A. E. Brachvogel.

I.

Wilhelm I.

Deutſcher Kaiſer.

Das iſt des Deutſchen Vaterland, —
Wo Zorn vertilgt den welſchen Tand,
Wo jeder Frevler heißet Feind,
Wo jeder Edle heißet Freund! —
Das ſoll es ſein! Das ſoll es ſein!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein! — —

Ein Fürſt iſt nicht denkbar ohne ſein Volk! Wilhelm I. von Hohenzollern, der Kaiſer-König zumal, iſt nur in und mit ſeiner Nation darſtellbar, denn ſie iſt ſein, er ihr lebendig Eigenthum, iſt der perſönliche Inbegriff vom Denken, Fühlen und Wollen ſeines deutſchen Volks! In Mitte des Kampfs der eignen Nation ihn alſo zeichnen, heißt allein ein Abbild ſeiner Wirklichkeit geben. —

In des Kaiſers bisherigem, viel und entgegengeſetzt bewegtem Leben ſind zwei Stadien deutlich und müſſen ausgeprägt werden, wollen wir ihn in Schmerz und Freude, im Dunkel wie Lichte wahrhaft lieben lernen. — Sein erſtes Lebensſtadium endete im tiefſten Unglück, am 18. März 1848, — es iſt ſeine Vorgeſchichte. Peinlich wohl, aber dennoch zu ſchildern, weil dieſes Jahr der großen Völkernarrheit gerade der Sockel werden ſollte für unſere ſpätere Klarheit, unſer Bewußtſein, weil es die Wiege unſerer Erkenntniß wurde, das Samenkorn unſerer nachmaligen ganzen Entwickelung.

Das zweite Lebensſtadium, in welchem Wilhelm I. zu unſerer Genugthuung noch ſteht, war höchſte Freude, ja wurde ihm zu einem Glücke, das er ſelbſt zu träumen niemals verſucht hat. Sollen wir dieſem Stadium eine Art von Abſchluß geben, in ihm den höchſten Moment der Erdenwonne bezeichnen, die je einem Fürſten beſchieden ward, dann iſt es jener 17. März 1871

gewesen, wo er als „frei durch alle Fürsten und Völker erwählter Deutscher Kaiser“ aus Frankreich nach Berlin zurückkehrte, umrauscht vom glühenden Jubel seines Volks, getragen von Alldeutschlands dankbarer Liebe. —

Zwei Märztage! — 1848 und 1871! Welche Symbolik! — Zwischen diesen beiden Tagen ist die deutsche Welt wörtlich neu geworden!

Diese alte Welt im Schmerz, diese neue in Freuden, — und in dieser lebendigen Doppelwelt den König und den Kaiser werden wir zu schildern suchen. —

Die alte Welt! Manche nennen sie gut, Manche herzlich schlecht, Wenige nur noch sind, die sich recht auf sie besinnen können. Daß aber jene alte, vor 1848, auch die kleine Welt im preußischen wie deutschen Sinne gewesen, die neue Welt unter unseren staunenden Augen zur großen Welt erwuchs, das fühlt wohl Jeder, fühlt es entweder mit deutscher Lust, oder — ultramontanem Grimme! — Wer ließ unser Volk so werden? Welcher Gigantenkraft wurde das möglich? — Gottes!! Er hat es so gewollt, Licht wie Schatten! — Menschenhände, so viel auch ihrer halfen, hätten allein den Bau doch nimmer gegründet, der jetzt uns Alle, Brüder einer Zunge, schützend umspannt. Gott konnte es ja nur sein, der Fürsten und Völker in seine Schule nahm, durch Irrthümer und Prüfungen uns führte, um unseren geläuterten Händen und Hirnen das Regiment der neuen Weltordnung anvertrauen zu können, welche Er für Seine Erde bestimmt hatte, sollte sie nicht zusammenfaulen unter heuchlerischer Pfaffenherrschaft, unter der Leib- und Seelenträgheit der welschen Race, die — herabgesunken vom Throne des Weltregiments seit den Tagen Luthers, Oraniens und Elisabeths von England — jetzt dem Chaos mit Riesenschritten entgegenzueilen scheint. Die Vorsehung wollte eben das deutsche Wesen an Stelle des welschen setzen und ließ darum das Schicksal unsern eisernen Schulmeister sein. — Daß Wilhelm I. nun diesen ewigen Meister anerkannte, — daß er, mit Sträuben erst, mit zorn- und schmerzgeschwelltem Fürstenherzen wohl, aber dennoch, — ein Mann von 51 Jahren bereits —,

und williger, als wir das Volk, in Seine Schule ging und dieſe Schulung in froher Demuth laut anerkannte, das iſt ſeine große Tugend, — eine Hohenzollernſche, welche ſehr viel zu vergeſſen und noch vielmehr zu lernen vermochte, — der wir, nächſt Gott, unſer Glück, unſern Ruhm und unſere Wohlfahrt verdanken. Dieſe Tugend der Demuth auch iſt's, welche König Wilhelm zum Kaiſer machte und ihm die Liebe aller Deutſchen eintrug. — Er hat nur einen Fehler: „Sein Alter allein iſt ſeine Beſchränkung!" Wohl der ſchönſte Fehler, den der Pilger dieſer Erde haben kann! — —

Kaiſer Wilhelms I. Geburt fiel in den Schluß der großen franzöſiſchen Revolution, in die Zeit des Moderantismus, welcher Napoleons Säbelherrſchaft folgte. Als zweiter Sohn von Vieren, ward er am 22. März 1797, ſomit in den letzten Regierungstagen Friedrich Wilhelms II. geboren, des Vorgängers ſeines Vaters, der als Friedrich Wilhelm III. in ſelbigem Jahre noch Preußens Thron beſtieg. — Das Volk nannte beſagten Friedrich Wilhelm II., ſeiner Figur wegen, ſtets den „dicken Wilhelm". Das war eben kein ſchmeichelhaftes Epitheton, es drückte aber aus, was man im Lande über ihn dachte. — Leider ging die Volksmeinung bei ihm nicht irre, denn was Kaiſer Wilhelms Vater von ſeinem Vorgänger an politiſchen und moraliſchen Vermächtniſſen überkam, war — namentlich bei ſo ſchweren Zeitverhältniſſen — ein gerade nicht verlockendes Erbe. Der „dicke" Wilhelm war Zeit ſeines Lebens ein nicht beſonders geiſtreicher Nachahmer der Bourboniſchen Hofwirthſchaft geweſen und nur die etwas variirte Schablone des bekannten Regenten Philipp von Orleans, unter dem der Schwindel John Law's und der Atheismus blühten. In Cultivirung des letzten that er es ihm allerdings nicht nach, dafür begünſtigte er — was genau eben ſo ſchlimm war — das Wöllner'ſche Muckerthum, die „Rhinozeroshaut", welche man über den proteſtantiſchen Geiſt und die Bildung der Nation ſpannte, bei welcher übrigens vollendete Sittenloſigkeit ſehr vergnügt beſtehen konnte. Daß Friedrich Wilhelm III., welchem im Jahre 1797 am 16. November die Krone überkam, in ſolcher Atmoſphäre an Herz und Kopf geſund geblieben, dankte er nicht allein ſeinem eignen vortrefflichen

und ernſten Charakter, ſondern auch der glücklichen und freudenreichen Ehe mit der edelſten und ſchönſten deutſchen Frau, Prinzeſſin Louiſe von Mecklenburg-Strelitz. Dieſe Ehe von wahrhaft ſeltener Innigkeit dauerte nur nicht lange genug, weder für das Glück des Gatten, noch für die Entwickelung unſeres Kaiſers. Dreizehn Jahr erſt alt, mußte Derſelbe am Sterbebette der beſten Mutter zu Schloß Hohenzieritz (19. Juli 1810) ſtehen, um den fürchterlichſten Anblick zu ertragen, der einem Knabengemüthe je aufbehalten blieb, das Schauſpiel: wie eine preußiſche Königin, eine deutſche Frau im höchſten Sinne des Worts, am gebrochenen Herzen über des Vaterlandes Schmach und Verwüſtung ſtirbt! — Der Schlag war tief und unheilbar für Friedrich Wilhelms III. ganzes Leben! — Die Folgen dieſes Verluſtes, von ganz Preußen in Weh und Zorn empfunden, wurden für die Entwickelung unſeres Kaiſers, damaligen Prinzen Wilhelm, aber nahezu unheilvoll. Die erſte Frau, die Mutter des Königshauſes, mußte gerade in einer Zeit ſterben, wo dem königlichen Gatten Troſt und Liebe, ihren Kindern das ſorgſam wache Mutterauge ſehr noth thaten, ſich dieſelben gerade in jenem für Knaben ſo gefährlichen Entwickelungsſtadium befanden, in welchem das Bewußtſein reift, die Leidenſchaft leiſe zu erwachen und der Charakter ſich herauszuarbeiten beginnt. Dazu raſte ein endlos ſcheinender Krieg durch die Welt. — Preußen, von Allen verlaſſen, war ſeit Jena gebrochen und auf den zerſtampften Fluren des Vaterlandes hauſten wie die Teufel des erſten Napoleon Horden. — Jedem unter uns ſind die hohen Tugenden, welche Friedrich Wilhelm III. als Fürſten, Gatten wie Vater zierten, bekannt. Ein gerader, biederer, ebenſo frommer, wie ernſter und etwas kurz angebundener Herr war er, der ſeine heiße Liebe, das Glühen ſeiner Seele für Wiſſenſchaft und Kunſt, fürs Wohl der Seinen vielleicht nicht ſo von ſich zu geben vermochte, wie er es empfand, aber deſſen Empfindungen Alle tief verehren mußten, welche in ſeiner Nähe weilten. Hart erzogen, wie er war, hatte die Liebe Louiſens ſeine Seele wie ſeinen Geiſt befreit; — das war nun Alles weg! — — Was Glück, was Liebe! Der Feind iſt im Lande und Louiſe todt!! — Friedrich

Wilhelms III. Weſen erhielt ſeit dieſer doppelten, ſchwerſten Kataſtrophe etwas Starres, Dürres, Liebeleeres, der Soldat war ihm die Hauptſache, die Landesbefreiung! — Wir wollen nicht ſagen, daß unter ſolchen Umſtänden unſer Prinz Wilhelm und ſeine Brüder nicht gut erzogen worden wären, aber einſeitig gewiß. Das zwiefach über das alte Hohenzollernhaus hereingebrochene grenzenloſe Unglück hatte ihm des Lebens höchſte Schöne, den verſöhnenden Troſt der Frauenanmuth geraubt. — Krieg! Nichts als Krieg mehr! Prinz Wilhelm, des Königs zweiter Sohn, wurde Soldat alſo und — blieb es, zu Aller Glück, ſein Lebelang. Schon mit ſechszehn Jahren anno 1813 ſehen wir ihn bei den Fahnen.

Die praktiſche Erziehung überwucherte demnach die theoretiſche, das rauhe Leben im Felde die ſtille Meditation, durch welche die Seele ſchneller großwächſt und der jugendliche Geiſt ſich breitet. Daß König Wilhelm demnach zu wenig gewußt hätte, kann nicht behauptet werden, er wurde aber nicht zum Thronfolger erzogen, noch weit weniger aber für die neue unbekannte Welt, in der ihm die Vorſehung, eher als er dachte, den Scepter Preußens anvertraute. Ein zweiter königlicher Prinz, — iſt er nicht ein großer und glücklicher Heerführer, — hat bisher noch nie bei irgend einer Dynaſtie, welches Landes es auch ſei, Etwas für die Politik und das innere Staatsleben zu bedeuten gehabt. Ein einziger Mann in dieſem Jahrhundert machte hiervon, durch Zeit, Lage und deutſches Naturell begünſtigt, eine Ausnahme, Albert von Coburg, Prince-consort der Königin Victoria. — Auf das Militärweſen allein mußte alſo ſchon in Folge ſeiner damals ſehr ſecundären Stellung unſer jetziges Staatsoberhaupt angewieſen ſein. Er machte die Campagne bis zum erſten Einzug in Paris am 31. März 1814 mit, wie denn, — im beſten, wie ſchlimmſten Sinne — die Märze in dieſes vielgeprüften Mannes Daſein eine faſt providentielle Rolle ſpielen. — Ihn trieb die lichte Begeiſterung in den Befreiungskrieg; war derſelbe doch die erſte großartige Poeſie in ſeinem dürren Jünglingsleben. Eben ſo ſehr trieben ihn aber auch angeborne Neigungen und Talente

zum Soldatenwerke. Von dieſer Zeit ab war all ſein Streben darauf gerichtet, ſich ſelbſt als Kriegsmann, und als Prinz die Armee zu vervollkommnen, die „ultima ratio regum". Eine gewiſſe ſtraffe Einſeitigkeit ſeiner, ſchon durch das Nationalunglück gebotenen Entwickelung, wurde ihm ſomit zum größten Nutzen. — Dieſelbe Erſcheinung in der Erziehung, wenn auch in verſchiedenſtem Maße, werden wir nicht nur in der Entwickelung von König Wilhelms Sohne, Kronprinz Fritz, und ſeinem Neffen Prinz Friedrich Carl — nein, in uns Allen wiederfinden, deren „Wilhelm Meiſters Lehrjahre" gerade in die Epoche von 1815 bis 1845 gefallen ſind. —

Aus dem denkwürdigen Jahre von Preußens Erhebung datirt auch (vom 3. September) jenes königliche Geſetz, was die Reorganiſation des preußiſchen Heerweſens anordnet, daſſelbe Geſetz, auf dem Roon's erſter Entwurf und das Reorganiſationsgeſetz fußte, welches der nachmalige Kriegsminiſter am 10. Februar 1860 — alſo 47 Jahre ſpäter — den Kammern vorlegte. — —

Als Friedrich Wilhelm III. ſein Volk zu den Waffen rief, hatte er ihm eine Verfaſſung verſprochen. Daß er ſie redlich geben wolle, war bis zu ſeinem Ende ſein Wunſch. — Preußen war indeß zerrüttet, eine Bergeslaſt von Schulden hatte die Regierung auf den Schultern, das ganze Triebwerk des Staates war aus den Fugen. — Konnte man den Staat in ſo jammervollem Zuſtande dem Auge der Nation zeigen? Hieß dies das Land nicht deprimiren? War nicht vorauszuſehen, daß das Volk, aus tauſend Wunden blutend, durch ſeine Abgeſandten erſt Abhülfe ſeiner Noth verlangen werde, indeß die Regierung vor allen Dingen auf Hebung ihrer Noth, alſo an die Miſère der Staatskaſſe denken mußte, wollte ſie jemals die Geſchäfte in geordneten Gang bringen? — Vor Allem mußte geſpart, gedarbt, auf höchſt Wichtiges verzichtet werden, um nur aus den Schulden herauszukommen! — Dieſem Bedenken fielen zwei Dinge zum Opfer, die verſprochene Verfaſſung und das Reorganiſationsgeſetz vom 3. September 1814. Beide wurden nicht aufgehoben, aber auf günſtigere Zeit verſchoben. — Daß es dem Könige

bitter ans Herz ging, dies Geſetz vorläufig ruhen laſſen zu müſſen, fiel dem Volke nicht ein, aber daß die erſehnte Verfaſſung nicht kam, erweckte Murren. Die Demagogie, ſo vermichelt, ſo unſchuldig ſie an ſich wirklich war, verdarb durch ihr voreiliges Auftreten Alles. Man wollte eine Verfaſſung haben, ehe man noch die politiſchen Kinderſchuhe ausgezogen hatte. Man wollte ein einiges Deutſchland, aber hatte keine Idee, wie das praktiſch nur zu machen ſei, ohne ſämmtliche deutſche Fürſten bis auf Einen zu mediatiſiren. Wer ſollte denn aber der Eine ſein? Hie Habsburg? Hie Hohenzollern? — Die Fürſten nahmen das Ding deshalb anders, die Demagogen ſahen ſie für Jacobiner, die Turner für wenig Beſſeres, als jenes freiwillige Volksheer an, was die wilden Commiſſare des Convents gegen den Rhein hatten marſchiren laſſen. Kotzebue's Ermordung ſtieß dem Faſſe völlig den Boden aus, ihre Folge war die ſogenannte Demagogenhetze! — Nichts deſtoweniger behielt Friedrich Wilhelm III. ſein Verſprechen feſt im Auge. 1821 ward eine Commiſſion zur Entwerfung einer Verfaſſung eingeſetzt, 1823 wurden die Provinzialſtände inaugurirt. — Der Grund, daß man ſo behutſam bei Realiſirung des königlichen Verſprechens umging, lag eben in dem ſehr verzeihlichen Argwohn, welchen die franzöſiſche Revolution den Fürſten gegen die Völker hinterlaſſen hatte; das Blut Ludwig XVI. und Antoinettens wirkte rächend weit über die Grenzen Frankreichs und des Jahrhunderts hinaus! Um dies Mißtrauen geradezu zu verewigen, mußte auch noch 1830 die Julirevolution ausbrechen, welche die Bourbonen ſtürzte und die polniſche Inſurrection, welche unſere öſtlichen Grenzen in Brand ſetzte! — In dieſen Zeitraum, 1823, fielen die Vermählungen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (nachmals König Friedrich Wilhelm IV.) mit Prinzeſſin Eliſabeth von Baiern und die ſeines Bruders, Prinzen Wilhelm (1829 den 11. Juni) mit Prinzeſſin Auguſta von Sachſen-Weimar. —

Das eheliche Verhältniß unſeres Kaiſers zu ſeiner erlauchten Gemahlin war von Anfang an auf die herzlichſte Hochachtung, auf zarteſte gegenſeitige Rückſicht gegründet. Beide waren Charaktere, welche die Vorſehung durchaus verſchieden veranlagt, trotz ihrer

Jugend aber ſchon ſo unverrückbar in ſich abgeſchloſſen hatte, daß ſie ſich nicht ändern konnten. Den Prinzen Wilhelm hatten das rauhe Kriegswetter, vorzeitiges Jugendweh und liebeleeres Daſein zum eiſernen Soldaten gemacht. Er liebte die Künſte wohl, doch nur nebenher, für die Muße. Als Prinzeſſin Auguſta ſeine Gemahlin ward, brachte ſie, jugendſchwärmeriſch, zartſinnig, dazu äſthetiſch etwas difficil, die Schiller-Goethe'ſche Stimmung mit aus der Heimath; Weimar und ſeine Geiſteswelt war einmal die Dominante ihres Lebens geworden. Die trockene, zerſetzende Luft Berlins, der derbe märkiſche Volkstick, endlich die geiſtloſe Mattherzigkeit der dreißiger Jahre waren einer Dame nun nicht gerade anheimelnd, deren andere, ſüßere Mutter die Claſſicität geworden war und welcher, als auch Goethe noch geſtorben, wohl etwa ſo ſein mochte, als habe der Himmel ſeine Sonne, als hätten die Blumen dieſer Erde ihren Duft verloren! — Dieſe Verſchiedenartigkeit des Grundweſens beider Gatten hinderte aber ihre herzliche Neigung nicht. Am 18. October 1831 ward „Unſer Fritz" geboren, 1838 Prinzeſſin Louiſe Marie Eliſabeth, nachmals des Großherzogs von Baden Gemahlin. — —

Bereits 1830, als die polniſche Inſurrection uns zur Mobiliſirung der Armee zwang, traten die Uebelſtände unſerer Landwehrverfaſſung zu Tage und Frankreich wußte ſie zu benutzen. Noch deutlicher wurde dieſelbe anno 1831 und 32 bei den belgiſchen Wirren klar, wo Frankreich Antwerpen belagerte und wir ein Beobachtungscorps um Aachen aufſtellen mußten. Am ſchreiendſten aber zeigte ſich 1842 beim großen Manöver, das am Rheine zu Ehren der anweſenden Königin Victoria abgehalten wurde, die Haltloſigkeit unſerer Wehrverfaſſung. Man ſollte indeß noch lange und viel herbere Erfahrungen über ſie machen.*) — „So geht's nicht länger!" ſagte jeder Sachkenner in der Armee, — „aber ich habe Nichts!" erwiederte der Finanzminiſter. — Schweren Herzens

*) Bei Gelegenheit der Biographie des Miniſters Grafen von Roon wird eingehend über dieſe Zuſtände und die Entwickelung der Reorganiſation ſelbſt geſprochen werden. D. V.

ließ man Alles beim Alten, Gott im Stillen bittend, er möge uns nur in dieſem Zuſtande nie in den Krieg gehen laſſen! — Wir hatten auch Ruhe, funfzehn lange Jahre Ruhe, welche erſt ein Todesſchlaf, dann ein Morgenſchlummer voll toller Träume geweſen, aber mit einem wild trunkenem Erwachen enden ſollte, einem Erwachen zu einem neuen, grell hereinbrechenden Morgen, welcher uns mehr blendete als erleuchtete, der uns, — der das Heer nicht minder unvorbereitet fand, deſſen Schlagfertigkeit ſich in dieſer langen Zeit des Friedens nicht gerade ſonderlich verbeſſert hatte. —

Was wir mit Todesſchlaf bezeichneten, war die Epoche der dreißiger Jahre. — Der Morgenſchlummer voll toller Träume begann anno vierzig und dauerte ſieben Jahre. — Am 18. März 1848 aber erwachten wir Alle, hoch wie gering, auf ſehr unangenehme Weiſe!

Die dreißiger Jahre! — Wer jene Zeit noch erlebte, wird ſich der Stagnation des geiſtigen Lebens und der Sitten wohl erinnern, welche wie eine lähmende Krankheit unter uns um ſich griff. Der Bundestag und der heilige Bund waren gefürchteter wie die St. Hermandad unter Philipp II. Unſere ſtaatliche Politik nach außen hin war — metternichiſch. — — Eine kleine Wiederwehe der neuen Epoche erhob ſich 1838, aber doch unendlich leiſe nur zu ſpüren. Ein Wunder! Die erſte Eiſenbahn ging von Berlin nach Potsdam!! — Es war die erſte Ahnung der neuen Zeit. Nicht — Dunſt hieß ſie, wie die vollendete, Dampf war ihr Name! Die Erde iſt mit ihr kleiner, der Menſchengeiſt größer geworden. Ob — beſſer? — ob ſchlechter?! — Der Sohn dieſer Erde bleibt ſtets auf ſeinem, ihm von der Vorſehung angewieſenen, Niveau, über daſſelbe hebt er ſich nur, wenn er vom Dieſſeits in das Jenſeits ſcheidet! — —

1840 wurde ein zwiefach wichtiges Jahr für die Lebensprüfungen wie das künftige Familienglück Kaiſer Wilhelms. Derſelbe war gerade 43 Jahre, als ſeines königlichen Vaters Tod am 7. Juni erfolgte. — In Friedrich Wilhelm III. ging ein wackerer getreuer Landesvater zur Ruhe, ein ganzer Mann und kraftvoller

Charakter; zerzauſt, aber nimmer gebrochen vom ſturmbewegten Leben. Sein Volk betrauerte ihn mit ſo viel Liebe, wie nur ein guter Fürſt ins Grab mitnehmen kann, in dem Verewigten ſchied ja der edelſte Träger heiliger und ſtolzer nationaler Erinnerungen. — Friedrich Wilhelm IV. beſtieg den Thron. Bereits 17 Jahre vermählt und noch kinderlos, hatte er keine Ausſicht mehr, directe Erben zu gewinnen. So wurde denn am 15. October, — was er ſelbſt nimmer geglaubt hatte, unſerm jetzigen Kaiſer die Thronfolge mit dem Titel eines „Prinzen von Preußen“ zugeſprochen und er ward Statthalter von Pommern. An ihn, der bisher nur und ganz Soldat geweſen, traten jetzt gewiſſe politiſche Pflichten heran, doppelt ſchwierig gemacht durch die neuen Erſcheinungen der Zeit und daß man in ihm niemals die Fähigkeiten entwickelt hatte, welche den Regenten ausmachen, die er zum höchſten Glück aber in reichem, ganz ungeahntem Grade von Natur aus beſaß. — — —

Friedrich Wilhelm IV., ſein königlicher Bruder, war ein Unikum unter den Hohenzollern. Mit Keinem unter ihnen iſt er annähernd zu vergleichen, es müßte denn Kurfürſt Friedrich III., Preußens erſter König, ſein. Friedrich Wilhelm IV. war ein höchſt gelehrter und geiſtreicher König, eine Künſtlernatur obenein. Ins bürgerliche Leben verſetzt, würde er ſich mit ſeinen Gaben unbedingt zu einem ganz bedeutſamen Manne der Wiſſenſchaft oder der Kunſt gemacht haben. Was er aber Vortreffliches nach dieſer Richtung hin beſaß, hinderte ihn offenbar, ſo König ſein zu können, wie ihn die heran-, ſagen wir — die hereinbrechende Zeit nothwendig brauchte. Er war choleriſch-ſanguiniſchen Temperaments, unendlich weich und romantiſch ſchwärmeriſch, dann wieder witzig bis zum Sarkaſtiſchen! „Er wurde auch leicht heftig und leidenſchaftlich; ſeinen Gefühlen fehlte es an Begrenzung“, — ſo wurde uns verſichert. Unter ſeinen Erziehern hat es vermuthlich niemals einen Pſychologen gegeben! — So war er König geworden und mit dieſem Augenblicke war auch ſeine „Zeit in Unruhe“. — Der Todesſchlaf der Nation hatte eben aufgehört, — jener wirre Morgenſchlummer voll ſeltſamer Träume brach an, den wir vorhin

angedeutet haben. Die Welt wurde unruhig, der Monarch mit und natürlich mußte ſein Bruder und Nachfolger ebenfalls lebhaft afficirt werden. —

Das Jahr 1840 legte aber auch den Grund zu Kaiſer Wilhelms künftigem, vollendetem Familienglücke. Am 10. Februar nämlich vermählte ſich Königin Victoria mit Franz Albert von Sachſen-Coburg; es war eine Wahl aus gegenſeitiger heißeſter Neigung. Am 21. November deſſelben Jahres wurde die Princess royal Victoria geboren; in Ihr ſollte Kaiſer Wilhelm und dem ganzen Zollernhauſe einſt aber eine Freudenſonne aufgehen. —

Die höchſt übertriebenen Vorſtellungen, welche man ſich im Lande von der da ſein ſollenden großen Liberalität des Königs gemacht, die Hoffnungen, welche man an ihn als Kronprinzen geknüpft hatte, verleitete die Nation, ihn, der ſich ins Regiment erſt finden, in ſeine neuen Pflichten einleben mußte, mit Erwartungen und Wünſchen in demſelben Jahre noch zu — ja, faſt zu überfallen! Er ſtutzte und trat ſcheu zurück. Das Land ſtutzte und — war enttäuſcht! Am 7. September deſſelben Jahres erinnerte nämlich der Landtag in Königsberg den König an die Verfaſſung, im nächſten Jahre that es die Stadt Breslau, anno 1843 that daſſelbe der Poſener Landtag. Die bekannten „vier Fragen“ Jacobi's ſchlugen wie die Lunte ins Pulverfaß; dieſer Mann erſchien damals als ein andrer Sieyes. — Arbeiterkravalle in Danzig und verſchiedenen anderen Orten mußten erſtickt, die Cenſur verſchärft werden. — Aus dem loyalen Stadium der Bitten, die das Land nicht ohne Berechtigung im Herzen trug, traten nun Diejenigen heraus, welche ihr politiſches — Hochgefühl nicht mehr halten konnten. Der Kampf begann mit heimlich gedruckten, raſend verkauften Büchern, welche von jetzt ab Staat und Glauben erbarmungslos angriffen; die Lichtfreunde, die Chriſtkatholiken folgten, die Demonſtration der Königsberger Univerſität (1844), die polniſche Verſchwörung, welche 1846 entdeckt wurde, die Malice Heinrich Heine's „à la bohémienne“ und Georg Herwegh's romantiſches Panzerraſſeln! Darauf fanden die ſocialiſtiſch-republikaniſchen Doctrinen Frankreichs ihren deutſchen Abklatſch in der

Max Stirner'schen und Weitling'schen Schule. — — Ein einzig wahrhaft fröhliches und echt deutsches Moment in dieser ganzen Zeit war's, als 1840 Frankreichs Rheinlust, durch Herrn Thiers geweckt, Becker's Lied erweckte:

„Sie sollen ihn nicht haben,
„Den freien deutschen Rhein!"

Es war dieselbe Zeit, wo in der Stille „Die Wacht am Rhein" entstand. — 1846 erkannten die damaligen Herren preußischen Minister doch endlich den öffentlichen Schaden. Sie gingen behutsam daran, ihm zu steuern, aber — vermochten es jetzt nicht mehr. Der Dämon der Zeit war zu stark, die Engel der Regierung aber hatten keine Flügel! Erst allzukurz vor der Katastrophe machte man den Versuch, die Nation einmal selbst über ihre abnorme Lage urtheilen zu lassen. — Am 2. Mai berief Minister von Eichhorn eine Generalsynode, um die streitenden religiösen Parteien zu einigen. Der Versuch mißlang, mußte diesem Minister in solcher Zeit mißlingen. Den 17. Juli desselben Jahres wurde ein modificirtes Geschworenengericht eingeführt, 1847 am 3. Februar versammelte ein königliches Decret die acht Provinzialstände in Berlin zum ersten vereinigten Landtage. — Möglich, daß, sechs Jahr eher berufen, derselbe das Land gerettet, daß die Februar-Revolution in Paris unser Preußen wenigstens bereits in einer verfassungsmäßigen Fassung gefunden hätte. So aber verloren wir den Kopf und — was schlimmer war, Diejenigen verloren ihn zuerst, welche der argen Zeit hätten den Kopf bieten sollen! Diesen Kopf wollte ihm Wilhelm, Prinz von Preußen, bieten, aber ihm fehlte die Stütze! Noch mehr, Die welche schuldig waren, — wenn's überhaupt Einer war, — die Mitglieder des Cabinets, waren feige genug, den blinden Volkshaß auf ihn abwälzen zu lassen und sich im Dunkel des Privatlebens zu verkriechen. Ihren Herrn und König ins Misère zu bringen, waren sie beschränkt genug, aber als Edelleute sich vor ihn zu stellen und zu erklären: „Wir sind's, die Eurem Hasse stehen, ehret den König!" dann aber zu fallen als leuchtend Beispiel altpreußischer Opfertreue, — dazu hatte Keiner dieser Biederen den

Männermuth, der nicht blos vor Königsthronen am Platze ſein ſoll!!

Bei der Kataſtrophe von 1848 war die Meinung im radicalen Lager, — denn „Radicale“ nannten ſich damals Alle, welche die Zuſtände des Staats mit der Wurzel ausrotten wollten und nicht bedachten, daß ihnen wahrſcheinlich auch dann der Staat in Fetzen an den ungeſchickten Fingern blieb, — kurz im radicalen Lager war die Meinung ſtark verbreitet, mit dem Staatsoberhaupte bald fertig zu werden, aber man ahnte, daß man mit Wilhelm, Prinzen von Preußen, mit dem Soldaten, dem Hohenzollern, welchem ſeine Würde über ſein Leben ging, nicht fertig werden würde! Deshalb ſah der Radicalismus den prinzlichen „Gamaſchen-Soldaten“, wie er ihn nannte, ſcheel an, deshalb, als die Bewegung wirklich anbrach, haßten ihn die Extremen, denn ſie fürchteten ihn, und Derjenige gerade mußte weichen, welcher der ſchlecht verkappten Furcht hätte drohen können. — — Weswegen eigentlich die Bewegung in Berlin losbrach, — ehrlich geſagt, wir wiſſen es nicht! — Leider hatten wir von Kindesbeinen an auf die Herrlichkeiten jenſeits des Rheines ſchielen gelernt; auch — die Fürſten ſchielten! Letztere nahmen ſich zu lange den grand Louis quatorze zum Vorbild nebſt ſeinem „l'état c'est moi“ und bedachten nicht, daß dieſe Floskel ihn zum blutigen Chriſten und Unterthanenverfolger, zum Berauber ſeiner Nachbarn gemacht hatte, Er übrigens gar nicht, ſondern Madame de Maintenon und die Jeſuiten eigentlich der „Staat“ Frankreich geworden waren! Der Radicalismus ahmte nun auch in Deutſchland die franzöſiſche rothe Mütze eben ſo nach, wie vordem unſere deutſchen Fürſten die „lilionaise de Bourbon!“ Das iſt für die Märztage in Berlin die einzige, — obwohl etwas matte Entſchuldigung. —

Das Gehen war für den Prinz-Regenten gefahrvoll, aber nur für den Prinzen, ſein Bleiben wäre, inmitten dieſer maßloſen Berſerkerwuth, indeß gefahrvoll für das ganze Haus der Hohenzollern geworden. Unſer Kaiſer wählte das erſtere, und daß das Gehen mit äußerſter Gefahr für ihn verbunden geweſen, werden wir zum Schluſſe durch ein rührendes Factum

beweiſen, was unſern kaiſerlichen Herrn faſt anbetungswürdig macht! — —

Der arme König, — er blieb allein! Ein neues Cabinet kam, dem noch viele folgen ſollten. — Wir wollen übergehen, daß es bei uns in jenen Tagen höchſt komiſche Schablonen der Mirabeaus, Dantons, Marats und Robespierres in ſtark homöopathiſcher Verdünnung gab, auch von der ſeligen Bürgerwehr wollen wir ſchweigen. Die Nationalverſammlung, welche große Luſt hatte, ſich zu einem kleinen, etwas zahmeren Convente zu etabliren, kam bis zur Steuerverweigerung; die brach ihr den Hals! Längſt waren die Vernünftigen von den Wallungen ihres erſten politiſchen Debuts abgekühlt; die Provinzen murrten, die Nationalverſammlung fiel auseinander. Wie bei jedem Kriege, ſo auch beim Wortkrieg, folgt dem Zwieſpalt im eignen Lager immer die Deroute! —

Im Juli kehrte Prinz Wilhelm von Preußen nach Berlin zurück. Er trat als Mitglied für Wirſitz in die Nationalverſammlung, erſchien begreiflicherweiſe indeß nur einmal. — Der unbeſtreitbar komiſche, ziemlich unſchuldige Zug, welcher in der Straßendemokratie bisher gelegen hatte, machte endlich einem leider zu fürchterlichen Ernſte Platz, — der ſocialiſtiſchen Arbeiterbewegung. Der franzöſiſche Communismus und die herrſchende große Brodloſigkeit hatten das importirte Teufelsei ausgebrütet. Umſonſt ſuchte der Berliner Magiſtrat dieſe Bewegung zu dämmen, indem er Tauſenden bei Anlage des neuen Canals Arbeit gab, am 16. October brach dennoch die Emeute in ſchreckhafteſtem Maße los. — Arbeiter kämpften gegen Bürger, das Blut floß! Mit Entſetzen erkannte Berlin, was es in ſeinen Mauern barg! — Die letzte Selbſttäuſchung fiel, man ſah den Abgrund dicht vor ſich. Das war der rechte Moment für die Regierung, endlich dem Chaos ein Ende zu machen! — Wie viel der Prinz von Preußen zu dieſer heilſamen Ernennung beitrug, wiſſen wir nicht, daß er zu ihr beitrug, iſt anzunehmen. Feldmarſchall Wrangel, ſeit dem 17. September bereits zum Commandeur in den Marken ernannt, rückte am 10. November von allen Seiten in Berlin ein, die Bürgerwehr ward aufgelöſt. Am 15. wurde die National-

verſammlung geſprengt. Obwohl mit ſchwerer Sorge von der Einwohnerſchaft erwartet, wurde doch das Militär wie ein Schützer und Befreier empfangen. — Die Scenen am Schauſpielhauſe, Papa Wrangel inmitten der erregten Maſſen, kaltblütig, trocken, hatten manches Draſtiſche, aber Wrangel war damals ein Held, und von dieſem Tage an datirt ſeine große Volksbeliebtheit. — Ein Held ſagen wir mit Recht! — Es iſt nämlich für einen kommandirenden Offizier eine weit leichtere Aufgabe, ſeine Truppe durch ein höchſt gefährliches Defilée gegen den Feind zu führen, als gegen die eignen Landeskinder, gegen eine inſurgirte Hauptſtadt, welche einerſeits möglichſt geſchont, dennoch aber ſcharf angepackt werden muß, um ſie von unreinen Elementen zu befreien. Wir ſtanden damals ziemlich auf demſelben Punkte der „Commune", wie das Paris von 1871. Nur daß wir eben keine Franzoſen geweſen ſind, die Regierung aber eher bei der Hand war, machte die Gräuel unmöglich, welche Paris nachmals erdulden mußte. — Die Art nun, wie der greiſe Marſchall Wrangel tactvoll und doch entſchieden ſeine dificile Aufgabe löſte, erwarb ihm ſowohl den Dank ſeines königlichen Herrn wie die Zuneigung der Berliner, obſchon der alte, ehrwürdige Herr in jenen Tagen ſicher nicht der Anſicht, wie ſpäter, geweſen iſt: „das Vox populi ſei das Vox dei!" — Der Belagerungszuſtand kam, und das Miniſterium Brandenburg-Manteuffel. Sein Werk war die octroyirte Verfaſſung mit dem Zweikammerſyſtem. — Herr von Bismarck-Schönhauſen, ſo wenig er bisher an die Oberfläche getreten war, hatte doch ſchon bereits den Haß der Demokratie auf ſich geladen und war dem Könige, zumal Wilhelm Prinzen von Preußen, als ein Mann werth geworden, der bis zum letzten Hauche zur Krone ſtand. Daß dies damals gefährlich war, hat das Septemberblutbad in Frankfurt bewieſen! Bismarck beſaß bereits zu jener Zeit ſchon genug Einfluß auf die königlichen Brüder, um den älteren Manteuffel zum Miniſter-Portefeuille empfehlen zu können.*)

Traurig, wie die inneren, ſo düſter und verworren waren die

*) Heſekiel's Buch vom Grafen Bismarck. Leipzig. 1869.

äußeren Verhältniſſe. Das revolutionirte Wien mußte belagert werden, indeß man in der Paulskirche mittels Reichverweſung die deutſche Einheit ſchaffen wollte. Kaiſer Ferdinand I. dankte zu Gunſten ſeines Neffen Franz Joſeph ab, Ludwig von Baierland für ſeinen Sohn, Maxmilian II., die franzöſiſche Republik aber ging unter im Cäſarenthume Napoleon's III. Was uns noch viel näher anging, waren jedoch die Zuſtände in Schleswig-Holſtein, in Dresden, in Baden und der Pfalz! —

Am 20. Januar 1848 war Chriſtian VIII. von Dänemark geſtorben, Friedrich VII. nahm die Krone, der letzte des Mannesſtammes dieſer Dynaſtie. Noch ehe der Januar zu Ende ging, verkündete der neue Dänenkönig die heilloſe Geſammtſtaatsverfaſſung, welche die Herzogthümer däniſirte! Da erhob ſich, von der Zeitſtrömung getragen, Schleswig-Holſtein im Volkskriege; eine Freiſchärler-Campagne begann. Die deutſchen Staaten konnten, ſelbſt gefährdet, wenig genug für dieſe maltraitirten Länder thun; Preußen ſendete ein Corps unter Wrangel. Die freiheitsmuthigen Guerillacorps, welche ſich in Deutſchland bildeten, waren doch nicht genügend, das däniſche Heer zu beſiegen. — Von 1848 bis 1851 dauerte dieſer Kampf. General de Meza's wohlgeſchulte Colonnen ſchlugen die Combattanten von der Tann's bei Miſſunde, Bülow mußte Alſen räumen, am 6. Juli 1849 ſiegten die Dänen bei Friedericia, im Juli 1850 bei Idſtedt, das „meerumſchlungene" Schleswig-Holſtein ſchien ewig däniſch bleiben zu ſollen. — — 1849 am 26. Februar wurden die neuen Kammern in Berlin eröffnet; das Abgeordnetenhaus erkannte die von der Regierung gegebene Verfaſſung an. Daß die Polen eine neue gute Gelegenheit zu abermaligem Aufſtande nicht vorübergehen laſſen würden, war gewiß; der Inſurrectionskampf unter Mieroslawsky begann und im Poſenſchen artete der Deutſchenhaß in förmlichen Racenkampf aus. Das Treffen von Exin beendete ſchließlich dieſes nutzloſe Morden. — Im Sommer 1848 hatte auch der badiſche und pfälzer Freiſchärlerkrieg mit einer Reihe von kleineren und größeren Gefechten begonnen, er mußte im folgenden Jahre endlich mit Energie unterdrückt werden. Dieſe peinvolle Aufgabe fiel dem Prinzen Wilhelm von

Preußen, unſrem Kaiſer, leider zu und er löſte ſie höchſt ungern. Dem Manne, der bis dahin für gewaltſam, als ein Ebenbild des eben ſo in Deutſchland gefürchteten, wie gehaßten Kaiſers Nicolaus gegolten, that das Herz bei Ausübung dieſer Pflicht ſehr weh, durch welche im glücklichſten Falle wenig Ruhm zu holen war. Er entledigte ſich ſeines leidigen Amtes nicht nur wie ein braver Soldat, ſondern auch als Chriſt und ſchmerzbewegter Menſchenfreund. Folgender Charakterzug ſagt Alles.

Bei einem Gefecht mit Inſurgenten, dem Kaiſer Wilhelm perſönlich beiwohnte, war ein Freiſchärleroffizier von ſeiner Truppe getrennt worden und kam, von preußiſchen Soldaten hitzig verfolgt, in ſeine Nähe. — Der Prinz war Freimaurer, der Rebelle auch! In der Todesnoth rief der Mann mit der rothen Feder auf dem Hute ihn flehend an und gab ſich zu erkennen. Eine Minute ſpäter wäre er eine Leiche geweſen. Da ſprengt der hohe Herr heran, befiehlt den wüthenden Kriegern, ihres Gegners zu ſchonen und wechſelte einige Worte allein mit ihm. Am nächſten Tage reiſte derſelbe Inſurgent als freier Mann und reichlich unterſtützt nach Holland, von dort nach Amerika! — —

Der Dresdner Aufſtand im Mai 1849, welchen Preußen gleichfalls dämpfen mußte, trug ihm auch wenig Freude ein. Die Reichsverſammlung in Frankfurt machte ein großes Hallo darüber, zumal ſie ſich in ihrer Würde von Preußen bereits höchlich beleidigt fühlte. Gewiß wäre es bequem, ſicher weit angenehmer geweſen, wenn man in Berlin der lodernden Flamme der Empörung im Hauſe des Nachbarn ruhig zugeſehen hätte, bis dieſelbe vielleicht mit Untergang der Monarchie daſelbſt geendet hätte. Ein Louis Napoleon würde das ſicher gethan und ſich ſtill vergnügt die Hände dabei gerieben haben. Durfte ein Hohenzoller ſeinen Freund und Bundesgenoſſen in ſolcher Gefahr verlaſſen, ein deutſcher Fürſt den andern? Die unterlaſſene Pflicht wäre ſchimpflicher geweſen, als die geübte peinlich war! — Das Frankfurter Parlament aber grollte Preußen und proteſtirte gegen deſſen Intervention, weil von ihm am 3. April die deutſche Kaiſerkrone Friedrich Wilhelm IV. angeboten, ſie jedoch abgelehnt worden war.

Es gehörte wirklich ein sehr schwacher politischer Verstand dazu, das übel zunehmen. — Abgesehen, daß die Reichsversammlung überhaupt keine Krone zu vergeben hatte, weil eine solche eben so wenig bestand, wie der Organismus und die Mittel, eine so erlangte Herrlichkeit zu stützen, König Friedrich Wilhelm IV. hätte dieselbe wahrscheinlich auch mit dem Schwerte gegen alle anderen deutschen Fürsten, gegen Frankreich, Dänemark und Schweden vertheidigen müssen. Am 14. Mai erklärte das Berliner Cabinet auf diesen Protest also: „daß es die Frankfurter Reichsversammlung nicht als berechtigte Vertretung der deutschen Nation anerkenne." Am 15. desselben Monats erschien dann eine Proclamation Friedrich Wilhelms IV., welche eine, den „Bedürfnissen Deutschlands entsprechende Regelung der Bundesverfassung" verhieß. — Diese Proclamation beruhigte die erregte Stimmung in Deutschland zwar ungemein, wie sie jedoch zur realen Wahrheit werden sollte, ist etwas schwierig einzusehen. Seit Frühjahr war Preußen schon mit Oesterreich betreffs der deutschen Frage in Notenwechsel getreten; Wien jedoch lehnte Alles ab. Metternich war seit dem 31. März 1848 nämlich abgetreten, die neuen österreichischen Heilkünstler, welche ihm folgten, wollten nun noch habsburgischer sein, als der Kaiser! Seit Carolus quintus hatte Oesterreich zwar nie andere als habsburgische Hauspolitik getrieben, seit dem Jahre 1848 aber trieb es auch noch politische Experimental-Chemie dazu! —

Bei uns hatten sich inzwischen die Zustände theils verbessert, denn Berlins Belagerungszustand war endlich aufgehoben worden, theils aber hatten sie sich verschlechtert, und daran war die ganze „liberale Mehrheit" des Landes Schuld. Dieselbe enthielt sich trotzig der Wahlen, mit der Minorität aber kam die Reaction zur vollendeten Blüthe. Die Conservativen waren damals königlich gesinnter, als Majestät selbst, und — horribile dictu, die Kammer verwarf die besseren Vorschläge der Regierung, unter der Narrheit beider extremen Parteien aber hatte das Volk zu leiden, welches der Regierung weit näher stand, als jede von diesen! — Die Stimmung zwischen Oesterreich und Preußen war indeß so gereizt

geworden, daß letzteres — mit schwerem Herzen an die Mobilmachung denken mußte. — Die Revision der Verfassung wurde als beendet erklärt, dieselbe in Kraft gesetzt und am 6. Februar beschworen. — Was Preußen von außen bevorstand, ward schon am 27. desselben Monats klar, Hannover trat vom Bündnisse mit uns zurück — also zu Oesterreich über; Rußland nahm auch eine drohende Haltung gegen uns an. — Oesterreich that jetzt seinen Hauptcoup, den verderblichsten auf uns; das Vierkönigsbündniß zwischen Baiern, Hannover, Würtemberg und Sachsen trat zu Tage, es gravitirte völlig nach Oesterreich. Beust und von der Pforten hoben damals frohlockend das neue deutsche Kind ihrer Laune aus der Taufe. — Im September constituirte sich Oesterreich nun mit diesen seinen deutschen Verbündeten als neuer Bundestag. Damit war unsere Exclusion so ziemlich ausgesprochen. Das aber mußte, so schien's, zum Kriege führen! — Die hessischen Wirren brachten auch noch den äußeren Anstoß. Baiern, vom neuen Bunde mit der Execution beauftragt, rückte in Hessen ein, wir protestirten und Steinmetz marschirte direct nach Cassel. Vergeblich suchte Rußland in den Warschauer Conferenzen Oesterreich und Preußen zu versöhnen; letzteres forderte den Wechsel im Bundesvorsitz, also Gleichberechtigung mit Oesterreich, Kaiser Franz Joseph aber sagte „Nein!" — Preußen machte mobil und Oberstlieutenant von Roon leitete diese Maßregel, welche nur als Prolog des Krieges zu verstehen war. Radowitz trat ab und Manteuffel I. als Minister-Präsident an die Spitze des preußischen Cabinets. — Am 6. November war die Mobilisirung angeordnet worden, am 27. bereits ging Manteuffel zu Schwarzenberg nach Olmütz, — Preußen hatte Oesterreich nachgeben müssen! — — Nicht blos die eben eröffneten Kammern beklagten und verdammten die schmähliche Punktation, welche dort vereinbart wurde, der König, Prinz Wilhelm, das Ministerium, kurz wer es mit dem Königshause, mit unserm Lande, mit Preußens Ansehen in der Welt nur aufrichtig meinte, beklagte es mit ebenso bitterem Schmerze. Aber schon stand ein österreichisches Armeecorps schlagfertig an unserer Grenze, wir aber waren nichts

weniger als in der Lage, ihm nur die nothwendigen Kräfte entgegenzustellen. Sollten wir einen Krieg führen, zumal uns auch Rußland bedrohte, von dem wir vor dem ersten Schusse schon wußten, daß wir ihn verlieren müßten?! Am 10. December begann unsere Abrüstung, dreizehn Tage später wurden die Dresdner Minister-Conferenzen eröffnet! —

Unsere Hülflosigkeit und Demüthigung hatte dennoch ihr sehr Gutes. Erstens suchte man jetzt bei uns gewiß aus ihr herauszukommen, zweitens verführte diese unsere Schlappe das jubilirende Oesterreich so wie Napoleon III., uns für viel schwächer, für bedeutend beschränkter zu halten, als wir denn doch waren. Ueber Olmütz allein nur führte unser Leidensweg nach Königgrätz und Sedan!! —

Dieser überstandenen Katastrophe folgte große Stille. Oesterreich war unser Herr, Rußland über den alten Bestand der Dinge beruhigt. Die Unzufriedenheit im Lande aber erheischte leider scharfe Maßregeln gegen die Presse. Die Ursache unserer Ohnmacht, welche offen vorlag und von Jedermann gefühlt wurde, mußte heimlich gebessert, ins Gegentheil verändert, durfte am wenigsten auf den Secirtisch der Tagespresse gelegt werden. Das hieß ja unseren Gegnern die tiefe Wunde erst recht zeigen, welche unsere ganze Existenz anfraß, hieß dieselbe förmlich auffordern, ihr mörderisch Eisen rücksichtslos in dieselbe zu stoßen! Während man trug, was einmal zu tragen war und nur daran dachte, unsere Stellung wieder würdiger zu gestalten, sendete man Herrn von Bismarck-Schönhausen an des Generals von Rochow Stelle als Gesandten nach dem Bundestage. Man mußte endlich einen geschickten und energischen Mann dort haben, welcher der Politik Schwarzenberg's die Zähne wies und mit den dortigen Macchiavellismen und Intriguen fertig zu werden wußte. Daß Wilhelm, Prinz von Preußen, an dieser heilsamen Ernennung wohl einigen Antheil hatte, bewies seine persönliche Anwesenheit in Frankfurt zu dieser Zeit, obwohl ihm Bismarck für einen Gesandten noch zu jung schien. Rochow äußerte selbst damals: „Ich glaube er (der Prinz) hätte ihm (nämlich Bismarck) nur

etliche Jahre mehr und graues Haar gewünscht; — ob man gerade damit die Pläne des Prinzen durchführen kann, ist doch fraglich!" *) —

Des Kaisers von Oesterreich Besuch in Berlin gab uns wenigstens nun die Gewißheit, daß wir „vor unseren deutschen Freunden" doch Wasserruhe hatten. — Der 8. Mai des folgenden Jahres war der Geburtstag des bekannten Londoner Protocolls und in Warschau trafen die drei Träger des heiligen Bundes, die Kaiser von Rußland und Oesterreich mit König Friedrich Wilhelm IV. zusammen. — —

Am 2. December machte der bekannte Staatsstreich Louis Napoleon zum Kaiser von Frankreich. „L'empire c'est la paix!" verkündete er. Nach noch nicht anderthalb Jahren kam der Krimkrieg. Die orientalische Frage sollte gelöst werden! — Rußland wollte einen großen Schritt in seiner Mission nach Osten thun, Preußen und Oesterreich blieben ja neutral. Napoleon aber, begierig, sein junges Kaiserthum in „Gloire" zu hüllen, vereinte sich mit England, um den großmüthigen Retter zu spielen. — Preußen hatte gewiß keinen Grund, sich in den Handel zu mischen; Rußlands Politik im Osten kann uns nie kümmern, uns eigentlich sogar ganz Recht sein. Oesterreich war jedoch nicht in diesem Falle. Besorgt, es könne im Orient jeden Einfluß verlieren und deshalb eifersüchtig auf Rußland, hatte es große Lust, sich auf Seite der anderen Partei zu schlagen. Es schloß mit Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß wegen der russischen Gefahr, die für uns eben keine war. Die Sache kam an den Bund, die vermittelnde Stellung, welche derselbe einzunehmen gedachte, schlug jedoch fehl. — Kaiser Nicolaus sah sehr wohl das Hinderniß, was ihm auf der Flanke erwuchs und konnte vielleicht ermessen, wie wir nur höchst passiv — dem Olmützer Drucke Oesterreichs nachzugeben gesonnen waren. Er zog klugerweise diejenigen seiner Truppen, welche bisher in den Donaufürstenthümern gestanden hatten, zurück, vergaß dem Hause Habsburg aber nimmer, daß es

*) Hesekiel's „Buch vom Grafen Bismarck".

ein sehr wenig freundliches Spiel mit ihm gespielt, eine Art stummen Liirten Frankreichs und Englands abgegeben hatte. Kaum war der letzte russische Soldat aber aus den Donaulanden, so zog sich Preußen auch vom Bündniß mit Oesterreich, also der Möglichkeit, in Action zu kommen, sofort zurück. — Das Jahr 1854 hatte uns die Neubildung der Ersten Kammer und damit den passiven Widerstand der Standesherren gebracht, aber auch das Jahdegebiet, welches wir erwarben. Die fortgesetzten Bemühungen Oesterreichs, das Cabinet von Berlin bei der orientalischen Frage zu engagiren, zeigten inzwischen, welcher Art seine wahre Gesinnung in dieser Sache war. — Rußland verlor das blutige Spiel im Osten; England, besonders Napoleon III. triumphirte, die Ruhmessonne des Oheims war wieder hergestellt! — Kaiser Nicolaus, ein Gigant an Charakter wie Körper, überlebte den Verlust an Ehre und Ansehen im Oriente nicht. Der verwundete Stolz brach ihm das Herz. Er fiel — und in ganz Europa hörte man's wiederhallen!! — Sein Tod am 2. März 1855 machte aber möglich, daß Alexander II., sein Sohn und Nachfolger, in den Frieden willigen konnte, weil er ja nicht Krieg geführt hatte. — Was sonst für sachliche Gründe auch vorliegen mochten, Frankreichs Sprache gegen Preußen wurde damals sehr gereizt; Napoleon war eben ein junger Sieger und empfand — „Rheinschmerzen!" Die Lage spitzte sich so zu, daß wir zur Kriegsbereitschaft schreiten mußten. Da wir auch noch die Werbungen für die englische Fremdenlegion verboten, war Albion uns nun auch nicht hold. — Noch war der orientalische Krieg nicht beendet, Dänemark im Norden uns übel gesinnt; hätten wir also Krieg am Rheine — bei Oesterreichs liebevoller Haltung — gehabt, wir wären aus der Scylla in die Charybdis gefallen. — Das Wetter ging indeß gnädig über uns hin, die Pariser Friedensconferenz, den 25. Februar 1856, versöhnte Alle, — von nun ab war Napoleon III. aber der größte „Fixer" in Politik und Frankreichs Uebergewicht in Europa entschieden. In der Reihe der Großstaaten stand es zuerst, wir aber — zuletzt! —

Schon waren wir im besten Zuge, nach der Depesche vom

1. Juni mit Oeſterreich vereint, des gequälten Schleswig-Holſteins uns anzunehmen, als im September der Teufel ein neues Ei in unſer Neſt legte; — überflüſſiger Loyalitätsraptus war die Urſache! König Friedrich Wilhelm IV. hatte Neuenburg der Schweiz überlaſſen, denn es koſtete uns mehr, als es einbrachte und lag geographiſch viel zu ungünſtig, um von uns weſentliche Vortheile ziehen zu können. Am 2. September machten indeß die Neuenburger Royaliſten einen Putſch, um den Canton für Preußen zurückzugewinnen, und das Abenteuer à la Don Quixote — mißlang! — Die edle Schweiz hätte ſich füglich mit unſerer Mißbilligung der Sache nun begnügen, die Wallungen eines alten Patriotismus wohl überſehen können, welche doch nur ein Sturm im Glaſe Waſſer geweſen. Es wollte die Rädelsführer jedoch mit allem Pomp beleidigter republikaniſcher Majeſtät proceſſiren, Geſchlechter, die edel, achtungswerth und in Preußen angeſehen waren und welche alte Anhänglichkeit an uns allein verleitet hatte, ſollten entehrt und ruinirt werden. — Preußens warme Vorſtellungen halfen nichts! Sich nach allem Erduldeten *nun aber noch* von den Herren Schweizern erniedrigen zu laſſen, ging denn doch über die zahmſte preußiſche Geduld! Unſer Geſandter ward abberufen, 130,000 Mann wurden gerüſtet und die Circularnote vom 8. December ſagte den Großmächten offen unſere Gründe. — Alsbald zeigte ſich Oeſterreichs alte Abneigung aufs Neue; es machte ſich zum Protector der Schweiz. Wir ſollten uns durchaus einmal Alles gefallen laſſen, was die Hofburg *verſtattete, das uns geſchehen dürfe*! — Frankreich war's, welches großmüthig zwiſchen der Schweiz und uns den Frieden zu Stande brachte. — Nun, wenn wir ſchon vor dem großen Habsburger zu Kreuze kriechen mußten, was ſollten wir uns von dem noch *größeren* Louis denn nicht ein Arrangement gefallen laſſen, das uns Ruhe gab und unſere Ehre anſtändig wahrte? Napoleon war ja eben der Allerweltsvetter! —

Dies ſelbe Jahr brachte ſchwere Trauer über das Haus Hohenzollern, ſtellte zugleich aber Wilhelm, Prinzen von Preußen, plötzlich in den Vordergrund und an die Spitze des Staates. Es

iſt überhaupt das Eigenthümliche im Leben unſeres kaiſerlichen Herrn, daß er immer zu dem berufen wurde, woran er nie dachte und daß die Vorſehung ihm gerade Aufgaben ſtellte, die glücklich und mit Ruhm zu löſen ihm vergönnt waren, an die er aber entweder mit Schmerz oder Unbehagen ging, oder welche ihn nie gänzlich vorbereitet trafen! — Im Mai 1857 ſtellten ſich nämlich die erſten Krankheitsſymptome bei Friedrich Wilhelm IV. ein. Der Aufenthalt in Marienbad erwies ſich nutzlos und, im Herbſt zurückgekehrt, traf ihn ein faſt tödtlicher Anfall ſeines Leidens. Das Jahr 1848 und Olmütz waren eben zwei Giftarten im Gemüthe, die weit kraftvollere Männer wohl als ihn niederwerfen konnten, Gifte, von denen das eine das andere verſtärkte! —

Die Vertretung des Staatsoberhauptes war unerläßlich. Wilhelm, Prinz von Preußen, übernahm die Regentſchaft auf drei Monate. — Sein vortrefflicher Erlaß an das Miniſterium erklärte: „wie er geſonnen ſei, die Verfaſſung feſt und treu in allen Stücken zu wahren und in deren Sinne zu regieren, ſo lange es ſein königlicher Bruder erforderlich erachten würde!“ Man hatte nämlich noch ſehr gegründete Hoffnung zur Herſtellung Sr. Majeſtät. — Als der Prinz von Preußen des Staates Zügel mit einer Art beſchränkter königlicher Befugniß ergriff — alſo nicht ſich, ſondern dem Könige, ſeinem Bruder und Herrn, verantwortlich war — zählte er 60 Jahre. — —

Betrachten wir ſeine Perſon nunmehr näher. — Der Wuchs unſeres Kaiſers geht weit über die gewöhnliche Mannesgröße, und es giebt nicht gar viel Leute in der Armee, die ihn und ſeinen Sohn, Prinz Friedrich Wilhelm („Unſern Fritz“) überragen, obwohl die Mark und Pommern doch ſeit König Friedrich Wilhelms I. Tagen als das „Land der großen Leute“ gilt. Der Kaiſer iſt breitſchulterig; die Bruſt breitgewölbt, die Haltung ſtraff, gereckt, militäriſch, würdevoll. Heute noch, funfzehn Jahr nach ſeiner erſten Regierungshandlung, kann er dem jüngſten Soldaten in der Haltung als Vorbild dienen, in ſeiner Jugend aber waren er, ſein Vater und Kaiſer Nicolaus anerkannt die drei ſchönſten Männer auf dem europäiſchen Continent. Was die Zeit inzwiſchen ihm an Jugend

nahm, das hat ſein Antlitz und ſein Weſen an jener hehren und doch heiteren, Ehrfurcht wie Liebe erweckenden Majeſtät gewonnen, welche mit dem Gefühl der Würde eine Leutſeligkeit zu verbinden weiß, deren Quelle dem edelſten und treueſten aller Herzen entſpringt. Dies offen ruhige Auge und wohlwollende Lächeln, das ſchimmernde Silberhaar von Locke und Bart, ſeine friſche roſige Geſichtsfarbe, macht ihn zu einem Sinnbilde deutſcher Jugendkraft im Greiſenthume, jenes goldenen Alters, das von uns Allen erhofft, — wem aber beſchieden iſt?! — Kaiſer Wilhelm I. iſt von einer Gewiſſenhaftigkeit, die bis ans Peinliche zu gehen vermag. Seine Einſicht betreffs der eigenen Perſon iſt eben ſo klar, die Milde ſeines Herzens, ſeine Pietät und Beſcheidenheit erweckt faſt Rührung. Er hat ſich nicht nur das tiefe, ſtille Gemüth ſeiner Jugend *bewahrt*, daſſelbe iſt ſogar immermehr zu religiöſer Freude und Heiterkeit erwachſen, jemehr die Vorſehung an ihm und durch ihn wirkte. Gewiß iſt er der demüthigſte und kraftvollſte aller Kaiſer! — Stets, namentlich aber während der letzten Jahre, iſt er in den Erinnerungen und Traditionen ſeines Vaters aufgegangen und nicht die geringſte Quelle ſeiner inneren Befriedigung und Gottesfreude iſt es, daß ihm gerade gelang, *Alles das* ſeinem Lande Preußen wie Deutſchland zu leiſten, was *Friedrich Wilhelm III. tief im Herzen trug*, aber nicht mehr *vollbringen* durfte. — Kaiſer Wilhelm iſt nicht ſpiritualiſtiſch wie ſein verſtorbener Bruder, er verliert ſich aber auch nie ins Abſtracte. Er beſitzt einen hohen Grad von Bonhomie und iſt ſicher, *niemals* zu verletzen, — mit einem Worte, er bildet den äußerſten Gegenſatz des düſteren, traurigen Mannes, der ihm zu Sedan mit ſeinem Degen ſein Schickſal übergeben mußte! —

Als der Regent Prinz Wilhelm 1857 die Führung des Staates übernahm, machte er den General von Manteuffel, einen Vetter des damaligen Miniſter-Präſidenten (ſeit 1848 Flügel-Adjutant des erkrankten Königs), zum Chef des Militär-Cabinets im Kriegs-Miniſterium. — Dieſer vielbeſchriene, *höchſt ſchief* beurtheilte Mann ſtand und ſteht noch in des Kaiſers größeſtem Vertrauen

und, was mehr ist, er verdient es!*) Im nächsten Jahre wurde auch Freiherr von Moltke definitiver Generalstabschef. Die nächste Amtshandlung des Prinzregenten war, durch das Wuchergesetz vom 29. November der drohenden Geldkrisis im Lande zu steuern. — Im nächsten Jahr mußte sein Mandat als Regent auf weitere sechs Monate verlängert werden, — seines königlichen Bruders Zustand ließ keinen Zweifel mehr übrig. Der Anfang dieses selben Jahres (1858) war für des Kaisers Herz andererseits besonders freudenreich, denn Prinz Friedrich Wilhelm, „Unser Fritz", vermählte sich mit der Princess royal von England, Victoria. Was für ein anmuthig frisches, seelenwarmes Element brachte sie nicht ins ernste, von Prüfungen und Sorgen genug belastete Zollernhaus!**) — — Wie der Kaiser sehr wohl wußte, an welchem Krebsschaden unser militärischer Organismus litt, beweist, daß er schon in demselben Sommer mit dem Divisions-General von Roon Besprechungen über die dringend nöthige Reorganisirung unserer Streitkräfte hielt.***) — — Im October 1858 endlich war das Unabweisliche gekommen, das Regentschafts-Provisorium konnte so nicht fortgehen. Das Staatsoberhaupt war hoffnungslos krank, die Art der inneren Politik aber nicht von der Art, mit welcher der Prinzregent nach seinen Grundsätzen wirthschaften konnte. Unser Kaiser konnte gewiß kein Fanatiker des Constitutionalismus sein, er war ihm noch ein fremdes Wesen, aber die Verfassung, so wie sie war, war beschworen worden, also mußte treu gehalten werden, — nicht weniger, nicht mehr! Nach diesem Maße allein schon bemessen, konnte das Ministerium Manteuffel-Westphalen die Probe vor des Prinzregenten klarem, unverrückbarem Gewissen nicht bestehen. Zustände waren offenbar geworden, die dem leisesten Billigkeitsgefühle zuwiderliefen. Noch mehr — es lag ein Schaden im Gewissenspunkte vor, der geradezu aller hohenzollernschen Tradition Hohn sprach! Leider war derselbe nicht

*) Das Weitere in Manteuffel's Biographie.

**) Biographie „Unser Fritz".

***) Biographie des „Grafen von Roon".

erſt von heute und geſtern. — Unter den Zuſtänden, wie ſie ſich damals nun verſchärft hatten, mit dieſen Factoren konnte der Prinzregent nicht fortarbeiten. Weil ſeine Staatsleitung vorerſt immer nur eine proviſoriſche geweſen, mußte ſie nothwendiger Weiſe eine abhängige ſein. Da das Ende von ſeines königlichen Bruders Leiden aber nicht abzuſehen war, erhielt dadurch die Stellung des Regenten etwas ganz Unleidliches, unter dem nicht er nur, ſondern die ganze Staatsverwaltung, vor allen Dingen des Landes Wohl empfindlich leiden mußte. Durch königliches Decret vom 7. October übernahm ſomit Prinz Wilhelm von Preußen als Prinzregent die Staatsgeſchäfte mit völliger Unabhängigkeit, Se. Majeſtät der König reiſte mit ſeiner Gemahlin nach Rom ab. —

Sofort kam ein friſcher Hauch in das Staatsleben. Tags darauf ward Miniſter von Weſtphalen entlaſſen. War die Olmützer Politik auch leider nöthig geweſen, ſo konnte das vom Prinzregenten erſtrebte Gegentheil doch unmöglich mit denſelben Männern ermöglicht werden, welche die erſtere in Scene geſetzt hatten. — Am 9. wurden beide Häuſer zu einem außerordentlichen Landtage einberufen und am 20. vom Prinzregenten eröffnet. An dieſem denkwürdigen Tage leiſtete er mit vollſter, innigſter Ueberzeugung den Verfaſſungseid! — Am 30. October war Kriegsminiſter Graf von Brandenburg geſtorben, am 6. November wurde das ganze übrige Miniſterium entlaſſen, und Preußen ſagte frohſten Herzens „Amen“. —

Unſere Zuſtände nämlich waren faſt wieder vormärzlich, das heißt „eichhorniſch“ geworden und mußten zu ähnlichen heilloſen Folgen führen. — Die religiöſe Richtung war hyperorthodox geworden. Ja nicht blos der Pietismus hatte ſich im Staate allmächtig gemacht, die Jeſuitenmiſſionen waren auch in einer Weiſe begünſtigt worden, daß ſelbſt das vorige Regiment vor den Folgen derſelben erſchrocken war. Von einer Beſſerung des Heerweſens konnte in dieſem Zwitterzuſtande von Verfaſſungsmäßigkeit und noch größerer Verfaſſungsloſigkeit alſo gar nicht die Rede ſein. — Das neue Miniſterium Schwerin-Auerswald-Patow-Schleinitz

war — leider ein liberales! — Leider? — Weil es unter dem Volke ſofort den Glauben erweckte, eine „neue Aera“, in der es Conceſſionen und Freiheiten regnen müſſe, werde jetzt anbrechen, während es für den Prinzregenten nur die eine Pflicht gab, zur Verfaſſung zurückzukehren, getreu an ihrem Wortlaut zu halten, und auf Grund derſelben mit den Organen der Volksvertretung vor allen Dingen den Zuſtand des Heeres und des Landes zu beſſern! Ein Miniſterium konnte zu dieſem Zwecke nur dann erſprießlich wirken, wenn es — nicht reactionär etwa (das war der Kaiſer ſelbſt nicht), aber doch mehr nach der Krone, als der Landesvertretung gravitirte, ſich von dem eigenen Liberalismus alſo nicht auf eine ſchiefe Ebene bringen ließ, auf der es nothwendiger Weiſe von der Seite des Herrſchers herab in die Zweite Kammer gleiten und ſelbſt Parteiorgan werden mußte. Daß dies in der wichtigſten Frage dem Miniſterium Auerswald-Schwerin paſſirte, es ſich dadurch — wenn nicht gerade zur Mutter, ſo doch zur Amme des nachmaligen Verfaſſungs-Conflicts machte, wird bei Gelegenheit der genaueren Schilderung des Ganges der Armee-Reorganiſation erklärt werden. — Der Regent richtete am 8. November an die neuen Miniſter eine Anſprache, in der er erklärte: „daß von einem Bruche mit der Vergangenheit nicht die Rede ſein ſolle. Es ſolle nur die ſorgliche und beſſernde Hand angelegt werden, wo ſich Willkürliches und gegen die Bedürfniſſe der Zeit Laufendes zeige. Verſprochenes müſſe treu gehalten, Nichtverſprochenes muthig gehindert werden.“ Vor Allem warnte er vor der „liberalen Phraſe“. — Als die zwei ſchwierigſten Aufgaben nannte er die „kirchliche, da auf dieſem Gebiete viel vergriffen worden ſei“, es mußte den Beſtrebungen entgegengetreten werden, „die Religion zum Deckmantel der Politik zu machen!“ — Dann betonte er die Dringlichkeit der Heeresbeſſerung, zu der „Ruhe und Geld“ gehöre. — Wahrhaftig, wer in dieſen Worten nicht den Kaiſer Wilhelm I. ganz und gar erkannte, ſeinen Charakter wie ſeine Geſinnung, der braucht ſich auf ſein pſychologiſches Talent eben Nichts einzubilden! —

Daß die Stimmung ganz für die neue Regierung ſein werde,

als am 12. Januar 1859 der neue Landtag zuſammentrat, war vorauszuſehen. Um aber dauernde Einigkeit in den Maßnahmen zu erzielen, war nöthig, daß die Miniſter das Programm des Regenten verſtanden und eine längere Zeit des Friedens es ermöglichte, dieſe Maßnahmen, welche „Ruhe und Geld“ erforderten, auch ins Leben rufen zu können. Beides ſollte nicht der Fall ſein. Das Jahr 1859 brachte nämlich den italieniſchen Krieg, alſo die Unruhe und den Reorganiſations-Conflict, alſo die Geldverſagung! — Weshalb dieſer Krieg ausbrach, zu ſagen, iſt unſere Sache nicht. Napoleon ſuchte ein Mittel, die Schwierigkeiten, welche ihm im Innern Frankreichs erwuchſen, durch Siege im Auslande zu calmiren und die „Miſère“ mit dem „Preſtige“ zu vergolden. In der italieniſchen Frage war das Berliner Cabinet urſprünglich mehr für Oeſterreich, Rußland mehr für Frankreich: Preußen aber war zugleich beſtrebt, Deutſchlands Unabhängigkeit zu wahren, es nicht wie unter dem großen Kurfürſten und Friedrich I. für Habsburg die Kaſtanien aus dem Feuer holen zu laſſen. Dies jetzt wieder zu ſollen, bei unſeren Zuſtänden, machte uns bedenklich und — rettete uns! — Die Frage lag für uns nämlich ziemlich ebenſo wie im Krimkriege, nur bedeutend ernſter und erheblich näher. — Während die Meinung noch ſchwankte, ob wir Oeſterreich ſich ſelbſt zu überlaſſen hätten, erleichterte das Wiener Kabinet dem Regenten die Entſcheidung. Es ſuchte ohne Preußens Vorwiſſen mit mehreren deutſchen Regierungen am Bundestage einen Beſchluß zu erzielen, durch den Preußen gezwungen werden ſollte, für Oeſterreich ſein Heer zu ſtellen. Das war ſelbſtredend erfolglos. Um Preußens Hülfe nun zu erhalten, erſchien Erzherzog Albrecht direkt in Berlin, Oeſterreich aber richtete fünf Tage ſpäter (9. April) an Sardinien ſeine voreilige Aufforderung abzurüſten. — Drei preußiſche Armeecorps wurden mobil gemacht: Sardiniens Ablehnung brachte ja die Gewißheit des Krieges. Nachdem der Landtag für die Kriegsgefahr die nöthigen Mittel bewilligt hatte, ward er (14. Mai) geſchloſſen. — Unſern guten Willen hatten wir Oeſterreich gezeigt, England war überdem bereit geweſen, des Kaiſers Länderbeſitz zu garantiren,

wenn er die italieniſche Frage einem Congreß anheimgeben wolle; ſeine dazwiſchen geſtellte Forderung indeß, Sardinien ſolle abrüſten, hatte jeden Ausgleich unmöglich gemacht! — Um Deutſchlands Sicherheit zu wahren, trug Preußen beim Bunde die Kriegsbereitſchaft an und als der Krieg ausgebrochen war (14. Juni) mobiliſirten wir unſere ganze Armee. Dies war für uns ein Augenblick ſchwerſter Beſorgniß! Dieſelbe aber ſollte — durch die Selbſtſucht Oeſterreichs — völlig gehoben werden, das uns in den Kampf reißen wollte, ehe die moraliſche Nöthigung für uns eintrat. Berlin proteſtirte gegen die aggreſſiven Wiener Anträge beim Bunde! Die „ſchönen Tage von Olmütz“ waren ja nun vorüber, — majoriſiren ließ man ſich nicht mehr!! — Umſonſt erſchien Fürſt Windiſchgrätz; — der öſterreichiſche Vermittelungsvorſchlag beim Bunde (7. Juli) war auch völlig unnöthig, denn ſchon vier Tage ſpäter mußte Oeſterreich den Frieden von Villafranca unterzeichnen, welcher ihm nur noch — Venetien als Beſitz in Italien ließ! —

In Berlin fiel mancher Stein von manchem Herzen, — und am 25. deſſelben Monats demobiliſirten wir. — Dieſer raſche Friede hat uns von großen vorausſichtlichen Uebeln befreit und mehrfach Gutes gebracht. Oeſterreich mußte uns — in der Noth — die Mitbeſetzung Raſtatts zugeſtehen, alſo die Deckung Süddeutſchlands gegen den Rhein. — Unſer Miniſterium beſchränkte jetzt freiwillig das geheime Preßbüreau, das polizeiliche Vereinsbüreau ward aufgehoben, die Generalverſammlung des deutſchen Nationalvereins konnte frei in Berlin tagen. Man hatte das der Geſinnungstüchtigkeit unſerer Preſſe und ihrem völligen Einvernehmen mit der vorſichtigen Politik unſerer Regierung während des Krieges zu danken. Verſtand ein Volk ſeine Regierung ſo tüchtig, dann verſtand es nach einem ſo kurzen und furchtbaren Kriege doch wohl gewiß auch, daß man in der Armee ein Mittel haben müſſe, ähnlichem Unglücke, wie das Oeſterreichs war, unter allen Umſtänden zu entgehen. Schon im November war die Reorganiſation dieſe Exiſtenzfrage — denn das war ſie uns nun geworden —, in Berlin durch commiſſariſche Verhandlungen, erſt unterm Vorſitz des

Feldmarschall von Wrangel, dann unter dem persönlichen des Prinzregenten erörtert worden. Den 5. December wurde General von Roon Kriegsminister. Bonin dankte ab, der Erste dieses Ministeriums, das auf der selbstgewählten Bahn ausglitt, nachdem es dem Liberalismus Concessionen gemacht hatte, welche unmöglich waren, sollte nicht Das gefährdet werden, was man nach allen, zumeist den jüngsten Erfahrungen als das letzte Heil der preußischen Integrität erkennen mußte. —

Am 12. Januar bei der Landtagseröffnung verkündete die Thronrede die Bereitwilligkeit, am europäischen Congresse wegen Beruhigung Italiens theilzunehmen, ferner die Aenderung der Bundesverfassung und die Reorganisation des Heeres. Am 10. Februar wurde der Reorganisationsplan von Minister von Roon dem Abgeordnetenhause vorgelegt. — In den Kampf, der sich erhob, hier einzugehen, ist nicht der Ort. Eins aber, was bei dieser Streitfrage die Person unseres Kaisers angeht, finde seine Stelle. — Damals war im Volke, wie in parlamentarischen Kreisen die Meinung verbreitet: „Der vortreffliche Bonin habe abgehen müssen, weil er die Reorganisation nicht billigen konnte und General von Roon, der Vater der Reorganisation, sei Minister geworden, um sein Kind aus der Taufe zu heben!“ Daß dies grundfalsch war, erklärt sich später.*) In Folge dieser Anschauungen und weil man auf der unmöglichen zweijährigen Dienstzeit bestand, ging die Opposition sowohl Roon, als seinem vermeintlichen Plane zu Leibe! — —

Der 15. Mai 1860 war ein eigenthümlicher, für die Lage der Dinge bedeutungsvoller Tag. — Eine Cabinetsordre hatte am 15. die Bildung der neuen, sogenannten „combinirten“ Infanterie-Regimenter aus den vorhandenen Landwehr-Stamm-Bataillonen befohlen. Hierzu ersuchten nun am 15. Mai die Minister ganz verfassungsmäßig das Haus um neun Millionen für die Zeit vom 1. Mai bis 30. Juni. — — Das Haus der Abgeordneten ertheilte auch darauf der Regierung, nachdem Herr von Patow deren

*) Biographie des Grafen von Roon.

Vorlage erläutert hatte, die Genehmigung. Hatte doch nach dieſer neuen „Gloire“ Napoleons Jeder das dunkle Gefühl, einmal komme die Reihe an uns ebenſo, wie an Oeſterreich und Rußland! In ſoweit war Alles gut. — Der Referent der Commiſſion des Hauſes — Herr von Vincke — ſollte aber die unſchuldige Urſache einer Kataſtrophe werden! Nicht nur, daß er, trotz der Genehmigung des Geldes, in ſeiner Rede das Haus gegen die Meinung verwahrte, „als ob durch Annahme des Proviſoriums die Bedenken und Differenzen in der Commiſſion betreffs definitiver Erledigung der Sache aufgegeben würden“, er wollte auch dem Miniſter von Roon den deutlichen Beweis geben, daß er an deſſen Stelle viel ſchlauer gehandelt haben würde, um daſſelbe zu erreichen. Er ſagte: „Man hat in den letzten Tagen daraus Zweifel entnehmen wollen, daß die Regierung (am 5. Mai) combinirte Infanterie-Regimenter errichtet hat. Ich geſtehe offen, daß ich dieſen Schritt der Regierung nicht für glücklich und weiſe halte. Wenn die Regierung das nach vierzehn Tagen (alſo etwa am 19. Mai) gethan hätte, ſo würde es vielleicht weiſer geweſen ſein, weil man dann nicht unnöthige Beſorgniſſe hervorgerufen und zu gewiſſen Deklamationen der Preſſe Veranlaſſung gegeben hätte. Die Regierung wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich ſage, es ſind noch mehrere ſolche Ungeſchicklichkeiten im Verlaufe der Verhandlungen vorgekommen; aber wegen vorübergehender Ungeſchicklichkeiten ſoll man doch die Sachlage nicht anders beurtheilen, als ſie wirklich iſt!“ — Das war ein Meiſterhieb des Herrn von Vincke, nur daß er Den nicht traf, welchen er treffen ſollte, aber deſto ſchlimmer Den traf, auf den er gar nicht berechnet war! —

Miniſter von Roon war über die „Ungeſchicklichkeiten“ mit Recht beleidigt, weil er ſie als Miniſter nur auf ſich beziehen konnte. Vergebens daß der Präſident des Hauſes, Simſon, vermittelnd dazwiſchen trat, indem er ſagte: „von Unſchicklichkeiten ſei nicht geſprochen worden, ſondern nur von Ungeſchicktheiten, Letzteres ſei aber keine Beleidigung, ſondern wolle nur ſagen, daß etwas nicht geſchickt genug gethan worden wäre.“ Die omi-

nöſen „Ungeſchicklichkeiten“ zweimal geſprochen, ſtanden aber leider in den ſtenographiſchen Berichten als unumſtößliches Factum! — Eine Forderung Roon's an Vincke ward durch andere Intervention verhindert.

Dieſe böſen „Ungeſchicklichkeiten“ aber bezog Wilhelm, der Prinzregent, perſönlich auf ſich und fühlte — ſich tief beleidigt! — Herr von Vincke war ein viel zu guter Patriot, als daß ihn das nicht hätte außerordentlich ſchmerzen ſollen. Welche Genugthuung konnte er dem fürſtlichen Herrn denn aber bieten, den er ja gar nicht kränken wollen konnte, der aber dennoch die Sache ſo ſchwer nahm? — „Noch lieben wir unſere Könige!“ hatte von Vincke im Parlament zu Frankfurt a. M. 1848 in Mitte der Volkswuth geſagt. — Dies männlich treue und muthige Wort, deſſen der Regent ſich jetzt zu guter Stunde edelherzig erinnerte, verſöhnte ihn auch wieder, ließ ihn die Ueberzeugung gewinnen, daß Vincke's ſchlimmes Wort nicht ihm gegolten haben könne! — Daß der Regent ſich, trotz ſeines conſtitutionellen Kriegsminiſters, aber überhaupt verletzt zu fühlen vermochte, beweiſt, daß er und nur Er, ſonſt Niemand, Vater und Schöpfer der Reorganiſation unſeres Heeres geweſen iſt!!

Mit der Reorganiſation vorzugehen, war übrigens dringend geboten. Nicht eine Woche durfte man verlieren, denn bereits hatte ſich Napoleon mit Dänemark und Italien verbunden und ſtreckte ſeine Finger betreffs des „Saarbrücker Kohlenbeckens“ aus. Ueberdem war die Sache der Elbherzogthümer ſpruchreif geworden, und ihre Befreiung konnte nur mit dem Schwerte geſchehen, ferner mußte die deutſche Sache auch zum Austrag kommen! —

Der Prinzregent ſprach bald darauf in Gegenwart des Commandanten von Metz und eines franzöſiſchen Diviſions-Generals (als Vertreter des Kaiſers) bei Eröffnung der Rhein-Nahe- und Saarbahn vor der verſammelten Menge die Worte: „Ich werde niemals zugeben, daß auch nur ein Fuß breit deutſcher Erde verloren gehe!“ Unendlicher Jubel antwortete ihm! — In der deutſchen Fürſten-Verſammlung am 18. Juni zu Baden-Baden aber betonte er, daß Preußen die ſtaatsrechtlichen

Befugniſſe, welche der Bundestag zum Schaden der deutſchen Fürſten und Völker in Anſpruch genommen habe, niemals wieder anerkennen werde!“ Erſt am Abende vorher war Napoleon von dem Rendezvous, das er in Baden mit unſerem Kaiſer und den deutſchen Bundesfürſten gehabt und in lügenhafter Freundlichkeit ſeine verdächtige Politik vor ihnen geleugnet hatte, nach Paris zurückgekehrt. —

Im Lande begab ſich bei uns inzwiſchen manches Mißliche. Das Herrenhaus machte der Regierung Oppoſition und die ſchreienden Mißbräuche der Amtsgewalt der vorigen Regierung wurden aufgedeckt. — Auf Baierns Betreiben fand nun eine verſöhnliche Zuſammenkunft des Kaiſers von Oeſterreich und des Regenten Wilhelm in Teplitz ſtatt. Erſterer verſicherte, die conſtitutionelle Bahn ernſtlich betreten zu wollen. Gleichwohl ward von dieſer Seite her aber die Verfolgung des deutſchen National-Vereins verlangt, der Prinzregent nahm ihn hingegen in Schutz. — Um ſo weniger ernſt die Verſöhnung Oeſterreichs mit uns ſich erwies, deſto ſolider war die Verſöhnung, welche Preußen durch die Zuſammenkunft der beiden Kaiſer von Oeſterreich und Rußland zu Warſchau vermittelte. —

Am 2. Januar 1861 wurde König Friedrich Wilhelm IV. endlich von ſeinen Leiden durch den Tod erlöſt. Die erſte Amtshandlung ſeines Nachfolgers, König Wilhelm I., war eine allgemeine Amneſtie. Denſelben Monat wurden die Kammern eröffnet und, was nicht minder wichtig war — die Fahnenweihe der neuen Regimenter erfolgte. Schon am 4. Juli, einen Monat nach Schluß der Kammern, konnte eine königliche Cabinetsordre „die Reorganiſation des Heeres als vollendet“ bezeichnen. Mit welchen Anſtrengungen man an ihr gearbeitet hatte, beweiſt, daß kaum $1^3/_4$ Jahre vom definitiven Beſchluß deſſelben bis zur Vollziehung dieſes neuen Organismus vergangen war, des ehernen Schutz- und Trutzbaues, auf dem unſere ganze Zukunft beruhen ſollte! — In dieſer Kammer-Saiſon dauerten die Kämpfe um das Heer heißer und bitterer fort als je. Der Liberalismus glaubte ſich durch die Regierung getäuſcht, weil er geglaubt hatte,

dieſelbe ſei von ſeiner Farbe; König Wilhelm aber fand ſich durch die Kammer gekränkt, weil ſie ſelbſt die Miniſter angriff, deren Geſinnungen ihr doch nahe genug ſtanden! Dieſes Cabinet mußte ſomit nach beiden Seiten hin jeden Halt verlieren.

Unſer Preußenvolk, welches weder die Nähe der Gefahren ahnte, welche uns von Nord, Weſt und Süden bedrohten, und natürlich zu ſeinen Vertretern hielt, weil es für das Thun der Regierung kein Verſtändniß haben konnte, war um dieſe Zeit — es muß geſagt werden — ſeinem Könige Wilhelm I. — nicht gerade böſe, aber höchſt kühl geſinnt! Ueberall wurde ja die Meinung colportirt: daß dieſe Regierung uns eben ſo ſchlimm wie die vorige mitſpiele, ſie die Verfaſſung eben ſo dehnbar machen werde, wie das Miniſterium Manteuffel-Weſtphalen es gethan. Die Vorſehung ſelber machte jedoch dieſer Meinung durch eines jener Wunder ein Ende, welche natürliche Wunder ſind.

Als König Wilhelm I. nämlich zur Kur in Baden-Baden verweilte, erfolgte am 14. Juli das Attentat des Studenten Becker auf ihn. Die mörderiſche Kugel traf, verletzte — aber der treueſte Vater ſeines Volkes lebte! — Mehr bedurfte es nicht, um alle Herzen ihm zu öffnen, von allen kleinlichen Verſtimmungen abſehen zu laſſen und Gott dankbar zu ſein für des Königs Errettung! Ja, „noch liebten wir unſere Könige“, wie von Vincke einſt geſagt, wir werden ſie immer lieben, auch wenn wir — mit ihnen ein wenig ſchmollen! Ein Vater kann ja nicht verlangen, daß die Seinen ihn immer verſtehen ſollen; ungezogene Kinder werden oft die beſten Männer! — — Den Schluß des Jahres bildete König Wilhelms I. Krönung in Königsberg und ſein Einzug in Berlin. Damals konnte er bereits ſehr wohl erkennen, wie wir ihn lieb hatten. — Ein anderes Factum war nicht minder wichtig, der Vertrag Frankreichs, Spaniens und Englands zur Intervention in Mexiko. Er war inſofern für uns Deutſche günſtig, als er die „Gloire“ Napoleons anderswo als am Rhein beſchäftigte. Damals liebte Napoleon uns noch ſehr; ſüße Worte von Freundnachbarlichkeit waren bei Eröffnung der Rheinbrücke zu Kehl gewechſelt worden, derſelben Brücke, die neun

Jahre ſpäter durch badiſche Lunten in die Luft flog! — Der Kampf der amerikaniſchen Union hatte in dieſem ſelben Jahre mit den ſüdlichen Sclavenſtaaten begonnen, Erſterer fiel unſere ganze Sympathie zu, während das freiſinnige England und das humane Frankreich gut ſclavenſtaatlich waren! —

Das Jahr 1862 wurde für Preußens inneres Leben ein überaus ſchweres; das Miniſterium wankte unter den Streichen der Kammer. Umſonſt war Nachgiebigkeit, umſonſt jede Zuſage der Regierung! — Das Streitobject erweiterte ſich, der Kampf gegen die Heeresorganiſation ward zum Verfaſſungsconflicte und die Annahme des Hagen'ſchen Antrags der entſcheidende Wendepunkt. Das Miniſterium Auerswald löſte die Kammer auf, dann trat es ab. Von der Heydt wurde die Leitung des Staatsminiſteriums übertragen; natürlich nur interimiſtiſch, denn man bedurfte eines viel ſchärferen, im Kampfe gewandteren Mannes, als ihn. Rings umgeſehen, nur einen gab es: Otto von Bismarck! — Bereits das Jahr vorher war in Baden von ſeiner Ernennung die Rede geweſen, jetzt erfolgte ſie. Bismarck, ſeit Mai von Petersburg als Geſandter nach Paris verſetzt, wurde im September dort abberufen und preußiſcher Miniſter. — Man hielt die Lage damals für ſo bedroht, daß man ſelbſt in Bismarck's Energie Zweifel ſetzte; Roon ward ihm entgegengeſchickt. Die Verſtändigung wurde in den Worten gegeben: „Keine Angſt, ich ſtehe zum König!" — Bismarck ſollte das nun ſtark beweiſen müſſen. Die Neuwahlen waren durchaus oppoſitionell ausgefallen, Grabow wurde, ſelbſt ein Fractionshaupt, zum Präſidenten der neuen Kammer erwählt, das Duell Manteuffel-Tweſten am 27. Mai machte den Prolog der parlamentariſchen Bataille. — Der Kampf war heiß und heißſporning nahm Bismarck ihn auf. Er war nicht blos, er ſpielte noch mehr den ſcharf chargirten Junker, wie uns ſcheinen will. Die Theorie von „Blut und Eiſen" ſtieg als erſte Rakete auf, die andere der catilinariſchen Exiſtenzen crepirte; „die Temperatur in dieſem Hauſe" wurde recht angenehm ſchwül. Selbſt Bismarck's verſöhnlichſte Rede erwiederte die Kammer mit der Budget-Verweigerung!

„So werden wir das Geld nehmen, wo wir es kriegen!!“ — Furchtbarer Tumult! — Invectiven prasseln von allen Seiten, der Verfassungs-Conflict ist da; der Landtag wird geschlossen!! —

Sonderbare Verwirrung der Hirne, durch leidenschaftliche Dünste entstanden, die aus den Herzen derer stiegen, welche jede Kaltblütigkeit des Volksvertreters vergessen hatten! Eine Adresse des Hauses hatte vor nicht langer Zeit selbst ausgesprochen: Alle Welt soll wissen, daß Preußen überall bereit ist, das Recht zu schützen! und da die Regierung mit Raschheit und Consequenz das einzige Mittel ergriff, dies zu thun, sollte sie den Rechtsboden des ganzen Staatslebens, die Verfassung verletzt haben! — — Bismarck verabschiedete sich nach Schluß der Kammern in St. Cloud am 1. November bei Louis Napoleon. Wie der Decembermann unsere Lage auffaßte, zeigte, daß er Bismarck und unserer Regierung das Schicksal eines Polignac's und Carls X. prophezeite. — Der gute Louis hatte recht sonderbare Begriffe von uns! — Das Jahr 1863 wurde mit den nun schon chronisch gewordenen inneren Kämpfen eröffnet und mit einem äußeren Kriege beendet, dazwischen lag eine bewegte Zeit. Die Zweite Kammer verwarf in dieser Saison nicht blos die Roon'sche Militärnovelle, sie verweigerte auch alle Ausgaben für die Flotte. — Am 30. März erschien in Kopenhagen das berüchtigte „März-Patent“. Diesem Vorspiel folgte der dänische Reichsrathsentwurf einer neuen gemeinsamen Verfassung, die am 13. November angenommen wurde. Oesterreich that inzwischen auch eine Anstrengung gegen uns. Es sammelte die deutschen Fürsten um sich zu einem Congreß in Frankfurt. König Wilhelm I. sollte nun von Seinesgleichen majorisirt, in die zweite Stellung am Bunde zurückgedrückt werden! — Der König ging in Bismarck's Begleitung nach Carlsbad, Gastein, München, Stuttgart und Carlsruhe, — nach Frankfurt a. M. aber nicht! Der Congreß verwässerte, Habsburg schäumte und vergaß uns, moralisch so besiegt zu sein, niemals. Ein halbes Jahr später jedoch wurde Oesterreich unser Kriegsverbündeter!! —

Die Umstände waren eben mächtiger als die Menschen. Am

15. November, alſo zwei Tage nach der ſogenannten neuen Geſammtſtaatsverfaſſung, war König Friedrich VII. von Dänemark nämlich geſtorben, mit ihm der Letzte ſeines Stammes. Factiſch war alſo der Thron leer. — Daß Chriſtian IX. zum König ausgerufen wurde, hatte er blos der Bedingung zu verdanken, die Geſammtverfaſſung nun durchzuführen. Das aber war der Kriegsfall! — Am 25. December beſchloß der Deutſche Bund gegen Dänemark die Execution. 12,000 Sachſen und Hannoveraner rückten in Holſtein ein. Nachdem Preußens und Oeſterreichs gemeinſame Forderungen abgewieſen worden waren, erklärten ſie den Krieg. — Sicher verband ſich Habsburg nicht mit uns aus Liebe, wohl aber aus Eiferſucht. Es ward mitgeriſſen! — Ihm blieb eben nur die Wahl, daheim zu bleiben und uns alle militäriſchen wie politiſchen Vortheile zu laſſen, oder mitzugehen und Halbpart zu haben.

1852 bis 63 waren bittere Prüfungsjahre für Schleswig-Holſtein geweſen. Eigentlich deutſch, war es von Deutſchland vernachläſſigt, von Dänemark gequält und eben ſo daniſirt worden, wie Oſtpreußen nach dem Sturze der Ordensherrſchaft mit allen Mitteln der Gewalt und Liſt poloniſirt ward. Vom ſtaatsrechtlichen Geſichtspunkte konnte man dagegen Nichts machen; es war eben eine innere Angelegenheit. Ob dieſe deutſchen Lande jedoch incorporirt, alſo däniſches Land wurden, ging uns deſto mehr an. Dies nun zu thun war man in Kopenhagen eben im Begriff. — Um die Stellung der deutſchen Parteien zu charakteriſiren, brauchen wir nur zu erinnern, daß die deutſchen Mittelſtaaten als dritter Factor über die beiden rivaliſirenden deutſchen Großſtaaten Gewicht zu erlangen verſucht hatten und dabei geſcheitert waren. — Oeſterreich und Preußen wollten das Regiment im Bunde führen und mit Recht, Habsburg war aber nicht Willens, den Vorſitz mit Hohenzollern zu theilen. — In ſolcher Verfaſſung erklärte man den Krieg.

Das verbündete Heer der Hohenzollern und Habsburgs, ſeit den Befreiungskriegen zum erſten Male wieder vereint, wurde, einerſeits vom Prinzen Friedrich Carl, andererſeits vom Feld-

marſchall-Lieutenant v. Gablenz commandirt; den Oberbefehl über das Ganze hatte Feldmarſchall Freiherr von Wrangel. Sehr Wunder nehmen muß es, daß man Preußen die Ehre des Obercommandos ließ! — — Daß Vater Wrangel Oberſtcommandirender wurde, war übrigens eine ſehr gute Idee. Er war der beſte preußiſche Cavalleriſt und Autorität in ſeiner Waffe. Er hatte nicht blos bisher bewieſen, er ſei ein Offizier von Bedeutung, auch bei der Beſetzung Berlins hatte er Takt mit Humanität verbunden.

Es war von großem Gewicht, dem Heere einen Mann zu geben, der bei den Truppen wie in den Straßen Berlins höchſt populär war. — Jeder, der gedient hat, weiß, welche Wirkung es macht, als ſeinen Feldherrn einen 80jährigen Greis zu ſehen, der noch Jugendfeuer beſitzt; er iſt der rechte Soldatenvater*). —

Inzwiſchen waren anderwärts Dinge geſchehen, welche für die Zukunft bedeutſam wurden. König Max von Baiern war geſtorben, ſein jugendlicher Sohn Ludwig II. beſtieg den Thron. Zu einem tragiſchen Ereigniſſe ſollte die Erhebung des Erzherzogs Ferdinand Max mit Napoleons Hülfe zum Kaiſer von Mexiko werden; ſie erfolgte im April. — —

Am 20. deſſelben Monats kam nach langem, ſtillem Harren die erſte Freude befriedigten Fürſtenſtolzes über König Wilhelms I. viel geprüftes Herz. Er befand ſich eben am Kreuzberge, wo er über etliche Bataillone des Kaiſer-Franz-Grenadier-Regiments Revue abgehalten hatte, als die Nachricht eintraf: „Die Düppeler Schanzen ſind über!“ — Sofort kehrte er zurück, den Truppen die Kunde ſelbſt zu bringen. Ein ſchmetterndes Hurrah antwortete! „Heil Dir im Siegerkranz“ klang darauf die Weiſe! Da dehnte ſich ihm die Fürſtenbruſt wohl unter dem Gedanken: „Das dankſt Du nächſt Gott der Reorganiſation Deines Heeres!“

Abends 9 Uhr war der König bereits mit Roon, Manteuffel II. und dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin unterwegs. In dem vorausgeſandten Telegramm an Prinz Friedrich

*) Weiteres über dieſen Krieg in Biographie „Prinz Friedrich Carl“.

Carl hatte er ihm wie den Truppen ſchon gedankt, aber ausgeſprochen, „das genüge dem freude- und dankerfüllten Herzen nicht, er wolle kommen, wolle es ihnen ſelber ſagen, was er fühle.“ Andern Tags folgte ihm Bismarck. — Denſelben Morgen wurde König Wilhelm in Rendsburg von den Behörden gegrüßt. Auf des Bürgerworthalters Wiggers Anrede erwiederte er: „Ich freue mich über den herzlichen Empfang und namentlich über den Dank, den man meiner braven Armee gezollt hat. Dieſelbe hat dieſen Dank mit Recht verdient, ſie iſt gegen die Leiſtungen unſerer ruhmreichen Armee von 1813 nicht zurückgeblieben! — Ich habe meine Truppen hierher geſandt, um die Rechte dieſer Lande auszufechten. Sie kämpfen für eine heilige Sache, und ich hoffe, daß dieſelbe zu einem guten und Alle befriedigenden Ende geführt werde.“

Am Mittage traf der König in Flensburg ein, wo Marſchall Wrangel, Prinz Friedrich Carl, der Kronprinz und Gablenz ihn feierlich empfingen. Die Königsparade unter den Klängen des „Düppeler Sturm-Marſches“ ward abgehalten und freudeſtrahlenden Angeſichts ſagte Wilhelm I. zu den Offizieren und decorirten Unteroffizieren, nachdem er die Truppen belobt hatte: „Gern, meine Herren, wäre ich in dieſem Feldzuge mitten unter Ihnen geweſen, leider geſtattet dies zur Zeit die Stellung, die ich jetzt einzunehmen berufen bin, nicht, andere Verhältniſſe bedingen meine Abweſenheit von den im Felde ſtehenden Truppen und dies, ich verſichere Ihnen, thut meinem Soldatenherzen weh!“ — —

Dieſe Rede giebt Mancherlei zu denken. Aus ihr erhellt, daß König Wilhelm I. es ſehr ſchmerzlich empfand, nicht wie ein echter Zoller an der Spitze ſeiner Truppen zu reiten. Daß ihn daran ſeine Stellung verhinderte, kann nur ſo verſtanden werden: daß es nicht paſſend für den König geweſen wäre, im Felde zu erſcheinen, wo — der Kaiſer kaiſerlich zu Hauſe blieb. — Tags darauf nahm er bei Höſtrup über die Garden, darauf bei Gravenſtein über das ganze Armeecorps Parade ab. Abends wurde er rauſchend als Befreier in Flensburg begrüßt. Er beſuchte

die dortigen Lazarethe, Troſt und Freude den Leidenden zu bringen. Altona war illuminirt, als der König Abends zurückkehrte; Biſchof Koopmann, der erſte Geiſtliche des Landes, aber empfing ihn hier mit wahrhaft begeiſterter Anrede.

„Die von Ihnen vernommenen Worte," entgegnete der König, „haben mich gerührt und ergriffen. Das iſt ſtets auch meine Anſicht geweſen, daß der beſte Schutz Ihres Landes von Oben kommen muß! Ich werde nicht davon ablaſſen, Alles was in meinen Kräften ſteht, für das Land zu thun; Gott gebe ſeinen Segen dazu. Ich wünſche herzlich, bald wieder Ihr Land beſuchen zu können und dann die rechte Ordnung hergeſtellt zu finden." — Am 24. April traf der König wieder in ſeiner Hauptſtadt ein. —

Die „anderen Verhältniſſe", deren der König in ſeiner Anrede der Offiziere nach der Königsparade bei Gravenſtein erwähnt hatte, betrafen Schleswig-Holſtein ſelbſt. Er mußte mit Bismarck nach Karlsbad, dann zum Kaiſer nach Wien. Es galt nämlich das Schickſal der Herzogthümer feſtzuſtellen, wie es ſich durch den Frieden geſtalten ſollte. Dies Schickſal, ſo wenig man es für jetzt ahnte, ja in Preußen ſelbſt gewünſcht hatte, war bereits ſchon klar vorgezeichnet. Der Erbprinz von Auguſtenburg, Friedrich, nachmals vom Berliner Volkswitz „der Sachte" benannt, hatte nämlich die Güte gehabt, ſelbſt ſeine Sache zu verreiten und that uns den Gefallen, die Frage: „Wer wird regieren?" erheblich zu vereinfachen. Er war, äußerlich wenigſtens, auch das unſchuldige Object, um das unſer Krieg mit Oeſterreich und dem Bunde ausbrechen ſollte. — Im December nämlich, gleich nach König Friedrichs VII. Tode und ehe noch ein Schuß gefallen war, hatte der gute Prinz die naive Anmaßung, ſich ſelbſt zum Herzog von Schleswig-Holſtein zu erklären! — Statt ſein Gelüſt ſtill in der Taſche zu behalten, als erſter ſchleswig-holſteinſcher Patriot ſeinen Degen der Sache ſeines Landes anzubieten, mitzukämpfen und wär's als Führer einer einfachen Compagnie geweſen, krähte er bereits ſeine imaginäre Krone aus und dachte nun mit „wenig Witz und viel Behagen" die reife Frucht des Sieges anderer Leute ſich in den Mund fallen zu laſſen. Natürlich, Wer konnte

denn Herr ſein als er, die Herren Profeſſoren in Kiel hatten ſchon ihre Porteſeuilles in der Taſche; es wird ja einem nicht alle Tage ſo gut, aus dem Katheder in den Staatsfauteuil zu ſpringen, ſollte er noch ſo duodez ſein! — Die bewußten anderen Leute fanden es aber nicht ſo zuträglich, darauf einzugehen. Vorerſt beſchloſſen der Kaiſer von Oeſterreich und der König von Preußen, ſich einſtweilen als Condomini des eroberten Landes anzuſehen, als ſolche allein Frieden zu machen und das Weitere ihrer gegenſeitigen ſpäteren Vereinbarung anheimzugeben. Ueber „Friedrich den Sachten“ waren ſie unklar, darüber aber entſchieden einig, daß der Bund in ihren Sieg nicht mitzureden habe. Demgemäß ward auch der Wiener Friede mit Dänemark dergeſtalt abgeſchloſſen: daß es an Oeſterreich und Preußen, ſonſt Niemand, die Herzogthümer abtrat. — —

Man hätte nun glauben ſollen, die glänzenden Thaten unſerer Armee ſollten der heimiſchen Oppoſition über den eigenen Irrthum die Augen geöffnet haben. Nein! Von der Reorganiſation zwar war nicht viel mehr die Rede, deſto mehr aber vom Verfaſſungs-Conflict, der zu einer furchtbaren, „an Eidbruch und Verrath“ grenzenden Ruchloſigkeit aufgebauſcht wurde. Bitterer als je platzte man auf einander, wechſelte Hiebe auf Hiebe. Immer aufmerkſamer wurde das Ausland auf Kämpfe, welche nur in einer Revolution enden zu können ſchienen! — Bismarck aber ging nach Biarritz. — Ob mehr zur Kur? Ob mehr zu Napoleon? —

Beide Sieger nahmen die Elbherzogthümer nun in vorläufigen Beſitz und ließen ſie durch je einen Commiſſair verwalten. — Es war noch gar nicht ausgeſchloſſen, daß wenn Ruhe und Ordnung dort eingetreten ſei, und wir unſerer beiderſeitigen Forderungen ſicher wären, der „ſachte Auguſtenburger“ nicht doch noch Herzog werden konnte. Dazu gehörte ſeinerſeits nur Ruhe und politiſcher Takt, den hatte er eben nicht und wollte — zu regieren verſtehen? — Der Taktloſigkeit und Unruhe der Auguſtenburger Partiſane kam Oeſterreich noch zu Hulfe. Als ſeinen Commiſſair hatte es einen Herrn von Halbhuber geſendet, der ſich in den Herzogthümern nicht blos zum Ganzhuber, ſondern auch zum Krafthuber machen wollte.

Politik zu treiben hatte er da eben ſowenig, als Herr von Zedlitz, ſein preußiſcher College. Das Land ſollte organiſch geeint, ſeine Verwaltung geordnet, die Kriegsnoth abgewälzt werden, das Volk dort, nicht Der war die Hauptſache, welcher auf das Kinderſtühlchen von Kiel kam.

Offnes gemeinſames Handeln war alſo vorerſt die Hauptſache. Kaum aber erſchien Halbhuber, ſo fingen die Reibungen an. Er wurde des Auguſtenburgers „Intimus", agitirte für deſſen Intereſſe, ſetzte das noch nicht beruhigte Land in neue Unruhe und duldete vergnügt die Hetzereien der Blätter gegen Preußen. Als wir im März einen der ärgſten Schreier, den Redacteur May, verhafteten, proteſtirte Halbhuber und machte Skandal in Wien, die Spannung zwiſchen Oeſterreich und Preußen war wieder einmal fertig! —

Wir waren alſo Condomini und dabei Gegner in demſelben Lande! — Im Punkte der Mittelſtaaten wenigſtens waren wir einig; in den anderen es auch zu werden, ging König Wilhelm mit Bismarck nach Carlsbad, dann nach Gaſtein. — Das Räthſel von Gaſtein! — Ob es noch jetzt eins iſt, wiſſen wir nicht. Heſekiel's Buch „vom Grafen Bismarck" läßt es glauben. Eigenthümliches ging da auch mancherlei vor und die deutſche Menſchheit war neugierig bis zum Tollwerden. — Da ſchließlich Alles anders und uns zum Heile kam, ſo iſt es gleichgültig, was etwa ſonſt noch gegenſeitig verbrieft wurde oder nicht. Eins ward doch dort geklärt, die Lage der Herzogthümer. Die Verwaltung derſelben wurde getrennt, Jeder von uns hatte eins der Herzogthümer zu adminiſtriren. — König Wilhelm ging mit dem Miniſter-Präſidenten über München und Frankfurt nach Baden und Homburg. Halbhuber wurde abberufen und Freiherr von Gablenz Gouverneur von Holſtein; zum preußiſchen in Schleswig ward General von Manteuffel ernannt. — Dieſer Mann war dort ganz an ſeinem Platze und — in Berlin wurde ihn Jemand los. — Bismarck war unterdeſſen wieder nach Biarritz gegangen. —

Daß wir verträglich genug von Oeſterreich geſchieden waren, bewies nicht blos, daß Lauenburg an Preußen kam, ſondern auch, daß

Oeſterreich uns in dem endlichen Vorgehen gegen die Frankfurter Literaten-Demokratie*) völlig beiſtimmte. — Weder Manteuffel's Klugheit und Ruhe, noch die wirklich echte Liebenswürdigkeit des Freiherrn von Gablenz ſollte den Frieden erhalten. Man ging in Wien auf unſere ſehr vernünftigen**) Forderungen nicht ein und um die gegenſeitige, noch etwas matte Freundſchaft nun gar in Galle zu verkehren, mußte den großen Auguſtenburger ſein Dämon auch noch reizen, den Dingen vorzugreifen. — Er reiſte nämlich, nachdem Agitationen das Schauſpiel vorbereitet hatten, im Pompe eines Prätendenten (14. October früh) von Kiel ab, um einen ſolennen Beſuch auf Schloß Carlsburg in Süd-Schleswig zu machen. Zu Eckernförde empfingen ihn entzückt ſeine Treuen.***) Die Profeſſoren warfen ihre Allongen in die Lüfte und ſchrieen: „Hoſianna!“ Gewiß und wahrhaftig, der „Sachte“ wurde als Herzog Friedrich VIII. ausgerufen. — Auf dieſe Inthroniſation folgte indeß ein ſehr deflorirender Brief Manteuffel's, welcher Sereniſſimus für den Wiederholungsfall ſolcher Scherze die Haftnahme in Ausſicht ſtellte.†) Da dieſe Maßregel gar der Staatsanzeiger als der Meinung Seiner Majeſtät ganz gemäß erklärte, brannte es lichterloh in Wien! — Neue Demonſtration der Auguſtenburger! Sie beriefen alle ſchleswig-holſteiniſchen patriotiſchen Vereine zu einer General-Verſammlung auf den nächſten 23. Januar; die Dinge eilten unerbittlich ihrer Entwickelung zu! — Das berühmte Januar-Maſſen-Meeting der Auguſtenburgiſchen Mameluken wurde durch preußiſches Militär verhindert; drei Tage darauf ging Bismarck's Note betreffs der Herzogthümer nach Wien. Tiefe Verſtimmung daſelbſt!

Dieſer Note folgten die preußiſchen Februar-Forderungen an die Hofburg; — vollendete Tonloſigkeit! Darauf entſtand die ſogenannte deutſche Doppelfrage.††) — Kreiſchende Wiener

*) Ueber dieſe bei Bismarck.
**) Bei demſelben.
***) Unter „Manteuffel“.
†) Unter „Bismarck“.
††) Unter „Bismarck“.

Disharmonie; Ablehnung am 7. Februar! — Der gordiſche Knoten war nun zum reinen Weichſelzopf geworden; das Schwert nur konnte ihn durchhauen. —

Friedrich der Sachte hat ſich unzweifelhaft unſterblichen Ruhm um Preußen betreffs anno 1866 und anno 1870 erworben. Daß einen ſo großen Mann, den „moraliſchen General unſerer Siege" man nicht auch dotirte, das iſt von dem preußiſchen Abgeordnetenhauſe faſt ſchändlich! — — —

Etwa um den 17. März, alſo wieder einem März, kam der Avis nach Berlin, Oeſterreich rüſte bereits; ziemlich zu derſelben Zeit wurde unſere Allianz mit Italien perfekt. Etliche Tage ſpäter zwang Bismarck's Circular die übrigen deutſchen Staaten, Farbe zu bekennen. — Bereits war Oeſterreichs Abſicht ſonnenklar und ſchon am 8. Februar war König Wilhelms Ordre ergangen, auf dem qui vive zu ſein. Offenbar feindſelig war am 6. April des Grafen Walderſee's Verhaftung in Prag und ſeine Ausweiſung aus Oeſterreich geweſen, denn der Graf trug einen legalen öſterreichiſchen Paß. — Noch immer dachte man ſich zu vertragen und Preußen ließ es an Nichts fehlen, den Gegner zu begütigen, ihn vom kriegeriſchen Austrage des Streits abzubringen. Man kam in ſeiner beſſeren Stimmung ſogar ſo weit, daß beide Theile die Abrüſtung (18. April) im Principe angenommen hatten, und — — — doch?! Uns lag nicht nur Nichts am Kriege mit Oeſterreich, Jeder, der in dieſer Zeit Preußen durchreiſte oder in Berlin herumhörte, fand den äußerſten Widerwillen beim Volke gegen dieſen Krieg vor.

Keinem ſeiner Unterthanen war derſelbe aber ſo in der Seele verhaßt, als König Wilhelm ſelber. Wäre mit der Auguſtenburgiſchen Partei in Kiel vernünftig zu reden geweſen, hätte Wien unſeren, höchſt natürlichen, maritimen und politiſchen Adhäſions-Forderungen betreffs der Fürſtenthümer Beachtung ſchenken wollen, dann mochte der „Sachte" immerhin Herzog ſein, im Purpur ſogar zu Bette gehen, — ſeinetwegen mit Oeſterreich anzubinden fiel uns gewiß nicht ein. König Wilhelm zumal, der inniger denn irgend ein Hohenzoller an den Traditionen ſeiner Vorahnen hängt,

konnte weder vergeſſen, daß das Haus Habsburg dem Reiche ſeit Jahrhunderten ſeine Kaiſer gegeben hatte, noch daß Oeſterreich unſer Waffenbruder gegen den Erzfeind hinter'm Rheine geweſen war. Dieſer Krieg mußte nicht nur eine gähnende, ewige Zerklüftung Deutſchlands zur Folge haben, er war im traurigſten Sinne des Worts ein Bruderkrieg, ein Familienkampf im eignen Hauſe, welcher nur derjenigen Nation Vergnügen machen konnte, die aus unſerer inneren Entzweiung den meiſten Nutzen zog, Frankreich. Wir —, Fürſt wie Volk, zogen höchſt deprimirt in den Kampf.*) Die Verſtimmung erſtreckte ſich, wie wir perſönlich geſehen haben, ſelbſt bis in die Offiziercorps, und wenn wir eifrig trotzdem Alles thaten, um im rechten Augenblicke am rechten Platze zu ſein, thaten wir's im ſtarren Gebot der Pflicht, unterm Drucke eiſerner Nothwendigkeit.

„Abrüſten! Keinen deutſchen Krieg!" Das war immer die Parole unſerer Herzen. —

Unſere Gegner indeß dachten und handelten anders. Das Berliner Cabinet erhielt Nachricht, Oeſterreich rüſte in Venetien mit doppeltem Eifer, Sachſen, deſſen alte Vormauer, completire haſtig ſeine Regimenter. Um zu wiſſen, welche Freunde im Bunde es haben und nicht haben werde, ſtellte Preußen den alten Antrag der Bundesreform noch einmal, Oeſterreich aber, obſchon es den Bund im Schleswig-Holſteiniſchen Kriege völlig ignorirt hatte, gravitirte plötzlich (26. April) wieder dem Bunde zu und zog ihn gänzlich zu ſich hinüber. Dann ſchwatzten die fanatiſchen officiöſen wie officiellen Wiener Blätter aus: Nicht blos ein „zweites Jena", wie Herr von Halbhuber uns in Kiel ſchon in Ausſicht geſtellt hatte, wäre uns von Habsburg zugedacht, nein, Schleſien ſollte uns wieder abgenommen, Preußen wieder zum „Markgrafenthum Brandenburg herabſinken", die Zeit Friedrichs des Großen ausgelöſcht werden. Das war uns denn doch etwas zu viel!! — Sonderbar, auch die Vorſehung half uns aus unſeren

*) Fürſt Bismarck's Lebensgeſchichte.

moraliſchen Nöthen durch das Attentat Carl Blind's auf Bismarck (7. Mai).

Der Mann, welcher geſtern noch viel geſchmäht und gehaßt geweſen, wurde ſofort Gegenſtand der Theilnahme und Liebe! Die Parteien hatten an dieſem Tage aufgehört! Die Cour der Gratulanten in Wilhelmsſtraße 76 eröffnete König Wilhelm ſelbſt, Prinzen, Miniſter, Geſandte folgten, Abgeordnete beider Häuſer. Das Volk auf der Straße brach in Jubel aus, da Der gerettet worden, den es vor einer Stunde noch als den bitterſten Feind ſeiner Freiheit und Wohlfahrt, als den eigentlichen Macher des Kriegs erachtet hatte! Jetzt hatten uns Habsburg und der hoch verehrte Bund endlich, wie ſie uns haben wollten! S'il vous plait, de faire un petit jeu? — Gejeut wurde nun aber auch ordentlich!! —

Daß Carl Blind der Sohn eines der enragirteſten deutſchen Republikaner in London geweſen, weiß Jeder, aber daß Carl Blind nicht allein ſtand, Genoſſen hatte, weiß wohl noch Niemand! Hier das Factum, das es mindeſtens ſtark ahnen läßt. — Am zweiten Tage nach dem Attentat ging nämlich ein Eilzug von Kreienſen nach Süddeutſchland. In einem Wagen II. Claſſe, hart am Schlage einander vis-à-vis, ſaßen zwei junge, ſehr blaſſe Menſchen, — augenſcheinlich Studenten. Unter der übrigen Reiſegeſellſchaft waren auch Offiziere, denn Mannſchaften gingen mit demſelben Zuge, — wir denken, für Mainz beſtimmt. Es wurde natürlich über das Attentat geſprochen und Einer, der auf die ſchweigſamen Geſellen in der Ecke ein Auge hatte, ſagte: „Bismarck mag wohl viel Feinde in Preußen, mehr noch im deutſchen Süden haben, aber mit gemeinem Morde einen Krieg unter Deutſchen zu eröffnen, iſt nur ein elend Bubenſtück, das die Sache Derer von vornherein richtet, welche gegen Preußen das Schwert ziehen!“ — Die Bläſſe im Antlitz beider Muſenſöhne ſpielte nun ins Aſchgraue, ein Zittern faßte ihr Gebein und ſie ſahen ſich mit glaſigen Blicken an. Die nächſte Station kam etliche Minuten ſpäter. — Die Aſchgrauen ſtiegen aus und — — kamen nicht wieder! — Der Zug ſollte abgehen; der Schaffner fragte: „Wo

ſind denn die beiden Herren geblieben? Sie wollten ja nach Würzburg? — Sonderbar!!“ — „Ja, ſonderbar!!“ ſagten die Uebrigen. — — Der Erzähler obiger Reiſeepiſode verſichert übrigens, daß, als er am nächſten Morgen in Stuttgart ankam und die Königſtraße entlang flanirte, er an jedem Buchladen Carl Blind's Photographie mit Lorbeer umkränzt vorfand und ſchauende Volkshaufen davor, welche ihn als Märtyrer prieſen! — — —

Den Krieg ſowohl in Böhmen wie am Main erzählt Fontanes bekanntes Buch ausführlich genug, wir geben hier nur was den König anlangt. — Ende Juni reiste Wilhelm I., begleitet von Berlins Segenswünſchen, nach dem Hauptquartier in Görlitz ab; das brave Breslau, das zuerſt bedrohte Herz Schleſiens, war muthig allen Städten an Ergebenheit vorausgegangen, die übrigen folgten jubelnd nach. Wir Preußen bildeten in dieſen Tagen ein ganz mit unſerm Fürſten zuſammengeſchweißtes Volk, unſere Armee eine einzige große Capelle, die eine verteufelte Harmonie aufſpielte. Wir hatten auch einen ganz guten Capellmeiſter, die vier erſten Geigen aber machten ein nettes Streichquartett: Unſer Fritz, Friedrich Carl, Herwarth v. Bittenfeld und Vogel v. Falckenſtein. — Als Kaiſer Wilhelm in Gitſchin anlangte, fand er ſchon die böhmiſche Ebene erſchloſſen, Gabelgaß, Sablon und Nachod in unſeren Händen, ſiegreiche Gefechte waren vielfach bereits geſchlagen. Was noch als letzter Reſt von Weh in uns zitterte, das fegte die Anweſenheit des königlichen Herrn weg, der diesmal mit uns zog, Glück oder Unglück ſeiner „blauen Jungen“ zu theilen. —

Es mußte ganz auffällig erſcheinen, daß Oeſterreich ſtatt der Offenſive die Defenſive ergriff und uns die Gebirgspäſſe, die Pforten nach Böhmen offen ließ. Für dies Verhalten gab es jedoch drei Gründe. — Um offenſiv vorzugehen war es noch zu ſchwach, um uns zuvorkommen, war es noch nicht ſchlagfertig, um ſich ſiegreich ſchließlich zu vertheidigen nicht — klug genug. Politiſche Beſchränktheit hatte den Krieg begonnen, die militäriſche verlor ihn! — Von der letzteren haben wir zu ſchweigen, denn die politiſche Beſchränktheit Oeſterreichs war der viel ſchuldigere Theil. Man urtheilte nämlich über uns ſowohl ver-

möge einer ganz falſchen Tradition, wie zufolge einer komiſchen Auffaſſung unſeres Charakters; daſſelbe Unglück ſollte auch Napoleon vier Jahre ſpäter paſſiren. — Oeſterreichs Militärbevollmächtigte nämlich hatten, ſo gut wie franzöſiſche, unſere früheren jämmerlichen Manöver mit der Landwehr, namentlich jene unvergeßliche Revue vor Königin Victoria am Rhein anno 1842 erlebt und brachten damals von unſeren Führern wie Mannſchaften den allerelendeſten Begriff nach Hauſe. Bis zum Jahre 1862, wo wir ganz andere Soldaten, eine ganz andere Armee waren, thaten wir auch Nichts, was den Gegnern dieſen Glauben benehmen konnte. Die kluge Stille bei der Reorganiſation, verbunden mit dem Rededonner, den Wahlkämpfen, der leidenſchaftlich entflammten Preſſe und einer höchlich gereizten Volksſtimmung in Preußen, ließ den chère Louis eben an einen Ausgang à la Polignac glauben, Oeſterreich aber: „daß wir nur zwiſchen Jena oder dem Jahre 1848 zu wählen hätten, wenn wir ein zweites Olmütz uns nicht gefallen ließen.“ In Wien hatte man die Ueberzeugung, wir würden nur ſo thun, aber ernſtlich nicht losſchlagen. Man raſſelte alſo dort mit dem Säbel, wir aber zogen gleich blank! — Man kannte dort nicht nur nicht unſere Reorganiſation, ſie war dem eignen Lande ja ſelbſt ein Buch mit ſieben Siegeln. Man wußte aber in Wien noch weniger, daß wenn wir unter uns im eigenen Hauſe Streit haben, uns ein Anderer nur den Gefallen zu thun braucht, mit uns anzubinden, dann ſind wir plötzlich ein Sinn, eine Seele und ſchlagen unſern alten Streit auf eines Anderen Buckel aus! — Wir Norddeutſchen ſind ein ſehr zweifleriſch und argwöhniſch Volk, wir ſtreiten gern und haben loſe Mäuler. Aber unſer Maulen iſt nicht ſo ſchlimm, unſere Fauſt dagegen ſehr ſtörend; deshalb brauchen wir ſie auch zur Nothwehr nur! — — Die Schlacht von Königgrätz!! (3. Juli.) — Wilhelm I., im Hauptquartier in Gitſchin, befand ſich beim zweiten Armeecorps des Prinzen Friedrich Carl und der ſogenannten Elbarmee, an deren Spitze General Herwarth von Bittenfeld ſtand. Die zweite Armee des Kronprinzen, welche in drei Strahlenbündeln aus Schleſien gerückt war, ſtand, nunmehr vereint, in Königinhof,

etwa 3½ Meile vom Hauptquartier entfernt. Der König hatte Tags vorher zuerſt die Lazarethe beſucht, an öſterreichiſchen Kriegern preußiſche Großmuth geübt und dann ſelbſt den Oberbefehl übernommen. Auf einem Recognoscirungsritt hatte Premier-Lieutenant von Heiſter öſterreichiſche Jäger gefangen, durch ſie wußte man ohngefähr, wo Benedeck ſtand. Ein anderer derartiger Ritt, welcher in einem steeple-chase endete, wurde vom Major von Unger und einer Schwadron thüringiſcher Ulanen glücklich vollführt. Nun war man bedeutend klarer. Gegen Abend wurde der Entſchluß der Schlacht gefaßt. Zweimal erwogen und darauf verändert ging die Dispoſition der Schlacht und der Befehl an den Kronprinzen zum ſofortigen Vormarſch ab. Oberſtlieutenant Graf von Finkenſtein, Flügel-Adjutant Seiner Majeſtät des Königs, ſelbſt überbrachte ihn. Um 5 Uhr am dritten früh war allgemeiner Aufbruch. Wilhelm I. beſtieg ſein Roß und nahm Stellung auf der Höhe von Dub; Moltke, Roon, Podbielsky und Bismarck befanden ſich bei ihm. — Man hatte eine prächtige Ausſicht auf das Biſtritzthal und den Flecken Sadowa. Glühend hob ſich der Sonnenball im Oſt über die wallenden Morgennebel; — ein dumpfer Donnerhall, der erſte Kanonenſchuß! Der Würfel rollte! —

Der erſte Theil der Schlacht hatte zwei Stadien: den Kampf bei Problus und Prim, wo General von Canſtein gegen die Sachſen ſtand, dann der Artilleriekampf unter Herwarth v. Bittenfeld im Centrum. — Im erſten Stadium wurde des Feindes linker, ſächſiſcher Flügel geworfen, im zweiten deſſen Hüfte gepackt und feſtgehalten. Unter den zahlreichen Braven, die für ihres Königs und des Vaterlandes Ehre fielen, ſeien hier die Offiziere erwähnt, deren Ende beſonders ergreifend geweſen iſt und gezeigt hat, welch ein Geiſt uns beſeelte. —

Im Artilleriekampf in der Nähe des Holla-Waldes fiel Major von Rüſtow. „Ich bin froh“, ſchrieb er zu Anfang des Krieges, „daß ich in dieſem Feldzuge ganz genau weiß, was ich zu thun habe. Vorgehen ohne viel Manövriren und Feuern!“ Er ging vor und er fiel. — Das Regiment des Oberſten von Wieters-

heim ſtand 8 Uhr Morgens bei Mzau. „Soldaten!“ und er ſprengte vor die Front, „in Berlin habe ich Seiner Majeſtät dem Könige verſprochen, daß wir ein Loch in den Feind machen wollen. Heute ſtehen wir vor dem Feinde! 49er, wir werden ein Loch machen!! Fahnen deployirt! Regiment vorwärts!“ — Der Brave! Er hatte ſeinem Könige ſein Wort gehalten, als ihn an der Dorfliſiere von Ober-Dohalitz eine Granate niederriß. — Zu gleicher Zeit fiel der Oberſt von Binder, eine Kugel traf ihn mitten ins Herz! — Um 11 Uhr wurde Major von Gilſa von den Jägern, bereits leicht am Arm verwundet, von einer zweiten Jägerkugel vom Pferde geworfen. Er ſtand wieder auf, er wollte ſeine Leute keiner andern Führung überlaſſen. Sie kämpfen wie die Löwen, indeß Gilſa mit immer ſchwächer werdender Stimme ſie anfeuert. Da verlaſſen ihn die Kräfte! „Nehmen Sie den Befehl, Hauptmann Fritſch. Nun will ich gerne ſterben, nachdem ich geſehen, wie tapfer ſich mein Bataillon geſchlagen hat.“ — Er brach zuſammen! Todt!

Von 11 bis 3 Uhr gab es ein verzweifeltes Ringen!! — Ehre ſei Oeſterreichs todesmuthigen Soldaten, ſtolz kann ihr Kaiſer wahrlich auf ſie ſein! Schlecht geführt, ſchlugen ſie ſich nur zu fürchterlich für uns; lange aushalten konnten wir's gegen ſie nun nicht mehr. Das Schickſal des Tages ſtand auf der äußerſten Spitze, eine halbe Stunde noch ſo und — ! — dieſe halbe Stunde kam nie! — Hurrah der Kronprinz!! Hurrah!!! — Er zieht herauf die Höhen von Chlum!!! —

Eine Thräne wohl fiel aus König Wilhelms Augen, als er die Helme der zweiten Armee im Sonnenlichte funkeln ſah. Moltke's ſtarre Züge, der die Cigarre in ſeiner Hand bisher gedreht hatte, glätteten ſich. — „'S iſt wirklich gerade Drei“, und ein feines Lächeln umſpielte ſeinen Mund. Er ſah Bismarck und Roon an, Die aber lachten ſtillvergnügt vor ſich hin. — Die zweite Armee griff ſofort ein und drei Stunden ſpäter war Benedeck geſchlagen; ſein Rückzug wurde zur zügelloſen Flucht. —

Während dieſes zweiten Theils der Schlacht wurde von der (zweiten) Armee des Kronprinzen Major von Reuſch, von der

ersten Garde-Division, erschossen, als dieselbe das Lippaholz nahm. Die zweite Garde-Division eroberte das Dorf Lippa selbst, das österreichische Centrum ward durchbrochen! Da fielen als Helden dieser Stunde noch: Major von Delitz an der Spitze der Franz-Füsiliere, Oberstlieutenant von Pannewitz vom zweiten Bataillon Regiment Elisabeth mit seinem Adjutanten Lieutenant von Wurmb. Derselbe Granatschuß hatte Beide getödtet! — Beim Sturm von Chlum, im Kampfe mitten im Dorfe, traf ein Granatsplitter den Oberstlieutenant von Helldorf ins Haupt. Mit ausgebreiteten Armen sank er zu Boden. Eben da wurde auch Anton Prinz von Hohenzollern schwer verwundet. — Am Südwestende des Dorfes, wo sein Bataillon vorüber mußte, hielt indeß Generallieutenant Hiller von Gärtringen, um das Gefecht zu überblicken. Major von Sommerfeld sprengt mit Meldung heran. — „Gott sei Dank", ruft Hiller, „da kommt Ihr! — Was bringen Sie mit?" — „Mein Bataillon, gefolgt von der Avantgarde des ersten Corps", war die Antwort. „So wird Alles gut werden!" lächelte Hiller. Da zuckte er auf, fuhr mit der Hand an die Brust: „Herr Kamerad, helfen Sie, ich bin verwundet!" Lautlos sank er in dem Augenblick aus dem Sattel, der die Entscheidung brachte, — den Sieg!!

Ehre diesen Todten! Ewig lebe ihr Andenken unter uns! — Wir glauben des Kaisers Leben würdiger mit Nichts zu schmücken, als mit dem Gedächtnisse der Führer seines wehrhaften Volkes, die in Treue also um ihn starben! — Ein Offizier von der Brigade Hanenfeld aber, den man verwundert fragte: wie's komme, daß sein Regiment so wenig Verluste aufzuweisen habe, — entgegnete: „Ach, wir hatten ja gar keine Zeit zu fallen!" — So sollte diesem großen Trauerspiel denn auch Gott Komus zum Epilog nicht fehlen. —

In dem Augenblicke, wo die Tête des ersten Armeecorps aus Chlum debouchirte, befahl der König, welcher acht Stunden vom Roskos-Berge aus den Gang der Schlacht verfolgt hatte: „Vorwärts auf der ganzen Linie!" Allen Bataillonen voraus, im Fluge sie überholend, brach jetzt die Cavallerie in den Feind, an

ihrer Spitze der König! — Als er die Höhe von Lippa erreicht hatte, den Punkt, um den ſich ſieben lange Stunden der Kampf gedreht hatte, ehe des Feindes Centrum zerriß, warf die ſchräge Nachmittagsſonne durch Pulverrauch, Staub und dunkles Regengewölk heraus einen breiten grellen Schein über das Schlachtfeld, das König Wilhelm nun gehörte. Hier hielt die Garde, zerfetzt und abgehetzt, ringend nach Luft und todesmatt. — Da ſahen ſie Ihn! — Was Mattigkeit, was Ruhe! Ein Jauchzen, ein Weinen, ein Gebet!! Es giebt Augenblicke, wo der Soldat über der Disciplin ſteht! — Garden, Schützen, Franz-, Alexander-, Eliſabeth-Füſiliere drängten an ihren Siegesherrn heran, umklammerten ihn, ſchrien, küßten ſeine Hände. Er ſelber ſchrieb der Königin: „Ich mußte es gewähren laſſen!“ — Darauf ſprengte er in die vorderſte Gefechtslinie gegen Streſetitz vor, wo die preußiſche Cavallerie den Widerſtand des Feindes brach. In Gefahr, fortgeriſſen zu werden und unter öſterreichiſche Reiter zu gerathen, bat Bismarck endlich den eifrigen Monarchen, ſich nicht zu exponiren. Jetzt erſt ſiegte der König über den Soldaten!! — — Die Reitergefechte bei Streſetitz und Problus waren Benedeck's letzter Verſuch, um genug Luft zu erhalten, die Trümmer ſeiner Armee zu retten! Der Marſch von Königgrätz bis Wien war eine Zerſchlagung der letzten Reſte der kaiſerlichen Armee. — Wir ſtanden vor Florisdorf, St. Stephan ſahen wir ragen! Eine Flankenbewegung war bewirkt, Preßburg in wenig Stunden uns gewiß, — da dachte Oeſterreich an den Frieden! — Fünfzehn Tage ſpäter wurden die Präliminarien (18. Juli) in Nikolsburg feſtgeſtellt. —

Vom 8. bis 12. Juli, wir wiſſen es nicht genau, geſchah im Hauptquartier unſeres ſtets gerechten Königs ein Irrthum, der ſehr natürlich und für die andere Art von Kriegführung, als welche in Böhmen unſererſeits geführt worden war, höchſt bezeichnend iſt. Böhmen war ein Keſſel und unſere Action daſelbſt ein klug angelegtes Keſſeltreiben geweſen. Am langgeſtreckten Maine war's anders, dies Andere war nun nicht gerade das Schwierige, jedoch das Langwierigere. Man hat den Krieg von

1866 den „Sieben-Tage-Krieg“ genannt; mit welchem Rechte, das bleibe ununterſucht. In zwei Wochen wurde von Vogel von Falckenſtein, welcher das Violoncell in dem bekannten Quartett unſerer Operationen ſpielte, die Sache am Main indeß beſorgt. — Der beſagte Irrthum des Hauptquartiers beſtand in Folgendem.

Hannover und Heſſen-Caſſel waren unſer, den Baiern war es (28. bis 30. Juni) nicht mehr gelungen, den Hannoveranern die rettende Hand zu reichen, denn dieſelben hatten (am 28. Juni) bereits capitulirt. Es galt jetzt, die Baiern aufs Korn zu nehmen. — Gefechte bei Hammelburg, Dermbach, Wieſenthal, die Panik von Hünfeld und Gersfeld (vom 2. bis 5. Juli) waren die Einleitung geweſen, am 7. zog Falckenſtein über die hohe Rhön und jenes ſonderbare, noch nicht erlebte Schachſpiel begann, was die Baiern wie die Reichsarmee verwirrte, abhetzte, trennte und erſt am 16. mit dem Einzuge in Frankfurt am Maine ſchloß. Vom 7. wenigſtens ab, acht Tage lang, erfuhr das Hauptquartier in Böhmen, ſelbſt in Verfolgung des Feindes begriffen, vom Maine nicht das Mindeſte. Entweder war eine Communication überhaupt unmöglich oder nicht rathſam geworden, oder aber Falckenſtein's Nachrichten erreichten den König nicht. Im Hauptquartiere, wo man nach dem Tage von Langenſalza raſchen entſcheidenden Schlägen entgegenſah, mußte dieſe Lautloſigkeit Beſorgniß erwecken. Solches Zaudern konnte nur Verdacht gegen die Fähigkeit Falckenſtein's erwecken, Zeit zu verſäumen war aber nicht! Man berief Falckenſtein alſo ab und ernannte General von Mantenffel. — Wem immer dieſe dringliche Ordre zu überbringen auch anvertraut war, ihm ging es ganz genau wie den ſüddeutſchen Truppen, er fand Falckenſtein nicht. Acht Tage wohl irrte die Ordre am Main umher und traf am 18. in Frankfurt erſt ein, nachdem Tags vorher Falckenſtein's große Erfolge bei Hammelburg, Kiſſingen und Aſchaffenburg ins Hauptquartier gemeldet worden. Nachdem Falckenſtein als Sieger in die alte deutſche Reichsſtadt eingezogen war, fand er ſich vom Commando abberufen und nach Böhmen als Gouverneur verſetzt. Wie tief es ihn ſchmerzte, ſo verkannt zu ſein, wird Jeglicher ermeſſen können; er reiſte zu ſeinem Monar-

chen, ſeine Dimiſſion zu erbitten. Daß der König dieſe Selbſttäuſchung des Hauptquartiers durch perſönliche Liebenswürdigkeiten und Gnade glänzend ausglich, verſteht ſich wohl von ſelbſt!

Mit Frankfurts Einnahme war auch der Sieg am Main für uns entſchieden. Die ſpäteren, ſehr heißen Gefechte wurden das glänzende Finale der ganzen Campagne. — Manteuffel trat auf ſpeciellen königlichen Befehl bis zur Erbarmungsloſigkeit ſcharf in Frankfurt auf. Für ſeinen bis zur Coquetterie getriebenen Preußenhaß mußte die Stadt nun eben herhalten. Wegen dieſer Folgen hatte ſie ſich ganz beſonders bei ſeiner moſaiſchen Literaten-Demokratie zu bedanken!! —

Wie die Stimmung in Süddeutſchland gegen uns geweſen war und wie ſie mit der Situation wechſelte, mag unſer Gewährsmann erzählen, Derſelbe, welcher mit den zwei aſchfarbenen Studenten, die nach Würzburg wollten, am 9. Mai von Berlin über Kreienſen nach Caſſel fuhr. — „Der erſte Eindruck, den wir mit Blind's belorbeertem Bilde in der Neckarſtadt empfingen, war für einen preußiſchen Magen ſchwer verdaulich. Die leuchtende Frühlingsſonne, der blaue Himmel, der dunklen Berge grüner Kranz, welcher über die Häuſer von „Carl Herzogs“ alter Schwabenſtadt hereinragten, dies Meer rothblühender Edelkaſtanien war entzückend, — aber dieſe wild erregten Menſchen?! — Den erſten Tag in Stuttgart mußte ich die Freude erleben, von Männern, die es wiſſen konnten, zu hören: in vierzehn Tagen längſtens ſind die Rothhoſen aus Straßburg hier. „Da möget Ihr Preuße ſehn, wie Euch's Jäckle gelupft wird!“ — Daß wir unterliegen mußten, war eine Sache, die zu beſtreiten von Lebensgefahr geweſen wäre. Heil mir, daß ich niemals Politiker, nie Zeitungsſchreiber geweſen bin, ich wäre wahrſcheinlich auf den Hohentwyl geſetzt worden! Als bekannt war, Oeſterreich ſei durch uns geſchlagen, rotteten ſich die Arbeiter, beſonders die Weinbauern der Umgegend, zuſammen. Sie wollten Herrn von Varnbühler hängen! —

„Leiſ', Kindles, leiſ'!
Da kummt der böſe Preiß,
Da kummt der Vogel von Falckeſtein,

'R steckt euch All' in'n Sack hinein;
Der Bismarck steht d'rhinder
Und freßt die große Kinder!"

ſang man überall, und das war ganz heiter. Aber zu hören:

„Aus Berlin, ſagt 'r,
Iſt der Aff', ſagt 'r,
Säuft an Wein, —
Schlimmer als 'n Graf!
Reißet's Maul auf,
Hat ka Hirn!
Soll den Sieg
Aber noch verlir'n! —
Schlagt's 'n todt,
Wenn er Anen ficht,
Daß 'r Furcht
Vor de Schwabe kricht!" —

Das war nun ſchon ſtörender und der Spruch: „Wo man ſingt, da laß Dich ruhig nieder", wurde etwas zur Illuſion. Wie hoch der Fanatismus, durch Angſt verſtärkt, aber in der dortigen Bevölkerung ſtieg, bewies, daß über uns wohnende Leute, Ruſſen, uns als Preußen denunciren wollten, — daß unſer Wirth, ein faſt ſiebenzigjähriger Mann, — ein ehemals ganz berühmter Opernſänger, — eines Abends, aus dem Weinhauſe kommend, uns mit der Drohung überfiel: „Ehe die Preußen nach Stuttgart kommen, ſchlagen wir alle hieſigen Berliner todt!" — Am andern Tage bat er reuevoll ſein Benehmen ab, er weinte wie ein Kind. — Bald darauf reisten wir dennoch nach Carlsruhe. Wir waren von dortigen Freunden denn doch gewarnt, der Einmarſch der Preußen ins Neckarthal als bevorſtehend gemeldet worden. Wirklich hatte das Landvolk theilweiſe ſchon die Schienen nach Mühlacker hin aufgeriſſen. — Andererſeits fiel von unſerer Seite auch Manches vor, was über's vernünftige Maß ging. Der Wahrheit wegen muß ich erwähnen, daß zu Carlsruhe in derſelben Etage mit uns eine gebildete Dame in Folge der Schrecken am Nervenfieber ſtarb, die ſie in Frankfurt hatte erdulden müſſen!" —

Soweit unſer Gewährsmann. — Wir denken, es iſt von uns an Frankfurt treulich gut gemacht worden und wird ferner gut

gemacht werden, was wir damals zu viel zu thun uns verleiten ließen. — Am 29. Juli verließ König Wilhelm Nikolsburg, die Präliminarien waren geschlossen; durch den Prager Frieden wurden sie perfect. —

Was war die erste Handlung des siegreichen Königs nun im Frieden? — Er demüthigte sich nicht allein vor Gott, er beugte sich auch dem Rechte seiner Nation, — er erbat sich von den Kammern „Indemnität!" Den 3. September 1866 kann Kaiser Wilhelm I. sich nicht blos als den größten Sieg seines Lebens anrechnen, sondern als eine großartige historische That, die in der Geschichte dieser Welt nur einmal gleich leuchtend noch verzeichnet ist und welcher Elisabeths von England Andenken noch nach Jahrhunderten für ihr Volk ganz unauslöschlich gemacht hat! Daß dieser Sieg über sich selbst dem Könige der schwerste wurde, vollendet nur noch dieses wahrhaft löwenherzigen Landesvaters sittliches Verdienst. — Mit diesem Acte war der innere Friede auch dauernd vollendet, wir traten endlich aus den politischen Kinderschuhen! —

Unserer Opposition soll aus ihrer vorhergegangenen Kampfeshitze kein gravirender Vorwurf gemacht sein. Sie war eben parteiisch, weil sie Partei war, und unpolitisch, weil ihre talentvollsten Redner selbst nicht die geringste staatsmännische Ader hatten, sonst hätten sie Bismarck längst verstehen können.*) — Wie jubelvoll König Wilhelm I. und seiner Truppen Einzug in Berlin war (20. September), ist in Aller Gedächtniß. —

Als Folge unserer Siege fiel von der Pfordten und Fürst Hohenlohe ward baierischer Minister-Präsident. — Der edle, so schwer von falschen Dienern beschädigte König Johann von Sachsen besiegelte mit seinem Besuche in Berlin die Bundestreue, welche er uns angelobt und die er auf das Opfermuthigste nachmals bewährt hat. Außer anderen Ehrenzeichen und Dotationen, welche von Fürst und Land freudig seinen Helden verliehen wurden, errang

*) Unter Bismarck.

ſich Bismarck den Grafentitel durch die meiſterhaften Dienſte, welche er Preußen wie der deutſchen Sache bisher geleiſtet hatte. —

Wenn wir beim Schluſſe dieſes Krieges uns gefragt haben, worin denn unſere, uns ſelbſt ſehr neue Ueberlegenheit beſtanden hat, ſo iſt die Antwort klar. Wir haben vorhin ein muſikaliſch Bild für unſere Armee gebraucht. Der Capellmeiſter war gut, die Capelle gleichfalls. Unſer unvergleichliches Enſemble alſo iſt das ganze Geheimniß unſeres Sieges! — Die Frucht deſſelben war für uns eine dreifache. Abrundung Preußens, ſeine erſte Stellung in Deutſchland, ſeine Souveränität über den Norddeutſchen Bund! — Was gewann Deutſchland? Die Möglichkeit, endlich in wirthſchaftlichem wie militäriſchem Sinne zu einem großen Gemeinweſen ſich zu einen! Dies Gemeinweſen erſtreckte ſich vorerſt nur bis zum Main; man mußte es aber der Zeit überlaſſen, ob er ſich ohne neuen Kampf je überbrücken werde. Ach, immer blieb noch unſer Jugendtraum: Alldeutſchland — eine bloße Hoffnungsactie, wenn ſie bereits auch ſchon etlichen Cours gewann. — — Die Landtagsſitzung der neugewählten Kammer war in der Seſſion bis October eine höchſt fruchtbare; gegenſeitiges Vertrauen hatte ſie belebt. Nur die „zwei Seelen-Theorie“ tauchte auf, welche ſehr komiſch war, aber den Kern einer Wahrheit enthielt, die — ſeit Schleswig-Holſtein indeß nicht mehr beſtand. *)

Kämpfe anderer Art ſollten uns nicht erſpart bleiben, welche auch ihre großen Bitterkeiten hatten. — Daß Oeſterreich uns nun nicht lieben konnte, war ihm zu verzeihen, daß die annectirten Provinzen ſich mehrfach unglücklich fühlten, dazu auch vorläufig noch berechtigt waren, iſt gewiß; ihre Gefühle für die entthronten Fürſten waren entſchieden ehrenwerth. — In den neuen Provinzen war Zu- und Abneigung betreffs Preußens indeß höchſt verſchieden. Die Ruhigen und Einſichtigen, die Welt des Handels und der Induſtrie, kurz Alle, welche die Nothwendigkeit ſeit Jahren ſchon einſahen, daß ihr Land aus kleinſtaatlichen Schranken heraus müſſe, um in Gedeihen und Entwickelung nicht hinter der

*) Siehe Bismarck.

Zeit zurückzubleiben, waren gut preußiſch geſinnt. Auch hatte bei der Mehrzahl der Bewohner der erſte Beſuch König Wilhelms in Hannover und Caſſel die wohlthätigſten Folgen. Die gewinnende Perſönlichkeit und Huld des Monarchen gewann Preußen damals unendlich viel Herzen, die bisher im Groll verharrt hatten. — Eine Partei natürlich blieb unverſöhnlich. Der Adel, welcher am, der kleinhauptſtädtliche Gewerbeſtand, welcher vom verwichenen Hofe gelebt hatte, waren unſere Haſſer. Bei ſo getheilter Stimmung kam es nur darauf an, daß dieſe neuen Preußen uns lieben lernten und wenn eine kriegeriſche Kataſtrophe hereinbrach, uns auch treu blieben. Der Proteſt des Königs Georg von Hannover, die Agitationen in Hietzing, wie die des heimiſchen Adels und verſchiedene andere Anzeichen ließen Hannovers wegen uns Manches beſorgen!

In Süddeutſchland wollte uns Baden allerdings wohl, ſoweit das eben die Ultramontanen und der theils noch öſterreichiſch geſinnte Adel ermöglichte; in Würtemberg und Baiern ſtand es ſchlimmer. Die Agitation gegen die „Verpreußung“ fiel auf höchſt fruchtbaren Boden, wuchs bedeutend während der nächſten drei Jahre, zumal nun auf religiöſem Gebiete das Unfehlbarkeits-Dogma hinzutrat, wir aber einmal als alter Hort der proteſtantiſchen Lehre galten. Unter ſolchen Umſtänden hatte der neue Norddeutſche Bund keine allzu heiteren Flitterwochen. Die rückſichtsvolle Klugheit unſerer Regierung, der ehrliche Eifer unſerer neu verbündeten Freunde, das hingebende Talent unſerer, im parlamentariſchen Kampf nach gerade ergrauten Vertreter allein half glücklich den neuen Bau begründen.

Ehe man ſich Deſſen aber zu freuen ein bischen anfangen konnte, thürmte ſich ſchon eine neue Wolke auf, „die Luxemburger Frage!“ — Der Krieg mit Frankreich hing an einem Haare; er hätte uns im Anfange unſerer neuen Entwickelung und noch an den Wunden des letzten Krieges blutend gefunden. — Dieſem Unglück entgingen wir durch die Geſchicklichkeit und Energie unſeres Geſandten, Grafen von der Goltz in Paris, durch die Vorſicht Bismarck's und der großen Selbſtbeherrſchung des Königs. Er hatte, ob auch Sieger, den Krieg ſatt. Deſſen Leiden an

Freund und Feind ſchnitten ihm ins Herz. Er ließ Napoleon lieber einen kleinen Triumph, um nur einer neuen Opferung deutſchen Blutes zu entgehen! — Wer uns zumeiſt aber in unerforſchlicher Weisheit über dieſe Kataſtrophe und die erſte nöthige Ruhezeit hinweghalf, war der Weltenlenker, dem König Wilhelm auch vor allen Anderen den Sieg zuſchrieb. Er gab dem Neffen des Corſen andere Beſchäftigung! —

Um Napoleon eine kluge Courtoiſie zu erweiſen und zu beſeitigen, Was noch bedrohlich ſchien, ging der König mit Bismarck nach Paris zur Weltausſtellung. —

Fünf Tage nach der Abreiſe König Wilhelms von Paris (19. Juni) ward Maximilian von Mexiko zu Queretaro erſchoſſen!! —

Die Waffen Napoleons, trotz Marſchall Bazaine's vandaliſcher Kriegsführung, hatten in Mexiko ſehr verdächtige Lorbeern errungen und denſelben Fürſten, welchen er inauguirt hatte, deſſen Exiſtenz und Rechte zu erhalten ſeine Pflicht und Schuldigkeit war, hatte er ſelbſtſüchtig in Stich gelaſſen! — Hart am Monatsſchluſſe kam „Unſer Fritz", der Kronprinz, mit Begleitung nach Paris, um die Höflichkeit des Vaters zu verſtärken. Am 1. Juli wollte Kaiſer Napoleon eben in den Wagen ſteigen, um in das Preisvertheilungs-Schauſpiel zu fahren, das ſo pompös pariſeriſch in Scene geſetzt war. Den Fuß ſchon auf dem Wagentritt, erhielt er die Nachricht von Maximilians Ende. — Augenzeugen, die ganz nahe ſtanden, ſagten uns, Er habe ſo fahl, ſo gebrochen ausgeſehen, wie nie! — Als er die Preisliſte der Gekrönten verlas, fielen die Worte ihm hohl und blechern von den Lippen. Schweißperlen ſtanden auf ſeiner Stirn und deuteten an, wie er mit Mühe ſich nur noch zuſammenhielt! Die ſittliche Vergeltung war über ihn gekommen! Von dieſem Tage ſtammen ſeine Ohnmachten, ſeine ſchlafloſen Nächte! Ein geheimnißvoller Finger hatte auch dieſem neuen Nebucadnezar ſein Schickſal vorgeſchrieben!! —

Einen ſchmachvollen Krieg hatte Frankreich ehrlos geendet! — Es gab für Napoleon jetzt nur drei Möglichkeiten. Entweder durch einen

glorreichen Krieg zur Säbelherrſchaft des 2. December zurückzukehren, oder etwas Grandioſes zu erſinnen, das dem „Preſtige“ der Franzoſen Nahrung gab, oder aber der kaiſerliche Preſtigiateur mußte ſich dem Liberalismus des Herrn Ollivier in die Arme werfen! Er that alles Dreies und nur halb, das war der Fehler! — In dieſem Sommer wollte uns — die Vorſehung prüfen, ob wir den Mann entbehren zu können gedächten, der unſerer Erfolge unſichtbare Seele geweſen war. Sie wollte ihm und uns den Beweis geben, daß wir „den junkerlichen Heißſporn“ liebten, — lieben mußten! Im Juni erkrankte Bismarck ſchwer. Man fühlte bald, wie ſehr er fehle. Kaum Reconvalescent, that er im Auguſt einen ſo unglückſeligen Sturz, daß das Roß auf ihn zu liegen kam; ſein Leben hing faſt an einem Hauche. — Wer die innere Angſt des preußiſchen Volks, wer die Theilnahme und Beſorgniß aller Orten ſah und die Freude, wie es hieß: „Er wird doch wieder geſund!“ der weiß genug. — Eigenthümlich, faſt alle unſere bedeutenden Männer in Preußen hatten daſſelbe Loos, König Wilhelm, Friedrich Carl, Bismarck, Roon, Papa Wrangel! Erſt gehaßt, wurden ſie in der Noth erkannt und im Erfolge anerkannt; das iſt die Welt! —

Dies Jahr, wie das vorhergehende und kommende, war ſtill; — innerer Ausbau unſeres Volkslebens, Retablirung unſerer Armee, Heilung unſerer Schmerzen, Erſatz unſerer Opfer war unſere Arbeit, welche nicht viel Geräuſch machte, deſto mehr aber Wirkung hatte. In dieſen letzten Jahren begann auch Louis Napoleon gegen uns jenes ſtille Doppelſpiel voll Liſt und Trug, voll Selbſtſucht und Niedertracht, welches Bismarck's ganze Kunſt erfordern ſollte! —

Nicht nur, daß Napoleon verkappte Offiziere vom Genie den Rhein und Deutſchland bereiſen ließ, auch einen genialen Mann mit teufliſch klaren Augen, Oberſt Stoffel, uns in Berlin als militäriſchen Botſchafter auf den Hals geſetzt hatte, er bohrte auch in Wien und Italien, Schweden und Dänemark gegen uns und ſuchte ein kleines Rheinfürſten-Bündniß zu etabliren. Ferner that er ſich mit Hietzing zuſammen und die Welfen-Legion ward gebildet. Um nun auch nicht der Trompete gegen uns zu ermangeln,

band er mit Mainzer und Frankfurter Blättern an, welche gegen Subvention eine bonapartiſtiſch-deutſche Literatur am Rhein begründen ſollten. Er ward von ihnen Allen indeß abgewieſen, und dieſe Blätter machten dadurch mit Ehren wieder gut, was ſie 1866 in falſchem Eifer geſündigt hatten. Unter Napoleons Agenten ſpielte damals ein Herr Curtis, ehedem engliſcher Conſul, eine berüchtigte Rolle.

Das war der ſtille kleine Krieg. Den ſtillen großen leitete Herr Benedetti. „Belgien für Königgrätz" war jetzt die Frage! — Damit in der Zwiſchenzeit aber dem franzöſiſchen Volke doch eine anregende Zerſtreuung geboten ſei, wurde Ende 1869 der Suezkanal durch die „nil-farbene" Dame Eugenie an der Spitze der höchſten Vertreter aller Großſtaaten eröffnet. Unſer Kronprinz Fritz repräſentirte Preußen und reiſte über Paris (29. December) zurück. Napoleon hatte ſich inzwiſchen der Demokratie in die Arme werfen müſſen, das Miniſterium Ollivier-Gramont war eben aus dem Ei gekrochen! Drei Tage verweilte „Unſer Fritz" in Paris, — übergenug, um ſich zu informiren, wie es mit Napoleon — und wie Er mit Uns ſtehe. Nur noch der Vorhang durfte ſteigen, dann war die Scene klar und die große Komo-Tragödie von 1870 konnte beginnen!!! — — —

Wenn wir unſere drei ſiegreichen Kriege von 1864, 1866 und 1870 unter einander vergleichen, ſo verhalten ſie ſich in allen Stücken, ſowohl was unſere Gefühle bei ihrem Beginn, unſere Leiſtungen während derſelben und die Größe unſerer Erfolge betrifft, etwa wie in der Sprache der Poſitiv, Comparativ und Superlativ. — Nach den Elbherzogthümern trieb uns das Gefühl deutſcher Ehre, in den deutſchen Krieg die Pflicht unerbittlicher Nothwendigkeit, gegen Frankreich die Begeiſterung heiliger Rache! In Schleswig rangen wir um deutſches Recht, bei Königgrätz um Preußens Geſchicke, nach Frankreich trugen wir Germaniens Giganten-Vergeltung! —

Daſſelbe Gefühl der Ueberlegenheit und der Verachtung Preußens, was Oeſterreich 1866 blind gemacht, umnebelte auch das feine Gehirn eines Napoleon. Der Kaiſer von Oeſterreich hatte, um

gegen uns den Krieg zu entfeſſeln, immerhin doch noch einen Grund, der in ſeiner ſtolzen Tradition beruhte und den wir vor wie im Kriege auch völlig gewürdigt haben. Sein Vorgänger war vom deutſchen Kaiſerthron zurückgetreten, Franz Joſeph wollte nun nicht noch einen Schritt zurücktreten, um neben Preußen ſich zu ſtellen. Unſere Gegnerſchaft, unſer Mißtrauen war zu alt, um in der Bruſt eines jugendlichen, heißblütigen Kaiſers dem Gegentheile Platz zu machen. Einmal mußte der Tag doch kommen, wo wir mit offenem Viſire im Turnier zuſammenrannten auf Tod und Leben! Daß unſere Generation dies Loos gerade traf, machte uns traurig, aber es war beſſer ſo, als eine lange und hinterliſtige Verſtellung! — Napoleon aber hatte zum Kriege gegen uns gar keinen rechtſchaffenen Grund, höchſtens nur eine — ziemlich gemeine Entſchuldigung. Er mußte dem Bankerott ſeines eigenen Hauſes vorbeugen, indem er räuberiſch in das des Nachbarn einbrach!!

Dennoch iſt er an dem Kriege von 1870 unſchuldig.*) Sein Volk wenigſtens hat nicht das leiſeſte Recht, die Schuld von ſich ab auf Napoleons Schultern zu wälzen. Des Kaiſers Vergehen allein war Schwäche mit Prinziploſigkeit gepaart, die Schuld der Franzoſen aber, daß ſie ihm das Meſſer an die Kehle ſetzten und ſagten: „Nieder mit Deiner Dynaſtie oder mit Deutſchland!“ Der Galgenhumor nur trieb ihn ins Feuer! — — Von der Corruption, die Napoleon in ſeinem Lande geſchaffen hatte, ganz abgeſehen, war ſein Unglück, daß er das franzöſiſche Heer zu Prätorianern gebildet hatte, alſo von demſelben abhing und er in die Hände ſeiner eigenen Mameluken fiel, der Caſſagnac, Galliſait, Rouher und Anderer. Sein Hof hatte ſchließlich eine Phyſiognomie angenommen, die als völlig neu in der franzöſiſchen Geſchichte gelten muß, ja bei deren Vergleichung Ludwigs XV. und des Regenten von Orleans Umgebung ſelbſt noch gewinnen muß! Unter jenen Monarchen war man gewiß ſehr unſauber geweſen, aber man war doch immer noch „Seigneur“ geblieben, unter Napoleon

*) Siehe Moltke und Bismarck.

war man aber ſo unſauber wie — eine reiſende Komödiantenbande.*) — Hierzu kam noch Zweierlei. Napoleon war verlebt und doch noch lüſtern, die Melancholie des Marasmus wechſelte in ihm mit ahnungsvoller Unruhe und der Gier nach galanter Zerſtreuung. Die eigentliche Färbung des Ganzen gab ſchließlich die für ihn doch zu junge Eugenie. Feurig und bigott, ehrgeizig und voll gedankenloſen Leichtſinns, fehlte ihr nicht Schönheit und nicht Grazie, aber die Erziehung zu ihrem kaiſerlichen Stande. Sie war, ewig von den Mameluken und Jeſuiten gehetzt, die Haupthetzerin. Von unten auf ſteckte Einer den Andern an, bis die ganze Atmoſphäre „Krieg oder Revolution" athmete.

Die franzöſiſche Nation wollte es ſo. Zwiefach ſollte ſie auch ihren Willen, — im Kriege ſollte ſie auch noch die Revolution haben!! —

An unſerem Hofe machte man bereits im Mai bedenkliche Geſichter; daß im Juni vor den „Preußenhaſſern" Fürſt Hohenlohe in München weichen mußte, der ſehr klerikale Graf Bray an die Spitze des Cabinets trat, ebenſo die Stimmung der bairiſchen Kammer erfüllte uns mit großer Sorge. Ein Glück, Graf Bray wie Herr von Lutz waren deutſche Ehrenmänner! — Einen Grund, ſei er auch noch ſo haltlos, muß aber jeder Krieg doch haben und Prinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen mußte ihn abgeben. Väterlicherſeits mit den Hohenzollern verwandt, war er durch ſeine Großmutter Stephanie Beauharnais ein Vetter der Bonapartes. Spanien, das einen König ſuchte wie's liebe Brot, hatte auf ihn ſein Augenmerk gerichtet und in Paris war ſeine Kroncandidatur längſt kein Geheimniß mehr. Daß man an unſerem Hofe von ihr wußte, iſt anzunehmen, aber ebenſo auch, daß man auf des Prinzen ſpaniſches Königsthum einen höchſt geringen Werth legte. Welcher politiſche, ja ſelbſt wirthſchaftlich beſondere Nutzen ſollte ſeine Wahl für uns haben, da Spanien geographiſch von uns gänzlich geſchieden war, ſeine Intereſſen es ja an Frankreich, Italien und den Orient verwieſen?

*) Siehe „Unſer Fritz".

Weshalb man jedoch den Prinzen gerade als Mittel zum Kriegszweck wählte, ist leicht einzusehen. In den beiden letzten Jahren hatte man vergeblich versucht, unserer Regierung durch politische Intriguen beizukommen. Das Geschrei wegen des Saarbeckens, Benedetti's heimliche Zumuthungen waren ebenso ignorirt worden, als der Versuch, Luxemburgs wegen mit uns Händel anzufangen. Bismarck war weder herumzukriegen, zu überlisten, noch in unklugen Affect zu bringen. Das einzige Mittel war also — König Wilhelm in Person, in seiner Ehre als Fürst und Hohenzoller anzutasten! — Da wir in den Tuillerien, wie zu St. Cloud nun recht gute Ohren hatten, Graf Bismarck schon seit 1866 wissen konnte, wo hinaus Napoleons Politik münden müsse, so war er zwar nicht völlig vorbereitet, doch aber auf irgend einen plötzlichen Schlag gefaßt. Anfangs Juli — aus heiterem Himmel — protestirten gegen des Prinzen Kroncandidatur bei unserem Gesandten v. Werther in Paris die Herren Ollivier und Gramont; beim Unterstaatssecretär v. Thiele that der französische Geschäftsträger in Berlin dasselbe. Bismarck war nicht zu sprechen, Thiele wies Benedetti zuvorkommend ab. — Unser König war in Ems und wörtlich ohne Ahnung von diesen kleinlichen Geschichten. — Am nächsten Tage reiste Werther von Paris nach Ems, um dem Könige die aufsteigende Wolke zu melden; viel eher ist auch wohl kaum dieselbe Sache von Berlin aus ihm gemeldet worden. An demselben Tage wurde die Interpellation von Cochery wegen des Prinzen in der Pariser Kammer gestellt; — natürlich hatte die Regierung selbst sie veranlaßt. Dieselbe ward durch Gramont in scharfer, Preußen höchst beleidigender Weise beantwortet. Herr Cochery hatte sich also zu einer „imperialen Cochonerie" hergegeben! — Das war allerdings sehr stark, aber, um den Effect noch zu vergrößern, fiel das Bonapartistische Blatt „Le pays" über uns her, hetzte Paris auf und demaskirte dadurch bornirter Weise die kaiserlichen Absichten. Zugleich erschien Benedetti, der auf Befehl „beleidigen" sollte, in Ems vor König Wilhelm und verlangte: „derselbe solle Prinz Leopold verbieten, den spanischen Thron anzunehmen." Er ward abgewiesen und die Pariser Presse

antwortete mit einem Wuthſchrei. Zwei Tage hierauf reiſte Werther, neu inſtruirt, wieder nach Paris und Benedetti wurde nochmals abgewieſen. — So ſicher Napoleon war, dieſes Mittel ſei das einzige, um den Krieg zu entfachen, ſo wußte er doch nicht, daß es auch das allergefährlichſte für ihn war. Schon ging durch Deutſchland wegen der Emſer Vorgänge unheilvolle Erregung und die engliſche Preſſe verdammte laut das Benehmen Napoleons! — Wie berechnend nichtswürdig es geweſen, beweiſt, daß Madame Eugenie damals vor Freude ſtrahlend ausrief: „das wird ein kurzer und glorreicher Krieg ſein; es wird mein kleiner Krieg ſein!“ Die Mameluken- und Jeſuitenpolitik hatten dieſe Frau bereits zum Backfiſch reducirt! — Auf einmal kam ein Strich durch die franzöſiſche Rechnung, — Prinz Leopold von Hohenzollern verzichtete freiwillig auf ſeine Kroncandidatur; aller Grund des Krieges fiel weg! — In Deutſchland athmete man auf, man ſegnete die patriotiſche Entſagung eines Prinzen, der eine lockende Krone nicht um den Blutpreis ſeines Vaterlandes erwerben wollte. In Paris, ſogar am dortigen Hofe, gab es immer noch vernünftige Leute, welche eine Ahnung hatten, es werde in dieſem Kriege mit Frankreich ſchlecht ausgehen. Eine verwandte Prinzeſſin des Kaiſers gratulirte ihm zur Beilegung des Conflicts, indem ſie hinzuſetzte: „In der That, Sire, Sie ſcheinen mir auch nicht in der Verfaſſung eines Eroberers!“ Napoleon litt nämlich gerade fürchterlich an der Gicht, hatte die Füße in Flanellſtiefeln und ſein Gemüth war niedergedrückt. — Aber nein, die Kriegspartei, das Jeſuitenthum und die Demokraten in ſüßem Bunde ſtachelten den flanellenen Löwen bis zur Verrücktheit! — In Ems ſtand ſchon Benedetti wieder vor dem Könige Wilhelm. Er verlangte nun, „derſelbe ſolle ſich verpflichten, daß auch künftig Prinz Leopold die ſpaniſche Krone nicht mehr annehmen dürfe!“ — „Sagen Sie dem Grafen“, ſagte der König ſeinem Adjutanten mit eiſerner Ruhe, „ich hätte ihm Nichts weiter mitzutheilen!“ — Benedetti hinauscomplimentirt, ging zurück; der Krieg war gemacht, ſeine Miſſion erfüllt, er, in ihm aber ſeine Pariſer konnten die Beleidigten ſpielen. — —

Am 15. Juli reiſte König Wilhelm von Ems ab. Den erregten Badegäſten, die, ihn umdrängend, ein donnernd Hoch ausbrachten, rief er, Thränen der Rührung in den Augen, zu: „Auf Wiederſehen! Auf Wiederſehen!“ — Bange war's ihm, wehmüthig und zornig zugleich im Gemüth. — Ein Mann in ſeinen Jahren, welche ſelbſt den Niedrigſten ehrwürdig machen und vor Frechheit ſchützen, einen Fürſten beleidigen, der, ob auch in zwei Kriegen Sieger, gegen Frankreichs perfide Niedertracht jahrelange Mäßigung bewahrt hatte, das war nicht kaiſerlich mehr, — es war die Nichtswürdigkeit eines Gaſſenbuben! — — — Allmacht Gottes, du warſt in dieſen Stunden, wo er der Heimath bange zufuhr, über dieſem geſchändeten Monarchen! Kaum war die Brutalität von Ems bekannt, ſo hallte in allen deutſchen Gauen ein Aufſchrei der Entrüſtung wieder!! So gerade mußte man uns bedienen, damit wir den heiligen Zorn empfanden, welcher das Wunderwerk —, ſo lange vergebens von uns erſehnt, — vollendete, die deutſche Einheit! — Ihre Wirkungen ſollte Wilhelm I. ſchon unterwegs empfinden. In Caſſel jauchzten Tauſende ihm zu, in Göttingen, in Braunſchweig, — die annectirten Heſſen und Hannoveraner riefen jubelnd: „Nach Paris! Hoch lebe unſer König Wilhelm!“ — Das gepreßte Herz ward ihm leicht. — Nun erſt im eigenen Lande! — In Brandenburg, unter erregten, vor Zorn faſt weinenden Menſchen, ſinkt ihm ſein Sohn in die Arme; Roon, Moltke ſind da. Während man nach Berlin fährt, macht man die erſten Dispoſitionen. — Jetzt iſt der König in ſeiner Hauptſtadt, mitten unter einem wild empörten Volke. Es iſt, als breche eine Revolution aus. Ja, empört aus Scham iſt es ob ſeines Königs, ob Preußens Schmach! Wir Alle waren zu Rebellen geworden, die das Preſtige des Mannes an der Seine zu Boden ſchmettern wollten! —

Wie wenig der König, Roon und Moltke eine Ahnung gehabt, es könne jetzt und gerade durch Leopold von Hohenzollern zum Kriege mit Frankreich kommen, beweiſt die Thatſache, daß die für ſolche Eventualität doch am dringendſten nöthigen Männer, nämlich ſämmtliche Abtheilungs-Chefs des großen

Generalstabs in Berlin auf Urlaub waren! — „Ich befand mich mit meiner Frau in der Schweiz", sagte uns einer dieser Herren, „als die telegraphische Ordre kam: „„Sofort zurück zu mir! Moltke."" Auf der Stelle reiste ich ab. Vom Bahnhof in Berlin fuhr ich mit meinem Gepäck direct zum Generalstabs-Chef. — Meine Collegen trafen selbige Stunde ebenfalls ein. — Um etwa halb acht Uhr Abends setzten wir uns an die Karten, gegen neun Uhr war die Kriegs-Disposition gemacht, — wir konnten ruhig nach Hause gehen. Schon in der Nacht gingen die Ordres an unsere Corps ab!" —

Wessen Feder beschreibt Berlins Jubel und Kampfesgrimm? — Unter den Linden war's jenen Abend schwarz vor wogenden Massen. — Wiederholt mußte sich der König zeigen, mußte sprechen! Auf Händen wollte man Graf Bismarck aus dem Palais forttragen in sein Haus, wenn er es nur geduldet hätte! Da klang zuerst „Die Wacht am Rhein", — vier Wochen später sangen es schon die Kinder. Den erschöpften König hätte die Menge vielleicht die ganze Nacht nicht in Frieden gelassen, da tönte es plötzlich: „Meine Herren, Majestät muß noch arbeiten, gehen wir!" — „Nach Hause!" antwortete es rings. — Dahin wälzte sich wie eine Fluth die Masse. Gleich einer Wetterwolke flatterte über den Schaaren als Vorahnung das „Heil Dir im Siegerkranz!" —

Frankreichs Kriegserklärung und unsere Mobilmachung waren eins. Am nächsten Tage meldeten Baiern, Baden, Würtemberg, Sachsen, Hessen: „Wir gehen Alle mit!" Der hochherzige König Ludwig war der Erste gewesen! — Einen Tag später machten sie Alle mobil, — „das ganze Deutschland soll es sein!!" —

An Königin Louisens Todestage eröffnete Wilhelm I. den Norddeutschen Reichstag, wo flammende Schwüre ihn empfingen, dann fuhr er nach Charlottenburg ins Mausoleum. — Am Grabe seiner Eltern, bei den theuren Resten der Mutter, die um des Corsen Willen zu früh ihm starb, betete er: „daß der Ewige ihm Kraft verleihen möge, gegen den Neffen so wacker stehen zu dürfen, wie sein Vater gegen den ersten Napoleon." — Zu der-

ſelben Stunde überſchritten franzöſiſche Truppen die deutſchen Grenzen, als der König das eiſerne Kreuz wieder herſtellte. — Die freiwillige Krankenpflege übernahm im Felde Fürſt von Pleß, die Leitung der heimiſchen Königin Auguſta. An dem Tage, wo die fünf General-Gouverneure des Bundesgebiets ernannt wurden, verließ der franzöſiſche Geſandte den badiſchen Boden, hinter ihm flog die Rheinbrücke bei Kehl in die Luft!! — — Deutſchlands Einheit, — das hatte Napoleon denn doch nicht erwartet! Seine Proclamation hatte ganz den naturloſen Pathos eines ſchlechten Schauſpielers; es nützte aber nun nichts, er mußte wohl oder übel auch im Flanell marſchiren! Aus Rache wurden alsbald alle Deutſche aus Frankreich vertrieben. —

Kleinere Gefechte an der Grenze bildeten die Einleitung, das tapfere 7. rheiniſche Huſarenregiment ſprengte den Eiſenbahn-Viaduct der Verbindungsbahn Hagenau-Saargemünd. Kronprinz Friedrich Wilhelm ging nach Süddeutſchland, das Commando aller ſüddeutſchen Truppen (III. Armee) zu übernehmen. In München, Stuttgart, Carlsruhe ward er vom freudeberauſchten Volke wie ein Erretter empfangen; die deutſche Welt war eben neu geworden! Damals erhielt er auch von Nord wie Süd den einen Namen: „Unſer Fritz“, welchen ihm in Böhmen ſchon ſeine Soldaten gegeben hatten; ſogar die Franzoſen nannten ihn ſpäter im Grimme ſo! Zu gleicher Zeit erfolgte die Abreiſe des Prinzen Friedrich Carl nach Mainz als Commandeur der II. Armee. Am Buß- und Bettage endlich veröffentlichte Graf Bismarck Benedetti's famoſen Brief, welcher auf Belgiens Beraubung ausging. Die Sache Frankreichs war ſchon vor der erſten Schlacht in der öffentlichen Meinung Europa's gerichtet!! — —

Süddeutſchland, das Badener Land zumal, erſchien zunächſt bedroht. Daß König Wilhelm ihm alſo ſeinen einzigen Sohn und Erben, den „Helfer von Sadowa“ als Führer ſchickte, war nicht nur ein Akt des Vertrauens und der Treue, es war ein militäriſcher Meiſtergriff. — Zur Sorge hatten wir in der That ganz gerechte Urſache. War die preußiſche Armee nach 1866 auch die zweitbeſte in Europa geworden, die franzöſiſche galt un-

beſtritten für die erſte der Welt. Die neue Kampfweiſe, welche ſie hatte, beunruhigte uns ebenſo, wie die neue, verderbliche, in Geheimniß gehüllte „Mitrailleuſe“, — die „Kartätſcherin“ — der deutſchen Bevölkerung nicht minder als die Horden der Zuaven, Turkos, Zephire, Gums und Spahys Grauen und Ekel verurſachten. — Ende des Monats paſſirte die franzöſiſche Panzerflotte Helſingör, gegen welche der wackere Vogel von Falckenſtein als Wächter an unſerer Küſte zurückblieb. Prinz Friedrich Carl marſchirte inzwiſchen durch die Pfalz an die franzöſiſche Grenze und König Wilhelm nahm ſein Hauptquartier in Mainz, nachdem er in der Proclamation „An mein Volk!“ ſeinen Gefühlen einen Alle erhebenden Ausdruck gegeben hatte. — Auf ihm laſteten trotz der Einmüthigkeit der Deutſchen doch mancherlei Sorgen. Man kannte Schwedens wie Dänemarks Gelüſt ſehr wohl, ein Heer unterm Schutze franzöſiſcher Schiffe an unſere Küſte zu werfen, — man wußte, daß in der Hofburg ein Rachegeiſt umging, der die Begierde aufſtachelte, Vergeltung für Königgrätz zu üben! Napoleon wenigſtens nahm als ganz ausgemacht an, in Rußland ſei eine ſtarke Strömung gegen uns, Oeſterreich aber werde uns in Rücken und Flanke fallen; ein öſterreichiſcher Mameluke ſeines Hofes hatte ihn das feſt hoffen laſſen! — Der energiſche Patriotismus Deutſch-Oeſterreichs aber, das Herz des Kaiſers, welches, ob auch im Weh, denn doch wacker deutſch ſchlug, ließen die flüſternden Dämonen der Hofburg entweichen. Schließlich wurde unſer erſter großer Sieg der Dämpfer für alle etwa noch vorhandene Reibungsgelüſte.

Der erſte Sieg!! — Als König Wilhelm in Mainz anlangte, fand bereits das Gefecht bei Saarbrücken ſtatt, wo drei Diviſionen Franzoſen den Heroismus hatten, vierzig Füſiliere anzugreifen und eine offene Stadt in Aſche zu legen. Bei dieſer Gelegenheit führte der Preſtigiateur von der Seine auch ſein Kind zur erſten Production in die Arena, Lulu den Kugelſpieler. — Armer Junge! Aus ſolcher Frivolität beſtand deine Erziehung?! — Zwei Tage ſpäter war „Unſer Fritz“ mit den Süddeutſchen über die franzöſiſche Grenze gezogen. Am 4. Auguſt ſchlug er zu

Weißenburg, zwei Tage ſpäter bei Wörth Marſchall Mac-Mahon, — den Sieger von Magenta, total aufs Haupt! Während man wegen dieſes erſten Sieges in Berlin Victoria ſchoß, heftete Friedrich Carl durch den glänzenden Tag von Saarbrücken gegen Froſſard wiederum den Sieg an unſere Fahnen! — Nach dem Ehrentage von Wörth belobte der Kronprinz ſeine Armee mit herzlichen Worten. Er redete unter Anderen da auch einen beſonders heldenmüthigen Baiern an. Derſelbe erwiederte, wie erzählt wird: „Jo, Hoheit, wann mer Sie Sechsundſechszig nur gehabt hätte, mir hätte de verfluchte Preuße ſchon geklopft!!“ —

Nicht die bloße Waffe ſiegte bei uns, weit mehr der wunderbare Geiſt unſerer Nation, welcher unter Blut und Schweiß ſeine hohen, düftereichen Blüthen trieb! Nicht der preußiſche Schulmeiſter allein, das deutſche Lied hat auch ſeine Schuldigkeit gethan! Der Humor zumal, dies Götterkind in der Schellenkappe, wurde dem Soldaten ein Labſal bei ſeiner ſchweren Pflicht. — Das „Kutſchke-Lied“ allein war mehr werth, als ein ganzer Park von Mitrailleuſen. — Zwei andere Weiſen wurden auch jauchzend geſungen:

„König Wilhelm ſaß ganz heiter
Jüngſt zu Ems, dacht gar nicht weiter
An die Händel dieſer Welt.
Friedlich, wie er war geſunnen,
Trank er ſeinen Krähnchenbrunnen
Als ein König und ein Held!!“ —

ferner:

„Jubelnd ſei's der Welt verkündet,
Nicht mehr ſcheidet uns der Main!
Darum rücken wir verbündet
Ins Franzoſenland hinein! —
Von der Alpe bis zum Strand
Schallt das Lied vom Vaterland:
Immer friſch, frei, fromm und froh
Haut ihm auf den Chaſſepot!
Chaſſepot! — pot — pot — pot — pot,
Auf den Chaſſepot mit Hurrah!“ —

Jede Compagnie hatte ihren „verfluchten Kerl“, der mit einem „Kalauer“ oder „Schnadehupfl“ eine Explosion der Fröhlichkeit gerade dann zu Wege brachte, wenn Hunger, Uebermüdung oder das Weh um gehabte Verluste die Leute übermannen wollte. — Eine Thatsache, wie vor deutscher Kaltblütigkeit französische Coulissenreißerei zusammenbrach, lieferte schon die erste Schlacht. Mac-Mahon hatte als furchtbarsten aller Schrecken die Zuaven und Turkos anfänglich immer vorauf geschickt. Als das erste Turko-Regiment (Indigènes) nun gegen die Deutschen anstürmte, nachdem es ganz in der Ferne Salven abgegeben hatte, erhob es jenes Gebrüll „des Wüstenlöwen“, das auf den Boulevards von Paris immer den größten Effect macht. Die Deutschen indeß erwiederten es mit stürmischem Gelächter! Lachend gaben sie Feuer! Darauf wurden die „Wüstenlöwen“ unter fortwährender Heiterkeit mit dem Bajonnet geworfen! — Ernst sein im Leben, lachend zum Tode gehen, kann nur der Deutsche! — —

Zwei verlorene Schlachten mußten nothwendig die Stimmung zu Paris ins krasse Gegentheil, den vorlauten Uebermuth in Wuth verwandeln. Daß General von Beyer bereits Straßburg cernirte, Lützelstein, Lichtenberg, St. Avold erobert worden, vollendeten den Grimm des französischen Volkes; Eugenie zitterte mit Recht für ihre Existenz. Während Palikao an Gramont's und Ollivier's Stelle trat, mußte Napoleon, verachtet von seinem Heere, den Oberbefehl an Marschall Bazaine abtreten. — In diesem Augenblicke führte Bismarck einen neuen Keulenschlag auf Napoleons Haupt, er veröffentlichte Benedetti's Brief vom 5. August 1866, in welchem derselbe von uns die Abtretung des linken Rheinufers verlangt hatte!! — Schon streifte unsere Cavallerie bis Metz, Pont à Mousson und Nancy, Allen vorauf die schrecklichen Ulanen, welche — wie scharfsinnige Pariser Blätter ihren Lesern erklärten — „einem von uns aus Rußland bezogenen wilden Tartarenstamme, den Abkömmlingen der alten Hunnen, entsprossen wären, die nicht eher zu frühstücken vermochten, bevor sie nicht ein bischen gemordet, gesengt oder doch geschändet hätten.“ — Für die deutsche Armee nicht nur ehrenvoll, sondern für Erprobung

unſerer Kräfte wurde es entſcheidend, daß in dieſem Kriege jede Waffengattung nicht nur in Thätigkeit kam, ſondern auch ihre äußerſte Geſchicklichkeit anzuſpannen hatte, um ihre Aufgabe glücklich zu löſen. Indeß König Wilhelm nach Faulquemont ging, wurde General Leboeuf, — der als ehemaliger Kriegsminiſter vor Napoleon das klaſſiſche Wort: „Frankreich iſt in Erzbereitſchaft", einundzwanzig Tage zu früh geſprochen hatte, nun auch als Stabschef der Armee abgeſetzt, die unter Wimpfen ſtehende päpſtliche Garniſon der Franzoſen aber ſchleunigſt aus Rom zur Hülfe geholt. — Am folgenden Tage ſiegte die I. Armee, welche König Wilhelm in Perſon commandirte, bei Noiſſeville. Napoleon zog ſich nach Verdun zurück; ſeine Leute mochten ihn nicht mehr ſehen! Auf Noiſſeville's blutigen Gefilden feierte das deutſche Heer einen ſehr ſonderbaren „Napoleonstag", an ihm mußte dafür in Paris eine Emeute blutig unterdrückt werden. Der greiſe Changarnier aber, obwohl des Kaiſers bitterſter Feind, eilte zu Bazaine nach Metz, dem wankenden Vaterlande ſeinen Degen anzubieten. — Der Kronprinz nahm durch die Vogeſen inzwiſchen ſeinen Marſch auf Nancy, um, wie die Dispoſition war, nach Bazaine's Bezwingung mit des Königs Armee vereint gegen das verſchanzte Lager von Chalons zu operiren, das man höchſt formidable glaubte und wo überdem eine neue franzöſiſche Armee, wie man wußte, unter Mac-Mahon ſich bildete. — Für die königliche Armee und die des Prinzen Friedrich Carl galt es mithin zunächſt, Bazaine vor Metz feſtzuhalten, durch Umgehung abzuſchneiden, von allen Seiten dann aber auf ihn einzugehen. Eine Rieſenaufgabe, und wenn ſie glückte, von unberechenbarſtem Vortheile! Die zweite Armee unter Friedrich Carl hatte am folgenden Tage Bazaine glücklich im Marſche geſtellt und ſchlug ihn bei Vionville aufs Haupt; er wurde auf Rezonville zurückgeworfen. Während die königliche Armee ſich mit Friedrich Carl ſofort vereinte, nahm dieſer nordöſtlich von Metz gegen St. Privat Stellung. Bazaine, die Gefahr fürchtend, eingeſchloſſen und abgeſchnitten zu werden, beſchloß am zweiten Tage à tout prix den Durchbruch nach Weſten oder Nordweſt. In dem verzweifelten Ringkampfe von Gravelotte wurde er durch

König Wilhelm, bei St. Privat von Friedrich Carl geſchlagen. Der Marſchall ſaß gänzlich in der Falle! — Die Alternative nur blieb ihm noch, ſich nach Metz zu werfen und dort zu halten, bis von Chalons oder ſonſt wo Entſatz kam. —

Wir ſchildern hier nur König Wilhelms perſönliche Betheiligung bei dieſer Schlacht. — Vier Uhr Morgens verließ er Pont à Mouſſon, beſtieg bei Gorze ſeinen Braunen und ritt auf die Höhe von Flavigny. Die Trias ſeiner Getreuen, Moltke, Roon und Bismarck, wie eine große Suite, hielten bei ihm. — Im Grunde vor ihnen lag Rezonville, nordöſtlich Gravelotte mit dem Meierhofe Malmaiſon und in ſtaffelförmiger Terraſſe ſtieg die Wahlſtatt empor, ein Bergrand den andern überragend. Auf des Königs Anordnung ging das Corps Manſtein gegen den nordöſtlichen Wald vor, während Zaſtrow und Goeben Richtung auf Gravelotte nahmen. Dieſe hatten den Auftrag, nur langſam vorzudringen, damit Prinz Carl die Umgehung des rechten franzöſiſchen Flügels bei St. Privat vollziehen könne. Zwei Uhr Mittags ward der Befehl wiederholt, das Gefecht *nur* mit Artillerie zu führen, die Gehölze *feſtzuhalten*, zum Angriff aber *nicht* überzugehen. Gegen 4 Uhr ward der Befehl ertheilt: drei Infanteriebrigaden ſollten den Angriff auf den Point du jour machen; das mörderiſche Feuer des Feindes brachte ſie indeß zum Stehen. Tauſende deutſcher Herzen mußten hier verbluten! — Endlich kam von Prinz Friedrich Carl Meldung: „Die Bewegungen ſeines linken Flügels ſeien vorgeſchritten, ſein Angriff auf St. Marie aux Chênes beginne!“ Der König eilte auf die nordöſtliche Höhe von Rezonville, daſelbſt den Kampf bei Gravelotte zu verfolgen. — Je mehr der Abend ſank, je wilder, verzweifelter wurde das Raufen; Pardon ward weder gegeben, noch genommen! — Nach halb ſieben Uhr rückte das zweite Armeecorps, die Pommern unter Franſeky vorauf, gegen Gravelotte und nahm das brennende Dorf im Sturm. — Daß General v. Moltke nun *ſelbſt* die Pommern mit gezogenem Degen in den Kampf, etwa wie ein Corps-Commandeur geführt habe, iſt, trotz Baudiſſin's und Georg Heſekiel's Angaben, nur ein *militäriſches Märchen*. Mehrmals allerdings befand er ſich

in den vorderſten Linien des zweiten Corps und dem Feuer des Feindes ausgeſetzt, aber hatte da Anderes zu thun; er war niemals als Führer der Truppe thätig. Eben ſo unwahr iſt es, daß er dem Könige die Meldung des Sieges gebracht habe. — In dieſem Moment, der als die Höhe der Schlacht angeſehen werden muß, gab der König zum „allgemeinen Angriff“ Befehl. Mit wehenden Fahnen, raſſelnden Trommeln und Trompetenſchmettern ging's vorwärts! Das feindliche Centrum bei Amanvilliers wurde vom Corps Manſtein und der dritten Garde-Infanteriebrigade, die ſtarke Stellung des Feindes hinter Gravelotte, Point du jour und Moscou aber vom pommerſchen, weſtphäliſchen und rheiniſchen Armeecorps unter den Generalen Franſeky, Zaſtrow und Goeben geworfen. — Indeß war König Wilhelm auf die Höhe öſtlich von Gravelotte geeilt. Granaten ſchlugen bereits in den königlichen Stab ein; Graf Walderſee wurde verwundet. Durch die Schwadronen zu ſeinen Batterieen reitend, hielt der ehrwürdige König wie ein gemeiner Soldat ſo lange im Feuer aus, bis der Geſammtangriff gelungen war; erſt dann ließ er ſich durch Miniſter von Roon bewegen, ſeines Lebens eingedenk zu ſein! —

Die mörderiſche Schlacht war beendet, der Sieg gewonnen, Bazaine nach Metz, wie das Raubthier in ſeinen Käfig, gezwungen worden. Eine Eiſenmauer deutſcher Männer hielt ihn dort feſt!! — Der König ging nicht in ſein Hauptquartier. Mitten unter ſeinen Soldaten brachte er zu Rezonville die Nacht zu, — eine Matratze war ſein Lager, ſein Mantel ſeine Decke. Ehe er ſich aber zur Ruhe begab, dictirte er beim Lagerfeuer dem Grafen Bismarck noch die bekannte Depeſche an Königin Auguſta. Dieſelbe mußte viermal geändert werden, ehe der König ſie genehmigte. — Graf Bismarck äußerte ſich perſönlich hierüber wie folgt: „Ein Telegraphenbeamter reichte mir ſein Depeſchenbuch, hinter mir, den Gaul am Zügel, wartend. Majeſtät dictirte, ich ſchrieb. Da wir dem Auslande gegenüber etwas mousseux de Champagne brauchten, hatte ich mir in der Depeſche einige Arabesken erlaubt. Der beſcheidene, ſtreng bei der knappſten Wahrheit verharrende Sinn unſeres königlichen Herrn duldete

das aber nicht! In einer zweiten Depeſche wurde das Reſultat des Sieges auf ſeine ſchlichteſte Grenze reducirt! Da that Moltke Einſpruch, ebenſo Roon, weil ſich Fehler in den militäriſchen Angaben eingeſchlichen hatten. Erſt die vierte Depeſche wurde correkt. Majeſtät unterzeichnete ſie und der Beamte ſprengte mit ihr nach ſeiner Station." — Wir geben dies Detail, um wiederum zu zeigen, wie wenig bei König Wilhelm der Sieger über die ſtrenge deutſche Wahrheitsliebe Macht gewann! Welche Depeſche hätte wohl Napoleon nach ſolchem Tage geſchrieben?!! — -- Tags nach der Schlacht war Ruhe und Gottesdienſt. Als Wilhelm I. durch Gorze und an dem Hauſe vorüberfuhr, in welchem der ſchwerverwundete Hauptmann von Zedtwitz lag (72. Infanterie-Regiment), ſendete dieſer ſeinem Könige eine Roſe nach, die rothe Roſe als Zeichen der Liebe und des Leids. Wilhelm fragte kurz nach dem Namen des Offiziers und nahm die duftende Huldigung mit zum Gottesdienſte. — Hauptmann von Zedtwitz genas nach langem Krankenlager; felddienſtunfähig geworden durch ſeine Wunden, erhielt er die Stelle eines Bezirks-Commandeurs zu Halberſtadt. Weder an ſeine Schmerzensgabe dachte er mehr, noch daß der König von ihr mehr als augenblickliche Notiz genommen haben könne. — Ein Jahr ſpäter, am Weihnachtstage 1871, erhielt der überraſchte Zedtwitz plötzlich des Königs Oelbild mit der Inſchrift: „Gorze, 19. Aug. 1870" und ein kaiſerliches Handſchreiben, des Inhalts: „In dankbarer Erinnerung an den mir unvergeßlichen Augenblick, wo Sie, ſchwer verwundet in Gorze am 19. Auguſt 1870, mir eine Roſe nachſendeten, als ich, Sie nicht kennend, an Ihrem Schmerzenslager vorübergefahren war, — ſende ich das beikommende Bild, damit man in ſpäteren Zeiten noch wiſſe, wie Sie in ſolchem Momente Ihres Königs gedachten und wie dankbar er Ihnen bleibt! Weihnachten 1871. Wilhelm Rex." — Es giebt wohl kein reizenderes Beiſpiel von der Zartheit eines Königsherzens, das unter Abertauſenden, unter Siegen und Ehren die Schlachtenroſe von Gorze nicht vergaß. —

Nach dieſer bedeutſamen Entſcheidung erhielt Prinz Friedrich Carl den Oberbefehl über die I. und II. Armee, um Metz

zu cerniren, nachdem von der II. Armee Garde-Corps, das zwölfte königlich ſächſiſche, vier andere Armee-Corps und zwei Cavallerie-Diviſionen als (IV.) Maas-Armee unter dem Kronprinzen von Sachſen formirt worden waren, welcher mit der ſüddeutſchen Armee des Kronprinzen Fritz den Vormarſch auf Chalons anzutreten hatte. — Napoleon war auf dieſe neue Hiobspoſt nach Conrcelles bei Rheims geeilt, eine neue Armee aus dem Boden zu ſtampfen. — Der König vereinigte ſich mit den Kronprinzen nun zu Comercy; am 24. ging man auf Bar le Duc. Zu Chalons hatte Mac-Mahon inzwiſchen den Oberbefehl über die Trümmer ſeines eigenen und der Corps Failly, Donai und Lebrun übernommen. Was wird er machen?! — Unſererſeits ward nichts verſäumt, durch Cavallerie-Rekognoszirungen wie Kundſchafter dahinter zu kommen. — Plötzlich kam die Nachricht: „Mac-Mahon marſchirt (vom 21. bis 22. Auguſt) nach Rheims!“ — Seine günſtige Stellung zu einer neuen Schlacht hatte er in Chalons alſo aufgegeben. Entweder galten Paris direkt ſeine Bewegungen oder Metz! — Das war der erſte wirklich kritiſche Moment für unſere Operationen in dieſem Kriege! — Wer giebt Licht?! — Da blitzte es — beim Zeitungsleſen, ſo ſagt man, in Moltke auf. — „Scharfe Rechtsſchwenkung nach Norden!!“ — Die Dispoſitionen mußten total verändert werden! — Am 25. Abends erhielt man Gewißheit, Mac-Mahon ſei Tags vorher in Rethel einmarſchirt! Das galt Paris nicht mehr, folglich Metz gewiß! Vormarſch gen Norden denn! — Am nächſten Tage ging man auf St. Menehould, Clermont au Argonne und Varennes. Noch wußte man nicht, ſei man ſeinem Wilde wirklich auf der Spur oder nicht, erſt der kommende Morgen löſte den bangen Zweifel. Avantgarden der Sachſen und Preußen trafen bei Bougency Mac-Mahon's Vorhut, warfen ſie bei Nouard und — was wohl ein neues Curioſum der Kriegsgeſchichte iſt — preußiſche Huſaren ſtürmten zu Fuß das Bergdorf Voncq!! — Der Sieg des Kronprinzen in der Schlacht bei Beaumont folgte, Sachſen und Baiern leiſteten da ein Meiſterſtück! Die Corps Goeben und Boſe halfen ihnen; Mouzon ward genommen. —

Am letzten Monatstage war unter kleineren Gefechten die französische Armee glücklich bei Sedan von allen Seiten umstellt worden, man hatte indeß keine Ahnung, daß der Kaiser selbst sich bei ihr befand. — Gern hätte König Wilhelm seinen von Märschen hart mitgenommenen Truppen wohl einen Ruhetag gegönnt, doch die Befürchtung, der bereits wankende Feind könnte sich durch nächtlichen Rückzug nach Norden der völligen Umklammerung entziehen, zwang das Obercommando, die Schlacht schon am 1. September festzusetzen.

Der verhängnißvolle Morgen brach an, der letzte Tag der Napoleoniden! — Mit Tagesgrauen begab sich der König von Vendresse nach Frenois und nahm auf dessen südöstlich von Sedan gelegener Höhe Stellung. „Unser Fritz" hatte von Chemery aus sich auf die ziemlich südlich von Donchery gelegenen Bergkuppen begeben. — Von diesen Höhen sahen sie auf die vielfachen, erst nördlich, dann südlich laufenden Krümmungen der Maas herab, von Bergen und Schluchten in weitem Kranze umgeben. Mit Tagesschimmer hatten die ersten Angriffe begonnen. Dichter Nebel lag auf dem Thal, die Bewegungen der Truppen verbergend. Der Pulverdampf der beginnenden Kanonade verdichtete noch den weißen Schleier, der Alles ringsumher einhüllte. — General von der Tann und seine Baiern nahmen um halb fünf Uhr zuerst den Kampf bei Bazeilles auf, die achte preußische Division, Garde, die Corps von Bose und von Kirchbach griffen den Feind successive bei Moncelle, Daigny, Givonne, Illy und St. Menges an, Stollberg's Cavallerie hinderte bei Donchery den Durchbruch nach Mezières, die Reserven aber standen bei Cheveuge im Rücken des Königs, seitlich vor ihm auf Mont St. Pièrre waren indessen formidable Batterieen aufgefahren. — Die Sonne stieg und zerriß den Nebel; Fluß und Stadt, die Stellung beider Parteien lagen gleich einem ungeheuren Schachspiele vor König Wilhelms und seiner Begleitung Augen. — Gegen 10 Uhr hatten die Baiern unter dem tapfern von der Tann Bazeilles genommen. Mac-Mahon war bereits verwundet und Wimpfen führte das Commando; ein Umstand, der für die Franzosen bedenklich war.

Um dieſelbe Zeit gewann Kronprinz von Sachſen das Dorf Moncelle; die preußiſchen Garden nahmen Vormarſch auf Givonne, erhielten aber Befehl, ſich bis Fleigneux auszudehnen, um den Durchbruch des Feindes nach Belgien zu vereiteln. Um halb zehn Uhr war Givonne genommen! Die Garde unterſtützte nunmehr die Sachſen, Daigny wurde erſtürmt und zahlreiche Gefangene gemacht. Das Corps von Boſe, bereits gegen 9 Uhr auf den Feind ſtoßend, nahm das Dorf St. Menges. Die Franzoſen gingen nun auf die ſtarke Stellung in die Linie Illy-Floing zurück. — Da aber faßte von Fresnois und Vadelincourt aus bairiſches und würtembergiſches Artilleriefeuer ſie in Flanken und Rücken! Dieſen vorzüglichen Batterieen fiel ein ſehr hoher Antheil des Sieges zu! — Das Corps Kirchbach und die 4. Cavallerie-Diviſion hatte ſich bis Fleigneux nun entwickelt. — Der allgemeine Kampf — das Keſſeltreiben — begann; kein Entrinnen war mehr möglich! Bis 1 Uhr dauerte auf dieſen weiten Fluren der Geſchützkampf. Der linke Flügel von der Tann (Baiern) griff um 11 Uhr Mittags ſchon das Dorf Balan, dicht bei Sedan, in äußerſt blutigem Treffen an. Neben dieſem ſetzte das Corps Alvensleben II. a tempo ein, um 2 Uhr ward Givonne von unſeren Garden genommen und deren Artillerie richtete grenzenloſe Verheerung im fünften Corps des Generals Goze an. Die Stellung der Corps von Boſe und von Kirchbach im Rücken und in der linken Flanke des Kaiſerheeres war jetzt vollendet, — Angriff auf Floing! — Das Dorf ward mit dem Bajonette genommen! Auf unſerer Seite kämpft erbarmungsloſe Wuth, auf der des Feindes wachſende Verzweiflung! — Franzöſiſche Cavallerie raſt jetzt heran, es gilt ja zu letzter Rettung einen Durchbruch! — Ruhe in den deutſchen Gliedern; — ein mörderiſch Feuer empfängt ſie. Da kollern zu Haufen Mann und Roß, — über die eigenen Leichen können ſie nicht mehr weg; vorbei, Alles iſt vorbei!! — — Um 4 Uhr trat im Centrum der Franzoſen die Ruhe todesmatter Reſignation ein; von der Tann allein weiſt in Balan noch einen Vorſtoß ab; Napoleon ſoll ihn ſelbſt geleitet haben! — Die Garde-Artillerie beſchießt bereits ſchon Sedan und

es brennt. — Da, iſt es ein Traum?! Der Befehl zum Einhalten des Kampfes kommt, — die ganze franzöſiſche Armee will ſich ergeben!!! — Zu dieſem großartigen Siege trugen ferner die badiſche wie heſſiſche Diviſion unter General-Lieutenant von Obernitz und von Wittich höchſt entſcheidend bei! —

Wir wußten noch nicht, wie groß unſer Sieg, wie vollendet die Vernichtung der Feinde war. — In Sedan inzwiſchen ſah es geradezu ſcheußlich aus; die Verwilderung der franzöſiſchen Soldateska zeigte im Unglück den ganzen moraliſchen Verfall des Kaiſerreichs! — Hier plünderten Soldaten die Bewohner der Stadt, dort ſchwankten ſie trunken und johlend einher und kreiſchten: „Nous sommes vendu!“ „Wir ſind verkauft!“ — Andere mordeten ihre Offiziere oder fielen ſich gegenſeitig mit Kolben, Bajonett und Säbel an, — es war, als ob die Teufel ſelber wahnwitzig geworden wären!! — Seelenſtärke im Unglück kennen die Franzoſen ſo wenig wie weihevolle Stimmung im Siege; ihnen fehlt, was wir deutſches Herz und männlichen Charakter nennen. — Unter dieſen Horden nun war ein Mann, auf den deren ganze Wuth ſich concentrirte und der in dieſen letzten Stunden grauenvoller Seelenangſt die Sünden abbüßen ſollte, welche ſeine Selbſtſucht an der Menſchheit begangen hatte. Da ſteigt das Leichenfeld des Decembrirers grinſend vor ihm auf, da der bleiche ſchuldloſe Kaiſerſohn aus ſeinem blutigen Grabe von Queretaro! — Seines Bleibens iſt zu Sedan nicht mehr! — Zuſammengehockt im Stuhle ſitzt er in der ärmlichen öden Unterpräfectur, ſeinem Quartier, als Oberſtlieutenant Bronſart von Schellendorf als preußiſcher Parlamentär vor ihm erſcheint und die Uebergabe der Feſtung fordert. „Wenden Sie ſich an den General von Wimpfen“, ſagt toulos der Kaiſer. — Wieder iſt er allein. — Eine Weile iſt's draußen ſtill, dann brüllen abermals die feindlichen Geſchütze; Wimpfen läßt melden: „Der Feind will von keinen Bedingungen wiſſen; Uebergabe auf Gnade und Ungnade!“ — „Es bleibt auch wohl nichts Anderes übrig“, läßt Napoleon zurückſagen. — Dann ſetzt er ſich an den Tiſch und mit den Worten: „Ich lege meinen Degen Ew. Majeſtät zu Füßen!“

hat er sich unserm Kaiser gefangen gegeben. — General Reille überbrachte dies merkwürdige Actenstück König Wilhelm, der mit dem Stabe oberhalb Vadelincourt hielt. Der König, das Schreiben öffnend, sagte, ehe er las: „Aber Ich verlange als erste Bedingung, daß Ihre Armee die Waffen niederlegt!!" — Der General verbeugte sich bejahend. — Nachdem das Schreiben gelesen worden, beantwortete es der König, indem er „diese Art der Begegnung mit dem Kaiser bedauerte und ihn ersuchte, einen Bevollmächtigten zu senden, der die Capitulation abschließe." Reille ward freundlich entlassen, Bismarck und Moltke aber mit den ferneren Verhandlungen beauftragt. — Die Nacht senkte sich nieder; König Wilhelm, von seinem Heere vergöttert, schlief ruhig, er hatte ja einen gerechten Kampf gekämpft. — Napoleon war allein mit seinem Elende; Niemand bedauerte ihn! — Vor 4 Uhr schon war der Gemarterte wieder auf. Weg mußte er um jeden Preis! — Er verließ Sedan um 5 Uhr in der Richtung nach Donchery, wo er König Wilhelm vermuthete. — Reille, Castelnau, Baubert, Moskwa und Andere hatte er bei sich. — Bismarck und Moltke hatten sich bereits Abends vorher nach Donchery begeben, die Verhandlungen zu leiten. Nach Mitternacht wurden dieselben durch Bewilligung einer Bedenkzeit unterbrochen, welche General von Wimpfen erbeten hatte. — Was weiter vorging, erzählte, wie folgt, Fürst Bismarck unlängst erst selbst: — „Ich schlief in Donchery gerade vortrefflich, als General Reille plötzlich früh um 6 Uhr erschien. Er sagte, der Kaiser wolle mich sprechen! — Daß von der ganzen Armee Napoleon mich gerade auswählte, um sich zu übergeben, machte mich perplex. Ich hätte mich an seiner Stelle lieber dem ersten besten Unteroffizier überliefert, denn der Kaiser hatte mit mir bisher die verschiedensten Unannehmlichkeiten gehabt. Nichts desto weniger holte mich Reille, ich warf mich aufs Pferd und galoppirte ohne sonst welche Begleitung zu ihm. — Nach der Schlacht von Sedan glaubte Jeder, der Friede sei da, ich hatte dagegen erhebliche Zweifel. Ich wußte also jetzt, was für Bedingungen ich zu machen hatte. Ich traf Napoleon schon auf dem Wege nach Donchery. — Ich sprang vom Gaul, ließ denselben

laufen und trat dienſtlich ſteif mit der Hand am Helm, wie ich auch in den Tuilerien gethan hätte, zu ihm heran. — Lag in meinem Geſicht etwas Starres, Drohendes, — erwartete er von mir eine andere Haltung und fürchtete etwas ſehr Schlimmes für ſich, — ſein Geſicht ward aſchgrau, er konnte nicht ſprechen. In dieſer kurzen Pauſe bemerkte ich, daß ſeine Umgebung, wie franzöſiſcher Offiziere Gewohnheit iſt, die Mützen gezogen hatte. Ich nahm alſo den Helm ab! — Jetzt erſt kam Napoleon wieder (a son aise) zu ſich ſelbſt. „Bedecken Sie ſich, meine Herren!“ ſprach er. — Nach einer Pauſe wendete er ſich zu mir: „Was ſoll aus mir werden?“ — Ich fragte, ob er nach Sedan nicht zurückwolle. — „Nimmermehr!“ — Ich verſprach ſeine Sache zu vermitteln und bot ihm mein Haus an. Wir machten uns auf den Weg, doch kam er nur bis zu einem Arbeiterhauſe, dort wollte er bleiben. — Es geſchah, obwohl der Aufenthalt unangemeſſen war. — Abgeſtiegen, überreichte ich ihm unſere Bedingungen ſchriftlich. Da die Generale aber herandrängten und über des Kaiſers Schultern in das Papier blickten, ſagte ich zu ihnen gewendet: „Ich glaube, Majeſtät will mit mir allein ſprechen!“ — „Ja wohl!“ ſetzte Napoleon haſtig hinzu. — Nun ließ man uns allein. Ausgang unſeres Geſprächs war, daß der Kaiſer erklärte: „Er habe nichts mehr zu ſagen, der Regentſchaft (Eugenien) liege der Friedensſchluß ob.“ — Er kam auf die Capitulations-Bedingungen zurück, wünſchte Internirung der gefangenen Armee in Belgien u. ſ. w. Ich ſchlug dies als eine rein militäriſche Frage ab, die von Wimpfen und General von Moltke zu verhandeln ſei. Dann forderte er nochmals, des Königs Majeſtät zu ſehen. Ich verſprach, dieſen Wunſch zu befürworten. — Inzwiſchen hatten Offiziere vom Generalſtabe das nahe Schlößchen Bellevue als für des Kaiſers Aufenthalt ausfindig gemacht. Wir begaben uns dorthin. Nachdem inzwiſchen durch Moltke und Wimpfen die Capitulation abgeſchloſſen war, brachten wir ſie Sr. Majeſtät ins Hauptquartier, welcher ſie unterzeichnete. — Als ich Napoleon verließ, wußte ich, mit ihm ſei nichts mehr zu machen, der Krieg gehe weiter! Deshalb rieth ich Sr. Majeſtät auch, ſich mit dem Manne ſchlechterdings nicht

mehr einzulaſſen, ſagte ihm aber Napoleons Begehr. — Majeſtät, ſehr erbittert über den ganzen Krieg und des Kaiſers Handlungsweiſe insbeſondere, verlangte, Napoleon ſolle zu ihm kommen. — Das Hauptquartier Sr. Majeſtät zu Vendreſſe lag ſehr hoch und war weit. Ich entgegnete: Napoleon in ſeinem jetzigen Zuſtande könne ſich keiner Strapaze ausſetzen, es ſei auch in dem Augenblicke gerade für ihn eine ſchwere Härte. — Majeſtät entgegnete nun: er wolle zu ihm gehen! — Dies geſchah ſogleich und die ganze fürſtliche Cortège folgte nach Schloß Bellevue. — Majeſtät der König war ſehr ernſt, faſt finſter! Als er Napoleon indeß ſah, war in ſeinem großmüthigen Herzen jeder Groll vergeſſen! — Er trat mit ihm allein in den Salon. — Was ſie ſprachen, hat keine Zeugen! — Nach einer Weile erſchien Majeſtät in der Thür und rief ſehr bewegt den Kronprinzen herein zum Kaiſer. — So endete der ewig denkwürdige Tag." —

König Wilhelm ſchrieb über dieſe Bewegung der Königin in ſeiner einfachen Weiſe: „Der Beſuch währte eine Viertelſtunde; wir waren Beide ſehr bewegt über dies Wiederſehen! Was ich Alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel ſeiner Macht geſehen hatte, kann ich nicht beſchreiben!" — —

Am andern Tage ging der Exkaiſer nach Wilhelmshöhe, — ſeine Rolle war ausgeſpielt. Zugleich übergab ſich Mac-Mahon's Armee, faſt 85,000 Mann, welche nach Deutſchland transportirt wurde. — Nach einem Raſttage auf dem Siegesfelde ſetzte ſich der König mit den Kronprinzen von Preußen und Sachſen an die Spitze der III. und Maas-Armee gegen Paris in Marſch und zog am zweiten Tage in Rheims ein, der alten Krönungsſtadt der Bourbonen; Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin erhielt nunmehr das 13. Armeecorps zu ſelbſtſtändigen Operationen. — Inzwiſchen hatte man zu Paris Napoleon entſetzt und die Republik proclamirt; Kaiſerin Eugenie entfloh nur mit genauer Noth nach England. — Herzog Wilhelm von Mecklenburg nahm Laon und nach der Uebergabe der Stadt erfolgte durch einen fanatiſchen franzöſiſchen Artilleriſten jene ſchreckliche Exploſion in der Citadelle,

die mehrere Hundert Menschenleben kostete; Herzog Wilhelm selbst ward verwundet. — Möge hier noch der perfiden Art der Neutralität Englands erwähnt sein, das Frankreich die Mittel zu weiterer Kriegführung lieferte und unsern Protest hervorrief. — Colmar und Mühlhausen wurden inzwischen besetzt, Straßburg beschossen. Am 18., also noch nicht drei Wochen nach Napoleons Vernichtung, nahm König Wilhelm sein Hauptquartier im Schloß Ferrières, Rothschild's Sommerwohnung; einen Tag später war Paris von den deutschen Heeren eingeschlossen! —

Damit begann der andere Akt dieses heißen Krieges. Bisher hatten wir in großen, regelmäßigen Operationen unleugbar kühne und tapfere Armeen unter berühmten Generalen geschlagen, welche in der Krim, Italien und Mexiko sich stolze Lorbeern erworben hatten. Unser Zweck war gewesen, das napoleonische Kaiserthum zu züchtigen, aber nicht es zu stürzen, es war mit gegenseitiger Erbitterung wohl gekämpft worden, aber doch noch wie es ehrlichen Gegnern ziemt. Jetzt war die Situation völlig geändert! — Seitdem die Republik proclamirt worden, Leon Gambetta, Jules Favre und Rochefort, der Laternenmann, die Gewalt an sich gerissen, das Massenaufgebot in Scene gesetzt hatten und der erbärmliche Joinville den Mord heiligte, begann ein Banditenkrieg, der nur durch grausame Härte unsererseits zu führen war, ermüdend langwierig zu werden drohte und Scheußlichkeiten im Gefolge hatte, welche das Herz jedes Menschenfreundes mit Weh und Grauen erfüllen mußten. —

Nachdem Ducrot, — jener General, welcher die Ehre des französischen Offizierstandes durch Meineid befleckte, — bei Scaux geschlagen und hinter die Werke von Paris zurückgeworfen war, erschien Herr Jules Favre bei Graf Bismarck, den Frieden zu unterhandeln. Er scheiterte an der kategorischen Kälte dieses unbeugsamen Staatsmannes; — noch wollte sich Frankreich nicht in die Rolle der Demuth finden, die ihm wohl angestanden hätte und die, zu spät erwählt zu haben, in Verzweiflung, Blut und Thränen es bereuen sollte. — König Wilhelm zog (5. October) in die alte Königsresidenz der Bourbonen, in Versailles ein, schon am

20. September war Rom in der Italiener Hände gefallen! Victor Emanuel hatte wirklich Glück mit uns, er profitirte stets durch unsere Siege! Das Jahr 1866 trug ihm Venetien ein, 1870 die „heilige Stadt der sieben Hügel". — Etliche Tage später wurde Toul genommen, eine zornige Proclamation der Republik dagegen predigte den Krieg à outrance, welche Bismarck's energische Note beantwortete. — Ein Jubelrausch durchzitterte am 27. September ganz Deutschland, Entsetzen packte Frankreich, Straßburg hatte sich General von Werder übergeben! —

Im Jahre 1674 war's, daß der große Kurfürst, durch Habsburgs Neid und des kaiserlichen Generals Bournonville's Niederträchtigkeit Elsaß und Lothringen wie das edle Straßburg lassen mußte, in ihm aber die irdische Hülle seines geliebtesten Sohnes Carl Emil, den die Brandenburger als einen andern „Germanicus" verehrten.*) Er starb dort an der Lagerpest (27. November) in der alten Kaiserpfalz. — Nichts mehr erinnert heute an diesen edelsten aller Zollernprinzen, als der Militärverdienst-Orden (der pour le mérite), welcher Carl Emiln zu Ehren (1665) als unser ältester Fürstendank gestiftet worden. Er ist blau, — Carl Emils Leibfarbe, die Farbe des „Vergißmeinnicht" und des Himmels; — „treu bis zum Tode!" ist ihre Bedeutung, das Kreuz ein Symbol des ewigen Lebens. Möge gerade dies Zeichen jeder Offizier, dessen Hals es schmückt, um der theuren brandenburgischen Erinnerungen, die in Straßburg begraben ruhen, doppelt hoch und heilig halten!! Anno 1681 war's, wo das herrliche Straßburg sammt den Vogesen, mit Recht Altdeutschlands Termophylen damals schon genannt, — von Allen verlassen, durch den Verrath eines deutschen Grafen, Wilhelm von Fürstenberg, in Ludwig XIV. Klauen fiel! — Nun haben wir es wieder! Des großen Kurfürsten blutige Thränen sind gesühnt! Aus seinen **Gebeinen** ist ihm in Wilhelm I. der **Rächer** erstanden!! —

*) Wer von jener für Brandenburg wahrhaft tragischen Zeit sich ein Bild machen will, findet diese Epoche in des Autors letztem Roman: „Der Fels von Erz." Berlin 1872, bei O. Janke.

Es ist doch etwas Wunderbares um die heilig gehaltene Tradition eines Herrschergeschlechts, um die hohen Erinnerungen eines Volkes!! — —

Alsbald erschien auch Guiseppe Garibaldi auf dem Kriegstheater, den unsere Soldaten den General „Gar nich balde“ zu nennen pflegten. Er kam bejubelt nach Bordeaux, um seinen kosmopolitischen Degen demselben Frankreich anzubieten, das Italien Nizzas beraubt hatte! Es war gewiß Dummheit von ihm, daß er kam, es war von der republikanischen Regierung aber eine noch größere Dummheit, daß sie diesem Manne ein Commando gab, bei welchem seine „berüchtigte“ Berühmtheit ihm zum alleräußersten Hindernisse werden mußte. — — Um die Berechnung Gambetta's, des tollen Vaters des „Lever en masse“, zu Schanden zu machen, für unsere Verpflegung vor Paris große fruchtbare Landstriche zu haben, galt es, rings um die „heilige“ Metropole eine breite Zone zu gewinnen, welche unbedingt unser war. Wenn schon unsere Cavallerie in diesem Kriege sich unsterbliche Verdienste erwerben konnte, in Reiterstücken à la Seidlitz unser Staunen erregt hatte und wir ihr die Verhüllung unserer strategischen Absichten, die stete Fühlung des Feindes zumeist verdankten, — jetzt erst, zumal der Feind diese Waffengattung kaum mehr besaß — trat der Reiterdienst in sein vollstes Licht. Wrangel's Maximen kamen zu glänzendsten Ehren und der Ulan wurde in Frankreich ein größerer Schrecken, als die Francstireurs-Banden uns jemals gewesen sind. — „Nix Ulan par ici?!“ fragten bänglich nun die Mobilen, ehe sie in ein Dorf rückten. —

Den ersten Schlag unsererseits that von der Tann mit Division Stolberg und Prinz Albrecht (Vater) von Preußen, sie schlugen einen Theil der Loire-Armee bei Artenay; Cavallerie von Rheinbaben aber warf 4000 Mobile an der Eure. Am 11. October schlug von der Tann die Loire-Armee völlig und stürmte Orleans! — Die Pariser machten sich hierauf das edle Vergnügen, das Jagdschloß ihrer alten Könige „St. Cloud“ zusammenzuschießen. — Werder hatte inzwischen bei Epinal gesiegt, eroberte es und stellte die wichtige Verbindung mit Lüneville, also mit

unſerer Armee vor Metz, wieder her! — Einen Tag ſpäter ſiegte Kronprinz Albert von Sachſen bei Beaumont, nordweſtlich von Paris; Soiſſons fiel in der Mecklenburger, Veſoul in Werder's Hände. In König Wilhelms Gegenwart wurde aber ein Maſſenausfall vom Mont Valerien zurückgeſchlagen, im Norden hingegen St. Quentin beſetzt. Werder vernichtete nun Cambriel's Oſtarmee und warf ſie nach Beſançon. — Den Abgang von Truppen zu erſetzen, zumal die rieſige Ausbreitung unſerer Heere mit jedem Tage größere Intervalle zwiſchen den Corps ſchuf, rückte General von Löwenfeld mit der (II.) Reſerve-Armee von Glogau in Schleſien nach dem Elſaß ab. Schlettſtädt ergab ſich und die braven Würtemberger ſiegten bei Nogent an der Seine. —

Eine zweite Jubelnachricht durchflog Deutſchland: „**Metz** hat ſich (27. October) Prinz Friedrich Carls eiſernen Händen*) übergeben! Bazaine, der Schlächter von Mexiko, mit 170,000 Mann iſt gefangen, 20,000 Verwundete ſchmachten in der zertrümmerten Stadt!" — In Folge dieſes außergewöhnlichen Ereigniſſes gab König Wilhelm dem Danke ſeines vollen Herzens einen außergewöhnlichen Ausdruck. Es war bisher nie Sitte der Hohenzollern geweſen, den höchſten militäriſchen Grad an ihre Prinzen zu verleihen; noch nie hat es aber auch hohenzollernſche Prinzen gegeben, die als Feldherren bei ſo jungen Jahren ſolchen Waffenruhm auf ihre Scheitel gehäuft hätten. König Wilhelm ernannte mittelſt Armeebefehls „Unſern Fritz" und Friedrich Carl zu General-Feldmarſchällen! Denſelben 28. October feierte auch Moltke ſein funfzigjähriges Dienſtjubiläum und wurde von ſeinem dankbaren Könige zum Grafen ernannt. —

Einundzwanzig Tage hierauf nahm die Garde le Bourget vor Paris. Immer enger zog der eiſerne Kreis der Deutſchen ſich um die Stadt, welche vergebens auf Entſatz hoffte. Die Folgen konnten — bei ſolcher Menſchenmaſſe — nicht länger ausbleiben, Verzweiflung und Mangel. Die Stimmung wurde jede Stunde bedrohlicher. — Thiers, der jetzige Chef der Regierung von Paris,

*) Näheres unter deſſen Biographie.

erſchien wegen Waffenſtillſtandes in Verſailles. Am andern Morgen indeß ſchon brach die Emeute in Paris los, Trochu mußte ſie gewaltſam unterdrücken. In Folge dieſer Zuſtände ſetzte die wankende Regierung ein Plebiscit à la Napoleon in Scene. — Die Waffenſtillſtands-Verhandlungen führten indeß zu keinem Reſultat, Thiers brach ſie ab. Am 5. November fiel Verdun. — Da der Krieg ſomit fortgeſetzt wurde, ſchritt Gambetta, der Advokat und Kriegsminiſter, zu den äußerſten Gewaltmaßregeln. — Er ſchickte erſt Aurelles de Paladine, um einen Stoß gegen Norden zur Befreiung von Paris zu thun, und brachte dadurch von der Tann ganz gründlich ins Gedränge, aus dem nur Friedrich Carls Anmarſch von dem eroberten Metz aus die Baiern riß. Dann ließ Gambetta Bourbaki den höchſt originellen Südoſtſtoß auf den Rhein hin thun und der wackere Werder hatte wahrhaftig genug zu thun, bis General Manteuffel anlangte und Beide das blutige Duett von der „Wacht am Rhein“ ſingen konnten, welches am 19. Januar 1871 den verzweifelten Bourbaki zwang, ſich vor den Kopf zu ſchießen, ſeine Armee aber, 80,000 Mann ſtark, nöthigte, in die Schweiz überzutreten.*) Wäre Bourbaki's Zug, was gar nicht unmöglich war, gelungen, wir hätten über Gambetta wahrlich nicht zu lachen gehabt, im beſten Falle wäre unſer ganzes Spiel in Frankreich weſentlich verſchoben worden! Was Gambetta eben nicht glücken ließ, war einmal unſere Wachſamkeit, noch mehr aber, daß er in verblendeter Weiſe ſeine Generale in Ausführung ſeiner eigenen Abſichten hinderte, weil er ſich in Details miſchte, Anordnungen traf und Dinge verlangte, von denen er Nichts verſtand und die ein geſcheuter Oberſt-Commandirender, ein Stratege wie Moltke etwa, ruhig den Corpsführern überläßt, weil es deren verdammte Schuldigkeit eben iſt, dieſe Dinge, wie die Art der Ausführung des Planes beſſer zu beurtheilen, als der umfaſſendſte Geiſt ſelbſt es in ſo weiter Entfernung kann. Niemals iſt die Theilung der Arbeit eine wichtigere Maxime im Volksleben, als beim Heere im Kriege! — — Aurelles de

*) Näheres unter den Generalen von Manteuffel und von Werder.

Paladines ganz verteufelte Stöße, unterſtützt von den Operationen des Generals Pohlé von le Mans aus, denen weder der wackere von der Tann, noch das (13.) Corps des Großherzogs von Mecklenburg und die Cavallerie Prinz Albrecht (Vater) völlig Herr werden konnten, ſollten erſt durch Prinz Friedrich Carls Bataillen zu Ladon, Mezières, Bapeaume und la Rolande parirt, dieſer vorzüglichſte aller franzöſiſchen Generale erſt durch die dreitägige Schlacht vor Orleans (1. bis 4. December) vernichtet werden! Gambetta's Hauptnarrheit beſtand nun darin, Aurelles in brutaler Weiſe abzuſetzen! — Inzwiſchen hatten ſich die Dinge im Norden und Weſten bereits entwickelt. Der General-Adjutant des Königs, von Treskow, ſchlug mit der 17. Diviſion den ziemlich gefährlichen Durchbruch von 7000 Mobilen aus Dreux ab und warf ſie; die 22. Diviſion ſiegte bei Chateauneuf, — Ham und Rogent le Rotrou fielen. Graf von der Groeben vernichtete die Mobilen von Amiens bei Guesnel, Oberſt von Lüderitz die Mobilen bei Roye und 6 Bataillone Infanterie bei Mezières. Im Südoſten ſchlug Werder die Garibaldianer bei Pasqué, Manteuffel aber, — nachdem Lafère gefallen war, beſiegte mit dem 8. und Theilen des eigenen (1.) Corps die franzöſiſche Nordarmee; General Goeben beſetzte darauf Amiens. Die Bravour der Schleſier zumeiſt machte eine große Ausfallsſchlacht der Pariſer auch zu nichte, ebenſo verhinderten deren Operationen unter Trochu am folgenden Tage (30. November) die Würtemberger und Sachſen mit Pommern und Schleſiern vereint. Anfangs der zweiten Decemberwoche fiel auch Schloß Chambord dem 9. Corps in die Hände, welches eine franzöſiſche Diviſion bei Montlivaut an der linken Loire ſchlug. Die Truppen des Großherzogs von Mecklenburg nahmen Bouvalet, Villercau und Cernay, Goeben beſetzte Tièppe. — Zufolge dieſer rings weit um ſich freſſenden deutſchen Eroberungen war die franzöſiſche Deputirten-Kammer mit der ſogenannten „Außen-Regierung" von Tours nach Bordeaux geflüchtet. — Am 13. December wurde Blois beſetzt, Tags darauf fiel Montmedy, am 15. war das ſiegreiche Gefecht bei Vendome, am 23. und 24. vernichtete Manteuffel die Nordarmee Faidherbe's

völlig, — ein wahrhaft würdiges Weihnachtsgeschenk für seinen königlichen Kriegsherrn! — —

Weihnachten! Deutsche Weihnacht auf französischem Boden!! — Wie ward sie von unseren fernen Brüdern in Waffen, wie von dem geängstigten, hungernden Paris wohl gefeiert? — Ob auch fern und ohne die Traulichkeit des alten, immer so treugeliebten Berlins, hat König Wilhelm doch wohl nimmer ein Christfest erlebt, wo ihm so Hohes, Heiliges geschenkt, von ganz Deutschland geschenkt worden wäre, als er am 24. December 1870 sein nennen durfte. So groß auch alle Waffenerfolge, so wenig vorherzusehen sie gewesen waren, noch einen größeren Erfolg erwarb sich König Wilhelm durch den Geist der Einheit in der deutschen Nation, der Einheit seiner Fürsten und Völker! Bereits waren im November Verträge zwischen Preußen, Baden, Hessen, Baiern und Würtemberg abgeschlossen worden, welche die dauernde Verbindung deutscher Stämme und ihre Führerschaft im Kriege durch Preußen sicherten. Damit hatte König Wilhelm völlig genug, er sah ja den Bestand deutschen Wesens nun gesichert. Da ließ eines deutschen Fürsten hochherziger und opferfreudiger Entschluß alle Herzen höher schlagen! König Ludwig II. von Baiern zeigte am 3. December in Versailles seine Absicht an: „daß er und alle deutschen Fürsten König Wilhelm I. von Preußen zum deutschen Kaiser haben wollten!! — Sachsen und Würtemberg stimmten zuerst bei, alle Staaten folgten einmüthig. — Auf diese Kunde beschloß der Reichstag in Berlin, ehe er sich schloß, als naturgemäßes Organ des Volkes dessen einige Zustimmung zu diesem Wunsche der Fürsten auszudrücken. Eine Adresse sollte nach Versailles zum Könige gebracht werden. —

Die Adreß-Deputation verließ am 10. December Berlin; acht Tage später wurde sie vom Könige auf gallischem Boden empfangen. — Es mag den verwöhnten Versaillern, den geblähten Schoßkindern ihres größten Monarchen, sehr sonderbar vorgekommen sein, als sie die Herren im schwarzen Frack in feierlicher Auffahrt nach Schloß Versailles sahen, wo sie, gleich den Herzögen unter den Bourbonen, wieder die „grandes entrées“ hielten. Ahnten

ſie doch nicht, daß auf ihrem Boden an dieſem weihevollen Tage die Eiche der alten Kaiſerherrlichkeit neu gepflanzt werde, das träumende, ſtets verachtete Weib Germania panzergegürtet gleich Minerva zu neuem Leben erwachen ſollte! Ja, dieſe ſimplen Männer waren die Herzöge des deutſchen Gedankens, die da herzogen, ihn Dem zu Füßen zu legen, der der Vater der deutſchen Kraft war! — — Von Fürſten und Generalen, den Trägern ſeines Willens umgeben, empfing König Wilhelm am 18. December die kaiſerliche Deputation. Präſident Simſon, ihr Führer, las ernſt und feierlich bewegt die Adreſſe vor. Er mochte in dieſem Augenblicke wohl der Paulskirche vor 24 Jahren gedenken! — — Schlicht, einfach, tieferſchüttert, erwiederte der König:

„Geehrte Herren! — Indem Ich Sie hier auf fremdem Boden, fern von der deutſchen Grenze, empfange, iſt es Mir das erſte Bedürfniß, Meiner Dankbarkeit gegen die göttliche Vorſehung Ausdruck zu geben, deren wunderbare Führung uns hier in der alten franzöſiſchen Königsſtadt zuſammenführt. Gott hat uns Sieg verliehen in einem Maße, wie Ich es kaum zu hoffen und zu bitten wagte, als Ich im Sommer dieſes Jahres zuerſt Ihre Unterſtützung für dieſen ſchweren Krieg in Anſpruch nahm. Dieſe Unterſtützung iſt Mir in vollem Maße zu Theil geworden, und Ich ſpreche Ihnen den Dank dafür aus in Meinem Namen, im Namen des Heeres, im Namen des Vaterlandes. Die ſiegreichen deutſchen Heere, in deren Mitte Sie Mich aufgeſucht haben, fanden in der Opferwilligkeit des Vaterlandes, in der treuen Theilnahme und Fürſorge des Volkes in der Heimath, in der Einmüthigkeit des Volkes und des Heeres ihre Ermuthigung in ſchweren Kämpfen und Entbehrungen. Die Gewährung der Mittel, welche die Regierungen des Norddeutſchen Bundes noch in der eben geſchloſſenen Seſſion des Reichstages für die Fortſetzung des Krieges verlangten, hat Mir einen neuen Beweis gegeben, daß die Nation entſchloſſen iſt, ihre volle Kraft dafür einzuſetzen, daß die großen und ſchmerzlichen Opfer, welche Mein Herz wie das Ihrige tief bewegen, nicht umſonſt gebracht ſein ſollen, und die Waffen nicht aus der Hand

zu legen, bis Deutschlands Grenze gegen künftige Angriffe sicher gestellt ist. Der Norddeutsche Reichstag, dessen Grüße und Glückwünsche Sie Mir überbringen, ist berufen gewesen, noch vor seinem Schlusse zu dem Werke der Einigung Deutschlands entscheidend mitzuwirken. Ich bin demselben dankbar für die Bereitwilligkeit, mit welcher er fast einmüthig seine Zustimmung zu den Verträgen ausgesprochen hat, welche der Einheit der Nation einen organischen Ausdruck geben werden. Der Reichstag hat, gleich den verbündeten Regierungen, diesen Verträgen in der Ueberzeugung zugestimmt, daß das gemeinsame staatliche Leben der Deutschen sich um so segensreicher entwickeln werde, als die für dasselbe gewonnenen Grundlagen von unseren süddeutschen Bundesgenossen aus freier Entschließung nach Maßgabe ihrer eigenen Würdigung des nationalen Bedürfnisses bemessen und dargeboten worden sind. Ich hoffe, daß die Vertretungen der Staaten, denen jene Verträge noch vorzulegen sind, ihren Regierungen auf dem betretenen Weg folgen werden. — Mit tiefer Bewegung hat Mich die durch Se. Majestät den König von Baiern an Mich gelangte Aufforderung zur Herstellung der Kaiserwürde des alten Deutschen Reichs erfüllt. Sie, meine Herren, bringen Mir im Namen des Norddeutschen Reichstages die Bitte, daß Ich mich dem an mich ergehenden Rufe nicht entziehen möge. Ich nehme gern aus Ihren Worten den Ausdruck des Vertrauens und der Wünsche des Norddeutschen Reichstages entgegen. Aber Sie wissen, daß in dieser so hohe Interessen und so hohe Erinnerungen der deutschen Nation berührenden Frage nicht Mein eigenes Gefühl, auch nicht Mein eigenes Urtheil Meinen Entschluß bestimmen kann. Nur in der einmüthigen Stimme der deutschen Fürsten und freien Städte und in dem übereinstimmenden Wunsche der deutschen Nation und ihrer Vertreter, werde Ich den Ruf der **Vorsehung** erkennen, dem Ich mit Vertrauen auf Gottes Segen folgen darf! Es wird Ihnen, wie Mir, zur Genugthuung gereichen, daß Ich durch Se. Majestät den König von Baiern die Nachricht erhalten habe, daß das Einverständniß aller deutschen Fürsten und freien Städte gesichert ist und die amtliche Kundgebung

derſelben bevorſteht.“ — So einfach und doch ſo erhaben endete die Feier, welche Deutſchlands neue Form und erhabene Zukunft verkündete. Da riefen keine Herolde mit buntem Federſchmuck wie vor Zeiten die neuen deutſchen Kaiſer aus, in dieſem Saale Ludwigs XIV. zu Verſailles trennte kein goldenes Gitter, wie einſt den unnahbaren Monarchen, der ſich allein für den Staat hielt, von ſeinen tiefgebeugten Schranzen. Ein ſchlichter fürſtlicher deutſcher Kriegsmann, inmitten ſeiner Siegesbahn, erklärt ſeines Volkes Abgeſandten, wie ein Hohenzoller Kaiſer zu werden wiſſe, nicht durch ein Plebiscit, nicht durch Gewalt und Liſt, — nur durch den Einklang aller Herzen! Als er jene Worte ſprach, bildete der Kanonendonner drüben vor Paris die ſonore Begleitung zu dieſem neuen deutſchen Texte.

Das denkwürdige Jahr geht zu Ende. — Was dröhnt aus deutſchen Feuerſchlünden denn erderſchütternd am Morgen des 27.? — Die Beſchießung von Paris beginnt! — Lange erwartet ward ſie vom Heere, wie in der deutſchen Heimath! Faſt unwillig wurden wir über dieſe lange Thatenloſigkeit, und folgender Rebus war ſehr im Schwunge:

„2 × 2 = 4 i i.

Podbielski.“ —

Die Frage des Bombardements war im Hauptquartier lange heiß und eifrig erörtert worden. Wie man ſagt, hat es auch dort Parteien für und wider, wie anderwärts, gegeben.*) War Paris für uns nun auch keine heilige Stadt, ſo doch gewiß ein Hauptſitz europäiſcher Bildung. Hiſtoriſche Erinnerungen, die aus ihren alten Prachtbauten, noch mehr aus Allem, was wir Deutſche ſelber dieſem Paris zu verdanken haben, redeten, Religioſität, Menſchlichkeit wie Vorliebe ſprachen ſich gleich ſtark gegen das Bombardement aus. Dieſer ideale Widerſpruch mußte indeß der reellen Nothwendigkeit weichen. — Seit dem 19. September, alſo ein volles Vierteljahr faſt, war die Rieſenſtadt eingeſchloſſen und hatte ſich nicht ergeben. Alle Vorſtellungen, alle Verhandlungen mit ihr waren nutzlos geweſen! — Man wußte, daß das

*) Unter Moltke.

Elend und der Hunger in ihr die größten Dimenſionen angenommen hatten, ſie vom Pöbel bereits beherrſcht, von Factionen zerriſſen ſei, aber nicht nur, daß ſie ſich trotz fruchtloſer Ausfälle, trotz der Unmöglichkeit der Befreiung nicht ergab, ſie athmete auch einen Haß gegen uns, der alle, ſonſt auch noch ſo feindſeligen Elemente in ſich einte. — Nicht der ſpaßhafte „Finger Gottes", mit dem uns weibliche Furien bedrohten, falls wir nach Paris kämen, ſchreckte uns. Ein Apotheker wollte unſere Soldaten mit griechiſchem Feuer vernichten, ein Ingenieur das ganze deutſche Hauptquartier, ſobald es in den Tuilerien ſich befände, in die Luft ſprengen. In Verſailles lauerten auf den König und Bismarck der feige Mord und Petroleum-Barrikaden, Brandattentate, Vergiftungspläne auf die occupirende Armee. Die getroffenen Vorbereitungen hierzu ließen nur die beſtialiſche Entartung einer Stadt erkennen, die es nicht werth war, daß je ein ehrlicher deutſcher Fuß ſie betrat. Von ſolcher „populace", wie Graf Bismarck Herrn Favre ſehr richtig ſagte, war nie Vernunft und freiwillige Unterwerfung zu erwarten, wenn ihr nicht der Glaube in die Hand kam, ſie ſei ohnmächtig und an unſerer Humanität allein liege es, wenn wir ihrer ſchonten. Die Pariſer waren wirklich der Anſicht, es ſei unmöglich, daß eine Kugel zu ihnen hineinreiche, unmöglich, dieſen Kranz von Feſtungen zu nehmen, welchen Adolphe Thiers' ſchlaues Genie um ihren gewaltigen Leib gelegt hatte. Hätten wir die Beſchießung unterlaſſen, ſie hätten geſagt: „Die feigen Preußen bebten vor unſerer ebenſo erhabenen, wie unbezwingbaren Stadt zurück!" Frankreich hätte ſich nie für beſiegt gehalten! — Dieſe Argumente mußten den Ausſchlag geben. — —

Als der erſte Kanonenſchuß fiel, begann Paris leiſe zu merken, daß wir denn doch wohl keinen Spaß verſtünden. In der That, wer unſere Artillerieſarte der Belagerung von Paris genau anſieht, die Schußkreiſe unſerer großen Belagerungsgeſchütze ſich auf ihr angiebt, wird bemerken, daß, wenn wir Paris ernſtlich zerſtören wollten, der ſüdliche Theil des Quartiers St. Germain bis zum Marsfelde, drei Viertel von St. Jaques, St. Victor und

Marie, die ganze St. Antoine, Popincourt, Temple, Menilmontagne, Belleville, Vilette und Montmartre total zuſammengeſchoſſen werden konnten, das aber waren vier Sechstel von Paris.

Wir verbanden die nothgedrungene Pflicht indeß mit möglichſter Humanität! Paris ſollte nicht, wie die Baiern ſagten: „reglementsmäßig verwüeſcht", es ſollte nur: „e Bisle modeſcht audemolirt!" werden; gerade genug, daß den Pariſern der Pöbelmuth verging. Aus Allem, was geſchah, geht hervor, daß die Ordre blos darauf ausging, die Forts und die Vertheidigungsmauer der Stadt allein unter formidables Feuer zu nehmen, die Kugeln, welche man in die Stadt ſchoß, ſollten nur dem Pariſer Straßenverſtande die Erläuterung geben, was wir könnten, ſobald wir wollten! Dieſe Aufgabe, das Rechte zu thun und das Humane nicht zu laſſen, die Ueberwachung des gewaltigen Artilleriekampfs, war dem unlängſt erſt allgemein betrauerten General Guſtav von Hinderſin als Inſpecteur und dem Prinzen Kraft von Hohenlohe-Ingelfingen, als Chef der geſammten deutſchen Belagerungs-Artillerie, anvertraut. Sie erledigten ſich ihrer doppelten Ehrenpflicht mit ausgezeichneter Umſicht und Energie.

Der 1. Januar des zweiten Kriegsjahres ward mit dem Falle der Forts Rosny, Noiſy und Nogent eingeweiht, am 6. fielen Iſſy und Vanvres, am 8. ſtand Fort Montrouge in Flammen und unſere Granaten erreichten, trotz unſerer noch ſehr fernen Aufſtellung, bereits das Luxembourg-Viertel von Paris, denn — „Kanonenkugeln haben bekanntlich keinen Verſtand!" — Am 22. erhoben ſich ſchon rieſige Feuerſäulen in St. Denis und Paris, den 29. beſetzten die Deutſchen die verlaſſenen Forts und auf dem „Onkel Bullerjan" (Mont St. Valerien) wehte Deutſchlands Fahne! — Zwei Tage ſpäter ſenkte Paris in verzweifelter Wuth das Haupt; es ward Waffenſtillſtand geſchloſſen! Endlich die Möglichkeit des Friedens!! —

Zu demſelben trugen beſonders bei, daß die letzten Feſtungen Mezières, Rocroy, Peronne und gar Belfort gefallen waren. Frankreichs letzte große Armee ſaß internirt in der Schweiz, die

Schlachten von Bapaume, Vendôme, Nogent le Rotrou, Le Mans, Beauvais und St. Quentin waren glanzvoll gewonnen worden. Besonders hatte sich General von Werder gegen Bourbaki die Liebe der Deutschen erworben und König Wilhelms I. wärmsten Dank. Die Gefahr einer französischen Invasion in Deutschland war ja zu nahe gerückt, die Sorge im Hauptquartier zu groß gewesen, als daß nicht Jeder aufathmen, der Vorsehung danken sollte, die so zur rechten Zeit den rechten Mann das Richtige thun ließ. — Während dieses in Süd-Osten so verhängnißvoll entscheidenden Ringens wurde im Spiegelsaal von Versailles am 18. Januar (Ordensfest) das deutsche Kaiserthum inaugurirt. Wilhelm I. in seiner großherzigen Bescheidenheit hatte verschmäht, die prunkenden Räume der Bourbonen zu seinem Wohnsitz zu erwählen. Er hatte sich mit der Präfectur begnügt, denn über die eigene Majestät ging ihm die Majestät des Opfermuths und der Schmerzen! Seine verwundeten Krieger aufzunehmen und in seinen Hallen das deutsche Kaiserreich neuerstehen zu lassen, dazu war ihm das Schloß Versailles gerade gut! — Hier inmitten deutscher Fürsten und Helden wurde die neue deutsche Kaiserzeit verkündet. Von den Lippen seiner Braven dröhnte jauchzend der Ruf der alten Zeit in neuer Schöne wieder. — „Heil Dir, Wilhelm I., Kaiser von Deutschland!!“ flatterte es durch das erschreckte Frankreich zum Rhein, weckte in Straßburg die Manen des todten Germanicus unter den Zollern und hallte brausend von allen deutschen Lippen wieder! — Nach diesem solennen ersten deutschen Reichsakt entfaltete sich aber ein anderes, nicht minder stolzes Schauspiel. Von dem stolzen Mittelbau des Schlosses von Versailles, in diesem Riesenhofe von Palästen, die einer Stadt fast gleichen und doch nur ein einzig ungeheures Haus sind, steht vor dem berühmten Oeil de Boeuf mitten auf dem Platze auf hohem Sockel das Reiterbild Ludwig XIV. In stolzer „Pompa“ dahinschreitend hebt das gewaltige Streitroß vornehm den rechten Vorderfuß, als wisse es, daß es Europa's Schrecken trage. Von ihm herab blickt aller Könige königlich Ideal, die Rechte mit dem Commandostab wie hinzeigend gereckt, das Haupt

nach links gewendet, als wollte der Unbezwingliche ſeinen Schaaren zurufen: „Da auf den Feind, greift an!“ — Im Leben Frankreichs größter — Komödiant, iſt er's im Tode noch. Nie hat ſelber der grand Louis das Schwert gezückt, nie in der Schlacht das Königswort gerufen: „Mit Gott auf den Feind!“ Turenne, Condé und Vauban verdankte er ſeine Siege, während er zu Hauſe blieb und ſah man ihn im Felde, war's, wo die Schlacht gewonnen, die Stadt genommen war, war's unter Maitreſſen, Schranzen, Pfaffen und Komödianten, die er im Troſſe mitgeführt; ſelbſt noch im Tode, als Statue, lügt er! — Unter ihm auf ſeines Sockels oberſter Stufe indeß ſteht ein deutſcher Soldat und Fürſt, Wilhelm der Kaiſer. Wohl umfliegen die weißen Flocken ſein weißes Haar, doch ſtolz lächelnden Angeſichts läßt er da ſeine Bataillone zur Kaiſer-Revue vorüberziehen mit klingendem Spiel, vorüberziehen die aberhunderte deutſcher Fahnen, die deutſche Fauſt hierher im Siege geführt hat! — Speit ihr nicht euren köſtlichen Moder im Entſetzen aus, Königsgräber von Saint Denis, über dieſe erbarmungsloſe Ironie dieſer deutſchen Kaiſerweihe?! Iſt's nicht, als zeige der Louis Quatorze da droben ganz Frankreich ſeine Schande? „En avant, mes braves!“ will ſein ehrner Mund gern ſprechen, „Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!“ ſchmettert's in die Lüfte, — Hurrah! Und die zerfetzten Fahnen fliegen! Verſailles ſieht Deutſchlands Tricolore zum erſten Mal! — — Wilhelm I., deutſcher Kaiſer! — Wohl ahnte Niemand unter uns, welchen Werth dieſer hiſtoriſche Akt haben ſolle. Faſt ſchien uns Nordländern der Kaiſerrang unſeres alten lieben Königs eine Zuthat, deren er ſo wenig wie wir bedurften; für unſer preußiſches Gefühl blieb er immer doch der Preußenkönig. Als Wilhelm I. aber Kaiſer war, ſahen wir erſt die ungeheuren Folgen ein, welche dieſe Erhebung für die geiſtige, politiſche wie materielle Einigung unſerer Stämme hatte, Folgen, welche König Ludwig II. von Baiern in einer Art von patriotiſcher „Hellſehung“ vorgefühlt, als er, der Erſte, den Gedanken der Kaiſer-Erneuerung offen ausſprach. In ihr waren die entſchlummerten Geiſter eines Jahrtauſends geweckt worden, die Geiſter Karls des Großen, der Hohenſtaufen,

Barbaroſſa's. Wir wohl, aber die Sachſen, Baiern und Würtemberger, kurz der ganze Süden, konnten wirklich nicht einſehen, daß ein König noch über ihrem Könige ſtehen ſolle und das neue Gemeinweſen in ſich faſſen und verbildlichen könne. Den Kaiſer Wilhelm aber konnten ſie erfaſſen, begreifen; in ihm war Preußens König wirklich ihr Oberherr, die leuchtende Spitze geworden, die das Gebäude erneuter Herrlichkeit und Einheit als würdigen Schlußſtein krönte. In dieſem Namen war Wilhelm I. der Mann aller Herzen, war jeglichem Bewußtſein verſtändlich geworden! —

Aus den Wirkungen, welche die kaiſerliche Proclamation an die Armee, zumal die an das deutſche Volk in der Heimat hervorbrachte, war die große Wandlung der Geiſter erſichtlich, welche man nach 1866 kaum denkbar, wenigſtens nur als das Reſultat der Mühen vieler ſchwerer Jahre erhofft hatte. Jetzt erſt war der Main wirklich keine Schranke mehr! —

Daß die franzöſiſchen Miniſter ſich endlich den deutſchen Forderungen fügten und den Frieden in kürzeſter Friſt ſuchten, waren nicht der drohende Untergang von Paris, nicht die Furcht vor weiteren Eroberungen nur Schuld, ſondern mehr noch die Vorzeichen des furchtbaren Aufſtandes der ſozialiſtiſchen Arbeiter-Demokratie in den Quartieren von Belleville und Montmartre, die Vorahnungen der grauenvollen Tage, welche kommen und den ganzen Beſtand Frankreichs bedrohen ſollten. Unter ſolchen Eindrücken mehrte ſich die Partei der Friedensfreunde raſch. Der Waffenſtillſtand vom 31. Januar war zu dem Zwecke bewilligt worden, durch allgemeine Wahlen eine Conſtituante zuſammenzubringen, der die Beendigung des Kriegs am Herzen lag. Bei ihrem Zuſammentritte mußten die Männer der „outrance“ fallen, vor Allem Gambetta. Das aufregende Wahlausſchreiben, das dieſer erlaſſen hatte, war nur ein Mittel, ſich ſelbſt am Ruder zu erhalten. Bismarck's Proteſt gegen daſſelbe und daß der eiſerne Marſchall, Prinz Friedrich Carl, die franzöſiſche Wahlfreiheit mittelſt ſtrengen Armeebefehls ſchützte, beendete des kriegsluſtigen Advokaten letzte miniſterielle Gaukelei; er dankte ab. — Die Pariſer Armee lieferte nunmehr,

als kriegsgefangen, ihre Waffen ab, nur die nöthigen bewaffneten Kräfte zur Erhaltung der Ordnung in der Hauptstadt wurden von uns bewilligt. — Die neue Nationalversammlung zu Bordeaux machte General Leflo zum Kriegsminister und Thiers zum Chef der Executive. Denselben Mann, welcher gegen uns die Forts von Paris errichtet hatte, welche wir nun besaßen als Zwingherren von Paris, hatte die Vorsehung in bitterstem Spotte auch noch zum Friedensengel Frankreichs mit Deutschland erkoren! — In Folge der Friedensaussichten lud Graf Bismarck auf Kaiser Wilhelms Befehl die süddeutschen Minister ein, an den nahen Verhandlungen Theil zu nehmen. Das innige Einvernehmen des Südens wurde durch einen Besuch König Carls I. von Würtemberg in Versailles besiegelt, und am 26. Februar vor dem Festdiner, welches Kaiser Wilhelm seinem königlichen Verbündeten gab, konnte er ihm lächelnd die Friedenspräliminarien verkünden, welche eben gerade abgeschlossen worden; Lothringen mit Metz, Elsaß mit Straßburg waren unser!! — — —

Das für die Pariser Furchtbarste, der Einmarsch unserer Truppen, stand bevor; die Stimmung in der Stadt war eine so wilde, wüste, daß Thiers wie der Gouverneur General Vinoy ernstliche Proclamationen an die Hauptstadt richten mußten. Die Kaiserparade in Longchamp leitete unsern Einmarsch ein, welcher doch theilweise und nur auf so lange erfolgte, daß die entarteten Pariser einsähen, wir könnten in ihr Heiligthum sehr wohl, falls es uns eben beliebe. Die gemeinen Pöbelscenen, welche hierbei schon sich ereigneten, bewiesen, daß wir über den schlechten Geist dieses Volkes sehr richtig geurtheilt hatten. Es verdiente nicht, daß unser Kaiser diese sonst so gern gesehene, hochgeachtete Stadt besuche, verdiente nicht, daß man ihr die Ehre einer längeren Anwesenheit deutscher Soldaten anthat, denn der gewöhnlichste deutsche Trainknecht war zu vornehm, sich die schmutzigen Schamlosigkeiten gefallen zu lassen, welche seiner in diesem verwirrten Babel warteten, das im Begriff stand, zu einem Sodom herabzusinken! — Zwei Tage nach dem Einmarsch wurde der Friede geschlossen, einen Tag später telegraphirte der Kaiser seiner Ge-

mahlin nach Berlin: „So eben habe ich den Friedensschluß ratificirt, nachdem er schon gestern in Bordeaux angenommen worden ist. So weit ist also das große Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche, siegreiche Kämpfe errungen wurde, Dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen seinen Theilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes! — Der Herr der Heerschaaren hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in seiner Gnade gelingen lassen! Ihm sei die Ehre! Der Armee und dem Vaterlande mit tiefbewegtem Herzen meinen Dank! Wilhelm.“ —

Welcher Empfang dem Kaiser bei den folgenden großen Paraden der siegreichen Truppen wurde, wie seine Aufnahme in der alten Krönungsstadt Frankfurt, wie in Berlin, das weiß Jeder, der das unvergeßliche Schauspiel sah. Der Einzug der Truppen, durch Deputationen von allen deutschen verbündeten Armeen verherrlicht, nahm am 10. Juni 1871 Dimensionen an, die bisher in Europa nicht erlebt sind. Man kann sagen, die Vertreter aller gebildeten Völker der Erde hatten sich eingefunden (außer Frankreich), denn in diesen Tagen zählte Berlin fast wirklich so viel Fremde als Einwohner. Am 9. Juli, an welchem Tage König Wilhelm zu Ems Herrn Benedetti abgewiesen hatte, kam Kaiser Wilhelm, als Badegast feierlich begrüßt, wiederum an. Gott hatte durch das Schicksal Gericht gehalten, wir, Hoch wie Gering, waren nur sein Rüstzeug gewesen! Wie es mit unseres Kaiser-Königs innerlichster Gesinnung stand, zeigte, daß seine verwundeten Braven in Versailles immer sein erster Gedanke gewesen waren, daß, da er an der Spitze seines Heeres als Triumphator durchs Brandenburger Thor einritt,— ehe er sich die geringste Ehre gönnte, er zu den verwundeten Offizieren heranritt, die hohlaugig und bleich unter Blumenkränzen da seiner harrten, — theure, halberstorbene Menschenblüthen, welche nach seinem erwärmenden Blicke sich sehnten! Ihnen gab er weinenden Auges den Kaiser-Dank, wie schöner nie die alte Ritterzeit der Salier ihn gekannt hatte. Der Christ und Vater des Volkes ist

in ihm noch größer als der Kaiſer! — Bei dieſer Braven Anblick dachte er wohl der Abertauſende, die fern in Feindeserde ruhten! — Wer aber will die Helden alle nennen, die für des neuen Deutſchlands Ehre fielen? — — Mögen wenigſtens ihrer Achte hier genannt ſein, die dem Herzen der Armee beſonders theuer geweſen.

General von François, † 6. Auguſt bei Wörth.
General von Doering, † 16. Auguſt bei Mars la Tour.
Generalmajor von Wedell, † 16. Auguſt bei Mars la Tour.
General von Craushaar (ſächſiſches Corps), † 18. Auguſt bei Gravelotte.
Oberſt Reder, † 18. Auguſt bei Gravelotte.
Oberſt Erhard, † 18. Auguſt bei Gravelotte.
General von Gersdorf, † 1. September bei Sedan.
Oberſt Graf von Walderſee, † 13. October bei le Bourget.

Ihre Seelen waren mit ihrem Kaiſer bei dieſer Einzugsſtunde, ob ihre Leiber auch ſtill gebettet ruhten. —

Solchem inneren, echten Manneswerthe ohne Ueberhebung, ohne Phraſe beugte ſich auch die ganze bewohnte Welt, bis auf jene halbe, zertrümmerte an der Seine, die gegen ſich ſelbſt in Plünderung, Mord und Brand jetzt mit orientaliſchem Fanatismus den Skorpionenſtachel kehrte. Amerika wie Rußland, der äußerſte Norden, wie der letzte auſtraliſche Anſiedler jauchzten mit lohender Begeiſterung dem Kaiſer Deutſchlands zu. Selbſt in den fernen Dſchungeln Hindoſtans fand ſich unter den eingebornen indiſchen Fürſten der Sinn für deutſche Größe, deutſche Humanität. Raja von Basma ſendete Beiträge zum Beſten der Verwundeten deutſcher Heere! —

Der letzte Reſt von Groll löſchte ſich aus, ſogar bei Denen, wo derſelbe einen nicht zu unterſchätzenden Grund hatte. — Die Herzen beider Kaiſer, Franz Joſephs und Wilhelms, fanden ſich wieder und des jungen Czarewitſch alter Haß gegen alles Deutſchthum ging unter in der Erkenntniß: „Dies neue große deutſche Reich könne nur Rußlands treueſter Freund ſein!“

Wohl wäre mit manch kleineren Zügen noch Kaiser Wilhelms Leben auszuschmücken gewesen. Wir versagen es uns jedoch. Wilhelm I. war nie ein Held der Redensarten, sondern der Thaten und was er in seinen schönsten Augenblicken sprach, wo ganz und voll der innerste Mensch aus ihm redete, ist ja schon längst Gemeingut des deutschen Volks geworden.

Mit einer Kaiserthat Wilhelms I. aber wollen wir sein Bild vollenden, welche bisher die deutsche Welt nicht kennt. Wir erzählen sie ohne Randglosse. Das Unausgesprochene redet ja oft am lautesten!

Als Wilhelm I. im Sommer 1871 zu Baden und Gastein war, im Vollbesitze der ihm von Gott verliehenen Ehren, glücklich im Schooße seiner Familie, seiner Kinder, von denen jedes Glied auf seine Weise in der vergangenen schweren Zeit auch ein Held der That gewesen, da drang an sein Ohr der Weheschrei einer fernen, verlassenen, entehrten und verzweifelten Frau! —

Es war die Tochter des Generals ...., welcher 1848 Commandant in Spandau gewesen war. Sie hatte einen Fabrikanten zu S. geheirathet, einen reellen, guten Mann, der sein Geschäft verstand, — aber leider den Fehler hatte, kein Kaufmann zu sein und seine Bücher nicht zu führen wußte. Sein Credit war erschöpft; des Bankerotts angeklagt, saß er im Gefängniß. — Sein schuldloses Weib, mit ihrem Kinde in Elend, sah voll Jammer in die Zukunft; sie hatte ja keinen Ernährer. — In dieser Seelennoth richtete sie eine Bittschrift an den fernen Kaiser, stellte ihre Lage dar, vertheidigte ihres Mannes angetastete Redlichkeit und wagte schließlich schüchtern daran zu mahnen, daß ihr seliger Vater in Spandau zu einer schweren Zeit Mannesmuth und Opfertreue als seine höchste Schuldigkeit Kaiserlicher Majestät gegenüber erachtet habe. —

An den Rand dieser Bittschrift schrieb Kaiser Wilhelm, der Sieger in drei Kriegen: „General .... ist mir von großem Nutzen im **März 1848** gewesen! — Begnadigt! Wilhelm." — Unmittelbar auf diese Bittschrift folgte die offizielle Begnadigung des gefangenen Mannes. — In honetten Verhältnissen

lebt er nun mit ſeiner braven Frau. — Im Präſidial-Archiv des Gerichts zu .... aber wird dieſe Bittſchrift mit dieſer Randbemerkung als Denkmal einer Zollernthat bewahrt, die an Friedrich II. und den Müller von Potsdam erinnert.

Gott erhalte Wilhelm I. noch recht lange! — —

Einſt freilich, wie allem Irdiſchen, wird auch ihm die Stunde ſchlagen, wo der wunderbare Meiſter, bei dem er in die Lehre gegangen, dem er in Schmerz wie Freude treu gedient, empor zum Lichte ihn an ſein Herz zieht, die ewige Krone ihm zu geben. Dann wird alles Volk in deutſchen Gauen ſchwer trauern und klagen; von den Enkeln wird noch Jeglicher unter uns, der unter ihm in dieſer Zeit gelebt, ſein Ringen und ſein Siegen mitmachen oder ſehen durfte, beneidet ſein! Ein Gefühl in unſeren Herzen, der Seufzer aber wird ſein ſchönſtes Denkmal bilden: Weiſe, gute und ſiegreiche Fürſten mögen wohl nach ihm noch kommen, unſern lieben, unſern erſten deutſchen Kaiſer Wilhelm kriegen wir doch nicht wieder!! —

Unser Fritz.

II.

„Unser Fritz“

Kaiserlicher Kronprinz des Deutschen Reichs und General-Feldmarschall.

„Unſer Kronprinz der heißt „Fritze“,
Und er fährt gleich einem Blitze
Mitten in die Feinde 'rein!“

Ein vielgeſungen Soldatenlied iſt's, das dem Kronprinzen von Preußen, dem deutſchen Kaiſerſohne den Namen „Unſer Fritz“ ſchlichtweg gegeben hat, der erſt im altnordiſchen Sande, dann im deutſchen Süden heimiſch und volksthümlich geworden iſt, bis ſelbſt der alte galliſche Feind das „notre Fritz“ mit ehrfurchtsvoller Scheu und verhaltener Wuth ſprechen lernte. Dieſer Name iſt eine hiſtoriſche Thatſache nicht nur, ſondern ein Factor geworden, deſſen Macht die weltbewegenden Ereigniſſe des Jahres 1870 und 71 zum guten Theil mit angerechnet werden müſſen. —

Sonderbar, daß unſer junger „Fritze“ zum Ergänzer der Ideen wie Thaten des „alten Fritzen“, Friedrich des Einzigen, zu werden von der Vorſehung berufen wurde! —

Bei der Schilderung des Kaiſers iſt ſchon auf die eherne Zeit, in der deſſen Jugend und ernſtes Mannesalter verfloß, auf den ſtrengen, faſt düſteren Ernſt des damaligen Zollernhauſes hingewieſen worden und wie Kampf und Entſagung faſt bis über die Mitte dieſes Jahrhunderts hinaus das Loos deſſelben geweſen iſt. In dieſe ſelbe erſte Hälfte, 1831, alſo zu Anfang jener trüben, bereits gekennzeichneten dreißiger Jahre, fiel die Geburt von „Unſerm Fritz“ und es iſt ein Umſtand von providentieller Bedeutung, daß er gerade am 18. October, dem Jahrestage der Leipziger Völkerſchlacht, zuerſt aus der „dunklen Kammer“, — dem Mutterſchooße, in den großen Kampf des Daſeins trat. — Die charakteriſtiſchen Eigenſchaften ſeiner hohen Eltern ſollten ſich in ihm, ihrem erſten und

einzigen Sohne, wiederfinden, einander ergänzen und ſpäter zu ſeltener Harmonie vereinen.

So wenig unſer Kaiſer zu jener Zeit ahnen konnte, er werde je die Krone tragen, ſo wenig ward auch ſein Sohn als Thronfolger geboren, denn noch war die Frage *nicht* entſchieden, daß König Friedrich Wilhelm IV. keine directen Leibeserben haben werde. — „Unſer Fritz“ hatte in der Taufe die Namen Friedrich Wilhelm Nicolaus Carl empfangen, und wie bei allen unſeren Prinzen zweiter Linie war er zu weſentlich militäriſchem Berufe von vornherein beſtimmt worden. Sowohl in dieſem Berufe, in der ganzen Zeit wie der Hohenzollernart lag es nun, daß ſeine Erziehung ſtraff und ſtreng ſein mußte. Dennoch war ſie um Vieles freundlicher, liebevoller, univerſeller, als die ſeines Vaters hatte ſein können. Der Kaiſer war ins Leben getreten, wo die Revolution Frankreichs die Gemüther in Schrecken ſetzte, war zum Jünglinge unter Schlachtendonner und dem Weheſchrei des niedergeworfenen Vaterlandes erblüht, ſein Sohn „Fritz“ betrat die heimiſche Erde in tiefſtem — faſt *zu* tiefem — Frieden. Dies führte bei Letzterem ſchon zu einem großen pſychologiſchen Unterſchiede. Ferner blieb „Unſerm Fritz“ die Mutter und zugleich der weibliche Einfluß auf ſein Gemüth, auf ſeine erwachſenden Seelenkräfte erhalten. Das war für ihn ein unberechenbarer Segen, der ſelbſt nicht durch eine weit eiſernere und einſeitigere Erziehung, als wie er wirklich erhielt, hätte getrübt werden können. Was frühe ſchon, ob auch nur in den erſten Keimen, in ſeinem Charakter und Weſen zu Tage trat, war, daß er dieſelben Charakter- und Gemüthsſeiten ſeines Vaters Kaiſer Wilhelms I. wie die ſeiner Mutter, der Kaiſerin Auguſta, höchſt glücklich in ſich in einer Weiſe vereinte, wie wohl ſelten Söhnen beſchieden iſt, denn gewöhnlich pflegen dieſelben eher die Gemüths- und Geiſtesqualitäten der Großeltern, als die der Eltern in ſich zu wiederholen. „Unſer Fritz“ hatte von ſeinem Vater ganz die deutſche Geradheit, die märkiſche Klarheit und Beſonnenheit, die praktiſche Klugheit überkommen, welche, uns Nordländer zumal, von Haus aus erſt auf das Nächſte, Sichere verweiſt, ehe wir wagen, den Blick weiter

zu richten. Die väterliche Mannesentschlossenheit, Treuherzigkeit und das unausrottbare, strenge Pflichtgefühl war's, was sich zunächst in ihm ausbildete, ihm bei seinem militärischen Berufe zum Rückhalt diente und ein Mittel wurde, jene großen Fähigkeiten in sich auszubilden, die ihn nachmals zum siegreichen Feldherrn gemacht haben. Erst *nach* und später dann *neben* diesen Fähigkeiten, welche wir zugleich die historisch „Hohenzollernschen", die *altpreußischen* benennen möchten, entfalteten sich aber andere Kräfte der Seele in ihm, die dem gemüthsweicheren, sangreicheren Süden entsprangen und aus den Erinnerungen der Burggrafen von Nürnberg, wie aus dem gewaltigen Geisteswehen thüringischer Glanzzeit ihren Ursprung und ihre Nahrung fanden. Diesen entschieden weiblichen Charakterzug sollte Kronprinz Fritz seiner Mutter zu verdanken haben. — Der männliche, preußische, war immer ein wesentlich *specifischer* geblieben, der weibliche, deutsche, war aber ein *universeller*. Daß die — damalige — Prinzessin Augusta eifrig bestrebt war, dem geliebten einzigen Sohne die Fülle all der Empfindungen und Anschauungen angedeihen zu lassen, welche sie als kostbarstes Herzensgut von der waldumrauschten Ilm nach den Ufern der Spree gebracht, war sowohl ein Bedürfniß ihres Muttergefühls, wie ihres besonders gearteten Charakters. Von ihr erhielt er jene Weichheit der Empfindung, das Seelenvolle, was ihn ganz *besonders* auszeichnet, von ihr das tief humane Bewußtsein und die universelle Anschauung, welche Deutschland den Geistern von Weimar, Schiller, Herder, Wieland, vornehmlich einem Goethe verdankt, und es ist unmöglich, wenn man mit dem Kronprinzen länger und Vielerlei spricht, zu verkennen, daß etwas von Goethe'schem Realismus und kosmischem Wesen in ihm steckt. Er beurtheilt die Dinge nie auf singuläre Weise, sondern legt an sie stets den großen und allgemeinen Maßstab des *Schönen*, *Wahren* und *Guten*; alles Uebrige ist ihm von ganz untergeordneter Bedeutung. Deshalb sehen wir ihn später auch stets beschäftigt, da wo es die *allgemeine* Sache gilt, individuelle Hindernisse mit zarter Hand beseitigen, sehen wir ihn den *großen*, *geistigen Gedanken* der Zeitbegebenheiten

erfaſſen, ſich ihm weihen und dabei von jeder Kleinlichkeit, jedem einſeitigen Intereſſe abſehen. — Wenn nun die mütterliche Einwirkung ſeine beſonderen hohenzollernſchen Eigenſchaften in ihm erhöht und ergänzt hatte, ſo ſollte, je mehr der Prinz zum Jünglinge und Manne ſich entwickelte, das väterliche Element vorwaltend in ihm erwachſen und neue ſeeliſche Reſultate zur Folge haben. Dies mag ſcheinbar eigenthümlich klingen, es iſt nichts deſtoweniger wahr. — Der Märker, der Nordländer nämlich, wenn er auch kein ſo jovialer, empfindungsreicher Menſch wie der Südländer iſt, hat doch von der Natur dafür ein Gut empfangen, was dieſen Mangel erſetzt. Weil er zweifleriſcher iſt, als jener, ſo iſt er auch zum Sarkasmus geneigt, weil er ferner ſtets gelernt hat, das Ideelle mit deſſen praktiſcher Anwendung zu vergleichen, iſt er von Hauſe aus — witzig! Dieſer ſein Sarkasmus iſt indeß ohne jegliche Bitterkeit, ſein Witz zwar derb, aber ohne böſen Willen. Er kann es eben niemals anſehen, wenn die Praxis an der Idee zur Lüge wird, ohne nicht ein lächerliches Reſultat zu ziehen. Das iſt ſeine Lebensweisheit, ſein Mutterwitz, iſt der Humor, welcher ihn über ſeinen märkiſchen Sand, ſeine eigene Unzulänglichkeit, über Alles, was ihm ſchief und krumm erſcheint, ſpotten läßt. Aber dabei liebt er dieſen ſeinen Sand, die Scholle die ihn gebar, das Weſen ſeines Stammes und ſeines Volkes Vergangenheit ſo, daß er ſein Vaterland und deſſen Art, ſeine langen Ebenen, ſeine nordiſchen Küſten nimmermehr mit der Alpe reicher Flur, mit Italiens blauem Himmel vertauſchen würde. Der Witz iſt in Deutſchland durchaus nordiſcher Natur. Im Süden ſcherzt man, iſt viel luſtiger, ja ausgelaſſen ſelbſt, aber das attiſche Salz fehlt dort, was den Humor der Spree, der Unterelbe und Oder zu üppig ſchwellender Blüthe bringt. — Dieſer Witz iſt beſonders dem märkiſchen Herrſchergeſchlecht, den Hohenzollern eigen! Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm IV. waren ſämmtlich witzreiche Könige, und wie derb derſelbe in alter Zeit zumal oft war — das erlaſſe man uns durch draſtiſche Anecdoten zu erhärten. Dieſer Witz hielt die Hohenzollern übrigens ſo wenig wie ihre Märker ab, da ernſt zu ſein, wo es die

eigene Würde, das Vaterland galt. — Von ihnen machten Friedrich Wilhelm III., wie unſer Kaiſer indeß eine Ausnahme. Wir glauben nicht, daß ſie je die Zollerſche „Witzader“ beſaßen, aber wenn dennoch, in dem furchtbaren Ernſte ihrer Jugend, in den Thränen der Nation ging ihnen dieſe Eigenſchaft verloren, erſt in „Unſerm Fritz“ blühte ſie fröhlich wieder auf. Er hat dieſe alte unverwüſtliche Heiterkeit ſeiner Vorfahren geerbt, welche nie verwundet, weil ſie ſo herzlich iſt, die nie würdelos wird, weil ſie Maß und Takt hält.

Dieſe eigenthümliche, höchſt vortreffliche Miſchung von Gemüths- und Geiſteseigenſchaften, die Doppelſeitigkeit des väterlichen und mütterlichen Elements war jedoch im Jünglingsalter des Prinzen in ihm noch unvermittelt, ungeklärt, ſo daß man damals noch nicht recht wußte, was aus ihm zu machen ſei. Vorliebe und Abneigung hatten ſich noch nicht völlig gereift und man behauptete damals: „ſchlechterdings in ihm weder vorherrſchende Talente noch Leidenſchaften,— ſei's im guten oder ſchlimmen Sinne,— entdecken zu können.“ Weil dies gerade die Zeit war, wo die Seele ſtumm, ja, dem eignen Beſitzer oft unbewußt, in ſich gährt und arbeitet, während der äußere Menſch um ſo nüchterner, ſtiller erſcheint, ſo hielt man ſich für berechtigt, über ſeinen Charakter im Publikum bereits abſprechen zu wollen, ehe derſelbe ſelbſt zu klarem Durchbruche gekommen war. Es iſt das alte Laſter unſeres nordiſchen Volks, daß es ſeine Fürſten und Helden gleich *fertig* vom *Himmel gefallen* haben will und ſie eben ſo wie ſeine großen Denker und Dichter ſo lange *verkennt*, bis es zu ſpät iſt, ſich ihres Werthes recht wahrhaft zu erfreuen. — Es iſt menſchlich! — Weshalb haben denn die Todten für uns ſo unendlichen Werth, weshalb genießen Sie ſo viele Liebe? Weil wir Menſchen mit der Liebe und Werthſchätzung bei den *Lebenden immer zu ſpät kommen*! —

Seine erſte Entwickelung erhielt Unſer Fritz von der Gouvernante Frau Godet. Acht Jahre erſt alt begannen bei ihm aber ſchon die Excercir-Uebungen in Genoſſenſchaft Rudolphs von Zaſtrow und Adolfs Grafen von Koenigsmark, welche in gleichem

Alter ſtanden, und als echter Zoller griff er den Soldatendienſt mit Eifer und Erfolg an. Als es bei einer derartigen Uebung auf Babelsberg regnete und der Lakai ſorgſam einen Schirm brachte, erwiederte der prinzliche Knabe: „Haſt Du je einen preußiſchen Helm unter einem Regenſchirm geſehen?!“ Der Diener zog beſchämt ab. — Am 18. October 1841, alſo zehn Jahre alt, trat Fritz ins 1. Garde-Regiment. Sein Militär-Gouverneur wurde Oberſt von Unruh, bisher Adjutant ſeines Vaters, ſeine allgemein-wiſſenſchaftliche Ausbildung leitete Profeſſor Dr. Curtius. Wer die Bedeutſamkeit dieſes Gelehrten unter uns kennt, namentlich aber die humaniſtiſche Art ſeiner Lehrmethode, weiß auch, daß der Prinz in ſehr glückliche Hände kam und ſein Geiſt ſich gerade nach einer Richtung frühzeitig dehnen durfte, welche früheren Prinzen unſeres Königshauſes nur dürftig gewährt, ja für Friedrich des Großen Jugend geradezu eine „verbotene Frucht“ geweſen war. Im Jahre 1847 und 48 nahm der Prinz an den Schießübungen und Exercitien mit gemiſchten Waffen Theil und wurde im Mai 1849 dem 1. Garde-Regiment zur „dauernden Dienſtleiſtung“ überwieſen. Wie ernſt der Kaiſer, ſein Vater, — damals noch Prinz von Preußen, die Sache auffaßte, bewies er in der Anſprache an den Sohn, welche im Luſtgarten zu Potsdam nach der Parole-Ausgabe erfolgte: — „Zu dauernder Dienſtleiſtung tritt nunmehr mein Sohn in Ihre Reihen ein. Ich hoffe, er wird ſeinem Namen und ſeinen Ahnen Ehre machen. Dafür bürgt mir der Geiſt, den Gott in ihn gelegt hat, nicht wir. Und Dir, mein Sohn, wünſche ich, daß Du dereinſt Daſſelbe erfährſt, was Dein Vater in Mitte ſeiner Kameraden erfahren hat! Meine Herren, es iſt die ſchönſte Freude meines Lebens geweſen, zu ſehen, wie die Treue und innige Theilnahme meiner Untergebenen ſich in ſchweren Tagen in der Nähe und in der Ferne nicht verleugnet hat! Das wünſche ich auch Dir! Und ſo thue nun — Deine Schuldigkeit!“ —

Wenn man bedenkt, daß dieſe Auslaſſung gegen den Sohn anno 1849 ſtattfand, nachdem der Kaiſer das Schwerſte hatte ertragen müſſen, was einem fürſtlichen Herzen zugemuthet werden

kann, ſo wird man auch die Tiefe der Empfindungen Deſſen, der ſo ſprach, und Derer begreifen können, an die ſeine Worte gerichtet waren. Sie mußten ſich beſonders ſchwer und flammend in die Seele des 18jährigen Prinzen ſetzen, der mit ſo jungen Jahren die Prüfungen ſeines Vaters durchleben und mitempfinden mußte. — So hart das Jahr 1848 für den Kaiſer, wie deſſen Sohn geweſen war, eine ſchöne, zartere Blüthe entkeimte ihm doch, die leiſe wuchs und ſich entfaltete. Die Gaſtfreundſchaft, welche damals Kaiſer Wilhelm in England genoſſen, der Reiz des ganz eigenen Familienlebens, welchen er bei der Königin Victoria empfunden hatte, der hohe Friede, welcher über ſein Gemüth in einem Lande gekommen war, wo der höchſte Streit doch nie zum Kampfe führt und die conſervative Tradition mit der Entwickelung reeller bürgerlicher Freiheit Hand in Hand geht, hatte tiefe Spuren in ſeinem Herzen hinterlaſſen und — ſehnſuchtsvolle Wünſche vielleicht, die nur die Zeit erſt verwirklichen konnte. — Den badiſchen Feldzug machte der Prinz nicht mit; im kommenden Jahre bezog er aber die Univerſität Bonn und that dann eine größere Reiſe. Am 15. October 1851 erfolgte ſeine Ernennung zum Hauptmann im erſten Garde-Regiment, das Jahr darauf übernahm er die ſelbſtſtändige Führung der 6. Compagnie. Der 40jährige Gedenktag des Sieges bei Großbeeren, am 23. Auguſt 1853, wurde dem Prinzen Gelegenheit zu einer erſten öffentlichen Anſprache. — Viele Tauſend Berliner, Landleute von nah und fern, Schüler, Soldaten und Veteranen begingen da unter wallenden Fahnen auf dem alten Schlachtfelde die Gedächtnißfeier. — „Heut ſind es 40 Jahre", ſagte Unſer Fritz, „daß auf dieſer blutigen Wahlſtatt der Sieg errungen wurde, an dem zunächſt die Rettung der Hauptſtadt des Landes hing. Aber er bedeutete mehr! Er zeigte zugleich der Welt, daß die preußiſchen Waffen muthvoll mit jedem Gegner in die Schranken treten!!" — Am 15. October 1854 ward der Prinz Commandeur des 1. Bataillons des 2. Garde-Landwehr-Regiments, am 31. Auguſt des nächſten Jahres aber zum Oberſten ernannt.

In den letzten Jahren hatte er nicht nur eine allſeitig freiere Entwickelung gewonnen, ſondern auch ſowohl als Militär, wie in

politiſcher Beziehung für die Nation eine höhere Bedeutung erreicht. Sein Charakter war zur Conſolidirung gereift, es bedurfte nur, daß er ſich ſeeliſch wie geiſtig ganz abſchloß. — Seine Bedeutung als Militär erhielt er durch den nahen Umgang mit Major von Moltke, der ſein Adjutant und Lehrer geworden war. Nicht blos der tiefe und reiche Geiſt dieſes Mannes, den wir an anderem Orte kennen lernen werden, auch die vollendete Harmonie der feinfühlenden Seele dieſes außerordentlichen Menſchen mußte mit einem gewiſſen Zauber auf einen Geiſt wirken, der ſo unendlich empfänglich und ſo vielſeitig, wie der des Prinzen war. Politiſche Bedeutung erhielt er dadurch aber, daß man in ihm den künftigen Kronprinzen ſah, auf ihn die directe Erbfolge und die Hoffnung des Hohenzollernſtammes ſich fortan gründete. —

Das Jahr 1856 ſollte für Unſern Fritz, für das Königshaus wie ganz Preußen, von tiefgreifender Bedeutung werden, von einer Tragweite, die ſich ſelbſt heute noch unſeren Blicken verſchließt und welche höchſtens gemuthmaßt, aber nicht gewußt werden kann. — Im Juni etwa machte der Prinz einen Beſuch am Hofe der Königin von England, welche gerade zu Balmoral, in den ſchottiſchen Hochlanden, Villegiatur genommen hatte. Kurz vor Ende des Monats oder Anfangs Juli kehrte er zurück. Es war mit ihm eine ſeltſame, Jedermann erſichtliche Veränderung vorgegangen. Zwei Eigenſchaften waren jetzt an ihm bemerkbar, von denen er ſonſt himmelweit entfernt geweſen, — peinliche Unruhe und ſo etwas von — Hamlet'ſcher Träumerei. Er hatte Schweres auf dem Herzen, das er nur bei den Eltern los werden konnte. Was es geweſen, konnte damals noch Niemand ahnen, die Sache blieb, ihrer delicaten Natur halber, zwiſchen Eltern und Sohn. Daß es kein Kapitalvergehen war, bewies des Prinzen Ernennung zum Commandeur des 1. Garde-Regiments, — wenige Wochen ſpäter befand ſich Unſer Fritz wieder in Schottland, am gaſtlichen Herde der königlichen Familie. — Bereits begann man zu munkeln, was dies geheimnißvolle Kommen und Gehen wohl bedeuten könne, hütete ſich aber, vorlaute Aeußerungen zu wagen. — Der Prinz hatte ſich in die älteſte Tochter der Königin verliebt, war nach Berlin zurück-

gekommen, den Eltern ſein Geſtändniß zu machen und nun, ihres Segens gewiß, eilte er nach Balmoral, um ſich zu vergewiſſern, daß er — Gegenliebe finde. — Die Erſcheinung einer Heirath aus gegenſeitiger Neigung — war in europäiſchen Königshäuſern ziemlich neu, ungewöhnlich jedenfalls. Die Politik war bisher ausſchließlich der Moloch geweſen, dem fürſtliche Herzen, ob Mann ob Weib, geopfert werden mußten, und wo nicht gerade national-politiſche Vortheile maßgebend geweſen waren, ſo doch dynaſtiſche Familien-Intereſſen, Einwirkungen mächtiger Gegner, oder der Wunſch, die Eiferſucht concurrirender Dynaſtieen zu beſchwichtigen. Dies iſt nicht blos bei jedem anderen Königshauſe, es iſt auch mehr noch bei den Hohenzollern nachzuweiſen. — Um Preußen an Brandenburg vererben zu können, mußte der ſchwachſinnige Albrecht Friedrich von Preußen eine Brandenburgerin heirathen. Welfenhaß und Habsburgs Intriguen machten, daß Friedrich Wilhelm I. ebenſowenig die von ihm geliebte hannoverſche Prinzeſſin, noch ſein Sohn, der große Fritz, eine engliſche Prinzeſſin heirathen durfte. — „Felix Austria nubo!“ — Das glückliche Oeſterreich heirathete immer profitabel, und wußte ſtets hohenzollerſche Gefühle durch gewiſſe Hausmittel zu corrigiren. Daß alſo bei uns ein Prinz oder eine Prinzeſſin ſich der Politik einfach zu opfern hatte, ward vom preußiſchen Volke ſtets als ein trauriger, aber naturgemäßer Fluch des fürſtlichen Standes angeſehen. Dies Princip hatte in unſerm Jahrhundert indeß ſchon einen ſtarken Stoß erlitten, als Königin Victoria den Prinzen Albert von Coburg aus keinem anderen Grunde heirathete, als weil ſie gegenſeitig ſich liebten. Wie tief das Vorurtheil politiſcher Zwangsehen fürſtlicher Perſonen im Volke ſaß, bewies, daß man damals über die Freiheit, welche Königin Victoria ſich genommen hatte, in Deutſchland ſtark die Köpfe ſchüttelte und Prinz Albert Anfangs in England bei Volk wie Ariſtokratie keine gerade beneidenswerth fürſtliche Stellung fand. Er war indeß der Mann, ſie ſich mit oder ohne die Pairage zu machen. Er beſaß einen Zauberſtab, welchen Niemand ihm entwinden konnte und den er zu einer ganz neuen Art von Scepter zu

verwandeln und — auf Victoria, seine älteste Tochter, zu vererben wußte. Diesen seinen Scepter fühlte man längst schon in Albion, als „Unser Fritz" den Boden Scott's und Shakespeare's, Drake's und der „fair Queen" betrat, — man fühlte ihn mit dankbarer Freude.

Von dem ersten Eindrucke, den der künftige preußische Thronerbe auf die Erwählte seines Herzens machte, vermögen wir selbstredend so wenig wie über die psychologische Wandlung zu berichten, welche eine Prinzessin, die mit Leib und Seele Engländerin war, zu einer preußischen Prinzessin machte. Der Eindruck, den der preußische Kronprinz aber auf das Königshaus zu Balmoral und die Prinzeß Royal übte, war und konnte nur überaus günstig, dem Herzen seiner Braut höchst sympathisch sein. Er besaß die hohe ritterliche Gestalt seines Vaters, ein mildes und dabei edles Gesicht, das dunkelblondes Haar und des Mannes bester Schmuck, der Bart, zierte. Sein Kolorit, seine Haltung, seine Bewegungen athmeten die Kraft, Schönheit und Ungezwungenheit einer 25jährigen Jugend, durch geistvolle Heiterkeit noch lebensvoller und natürlicher gemacht. Was für einen Mädchencharakter, wie den der Prinzessin Victoria, von eigentlicher Bedeutung aber, für sie Erwecker einer tiefen Liebe werden mußte, war das tiefe Gemüth, das Milde, Seelenvolle seines Umgangs, der reiche Schatz seines dem Schönen in jeder Richtung offenen, regsamen Geistes, und daß seine Seele sich nicht nur im häuslichen Kreise zu Balmoral offen erschloß, sondern ihm jetzt *hier* erst ganz und voll das tiefere Verständniß des Lebens aufging! Es war, als wenn dieser Kreis durch Liebe beglückter Menschen ihn völlig in Fesseln geschlagen habe und er nicht mehr weichen könne, ohne heißeste Sehnsucht und tiefstes Liebesweh!

Dieser reckenhafte Königssohn mit derselben tiefen deutschen Empfindung, demselben sinnenden Ernst und der gleichen harmlosen Fröhlichkeit, die Victoria an dem eigenen Vater so lieben, ja schwärmerisch verehren gelernt hatte, mußte es einem Mädchen anthun, die fast in jeder Sache sich mit ihm im Einvernehmen fühlte, hier also eine *Ergänzung* zwischen Mann und Weib statt-

fand, wie ſie im gewöhnlichen Leben ſchon zu den Seltenheiten gehört, in Königsehen aber einem unſchätzbaren Kronjuwele gleicht, das tückiſche Hand in die Abgründe des Meeres *verſenkt* hat! — Der Gleichklang beider Liebenden im Empfinden, Thun und Wollen war vollſtändig. Selbſt daß die Charaktere Beider denſelben geſunden Zug natürlicher Realiſtik hatten, gleich fern von hyperäſthetiſcher Empfindelei, wie jener derben Schroffheit, die ſo oft den Nordländer ungenießbar macht, begünſtigte das gegenſeitige Verſtändniß; — unausgeſprochen kannten ſich Beide längſt. Sie fühlten bereits, daß der Segen ihrer Eltern unſichtbar ſie ſchon umwehe, vier Herzen gleich den ihren der Entſcheidung entgegenſchlügen. — Auf einem Ausfluge in die Berge, von der Königin, dem Prinzen Albert, Unſerm Fritz und Victoria ohne größere Begleitung unternommen, hatte der Kronprinz von felſigen Höhen jene ſeltene Blume gepflückt, die auf unſeren deutſchen Fernern, hoch über der Alpenroſe Glühen, im ewigen Schnee als Königin thront, weiß wie die Unſchuld und Wahrheit, — die echte teutſche Himmelsblume: das Edelweiß! Ob dem Prinzen im Anſchauen dieſer zarteſten aller Kinder Florens ſich die Zunge löſte, ob ihm ein warmer Blick, ein innig Wort Ermunterung gab, Erhörung verhieß, — im Herabſchreiten bekannte er Victorien ſeine Gefühle und als das entſcheidende Ja von ihren Lippen quoll, der erſte Kuß das Gelöbniß beſiegelte, war das *Edelweiß* des preußiſchen Fürſtenſohnes das hohe Zeichen, daß ſein Herz über ſein Leben für immer entſchieden habe, daß Englands blonde Maid die erſte, einzige und letzte Frau ſei, der alle großen und heiligen Gefühle ſeiner Bruſt ſich zu Füßen legten. Die Eltern gaben der Braut ihre frohbewegte Zuſtimmung. — Unter allen Blumen iſt ſeitdem das *Edelweiß* Victoriens theuerſte, liebſte Blume geblieben! — Wie Julie ihrem Romeo konnte ſie ihrem Fritz an jenem ſeligen Abende in Balmoral ſagen:

„Nun gute Nacht! — *So* ſüße Ruh' und Frieden,
„Als *mir* im Buſen wohnt, ſei *Dir* beſchieden! — —

Die Nachricht dieſer Verlobung erweckte in Berlin, im Volke wie bei Hofe die größte Freude, und zwar aus mehrfachen Gründen.

Es ist eine alte preußische Tradition, daß es uns Glück bringen werde, eine englische Königstochter auf Preußens Thron neben dem königlichen Gemahl zu wissen und Brandenburgs Unglück nicht zum wenigsten daher rühre, daß dies möglich zu machen nie gelungen war. — Wie richtig oder wie willkürlich diese Annahme war, haben wir nicht zu untersuchen, aber sie bestand, und zwar kraft historischer Erfahrung! Zwei Zollernprinzen hatten vor Zeiten darnach gestrebt und ihre vernichtete Liebe mit ödem, dornenvollem Leben bezahlen müssen, das der höchste Kriegsruhm nicht zu entschädigen vermochte. — Was dem Volke zumal wohlgefiel, es mit frohem Zutrauen auf dies Bündniß blicken ließ, war, daß es frei aus Liebe sich geboren hatte und ihm Victorien deutsches Wesen durch den Vater bereits lieb und anheimelnd geworden war. Diese Ehe, fern von Conventionellem, versprach ihrem innersten Wesen nach einen fast bürgerlich einfachen, jenen urdeutschen, nordischen Charakter zuverlässiger Solidität und Liebenswürdigkeit zu erhalten, der uns so überaus werth, welcher in guten wie schlimmen Zeiten die Quelle unserer Kraft, unserer sittlichen Erhebung und unseres sozialen Wohlseins gewesen ist. Bei Hofe empfand man, — zumal das Elternpaar, nicht weniger tief das Glück dieser Verbindung, die man innig gewollt, aber gewiß nicht engagirt hatte. Abgesehen, daß Victoria, wie man wußte, gerade das frische Element ins Königshaus brachte, was ihm noch immer gefehlt hatte, ihre Erziehung ganz in dem Sinne gewesen war, wie man sie für eine preußische und deutsche Prinzessin nur wünschen konnte, die Vermählung mit dem einstmaligen Thronfolger war auch ein Akt von großer politischer Bedeutung. — Wir meinen damit nicht, was man etwa dynastische Interessen nennt. Für den Ehrgeiz oder die Länderspeculation, nicht einmal für das, was man erheirathete politische Allianzen nennt, war irgend Etwas in England für uns zu holen. Die Staatsform dieses Landes, seine Interessen waren dazu ebensowenig angethan, als unsere durchaus binnenländische, centraleuropäische Politik. Aber Etwas war erreicht, das seit Wilhelm III. von Oranien und dem großen Kurfürsten schon ein vergebliches Bemühen beider Länder gewesen war und sich

unter den Stuarts eine kurze Zeit nur in der Triple-Allianz ausgedrückt hatte, nämlich die moraliſche Solidarität der geſammten deutſchen Stammgenoſſen in der großen Frage der Zukunft: ob die Erde wie vordem vom „Romanismus“ oder vom „Germanismus“ beherrſcht werden ſolle! Dies Gefühl war bei dieſer Verbindung, obwohl dunkel, ſo doch allgemein in England wie in Norddeutſchland rege. Daß wir auf dem Continent dieſe Frage nun ſchon anno 1870 löſen würden, konnte freilich Niemand ahnen. — So rein in moraliſchem Sinne, wie dieſe Verbindung alſo geſchloſſen war, ſo rein moraliſch waren auch die politiſchen Erwerbungen, die wir aus ihr erhoffen konnten und deren Folgen langſam und allmählich ſich in der Folge nur entwickeln dürften. —

Ende Septembers kehrte Unſer Fritz als Bräutigam in die Heimath zurück. Auf ſeinen beſonderen Wunſch, den Dienſt auch in der Linie kennen zu lernen, erfolgte im Herbſt ſeine Ernennung zum Commandeur des 11. Infanterie-Regiments in Breslau. Alle Strapazen und Mühen getreulich mit den Mannſchaften theilend, für ihr Wohl mit eigener Draugabe eifrig beſorgt, erwarb er ſich nicht nur das feſte Vertrauen und die Liebe ſeiner Leute, ſondern auch den Enthuſiasmus der Breslauer Bevölkerung. Vielleicht wäre ſeine Verbindung mit Prinzeß Victoria eher erfolgt, wenn die inzwiſchen eingetretene lebensgefährliche Krankheit König Friedrich Wilhelms IV. und die Uebernahme der Regentſchaft Seitens des Vaters des Prinzen nicht jede Freudenfeier völlig unthunlich gemacht hätte. — Durchgreifende Veränderungen in der centralen Heeresleitung, die Nothwendigkeit, der immer dringender werdenden Frage der Armee-Organiſation näher zu treten, die Pflicht, das politiſche Leben des Staates zu mehr Achtung, die Wohlfahrt des Landes zu beſſerer Blüthe zu bringen, waren Angelegenheiten, welche allem Anderen, ſelbſt den liebſten Herzenswünſchen, voranzugehen hatten. Ihnen zu genügen, ward im Jahre 1857 General von Manteuffel zum Chef des Militär-Cabinets berufen und des Prinzen Fritz erſter Adjutant, Freiherr von Moltke, mit Führung der Geſchäfte des Chefs beim großen Generalſtabe betraut. Erſt am 25. Januar 1858, alſo 1¼ Jahr nach der Verlobung, erfolgte

die feierliche Vermählung mit der Prinzeß Royal Victoria zu London. — Ehe wir ihr Erſcheinen in Berlin ſchildern, — wie ſie ſich in die ihr völlig neuen Verhältniſſe fand und wie ſie ihr Familienleben begann, iſt es nöthig, auf ihr vergangenes Mädchenleben und ihre Eltern einen Rückblick zu werfen. —

Die Königin, ihre Mutter, war eine Lady des altengliſchen Königthums; in Anſichten, Grundſätzen, politiſchen Auffaſſungen und Gefühlen völlig Tochter ihres Volks, kurz, Engländerin vom Scheitel bis zur Sohle. In Einem nur fühlte ſie deutſch, im Herzenspunkte, und da ſie Prinz Albert, ihren Gemahl, mit leidenſchaftlicher Innigkeit liebte, als Weib ſich ihm völlig unterordnete, der Prinz aber ein deutſcher Prinz in allen Faſern blieb und nie ſeine Zuſammengehörigkeit mit deutſchem Weſen verleugnete, ja auf daſſelbe im Gegentheil mit ſtolzer Charakterzähigkeit hielt, ſo wurde Königin Victoria die beſte deutſche Hausfrau von der Welt und ihre Kinder, zumal ihr älteſtes, Prinzeß Victoria, völlig in des Vaters deutſchem Sinne erzogen. — Erſt 18 Jahre alt war Königin Victoria, als ſie den Thron ihres kinderloſen Oheims, König Wilhelms IV. von Britannien, beſtieg, alſo in einem für Herrſcher noch gefährlichen Alter. Zwar pflegt man leichthin zu ſagen, daß ein engliſcher Monarch „zwar regiert, aber nicht herrſcht" und eine Art verfaſſungsmäßiger Null ſei, aber die Praxis ſtraft dieſen Satz in der Regel Lüge. Nicht nur, daß die engliſche Geſchichte hierin an Gegenbeweiſen keinen Mangel hat, es ſteht auch feſt, daß ein ſtarkes und geiſtvolles Oberhaupt einer Republik ſelbſt die Staatsleitung nach ſeinem Sinne modelt und wenn er ſelbſt Nichts hat als das Veto, dies in kundigen und charakterfeſten Händen doch eine ſehr bedeutſame Waffe der Souveränität wird. Mag immerhin die Möglichkeit, direct ſelbſt ins Staatsgetriebe einzugreifen, bei einem engliſchen Könige ſeltener und beſchränkter als wo anders ſein, es bleiben ihm doch, wenn er will, noch ſo viel einſchneidende Standespflichten, ſo viel indirecte Einwirkungen übrig, daß — und dies iſt in Großbritannien die allerſonderbarſte Erſcheinung, gerade die Unfähigkeit eines Regenten am raſcheſten dort empfunden, am

nachdrücklichsten verurtheilt wird. Was Einer kann, der in Buckingham-Palace Herr ist, selbst wenn er gar Nichts zu gelten scheint, werden wir bald sehen. — Aus beregten Gründen war deshalb das Kronetragen der 18jährigen Königin gar keine so leichte Mühe als man denkt. — Drei Jahre später vermählte sie sich mit Franz Albert, Prinzen von Sachsen-Coburg, der 21 Jahre, also fast gleichen Alters mit ihr war. Wie schon gesagt, fiel diese nicht politische Ehe auf. Im stolzen England hielt man sie in aristokratischen Kreisen für sehr unpolitisch.

Mindestens hätte man doch einen Prinzen aus einem Königshause gewünscht, der dem Lande politische Allianzen, den Ruhm einer großen europäischen Dynastenreihe zubrachte. Statt dessen wählte die Königin der drei Reiche den Prinzen eines Duodezstaates, welchen man bequem in jeder englischen Provinz zweimal hätte unterbringen können, eine kleindeutsche Fürstlichkeit. — Es ist nöthig, dies anzudeuten und mit welchen Elementen, oben sowohl wie unten, das junge fürstliche Ehepaar, vornehmlich Prinz Albert, zu kämpfen hatte! — War Lady Victoria von Kent auch verfassungsmäßig Königin von England geworden, wurde sie als solche auch verehrt, Prinz Albert war den Engländern anfänglich doch nur der „Mann seiner Frau" und daß er sonst Nichts als Das bleiben solle, gab ihm die „steifleinene" Aristokratie des Landes, wo sie es nur konnte, zu verstehen. Man muß Englands inneres Wesen, den wohlbegründeten, aber auch ungemessenen Stolz seiner Grauden kennen, um eine Ahnung zu haben, was für ein schlimmes Entree in die neue Heimath der Gemahl der Königin hatte. — Neid, Eifersucht, nationaler Dünkel der Großen, Mißtrauen gegen den „German-man" suchten ihn in seiner Stellung bis zur Nichtigkeit herabzudrücken.

Man täuschte sich in Prinz Albert unendlich. — Er beherrschte nicht nur das Herz, sondern auch den Geist, — das Haus nicht nur, sondern alle öffentlichen Beziehungen Victoria's von England. Je weniger er sich um die „Königin", um ihre Räthe, ihre Politik bekümmerte, desto mehr war er eben Mann seiner Frau und Gebieter über Alles, was ihr nahe kam, und seine Familie wurde eine

deutſche Familie. — Je weniger Prinz Albert an die altengliſche Sitte ſelbſt taſtete, deſto mehr durchdrang er ſie mit deutſchem Sinn und der Hof fühlte bald ſeinen magiſchen Zauberſtab. — Am Ende des Vermählungsjahrs wurde die Königin von ihrem erſten Kinde (21. November), der Princess royal of England, Victoria, entbunden und zahlreiche Geſchwiſter folgten ihr. Schon ſpürte man die Einwirkungen des Prinzen im Publikum! Feudalconſervative Organe der Hauptſtadt begannen bereits mit Zeichen der Unruhe von dem „Germanism“ als bedauernswerther Erſcheinung zu ſprechen. Man glaubte ſchon nicht mehr, daß Prinz Albert ſich mit dem Regiment ſeines Hauſes nur begnügen, im Uebrigen aber unbedeutend bleiben werde. Man hatte Recht! Der verſtorbene Prinz faßte ſeine Zeit tiefer auf, verſtand Englands nationale Zukunft beſſer als irgend ein König und Staatsmann Englands. Napoleon I., ſo ſcharfſichtig und ſo ſehr auf Frankreichs Ruhm und Größe er bedacht war, blieb doch die Weltbedeutung der Dampfkraft eben ſo verſchloſſen wie weiland Richelieu, welcher Salomon de Caus, den Entdecker derſelben, ins Narrenhaus von Bicêtre ſteckte. Der große Napoleon verſtand nur ſein Land auf Koſten Anderer groß zu machen, Prinz Albert machte England aber auf eigene Koſten groß und gewann ihm in unblutigem Siege die moraliſche Weltherrſchaft. Die Dampfkraft als Bewegungsmittel auszunutzen, durch ſie die Zeit zu verkürzen, das Leben, die Wirkungskraft ſeiner Mitmenſchen zu verdoppeln, Albions Welthandel und Weltinduſtrie in neue großartige Bahnen zu lenken, wurde das große Werk ſeines Lebens. Daß „Zeit Geld ſei“ lernten die Engländer unter ihm erſt als Grundſatz aller Thätigkeit verſtehen! Er wußte die engliſche Induſtrie zu beleben, dem Armenweſen durchgreifende Beachtung zu ſchenken, den inländiſchen Gewerbseifer zu wecken, die Künſte zu heben, ſie zum Dienſte der nationalen Sache, zum Dienſte der ſtolzen hiſtoriſchen Erinnerungen Albions zu erziehen, und während in politiſcher Beziehung England gegen das vorige Jahrhundert völlig zurücktrat, machte es ſich unter ſeiner Einwirkung in ſozialer wie geiſtiger Beziehung zum Haupte der bewohnten Erde. Außer zahl-

reichen Inſtituten, die überall in England jetzt als redende Denkmäler der Thaten dieſes Mannes blühen, war er es, der die excluſive Ariſtokratie zwang, ihre hochmüthige Iſolirtheit aufzugeben, ſich durch Induſtrie und Agrikultur ihrem Lande werthvoller zu machen. Prinz Albert wurde der Schöpfer jener rieſigen Gemälde-Ausſtellungen, welche die Kunſtfreunde aller Länder anzog, der Schöpfer des Kryſtall-Palaſtes, der Weltausſtellungen, welche die ganze geſittete Welt zum glänzenden Turnier des Schönen, Guten und Wahren nach London rief, den Wetteifer der Nationen in den Künſten des Friedens beflügelte, und ob auch nie König, ſich zum Vater des Vaterlandes in England machte und mit: „Germanism“ ſein Volk leitete, das er nicht zu beherrſchen ſchien! Er war ja König in einem Lande geworden, wo es keine Geſetze giebt, als die des Geiſtes und Gemüths, war König geworden von Alt-Englands Herzen! — Daß dies ſo viel aber iſt, als politiſche Macht haben, wird Jeder wiſſen, der engliſche Geſchichte und Sitte kennt. — Die leitenden Staatsmänner, die Führer der Parteien mußten ſich ihm ſchließlich nähern, wollten ſie neben ſeinem reellen Ruhm nicht in hohler Phraſeologie verblaſſen. Keinem konnte jetzt mehr gleichgültig ſein, was ein Mann über ihn, über die Landeslage dachte, deſſen unparteiiſche Wahrheitsliebe in Zeiten wie in der „Antikorngeſetz-Liga“ und der „ſozialiſtiſchen Arbeiterbewegungen“ eines Fergus Mac Occonnor zum Sturmanker der Nation werden mußte! — Wir glauben, daß es einem engliſchen Biographen mit Benutzung der Archive und der Privat-Correſpondenzen dieſes verſtorbenen großen Mannes nicht ſchwer ſein würde, darzuthun, daß ſein Rath bei Allem war, was ſeit 1848 Erhebliches in England ſelbſt in der Politik geſchah, er die moraliſche Ruthe über Allem geſchwungen hat, was dem engliſchen Gemeinweſen ſchädlich geweſen. — Nichts beweiſt es beſſer als ſein Tod. Kein Fürſt iſt in Hütten wie Paläſten ſchmerzlicher und ernſter betrauert worden! Seit der Stunde, da er verſchied, war ein Ermatten der königlichen Gewalt in England ſichtbar, welches um ſo mehr auffallen mußte,

als vorher Alles Regſamkeit, Belebung, Spannkraft und geiſtiger Impuls geweſen war!

Seine Kinder erzog er wie ein deutſcher Hausvater, vor Allem ſeine älteſte Tochter Victoria, die gänzlich in dieſen ſeinen nationalen Ideen aufging. Er erzog uns in ihr die künftige deutſche Kaiſerstochter. Deshalb ſollte auch unter uns ſein Andenken geſegnet ſein! — Der einzige Fehler dieſes Mannes war, — daß er zu früh ſtarb; viel zu früh, eben ſo wie einſt Königin Louiſe von Preußen. Seitdem iſt eine lethargiſche Melancholie über England im ſozialen wie politiſchen Leben gekommen. — Prinz Albert ſtarb namentlich ſeinen Kindern zu früh, denn nur die Erziehung der Kronprinzeſſin von Preußen war vollendet, die der übrigen Kinder mitten im entſcheidenden Augenblicke unterbrochen worden. So kam ſeine Vaterliebe, ſein Geiſt, ſein Fühlen und Wollen ganz und voll allein nur Prinzeſſin Victoria zu gut. — —

Mit äußerſter Spannung erwartet, zog Victoria als Prinzeſſin von Preußen an der Seite ihres Fritz am 8. Februar 1858 in Berlin ein. Die roſige Geſundheit der blonden Tochter Albions, ihre freie Natürlichkeit, ihre lebendige Friſche, ihr raſches und kluges Erfaſſen der neuen, ihr gänzlich fremden Verhältniſſe, ihre faſt ans Bürgerliche ſtreifende Einfachheit und Geradheit entzückten Alle. Im Volke, Civil wie Militair, in allen Kreiſen war nur eine Stimme der Genugthuung über die Wahl „Unſeres Fritz“. — Natürlich kam immer die ſuperkluge Dame Kritik calculirend hinterher. Man hätte ja nicht in Berlin, in dem ſkeptiſchen Preußen des großen Friedrich ſein müſſen, um vorwitziger Sondirung und übergeiſtreichen Conjecturen zu entgehen. Einem bekannten uckermärkiſchen Grandenthum wollte es gar nicht in den engen Sinn, daß die Prinzeſſin nicht einhertrat wie etwa unſere Voreltern bei den Pfauentänzen. Dergleichen hochadelige Mißliebigkeits-Coterien kannte die Prinzeſſin aber von ihrem Vater her ſehr wohl, und wenn ſie beide Situationen verglich, ob es ein größer Unglück ſei, von einem Herzog Norfolk, einem Warwick, Argyle oder Cavendiſh über die Achſel angeſehen zu werden, oder in Berlin,

ſo hat ſie vermuthlich recht herzlich gelacht. Der Prinz, ihr Gemahl und leidenſchaftlicher Verehrer, ihre königlichen Schwiegereltern, die, mit ſcharfen Blicken das ganze Weſen dieſer jungen Frau ſofort erkennend, ſie in ihr Herz ſchloſſen, waren denn doch Schützer, die wahrhaftig beachtet werden mußten. Wie Prinz Albert, ihr Vater, in England einſt ſeinen Weg ging, auf ſeine Weiſe freie Bahn ſich machte, ſo that Victoria denn auch. — Nach dem Geſchilderten dürfte es nicht unmöglich ſein, Weſen und Abſichten der Prinzeſſin zu ergründen. Wie ihre Mutter iſt ſie eine ſehr gute Engländerin. In keiner Frau ihres Landes ſind die Traditionen engliſcher Geſchichte lebendiger als in ihr und die deutſche Erziehung trug erſt recht dazu bei, dieſelben ihr zu völligſtem Bewußtſein zu bringen. Sie iſt ſo ſehr Tochter ihrer Eltern, daß man ziemlich ſicher ſein kann, ſie werde in allen Fällen zuerſt das Andenken derſelben zu Rathe ziehen und handeln, wie Mutter und Vater an ihrer Stelle auch gehandelt hätten. — Wer einen leiſen Begriff nur davon hat, wie natürlich und frei trotz aller Devotion es am Hofe der „großen Eliſabeth“ im Verkehre ausgeſuchter Geiſter zuging, wie dieſelbe Frau, welche mannesgleich zu kämpfen und zu züchtigen wußte, mit ihren Freunden heiter und ſeelenvoll zu verkehren verſtand, — wer da weiß, wie abgöttiſch Albion ſeine „Königin Goldhaar“ noch heute liebt und in Erfahrung brachte, daß die Engländer nur noch ein fürſtlich Weib ſo hoch geehrt haben, um es mit Will Shakeſpeare's königlicher Freundin zu vergleichen, und daß dieſe Frau Königin Victoria iſt, der hat den engliſchen Grundklang vom Weſen unſerer Kaiſerprinzeſſin! Der deutſche iſt nicht viel weiter zu ſuchen. — Victoria von Preußen iſt ihres Vaters Albert leibhaftig Abbild, aber auf weibliche Weiſe. Daß ſie ſomit alſo Nichts wollen kann, als ihrem Gatten das als Frau zu ſein, was ihr Vater ihrer königlichen Mutter als Gatte geweſen, liegt demnach auf der Hand. Das iſt für unſer inneres Volksleben aber ein unendlich hohes Gut! — Man ſehe nur auf ihr Leben unter uns dieſe 15 Jahre. — Es giebt ſelbſt in Bürgerkreiſen nicht gar viele Ehen, die ſo nahe dem höchſten Erdenglücke

kämen, wie die Victorias und Unſeres Fritz. Vor der Verheirathung war der Prinz weſentlich Soldat; auf dieſe Berufspflicht concentrirte ſich faſt alle ſeine Fähigkeit. Was die Vorſehung ihm an Gaben und Charaktereigenſchaften ſonſt noch verliehen, blieb, ſo lange er noch allein ſtand, gewiſſermaßen verhüllt. Wie er durch Victorien überhaupt erſt lieben, tiefer empfinden, den Reiz ungetrübten Familienlebens, das hohe Gut ſeeliſcher Vereinigung kennen lernte, ſo gewann er durch ſie auch die ſinnige Neigung zu allen friedlichen Künſten, das rege Intereſſe für Induſtrie und Verwaltung, jene Vertiefung in Alles, was das Leben ſchmückt, eine Nation erhält und erhöht. Wenn er ſpäter in der Schlacht, — unter Leichen, im Pulverdampfe, auf ſchäumendem Gaule Befehle ertheilte, war ſein dauernder Gedanke an die ferne geliebte Frau, der ihm da gerade die heiße Menſchenliebe, Beſonnenheit und Weisheit bewahrte, die er, nach allgemeiner Ausſage der verſchiedenſten hohen Heerführer, welche unter oder neben ihm ſeit 1864 gedient haben, in jeder Lage bewieſen hat! Einige der Urtheile dieſer Männer werden wir ſpäter wörtlich wiedergeben. —

Bei Gelegenheit ſeiner Vermählung erhielt der Prinz die Generals-Epauletten, anno 1860 aber erſt rückte er zum General-Lieutenant wirklich auf. Der Krönung ſeines Vaters wohnte er am 18. October 1861 als Kronprinz in Königsberg bei. — Bereits ſeit einem Jahre im Reorganiſations-Conflicte, ſollte ſich dieſer innere Kampf bis zum Jahre 1866 hinziehen, an Intenſität und Bitterkeit wachſen und alle Kreiſe der Geſellſchaft ergreifen. Daß der Kronprinz von der Erregung jener Zeit ſo wenig wie ſein Vater unberührt bleiben konnte, iſt natürlich. In dieſe Zeit fiel jedoch ſeine längere Abweſenheit von Berlin, wie der Beſuch des kronprinzlichen Paares in London. —

1864 wohnte er den kriegeriſchen Operationen in Schleswig-Holſtein und Jütland bei, allerdings nur als Amateur, aber dennoch in einer Weiſe, die den Kronprinzen ſehr charakteriſirt. Die Gewalten, welche an der Spitze der öſterreichiſch-preußiſchen Armee ſtanden, waren bekanntlich von Gablenz, Prinz Friedrich Carl, Feldmarſchall von Wrangel als Oberſtcommandirender und

von Blumenthal als Stabschef. So sehr Wrangel auch Prinz Friedrich Carl liebte, dieser ihn hochverehrte, so bereitwillig im einträchtigen Handeln Beide mit Gablenz und dem Stabschef waren, in der Art der Kriegsführung, der Allianz mit Oesterreich, dem Unterschiede des Alters und Temperaments, der Stellung dieser Männer zu einander wie ihrer Corpschefs war es ganz unmöglich, daß nicht höchst schwierige Personal- und Rivalitätsfragen, wie Theodor Fontane bereits bemerkt hat, — Fragen nationaler wie individueller Ehre zum Austrag kommen und in äußersten Fällen, wo die Verantwortlichkeit sehr groß war, eine recht ernste Physiognomie annehmen mußten. Da war es immer „Unser Fritz", der einen raschen und scharfen Blick in militärischen Dingen bekundete, mit einer über den Parteien stehenden Objectivität in ruhig heiterer Milde alle Wolken bannte, gemeinsames Einvernehmen erzielte, das Streben nach Ruhm und Sieg zu beflügeln wußte. Seine Anwesenheit bei den Truppen, sein freier Verkehr mit den Corpschefs gab den Leuten erhöhtes Vertrauen und lebhaftere Energie. Ohne zu commandiren, hatte der Prinz damals Gelegenheit, die Klugheit des Feldherrn zu üben, das moralische Band unseres Heeres zu werden. Er entledigte sich seiner Aufgabe in einer solchen Weise, daß er allseitiges Vertrauen für die Zukunft erweckte. — Des Kronprinzen Ehe wurde inzwischen von Kindern reich gesegnet. Schon am 27. Januar 1859 durfte unser Kaiser den ersten Enkel, Prinz Friedrich Wilhelm Victor Albrecht, in die Arme schließen. Die Geburt der Prinzessin Charlotte erfolgte im Juli 1860, des Prinzen Heinrich im August 1862, der Prinzessin Victoria im April 1866. —

In diesem Jahre brach der Krieg mit Oesterreich und dem Bunde aus. Zum ersten Male sollte „Unser Fritz" in blutiger Waffentaufe beweisen, ob er das Zeug zum Feldherrn habe, ob die Nation fortan in sicherem Vertrauen auf ihn als Kriegshort schauen, ihm im schwersten Augenblick sein theuerstes Gut, die eigene Sicherheit und das Leben seiner Söhne in die Hände legen könne. — Von der Schwere seiner Aufgabe hatte Niemand richtigere und klarere Begriffe als der Prinz. Er wußte, gegen

welch gewaltigen Feind Preußen marſchire, wußte, wie trübe des Volkes Stimmung war und daß im Augenblicke, da wir rüſteten, zwei Drittel der öffentlichen Meinung noch nicht auf Seite der gerechten Sache Preußens ſtand. — Daß vom Attentate Blind's ab ſich dieſe Stimmung änderte, das Volk von Berlin, die Städte der Monarchie furchtloſer das Haupt erhoben, Alles das mochte wohl das Herz Unſeres Fritz in troſtvoller Hoffnung erheben, aber die Laſt der Sorge, die Wucht ſeiner Aufgabe nahm ſie ihm nicht. —

Er war zum Oberſtcommandirenden der II. Armee ernannt worden, hatte die Pflicht, die ſchönſte Perle in Preußens Krone welche Friedrich der Große ihr eingefügt, Schleſien zu beſchützen. Daß dies des Feindes Angriffsobject zunächſt ſein müſſe, Oeſterreich nach ſo ſchneidig geführter, ſo ſchwer beleidigender Sprache auch angreifen werde, war ihm, wie Jedermann gewiß. Am 4. Juni kam er mit ſeinem Stabe nach Breslau, deſſen Chef Generalmajor von Blumenthal war, welchen er in Schleswig-Holſtein ſchon als Strategen ſchätzen gelernt hatte. Die II. Armee begriff 4 Corps in ſich, mit der nöthigen Artillerie, Cavallerie und dem Genieweſen. Sie beſtand aus dem 1. (oſtpreußiſchen) Corps unter General-Lieutenant von Bonin, dem 5. (poſenſchen) Corps unter General von Steinmetz, dem 6. (ſchleſiſchen) unter General von Mutius und dem Gardecorps unter Prinz Auguſt von Würtemberg. Wahrlich, mehr konnte der König für ſein liebes Schleſien nicht thun, als daß er ihm den Sohn, ſeine eiſernſten Generale und ſein Elitecorps, die Garde, als Nothhelfer gab. Der Kronprinz berief in Breslau alsbald die Generale zu ſich und theilte ihnen die vorläufigen Dispoſitionen mit. Unter ihnen war der 70jährige Steinmetz (nächſt Wrangel und dem Könige ſelber) der Neſtor der Armee. Als dieſer Greis mit der ſteinernen Miene und dem wallenden Silberhaar dem jugendlichen Feldoberſten gegenüberſtand, ſagte Unſer Fritz in ſeiner offenen geraden Weiſe: „Es iſt eigentlich ein Skandal, daß ich junger Mann Sie in dieſem Feldzuge commandiren ſoll, der Sie ſo viel Erfahrung haben, ich aber noch nicht!“ — „Das ſehe ich nicht ein“, entgegnete General Steinmetz, „hohenzollernſche Prinzen ſind

die geborenen Führer unſeres Heeres!“ — „Nun gut!“ und glühenden Geſichts ergriff der Kronprinz des Generals Rechte. „Wenigſtens ſollen Sie ſehen, daß ich nicht weiche, ſondern vorwärts gehen und meine Schuldigkeit thun werde!“ — — Des Prinzen Hauptquartier war im Mittelpunkt Schleſiens, auf dem halben Wege zwiſchen Breslau und der Grenze, zu Schloß Fürſtenſtein genommen worden, dem alten Sitze der Grafen von Hochberg. Die Truppen ſtanden bereits längs des Gebirges von der Lauſitz, wo der linke Flügel der II. Armee (Prinz Friedrich Carl) ſich anſchloß, bis Neiſſe hin, während Oberſchleſien und die ſüdöſtliche Landesflanke das 6. Corps von Mutius und das Detachement Stolberg, „Corps der Landesvertheidigung“ genannt, welches aus Landwehr und etwas Linie nur beſtand, deckte. Bis 14. Juni nahm Preußen aus politiſcher Gentilität für den Bund eine rein defenſive Stellung ein, mit dieſem Tage aber hörte ferneres Zartgefühl auf. — „Zur Offenſive vorrücken!“ lautete aus Berlin die Parole. — Wir haben uns hier nicht mit Oeſterreichs Kriegsplan zu beſchäftigen, genug, daß des Prinzen Aufgabe eine völlig umgekehrte, als die bisherige war. Aus „Schutz“ war die Loſung „Trutz“ geworden! — Am 19. Juni erſchien die Ordre zum Vormarſch, am 23. gab der Prinz von Neiſſe aus Befehl, Poſition zum Einrücken in Böhmen zu nehmen. — Bevor er dieſe alte Feſte verließ, um ſich dem Gott der Schlachten anzuvertrauen, mußte er erſt einen herben, den erſten Vaterſchmerz verwinden. Prinz Sigismund, ſein jüngſter Sohn, noch nicht zwei Jahr alt, war im neuen Palais zu Potsdam am 18. Juni geſtorben und noch denſelben Abend hatte ſich Königin Auguſta nach Neiſſe begeben, ihrem Sohne die Trauerkunde und mütterlichen Troſt zu bringen. Zwei Tage ſpäter erſchien der Kronprinz bei der Armee und erließ folgende Proclamation:

„Soldaten der II. Armee! — Ihr habt die Worte unſeres Königs und Kriegsherrn vernommen! Die Bemühungen Sr. Majeſtät, dem Lande den Frieden zu erhalten, waren vergeblich! Mit ſchwerem Herzen, aber ſtark im Vertrauen auf die Hingebung und Tapferkeit ſeiner Armee, iſt der König entſchloſſen, zu kämpfen

für die Ehre und Unabhängigkeit Preußens, wie für die machtvolle Umgeſtaltung Deutſchlands! Durch die Gnade und das Vertrauen meines Königlichen Vaters an Eure Spitze geſtellt, bin ich ſtolz darauf, als der erſte Diener unſeres Königs mit Euch Gut und Blut einzuſetzen für die heiligſten Güter unſeres Vaterlandes! Soldaten! Zum erſten Male ſeit über 50 Jahren ſteht uns ein ebenbürtiger Feind gegenüber. Vertrauet auf Eure Kraft, auf unſere bewährten vorzüglichen Waffen und denkt, es gilt denſelben Feind zu beſiegen, den einſt unſer größter König mit einem kleinen Heere ſchlug! Und nun vorwärts mit der alten preußiſchen Loſung: „Mit Gott für König und Vaterland!“ —

Am 25. Juni ſtand die kronprinzliche Armee in folgenden Stellungen: Der rechte Flügel, 1. Corps (Bonin), zwiſchen Liebau-Schoenberg, hatte die erſte Pforte Böhmens, Trautenau, zu öffnen. Der linke Flügel, Steinmetzens 5. Corps, bei Reinerz-Habelſchwert, ſollte Nachod erſchließen, das Centrum, die Garde unter dem Prinzen von Würtemberg, von der Linie Neurode-Braunau aus, zwiſchen Beiden durch den Eipelpaß gewinnen; das allgemeine Rendezvous des geſammten preußiſchen Heeres war nördlich der Elbe auf der Linie Königgrätz-Gitſchin. — Als Amateur befand ſich Adalbert von Preußen, der Prinz-Admiral, beim Kronprinzen. Am 27. erfolgte auf der ganzen Linie der Einmarſch der II. Armee in Feindesland, 5 Tage ſpäter als Bittenfeld's Elbarmee, 4 Tage ſpäter als die I. unter Prinz Friedrich Carl, weil des Kronprinzen Corps zur Elbe den kürzeren Weg hatte. — In der Seele Unſeres Fritz lebten zwei unerbittlich zwingende Nothwendigkeiten. Die eine betraf Preußen, die andere ihn ſelbſt. Der Eintritt in Böhmen mußte mit eherner Hand und um jeden Preis erzwungen werden, ſonſt kam der Feind ins eigene Land. Der Kronprinz mußte ſeines königlichen Vaters Vertrauen rechtfertigen, im edlen Wetteifer mit Prinz Friedrich Carl, den ſchon der Lorbeer des Dänenkrieges ſchmückte, um die Palme des Sieges ringen, er durfte nicht einen Tag, ja nicht eine Stunde **ſpäter** im Herzen Böhmens eintreffen,

um dem Centrum der gesammten Armee die Hand zu reichen, denn von dieser einen Stunde hing das Schicksal der gesammten Armee, das Glück oder Unglück des Vaterlandes ab!!

Daß der Eingang in Böhmen erzwungen, Königinhof und in der äußersten Minute Chlum erreicht wurde, wissen wir. Aber wie? — Hart war der Kampf und mit knapper Noth war man zur Secunde auf dem großen Tanzplatz der Schwerter und der Kugeln. — Der Platz von Nachod ward in drei blutigen Tagen von dem grimmigen alten Steinmetz genommen, zwei österreichische, immer frisch durch Zuzug ergänzte Corps, von Ramming und Festetics, wurden in diesem Höllenkampfe vernichtet oder aufgerieben. Der Paß von Trautenau wurde zwar auch genommen, ebenso die Stadt, aber der tapfere Gablenz — unser Bundesgenosse vor noch nicht zwei Jahren — warf Bonin von den Höhen von St. Johann, schlug ihn am 27. aufs Haupt und das Gardecorps erst mußte am folgenden Tage durch den Kampf bei Soor, Alt-Rognitz und Rudersdorf wie durch die Desarmirung Trautenau's den verdunkelten Ruhm unserer Fahnen neu aufrichten.

Sämmtliche Treffen waren überaus schwer und von schrecklichen Verlusten begleitet. Von Stabsoffizieren des 5. Corps waren verwundet: General-Major von Wnuck, Oberst von Tresckow, Oberstlieutenant von Wichmann, Oberst Walter von Monbary, Oberstlieutenant von Scheffler, Major von Wnuck und besonders schwer, von zwei Kugeln getroffen, General-Major von Ollech. Prinz-Admiral Adalbert, der sich bei Nachod geradezu dem Feinde exponirte und dem ein Adjutant an der Seite erschossen wurde, erwiederte auf die Warnung der Offiziere trocken: „Meine Herren, ich sehe sehr schlecht!" — Major von Rieben und Major von Natzmer fielen, indem Nachod genommen wurde. Von Letzterem ertönt's:

„Heiß war der Tag, heiß war der Krieg,
Die 8ten Dragoner entschieden den Sieg!
Major von Natzmer führt seine Schwadron,
Die Fahne Deutschmeister ergreift er schon,
Da muß er sein Leben lassen zum Preis, —
Selig, daß er vom Siege noch weiß!!" —

Bei Skalitz hingegen ward Major von Haugwitz tödtlich verwundet, Oberſtlieutenant von Wenckſtern, Hauptmann von Natzmer fielen, der zweite Offizier aus Derflinger's Blute und an demſelben Orte. — Oberſt von Witzleben und François werden hier und Major von Grolmann bei Schweinſchädel verwundet. — Vom 1. Corps (Bonin) waren bei Trautenau gefallen: Major von Hüllesheim (43er), Major von Nordenflychts (Grenadiere Nr. 4), vom Gardecorps bei Burkersdorf aber: Hauptmann von Kracht, die Lieutenants von Bylern, Sydow und von der Mülbe, bei Burkersdorf aber endlich Hauptmann von Witzleben, Lieutenant von Weiher und:

„Wir wollen es ſingen und ſagen, —
Wohl ſingen und ſagen zu jeder Stund:
Fritz Gaudy ſo hieß er mit Namen!
Er ward geſchoſſen durch Herze und Mund,
Gott helfe uns Allen! — Amen!“ — —

Der dreitägige wahrhaftige „Höllenkampf“ von Nachod-Wyſokow-Skalitz-Schweinſchädel hatte Berge preußiſcher Leichen gekoſtet. — Man war damals, ebenſo wie anno 1870 bei Spichern, der Anſicht, daß die erbarmungsloſe Härte des General Steinmetz preußiſche Landeskinder dort nutzlos in den gewiſſen Tod geführt habe, in beiden Fällen alſo die Anklage rückſichtsloſen Blutvergießens ohne Zweck vorliege. — Daß dieſe Anklage gegen einen Greis, der Preußens Schlachten unter York bereits geſchlagen hat, wenigſtens ebenſo hart iſt, wie ihre Urſache, wird man zugeben. Am geeigneten Orte werden wir die Antwort nicht ſchuldig bleiben. Dieſem dreitägigen Ringkampfe bei Nachod aber, den ein Mann von 70 Jahren gegen drei viel jüngere, anerkannt glänzende Generale der kaiſerlichen Armee beſtand, wohnte der Kronprinz mit Prinz Adalbert und dem geſammten Stabe unausgeſetzt in Perſon bei, ein Beweis, daß hier unter Verantwortung des Kronprinzen ſelbſt gekämpft wurde, hier mehr als das V. Corps, mehr als bloße Gewinnung des Paſſes, daß hier das Schickſal der ganzen II. Armee und Schleſiens ſelber auf dem Spiele ſtand! Im Kriege iſt nicht die erſte Frage der Sieg, ſon-

dern: „Was dann, wenn wir verlieren?“ Man muß Manches thun, nur um nicht zu verlieren, was man mit Freuden um der Ehre des Sieges Willen unterlaſſen würde. Das Glück kann überall uns blühen, wenn Gott will; das Unglück braucht einmal nur zu kommen, damit wir für's ganze Leben genug haben!! — —

Das 6. Corps rückte als linker Flügel nach dem Siege gen Gradlitz, das Gardecorps als Centrum am 29. Juni auf Königinhof und nahm es mit Sturm, das 1. Corps (Bonin) als rechter Flügel, beſetzte Arnau, das 5. Corps aber folgte dem Corps des Generals von Mutius (6.), welches von Oberſchleſien gerufen worden. —

Am 29. Juni bekam des Kronprinzen Armee erſte Fühlung mit dem großen preußiſchen Heerkörper, am folgenden Tage ſtellten größere Cavallerie-Abtheilungen der I. Armee mit der II. direkte, doch noch ſehr lockere Verbindungen her, am 1. Juli hatte das ganze Heer ſeine vorgeſchriebene Stellung nordweſtlich im Bogen der Elbe. — Wie in der Kaiſer-Biographie erzählt iſt, hatte der Kronprinz aus dem großen Hauptquartier Gitſchin, wo der König nunmehr erſchienen war, zwei verſchiedene Befehle, den erſten am 2. Juli etwa gegen Abend, den anderen, definitiven zum Anrücken, in der Nacht auf den 3. durch den königlichen Adjutanten, Oberſtlieutenant Grafen von Finkenſtein um 4 Uhr erhalten. Eine Stunde ſpäter marſchirte des Kronprinzen Armee mit fliegenden Fahnen dem Schlachtgefilde, der Entſcheidung des Krieges, entgegen. — Der Marſch des 1. Corps ging auf Groß-Burglitz, der der Garde von Königinhof auf Jericek, des 6. Armeecorps (v. Mutius) auf dem äußerſten linken Flügel auf Welcho, vom (5.) Corps Steinmetz als Soutien gefolgt. — Jede Viertelſtunde war koſtbar; man marſchirte los auf Tod und Leben! Um 11 Uhr hatte der Kronprinz Fühlung mit dem Feinde. „Drauf denn“ auf Horenowes, Racitz und Trotina! Die Dörfer wurden nach heißem Streit genommen. — Um 2 Uhr hatte der Feind eine Hakenſtellung zwiſchen Chlum und Nedeliſt eingenommen, unſeres Kronprinzen Armee war aber bereits halb im Rücken

des bei Lippa und Chlum noch unerschütterten österreichischen Heeres. — Chlum war durch die kaiserliche Brigade Appiano besetzt und der Commandeur des Regiments: Sachsen-Meiningen, Oberst Slaveczki, der kurzsichtig in jeder Bedeutung des Worts war, hatte zunächst die Pflicht, das Dorf zu decken. Daß eine II. preußische Armee existire, konnte man sich im Kaiserheere gar nicht vorstellen, am wenigsten, daß sie hinterrücks und überhaupt heute kommen könne! Auf alle Warnungen, alle Meldungen, die ihm hierüber eingingen, erwiederte Slaveczki blos: „Ach, Sie sind ein Schwarzseher!" Als man ihm sagte, preußische Colonnen seien im Begriff, zwischen Chlum und Nedelist durchzubrechen, schüttelte er den Kopf, guckte nach dem Feinde aus und erwiederte voll behäbiger Zuversicht: „Das sind die Sachsen!" — Um 2½ Uhr nahm die Grenadier-Brigade von Obernitz Chlum, der hellsehende Slaveczki hatte seinen Tod gefunden. Die Füsilier-Brigade von Kessel nimmt Rosberitz, die Avantgarde der 1. Garde-Division das Lippa-Holz, die der 2. Division hingegen Lippa selbst. Die 11. und 12. Division stürmen Nedelist und Lochenitz, das österreichische Centrum war durchstoßen! — Der jugendliche Prinz Anton von Hohenzollern, zu Chlum tödtlich verwundet, sagte, als er zu Königinhof im Sterben lag: „Es gereicht mir zur größten Beruhigung, unter den Hohenzollern Derjenige zu sein, welcher durch seinen Tod neues Zeugniß ablegt von der Tapferkeit unserer braven Armee!" — und

„Ein Kriegsmann war er, blank wie Stahl,
Den Sieg, den wußt' er zu zwingen,
Es führte die Garde des Königs zum Kampf
Herr Hiller von Gärtringen!
Den frischen Lorbeer von Trautenau
Um die Heldenstirn gewunden, —
Den Tod für König und Vaterland
Hat er bei Chlum gefunden!" —

Das war der schönste Denkstein, den diesem edlen General die Liebe seiner Soldaten gesetzt hat! —

Drei Uhr Nachmittags iſt's, da reitet herauf die Höhe von Chlum unſer Kronprinz! Vor ihm, neben ihm, hinter ihm wälzt ſich die gepanzerte Woge der II. Armee jauchzend dahin und zerſchmettert die feindlichen Glieder! Als er die Höhe erreichte, — in derſelben Minute, wo Hiller's Seele mit letztem Erdenſeufzer gen Himmel zog, überſah er den Sieg drunten auf dem Plan, — aber auch die grauenvolle Verwüſtung! In dieſem Augenblicke hielt Oberſt von Verdy vom Generalſtabe gerade dicht hinter ihm. Der Prinz, zuckenden Angeſichts, Thränen im Blicke, deutete hinab auf den wüſten Knäuel von Rauſenden und Leichen. — „Welche Verantwortung", rief er bebend, „laden doch Die auf ihr Gewiſſen, welche den Krieg heraufbeſchwören!!" — —

Der Feind flieht, ſeine verzweifelten Trümmer wälzen ſich zum fernen Horizonte hin. Die wackere öſterreichiſche Cavallerie opfert ſich, um Benedeck's geſchlagene Armee theilweiſe wenigſtens dem Kaiſer zu erhalten. — Der Abend ſinkt, — ein unausſprechliches Bild! — Das Licht der ſcheidenden Sonne fällt grell auf die Feſte Königgrätz und im weiten Kreiſe umrahmen das Schlachtfeld die blauvioletten Waldſchatten der Gebirge. — Im Grunde iſt's ſtill und ſtiller geworden, am Himmel aber fegen dunkle Wetterwolken mit blitzenden Säumen, ballen ſich, ſchieben phantaſtiſch ſich durcheinander. — Es wetterleuchtet hier und da. Am Himmel ſcheint der Kampf der Erde ſich fortzuſetzen und Säulen Pulverdampfs wie graue Leichenfahnen wallen empor, indeß jenſeits Problus noch einzelne Schüſſe aufblitzen; dumpfes Dröhnen noch geht dort von den Kanonen. — Da ſprengt Friedrich Carl plötzlich die Höhe empor! Die Prinzen ſehen ſich, drücken ſich die Hände, ſinken einander ans Herz! In dieſer Minute war die Sprache zu arm, der Empfindung Geſtalt zu geben. — „Zu meinem Vater!" das iſt des Kronprinzen nächſter, ſehnſuchtsvoller Gedanke. — Nachdem er von ſeinem Vetter und Siegesgenoſſen herzlichen Abſchied genommen, reitet er weiter ſüdlich über das Plateau, den König aufzuſuchen. — Längere Zeit will es nicht glücken, überall wohin der Prinz kommt, hat der König die jubelnden Truppen ſchon wieder verlaſſen, des Prinzen Ritt aber wird zum Triumph-

zuge. — In dieſem Augenblicke dachte er wohl nicht, was Großes er gethan und was er verdiene, nur daß er, wie er gewollt, ſeine Schuldigkeit erfüllt habe. Sein Herz flog dem Vater zu, ſeine Gedanken verweilten bei ſeiner wohl bange harrenden Victoria, — da ſah er den König! Freudig galoppirte er ihm entgegen, die Suite mit, — die armen Thiere mußten noch eine letzte Kraftprobe thun. — König Wilhelm ſtreckte ſprachlos dem Prinzen die Hand entgegen, Wonne und Weh erſtickten ſeine Stimme. Als Unſer Fritz die väterliche Rechte weinend an die Lippen zog, ſchloß der Vater den Sohn in die Arme. — Rings ſtand Hoch wie Gering erſchüttert. — Da löſte der König den eigenen pour le mérite vom Halſe. „Nimm ihn, Du haſt ihn ja verdient!“ — Das Vermächtniß Carl Emils, des todten Germanicus der brandenburgiſchen Mark, die erſte ſtolzeſte Zier preußiſchen Kriegsruhmes lag in des Prinzen Händen, mehr werth als alle brillantenen Sterne, alle Bänder, die Fürſten zu verleihen haben! — Der König ſchrieb über dieſes Zuſammentreffen an die Königin:

„Endlich begegnete ich noch ſpät, 8 Uhr, Fritz mit ſeinem Stabe. Welch ein Moment nach allem Erlebten und am Abende dieſes Tages! Ich übergab ihm ſelbſt den Orden pour le mérite; die Thränen ſtürzten ihm herab, denn er hatte mein Telegramm mit der Verleihung nicht erhalten. Alſo völlige Ueberraſchung! Einſtens Alles mündlich!“ — Feierlich ernſt und ſtill, als ob Jeder jetzt nur der Sprache der eignen Seele lauſchen müſſe, — dem Gotteswort in ſich, — ritt man zuſammen durch die wogenden Reihen der dichtgedrängten Truppen ins Hauptquartier. — Welche wunderbaren Scenen! Hier traf der Bruder den Bruder, dort Einer den Freund im Ordensſchmuck, den er ſeit der Cadettenzeit nicht mehr geſehen hatte. Ein Anderer erblickte den Vater, ein Vierter den Kameraden aus ferner Garniſon, — ganz Preußen reichte ſich hier berauſcht die Hände! — Die Abendſchatten hüllten endlich die Landſchaft ein, die Lagerfeuer brannten und wie ein Cherubschor von blutgetränkter Erde hob zu den Sternen ſich's:

„Nun danket Alle Gott.“ — — —

Am 6. Juli traf die kronprinzliche Armee in und um Pardubitz ein, am 9. war sie in Hohenmauth, am 13. in Oppatowitz in Mähren, den 16. erfolgte der Rechtsabmarsch der Garden und des Corps Mutius auf Brünn. Das 1. Corps wurde zur Beobachtung von Olmütz zurückgelassen, nur das Corps Steinmetz avancirte in der ursprünglichen Richtung gerade südwärts die March hinunter und erreichte am 20. Juli Ungarisch-Hradisch. — Die erste Waffenruhe! — Sechs Tage später war der Präliminarfriede geschlossen. — —

Austerlitz — und am 2. August des Jahres 1866. — Der König, bereits auf der Heimreise, wollte hier seine dritte Parade, — diesmal über die Sieger von Nachod und Skalitz, das ruhmreiche Corps von Steinmetz halten. Des Königs Wagen fuhr über das stolze Siegestheater des ersten Napoleon, die „Sonne von Austerlitz" aber flammte heute auf den preußischen Waffen! Als er an die Truppen heranritt, rief er: „Grenadiere, Ihr habt Euch und mir Ehre gemacht!" Beim Vorbeimarsch aber setzte sich der König selbst mit gezogener Klinge an die Spitze des Corps, es seinem Sohne, als dem Feldherrn, und dem Commandeur General von Steinmetz vorbeizuführen. Wie er an ihnen vorüberzog, senkte er im Salut den Degen mit den Worten: „Der König seinen commandirenden Generalen!" — Am 20. September zog König Wilhelm mit dem heldenhaften Sohne und Neffen in das dankbare Berlin ein, Unser Fritz aber durfte in den Armen seiner Gemahlin vom blutigen Kriegsspiel ausruhen, im Anblick seiner Kinder des unsäglichen Elends vergessen, das sein Auge von der Höhe von Chlum überschaut hatte. — — —

Wie Frankreich uns seit solchem Siege gesonnen war, wir im folgenden Jahre mit genauer Noth um einen Krieg, Luxemburgs wegen, herumkamen, ist schon angedeutet worden. Nachdem König Wilhelm im Juni Paris besucht hatte, erschien der Kronprinz mit Gefolge ebendaselbst zur Preisvertheilung der großen Industrie-Ausstellung. Hier — wie später bei der Einweihung des Suez-Kanals 1869, als er in Begleitung der Kaiserin Eugenie Ende Decembers nach Paris kam, erhielt er sehr sonderbare Eindrücke. Leute,

die in ſeiner Umgebung bei dieſen verſchiedenen Reiſen geweſen, verſichern, daß trotz ausgeſuchteſten Luxus, eines Glanzes und Schimmers, der eines Sardanapals würdig geweſen, ihnen doch der Hof des December-Mannes eigentlich nur wie eine ſehr reiche — Kunſtreiter-Geſellſchaft vorkam. Im Glück von frivolſtem Leichtſinn und brutalſtem Dünkel erfüllt, konnte im Unglück ſomit nur Vergeſſenheit der Reſt eines ſolchen Lebens ſein. Es iſt zwar bekannte Thatſache, daß die Lakaien des Kaiſerhofes keine Taſchen in den Livréen haben durften, dafür ſtahlen aber die Herren „Arkadier", welche keine Livréen, aber deſto mehr Taſchen hatten, deſto gründlicher. Eine wahre Univerſität der Beutelſchneiderei hatte ſich in den Tuilerien etablirt! Die Spionage in den hohen Zirkeln von Paris, in den Departements war ſo ausgebildet, daß man ſelbſt Kinder zu Mouchards ihrer Eltern gemacht hatte und bei Hofe ein „Rollenneid" herrſchte, welcher dem Liebhaber-Theater der kleinſten deutſchen Provinzialſtadt Ehre machen würde. Man ging in kraſſeſter Nacktheit einher und glaubte, wenn man bunten Flor, Brillanten und Blumen, — kurz Komödiantenſchmuck über die Blöße hänge, ſei man fürſtlich angethan. Deshalb war eine Fürſtin unter dieſen Leuten gar nicht mehr von der „Coquine", der Graf vom Arlequin zu unterſcheiden. Hätten dieſe Herrſchaften, wie ſie waren, zur Zeit der Pompadour an die goldene Pforte von Verſailles klopfen wollen, Jeannette Poiſon, die Wittwe d'Etiols, hätte ſie ſicher in den Marſtall Ludwigs XV. verwieſen. So ſtark beſonders präſentirte ſich der Hof bei der Weltausſtellung. — Als unſer Kronprinz mit Begleitung im December 1869 Paris wieder betrat, war zwar nicht die Phyſiognomie, — aber die Stimmung dieſer Leute gegen früher ſtark verändert. Sie litten jetzt an moraliſchem Aſthma, an den bekannten Rouher'ſchen „patriotiſchen Beklemmungen". Man fühlte ſich ſchon von der ſchiefen Ebene ſeiner bisherigen Politik herabgleiten, denn das demokratiſche Miniſterium Ollivier war aus dem Ei gekrochen. — „Ich habe dem Liberalismus einige Conceſſionen machen müſſen!" ſagte entſchuldigend Napoleon III. zu Unſerm Fritz und lächelte verlegen! — Die Conceſſion an den Libe-

ralismus aber war der Krieg mit uns und der eben so wackere wie kluge preußische Consul Bamberger weissagte ihn dem Kronprinzen schon damals in Paris voraus Dieser Ehrenmann war es auch, der von dort aus die positivsten Anzeichen, die „Phänomenologie" der wachsenden Kriegsgefahr nach Berlin berichtete. Das Ob war uns also im Januar schon gewiß, das Wie unberechenbar! — — —

In diesem Kriege des Jahres 1870, dessen allgemeinen Gang wir in des Kaisers Lebensbild gezeichnet haben, wurde dem Kronprinzen die einflußreichste Feldherrnrolle, zugleich das ungeahnte Glück beschieden, den ersten siegreichen Schwertertanz zu thun. Die zornige Begeisterung, welche ganz Deutschland bei der Beleidigung von Ems ergriff, mußte selbstredend in dem Herzen Dessen am meisten vorwalten, der Sohn und Erbe des gekränkten Monarchen war. Lange schon vor dem Kriege mit Oesterreich hatte der deutsche Einheitsgedanke die Seele des Prinzen mit tiefster Innigkeit erfüllt und der Wunsch, zu ihr mit allen Kräften beitragen zu können; jetzt gebar sie sich vor seinen Augen durch die blöde Brutalität des alten gallischen Widersachers und statt der Liebe sollte heiliger Zorn der Kitt der deutschen Stämme werden! — Bereits im Jahre 1866 hatten die Soldaten seiner Armee in Schlesien und Böhmen das Lied gesungen: „Unser Kronprinz, der heißt Fritze", — „Unser Fritz" war der Feldherrname des Siegers von Königgrätz, des Helfers in der höchsten Noth geworden. — Auch in Baiern, Schwaben und Franken sollte er fortan „Unser Fritz" genannt werden. Lange bevor der Schimmer der Kaiserkrone auch auf ihn seine gewaltigen Strahlen warf, durfte der Prinz das Gemeingut aller deutschen Stämme, das Centrum der germanischen Einheit werden und in ihm das Ideal sich verwirklichen, das des großen Kurfürsten Lieblingssohn Carl Emil, des Germanicus des Nordens, umsonst geträumt hatte, um das ihm sein junges Herz gebrochen war! Kaum war von König Ludwigs von Baiern Mund das kühne Wort gefallen, mit uns vereint zum Kampf zu ziehen, kaum hallte es an allen süddeutschen Höfen, in allen Gauen unserer Zunge dröhnend wieder,

als König Wilhelm dem ſüddeutſchen Bruderheere auch den Mann ſendete, der vermöge ſeiner Stellung, ſeines Charakters, ſeiner Liebenswürdigkeit die wunderbar erwachte, nie geahnte Sympathie des Südens an ſich feſſeln und fürs Gemeinwohl am beſten verwerthen konnte, — „Unſern Fritz“, ſeinen Sohn. — In ihm ſollte der letzte heiße Lebenswunſch des Siegers von Fehrbellin, in ihm das nicht vollendete Siegerwerk ſeines Großvaters Friedrich Wilhelms III. ſich verwirklichen. Er ſollte den Grundſtein des deutſchen Reiches mit dem Schwerte legen und den Wahrſpruch ſeines todten königlichen Oheims beweiſen: „Die deutſche Kaiſerkrone wird auf dem Schlachtfelde nur errungen!“ —

Zur Uebernahme des Commandos der ſüddeutſchen Armee begab der Kronprinz ſich am 26. Juli, nach der Taufe ſeiner jüngſten Tochter, Prinzeſſin Sophie (den 17. Juni geboren), nach München, wo er den nächſten Morgen anlangte. Sein Weg durch Baiern ſchon zeigte ihm die erhebende Stimmung des ſüddeutſchen Volkes. An jedem Haltepunkte begrüßten ihn enthuſiaſtiſch bewegte Volksmaſſen und ſein Empfang in München wurde ein großartiger Jubelrauſch! Durch die Straßen, welche er mit dem jugendlichen Könige fuhr, des Abends an ſeiner Seite im Theater, — kurz, wo Unſer Fritz ſich zeigte, fühlte er an der Begeiſterung der Menge, daß er von dieſem Augenblicke an auch Baierns Fritz geworden, er ihm der Helfer ſein ſolle, zu dem ſich alle Arme breiteten im Vertrauen als zu dem lebendigen Ausdrucke des deutſchen Einheitsgedankens. Den nächſten Tag auf der Reiſe nach Stuttgart ſtellte er ſich den in Ingolſtadt verſammelten ſüddeutſchen Offizieren als Oberſt-Commandirender der bairiſchen Armee vor. „Ich kann Ihnen nicht genug ſagen“, redete er ſie an, „wie hoch ich mich geehrt fühle, daß Ihr König mir ſeine Armee anvertraut hat! Verhehlen wir uns nicht, daß wir einem ſchweren Kampfe entgegengehen, aber die allgemeine Begeiſterung, die uns aus allen Gauen Deutſchlands entgegenkommt, läßt mich hoffen, daß es mit Gottes Hülfe ein ſieggekrönter Kampf ſein wird, der uns zu einem endlichen, das deutſche Vaterland beglückenden Frieden führen wird!

Verlaſſen wir uns alſo auf unſer gutes Recht — und unſer Schwert!“ Daß der Prinz ſich gleich ſo als ihren Mann, als ein zu Baiern und dem Süden gehöriges deutſches Herz hinſtellte, den gemeinſamen nationalen Gedanken für Krieg wie Frieden auf die Fahnen ſchrieb und ihn immer wieder, überall und bei jedem Anlaſſe, neu betonte, das führte alle Gemüther in Süddeutſchland ihm jauchzend zu, machte ihn wie alles Volk ſchon vor dem Kampfe zum Sieger Napoleons. Ebenſo ſtürmiſch war des Prinzen Empfang in Stuttgart und Abends in Carlsruhe; ſtets trat ihm der begeiſterte Entſchluß des Volkes entgegen, ſein Alles einzuſetzen für die gemeinſame Sache und mit ſeinen nordiſchen Stammverwandten Glück wie Unglück zu theilen. —

Donnerſtag den 28. bereits ſetzte ſich von Berlin aus das Hauptquartier der ſüddeutſchen (III.) Armee in Bewegung, um über Halle, Erfurt, Frankfurt a. M. nach Speier zu gehen. Ober-Quartiermeiſter der III. Armee war Oberſt von Gottberg, Commandant deſſelben Major von Winterfeldt, die Adjutanten waren Major Miſchke, Hauptmann Graf Eulenburg (des Prinzen Hofmarſchall) und Rittmeiſter von Schleinitz, außerdem folgten Offiziere vom großen Generalſtabe, deren Chef General-Lieutenant von Blumenthal wiederum wie 1866 geworden war. Die Artillerie hingegen commandirte General-Lieutenant Herckt, das Geniecorps General-Major Schulz. — Die Südarmee war aus drei Hauptarmeen zuſammengeſetzt. Sie beſtand aus dem 5. und 11. preußiſchen Corps unter von Kirchbach und von Boſe und enthielt Regimenter aus Niederſchleſien, Poſen, Weſtphalen, Kurheſſen, Naſſau, Thüringen und den Contingenten Waldeck wie Frankfurt a. M. Das zweite, eigentlich ſüddeutſche Corps beſtand aus den Armeen von Baiern, Würtemberg und Baden unter Führung des Freiherrn von der Tann, Ritter von Hartmann, von Obernitz und von Beyer. Das ſpätere dritte Corps endlich bildete das 6. oberſchleſiſche Corps von Tümpling, dem vorerſt das 2. pommerſche Corps von Franſecky attachirt ward. — In dieſer Armee waren über zwölf deutſche Dialektarten vertreten, man konnte ſagen, daß alle deutſchen Stämme faſt ſich da gefunden haben. Der Oberbaier ſtieß hier auf den

Pommer, der Heſſe auf den Schleſier, der Franke auf den Poſener; grob und ſanft, weich und hart krachten die Laute zuſammen, wirbelten chaotiſch durcheinander, aber ein Geiſt, ein Gemüth, ein Zorn hatte dieſe bisher getrennten, die ſich fremden Kinder eines Landes zu Brüdern gemacht, „die Wacht am Rhein“!! Man muß in jenen ſtolzen Tagen beim Marſche, im Lager, in der Schlacht geſehen haben, wie dem Baiern Etwas fehlte, wenn der Preuße nicht dabei war, muß den Jubel gehört haben, wenn im Kugelregen, während der Todesengel mähend durch die Reihen ſchritt, ein bairiſches Regiment neben ein preußiſches in die Linie rückte. War es dann nicht immer, als ob ſich langentbehrte Brüder zu guter Stunde ſelig wiederfänden, und wenn Einer dem Andern es an herzlicher Treue und Kampfesmuth dann zuvorthat, ſo hatte der Andere ihn darum nur deſto lieber. Der erhebende Geiſt gegenſeitigen Vertrauens, das Gefühl war's eben, daß in der Noth ſich die getrennten Kinder einer Mutter in Liebe verſöhnt hatten, daß der Feind des Einen Aller Feind, — Glück, Ehre des Einen aber Aller Wohlfahrt werde. Ein einzig ungeheures Rütli war's geworden, eine Million deutſcher Männer drückte ſich nun die Hände. Sie wollten ſein

„— ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth ſich trennen und Gefahr“ —

Daß die Süddeutſchen, Baden und Pfalz zumal, höchſte Urſache hatten, für ſich zunächſt beſorgt zu ſein, lag auf der Hand. Ganz gleich, ob Napoleon als verbündeter Freund, — wäre dies wirklich möglich geweſen, — oder als Feind in ihr Land kam, maßloſes Elend der Bevölkerung, das Zuſammenbrechen ihrer ſtaatlichen Selbſtſtändigkeit war ihr ſicherer Lohn. — Durch ihre geographiſche Lage waren ſie im Oſten wie Weſten gefährdet, denn kein Vorland hielt an der langen Linie des Rheins jenſeits den Feind auf, kein Vorland deckte Baiern gegen Oeſterreich, wenn es demſelben etwa gut dünkte, gemeinſchaftliche Sache mit Frankreich zu machen, während Norddeutſchland im Weſten doch die Pfalz, im Oſten Rußland als Deckung hatte, den Vormarſch —, damit aber die Abſicht des Feindes, abwarten konnte, ehe es ihm begegnete.

Deshalb war es ein Akt redlicher Treue, daß König Wilhelm Süddeutschland seinen Sohn als Hort, zwei norddeutsche Armeecorps als Krystallisationspunkt seiner Heereskraft sendete. Am 29. Juli schloß sich in Eisenach Herzog Ernst von Coburg-Gotha der Campagne an, am 30. Vormittags hielt Unser Fritz von Carlsruhe aus mit einer glänzenden Suite bairischer, würtembergischer, badischer und preußischer Offiziere in der alten Kaiserstadt Speier seinen Einzug. Wie der Hoffnungsengel in schwerer Stunde kam er den entzückten Einwohnern und manche Freudenthräne floß aus den Augen Derer, die von Eltern und Voreltern her gut genug wußten, wie einst Turenne, Melac und die Satrapen des ersten Napoleon hier gehaust hatten. War nicht von einem Attaché des auswärtigen Ministeriums aus Paris dem badischen Gesandten von Schweizer besonders gedroht worden, daß, falls die Franzosen in Baden eindrängen, „selbst die Frauen nicht geschont werden würden"!? — Der nächste Tag war ein Sonntag. Kronprinz Fritz mit gesammtem militärischen Gefolge hielt Gottesdienst in der evangelischen Kirche, um dem Vater der Völker, dem ewigen Lenker unserer Geschicke, den Sieg der deutschen Sache ans Herz zu legen. Als er in die heiligen Räume trat, erhob sich die ganze Gemeinde. Die Orgel rauschte auf und Paul Flemming's frommes Lied:

„In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen!"

erhob sich von brünstigen Lippen. — Wenn Menschen recht zu beten wissen in der Noth, so ist das immer tief ergreifend, wenn aber Krieger vor der Schlacht mit ihrem Gotte kindlich reden, so ist das eine Todesweihe, deren rührende Erhabenheit in der Welt Nichts übersteigt als dieser Weihetod fürs Vaterland selber.

Während Napoleon III. eine Proclamation losließ, welche die hochtönende Floskel enthielt: „l'univers nous regarde" — „das Weltall sieht auf uns" —, richtete der Kronprinz am 30. Juli von Speier folgende Proclamation an sein Heer: „Soldaten der III. Armee! Von Sr. Majestät dem Könige zum Oberbefehlshaber der III. Armee ernannt, entbiete ich den unter meinem

Befehle vereinten königlich preußiſchen, königlich bairiſchen, königlich würtembergiſchen und großherzoglich badiſchen Truppen meinen Gruß. Es erfüllt mich mit Stolz und Freude, an der Spitze der aus allen Gauen des Vaterlandes vereinten Söhne für die gemeinſame Sache, für deutſches Recht, für deutſche Ehre gegen den Feind zu ziehen. Wir gehen einem großen und ſchweren Kampfe entgegen, aber in dem Bewußtſein unſeres guten Rechts und in dem Vertrauen auf Eure Tapferkeit, Ausdauer und Mannszucht iſt uns der ſiegreiche Ausgang gewiß. So wollen wir denn feſthalten in treuer Waffenbrüderſchaft, um mit Gottes Hülfe unſere Fahnen zu neuen Siegen zu entfalten für des geeinten Deutſchlands Ruhm und Frieden!" — Ein Vergleich beider Proclamationen und der Haltung beider, der deutſchen wie franzöſiſchen Armeen, ergiebt Reſultate, welche über Das, was die Vorſehung mit uns vorhaben konnte, wahrlich keinen Zweifel aufkommen ließen. In den Worten Unſeres Fritz ſpiegelt ſich Nichts, als der mannhafte Gedanke: die deutſche Kraft gegen den Uebermuth eines recht- und gewiſſenloſen Feindes zu führen, damit in „Frieden und Ruhm" das geeinte deutſche Reich erſtehen könne. — Statt ſich wie er an Gott, an das Herz ſeiner Nation zu wenden, hat Napoleon dagegen kein beſſeres Mittel, das Heer zu exaltiren, als daß er es auf das Auditorium des Weltalls verweiſt. Hatte er wohl eine Vorſtellung von dem reellen Inhalte dieſer Phraſe? Hatte er einen Begriff, wie ungemeſſen das Weltall ſei, das er zu ſeinem theatraliſchen Feldzuge einlud? — Nun, wenigſtens ſollte er einen Abglanz der univerſellen Gewalt in den niederſchmetternden Schlägen empfinden, mit welchen deutſche Hand ihn züchtigte! —

Am 1. Auguſt war die Concentration der Südarmee in der Rheinpfalz beendet. Verfolgt man ihre Aufſtellung auf der Karte des großen Generalſtabs *), ſo fällt die eigenthümliche Stellung der III. (ſüddeutſchen) und der I. Armee (Steinmetz) im pfälziſchen Winkel, — von Carlsruhe bis Trier und an die belgiſche Grenze

*) Beigegeben dem eben herausgekommenen 1. Heft, erſten Theils des großen Generalſtabs-Werks: „Der deutſch-franzöſiſche Krieg von 1870—1871". Berlin, 1872, bei Mittler u. Sohn. D. V.

auf; zumal die II. Armee (um Mainz) des Prinzen Friedrich Carl ihnen zum Soutien diente. Man konnte alle Kräfte somit in ein Bündel zusammenfassen! — Die Stellung war gleich klug gewählt, um nach Bedarf mit allen Truppentheilen geschlossene Front zur Defensive zu machen, sich vor der französischen Armee also, die in Straßburg concentrirt war und anderen, wahrscheinlich nördlicher anmarschirenden Corps schützen zu können, — oder in raschem Stoße vorzugehen. Sie bot dem Feinde durch diese Anordnung eine scheinbar dürftige Angriffsfläche und täuschte ihn, während sie sich ausbreiten konnte, sobald sie den Gegner erst hatte! — Den Kern des Centrums der kronprinzlichen Armee bildeten das 5. und 11. preußische Corps unter Kirchbach und Bose, Mannschaften wie Generale, die 1866 schon Mauerbrecher gegen den Feind gewesen waren und der ganzen Phalanx einen Halt gaben. Graf Zepplin's berühmter Recognoscirungsritt am 26. Juli hatte ergeben, daß die Linie Lauterburg-Wörth-Niederbronn noch nicht vom Feinde besetzt sei, eine andere Recognoscirung von Pirmasenz aus bewies, daß der Feind an keine Offensive denke. Seit dem 2. August war es klar geworden, daß der Angriff bei den deutschen Armeen sein werde. An diesem Tage passirte Prinz Albrecht (Vater) von Preußen Speier, um sich an die Spitze seiner vierten Cavallerie-Division zu setzen. — Der Vormarsch ward angetreten, die Offensive! Am hundertjährigen Geburtstage Friedrich Wilhelms III., seines Großvaters (3. August), zog Unser Fritz gegen Landau heran. Aus dem Hauptquartier des Königs zu Mainz ging die überraschende Kunde inzwischen ein, daß die Franzosen noch nicht bereit seien, indeß die deutsche Concentration 19 Tage nach der Mobilmachungs-Ordre bereits beendet war! Um das „Universum" unhöflicher Weise nicht zu lange warten zu lassen, marschirten wir los, denn wir sind galante Leute. Wo, lieber Gott, stand aber der Gegner?! —

Das uns zunächst befindliche französische Armeecorps hatte unter Failly (5. Corps) sein Centrum zu Bitsch. Sein linker Flügel Frossard (2. Corps) stand in St. Avold und Ladmirault (4. Corps) zu Sierck-Bouzonville-Boulay, der rechte Flügel unter Felix Douay

(7. Corps) auf der Linie Colmar-Mühlhausen-Belfort; die Armee war also 30 deutsche Meilen auseinandergezerrt! — Das war der erste Fehler vor dem „Universum", der zweite die räthselhafte Verstreutheit aller übrigen feindlichen Corps. Mac-Mahon stand in Straßburg, Bazaine in Metz, — darin lag noch Sinn, aber der Unsinn hierbei war, daß diese Truppen noch nicht völlig ausgerüstet waren. Die Artillerie hatte keine Pferde, die Soldaten kein Feldgepäck. Statt der 250,000 Mann auf dem Papiere zählte zur Zeit des Gegners active Armee 100,000 Mann, also 150 % weniger. Allerdings war seine Garde, welche Bourbaki commandirte, excellent, aber sie befand sich vornehm in der Reserve bei Nancy, konnte vorläufig also Nichts nützen, die zweite Reserve unter Canrobert in Chalons aber war noch in sehr primitiver Verfassung. Dieser General leistete im Kriege nachmals überhaupt so elende Dienste, daß man im deutschen Lager den Witz machte: „Kann-Robert? Robert kann? — Kann-Robert nicht? Robert kann nicht!" — Am 4. August erfolgte der Einmarsch ins Elsaß und der Kanonendonner von Impflingen her zeigte, daß unsere Tête schon im Gefecht war. Die feindliche Division, welche hier vor uns stand, commandirte Abel Donay von der Straßburger Armee Mac-Mahon's. Als die ersten Schüsse gewechselt waren, erreichte nach 9 Uhr Morgens Unser Fritz das Schlachtfeld und nahm Stellung auf den Höhen von Schweigen, Weißenburg in nordöstlicher Richtung gegenüber. Um 10½ Uhr ward Altenstadt genommen, unsere prächtigen preußischen 47er (Burghoff) und 58er rückten gegen Weißenburg. Das Landauer Thor ward eingeschossen, Herzog Eugen von Würtemberg an der Spitze der bairischen Infanterie nahm die Stadt mit stürmender Hand. General von Voigts-Rhetz führte die Königs-Grenadiere, ein Bataillon 47er und das 5. Jäger-Bataillon gegen die Höhe des Geisbergs, unterstützt von der vierten Brigade (11. Corps) des Oberst Koblinsky. Der Kronprinz war selbst von Altenstadt aus in die vorderste Kampflinie geritten, die Truppen durch Anfeuerung belebend. — Die französische Armee wurde seit Waterloo zum ersten Male wiederum geschlagen, und zwar durch die Wucht der deutschen Faust allein!

Was dieſem Kampfe ſeine beſondere Bedeutung giebt, iſt, daß unſerer Seits nur zwei Armeecorps: Kirchbach und Boſe, die bairiſche Diviſion Bothmer und die achtzehnte Infanterie-Brigade des heldenmüthigen Voigts-Rhetz ins Treffen kamen, die Franzoſen aber eine faſt uneinnehmbare terraſſirte Stellung hatten, dennoch aber, nachdem ſie ihre Salven abgegeben, ſtets vor den Anſtürmenden zurückgewichen waren und nur ein einziges Mal während des ganzen Kampfes uns mit dem Bajonnet angegriffen hatten. Als der Kronprinz den Siegesſchauplatz durchritt, ſeine Reſultate zu überſchauen, lagen an den Böſchungen die rothen Hoſen zu Tauſenden, reihenweiſe wie gemäht; in der Ferne war die Wahlſtatt einem Felde von Mohnblumen vergleichbar! — Am Schloſſe Geisberg ſtand das Füſilier-Bataillon des ruhmreichen Königs-Regiments, das ſo ſchwer gelitten hatte. Bewegten Herzens drückte ihm der Kronprinz ſeinen Dank aus und redete die zahlreich Verwundeten liebevoll an, welche man bei ihm vorübertrug. Er ſprach dem leicht verwundeten General von Kirchbach ſeine Anerkennung aus, ſalutirte die zerſchoſſene Fahne, dann ritt er zu dem ſchwer verwundeten Major von Kaiſenberg und umarmte ihn. Als ihm der Tod des franzöſiſchen Generals Abel Douay gemeldet ward, ſtieg er vom Pferde und betrat das Haus, in welchem die Leiche des Braven lag. — Niemand war bei ihm, ſein Hund allein hielt winſelnd die Todtenwache; eine letzte verzweifelte Thräne hing zwiſchen den Wimpern des ſtillen Mannes, der die Schlachten vom Malakoff und Solferino ſiegreich überſtanden hatte. — Am Nachmittag den 4. Auguſt bezogen die ſiegreichen Truppen auf der Wahlſtatt das Bivouak; das verlaſſene Lager der Franzoſen war ihnen mit bedeutenden Vorräthen in die Hände gefallen, eine große Zahl Gefangener, — unter ihnen Exemplare der ſo gefürchteten Turkos und Zuaven. Der Kronprinz nahm ſein erſtes Hauptquartier auf feindlichem Boden in Schweighofen. *)

*) Dieſe Details, wie Späteres, entnehmen wir dem Werke des Hiſtorikers Profeſſor Haſſel: „Die III. Armee“, dem wir die Verantwortung der Richtigkeit überlaſſen, da die officielle Feſtſtellung der Thatſachen durch den großen Generalſtab erſt noch zu erwarten ſteht. D. V.

Dieſer erſte Sieg war für den ganzen Krieg und die deutſche Sache entſcheidend, das bewies der Jubel unter den Truppen, das frohe, jauchzende Staunen im Heimathlande; noch mehr bewies es die Panik, welche faſt krankhaft fortan die Franzoſen ergriff und lähmte. Dem Tage von Weißenburg folgte der größere von Wörth. — Man befand ſich jetzt der ganzen Armee Mac-Mahon's gegenüber, welche die Trümmer des Corps Douay aufgenommen hatte. Da der Anmarſch des Siegers von Magenta von Straßburg aus, alſo vom Süden erfolgte, die Zeit ihm aber verteufelt knapp war, ſo mußte er in nordöſtlicher Front die Linie Wörth-Bitſch beſetzen. Sein Plan war, uns die Vogeſen zu verſchließen und nach gelungenem Siege aus dem Elſaß zu werfen. Das ſtrategiſche Wagniß hierbei war nur, daß er Straßburg und den Süden bedenklich von Truppen entblößen mußte. An dieſem heißen Tage gegen Mac-Mahon und Failly ſtanden das 5. Corps (Kirchbach), das 11. (Boſe) und die drei Diviſionen Beyer, Obernitz und Gersdorf. Die Spitze des rechten Flügels der Baiern commandirte von Hartmann, von der Tann im Rücken, der dann zwiſchen dieſem und dem linken Flügel (preußiſchem Anſchluß durch Kirchbach) marſchirte; es galt die Vereinigung Failly's mit Mac-Mahon zu hintertreiben. Allerdings beabſichtigte Unſer Fritz den Feind anzugreifen, doch erſt am 7., denn am 5. waren wir noch nicht völlig concentrirt, die Schlacht kam aber einen Tag früher. — Am Morgen des 6. begann ſchon das Vorpoſtengefecht, um 8 Uhr hörte man ſtarkes Feuer auf der rechten bairiſchen Flanke. Die geſammte Artillerie ward auf die öſtliche Höhe von Wörth gebracht, welche das Corps Kirchbach theilweiſe den Abend vorher ſchon beſetzt hatte. Der Kronprinz, in lebhafter Sorge, nicht Truppen genug zu haben, wollte das Gefecht abbrechen, bis die anderen Corps herangekommen waren, ehe aber dieſer Befehl erſchien, war es dem Ritter von Hartmann ſchon gelungen über Langenſulzbach auf Wörth vorzudringen. Mac-Mahon wendete ſeine volle Kraft demnach auf Wörth. Daſſelbe wurde (11 Uhr) von General von Kirchbach aber forcirt und glücklich erobert. Das 11. Corps rückte links, von der Tann rechts vor, die 9. und 10. Diviſion war inzwiſchen

über Wörth hinaus bis Elſaßhauſen und Fröſchweiler gedrungen. Dort ſtand der Feind maſſirt; das tiefgeſchnittene Hügelterrain, die vielen Waſſerläufe begünſtigten ſeine Vertheidigung ungemein. Um 2 Uhr war der Kampf am heißeſten und auf der $1\frac{1}{2}$ Stunde langen Schlachtlinie allgemein. Da machte Mac-Mahon (gegen 3 Uhr) einen mächtigen Angriffsſtoß mit friſchen Truppen, doch, durch deutſche Infanterie umzingelt, durch unſere Artillerie auf beiden Flügeln gebrochen, verließ er, nachdem er auch durch eine mißglückte Cavallerie-Attaque ſich den Ausweg nach Gunſtett nicht zu öffnen vermochte, ſeinen Stützpunkt Fröſchweiler um $4\frac{1}{2}$ Uhr und trat den Rückzug an. — Derſelbe wurde zügelloſe Flucht in völliger Auflöſung! — Der Kronprinz hatte wie immer perſönlichſten Antheil an der Bataille genommen. Gleich nach der Mittagſtunde war er auf den Höhen vor Wörth erſchienen und hatte den Befehl zum Avanciren auf der ganzen Linie ertheilt. Mac-Mahon war nach Fröſchweiler geworfen worden, hier war der concentriſche Meiſterangriff, von Blumenthal angeordnet, erfolgt. Der Kronprinz galoppirte ſelbſt in die vordere Linie. Die verzweifelte Reiter-Attaque des braven Brigadiers Michel gegen Elſaßhauſen erfolgte, aber Roß und Mann, wie Aehren niedergeſtreckt, bildeten eine furchtbare Barrikade zuckender Thier- und Menſchenleiber! — „Nous sommes vendus!“ — und heulend wälzten ſich die zerfetzten feindlichen Schaaren rückwärts, flohen auseinander und wie ſcheue Roſſe übers Gefilde hin, auf dem die deutſche Fahne wehte! Zwei Siege, Weißenburg und Wörth, hatten in blutiger Taufe die Einheit der deutſchen Stämme geſeguet. Mochte auch kommen, was noch wollte, ſie hielt jetzt eiſenfeſt und ſtärkte alle Herzen in wunderbarer, nie gefühlter Luſt! — Welche Begeiſterung flammte da zum glühenden Abendhimmel auf, der roth wie die blutbedeckte Erde über dem Gefilde ſtand, als der Kronprinz mit frohem Danke die Truppen inſpicirte. Da die Sonne unterging, eilte er nach Reichshofen an das letzte Schmerzensbett des Generals Raoult, des Siegers von Sebaſtopol. Er reichte ihm die Hand, erkundigte ſich nach ſeinem Zuſtande und verſprach, ſeine fernen Verwandten zu benachrichtigen. Mit matter

Stimme pries dieſer Mann, — der den altfranzöſiſchen noblen Charakter wie Wenige ſich bewahrt hatte, — aufrichtig die Bravour der deutſchen Armee. Er erlag etliche Wochen ſpäter im Lazareth ſeinen Wunden. — Heroiſche Thaten nicht nur waren in den deutſchen Reihen geſchehen, ſie glänzten auch durch den Heroismus ihrer Leiden. Ein Offizier fragte zwei auf den Tod verwundete Soldaten, wie ſie ſich befänden. „Herr Lieutenant, ich ſterbe“, flüſterte der Eine, „aber für Deutſchland!“ — Da brach ſein Blick. — „Mir geht's gut!“ frohlockte der Andere, „wir haben ja geſiegt.“ — 2 Adler, 6 Mitrailleuſen, 30 Geſchütze, gegen 5000 Gefangene waren unſere Kriegsbeute. — Ein ſolch fürchterliches Aufräumen unter dem Feinde war ſelbſt in Böhmen nicht erlebt worden. Elſaß und die Vogeſen ſtanden uns offen. —

Während unſere Cavallerie in raſender Jagd ſich an des Feindes Ferſen heftete, entſendete der Kronprinz die badiſche Diviſion (von Beyer) nach Straßburg. Dies Corps war beſtimmt, die Hauptſtadt dieſer alten Reichslande wieder zu gewinnen. — Das Hauptquartier wurde (am 8.) nach Mersweiler, dann nach Obermoddern verlegt, am 10. früh der Marſch durch die Vogeſen angetreten; Lützelſtein fiel; Lichtenberg capitulirte. — Vor Lichtenberg ſtarb da den Heldentod Oberſtlieutenant von Hügel, Commandeur des dritten würtembergiſchen Jägerbataillons. Einem alten ſchwäbiſchen Adelsgeſchlecht war er entſproſſen, das unter Karl Eugen zumal durch Ehre und hohe Würden, beſonders aber durch Wiſſen und Nobleſſe geglänzt und ſeinem Lande eine Reihe ausgezeichneter Generale gegeben hatte. Ein General von Hügel war's geweſen, unter deſſen Augen Schiller ſeine erſten Studien als Karlsſchüler gemacht, ein Hügel, der die Pein Schubart's auf dem Asperg durch Menſchenliebe gemildert, zu ſeiner endlichen Befreiung beigetragen hatte. Ehre ſei dieſem Geſchlecht in allen deutſchen Landen und Friede ſeinem geopferten Helden!! — Die Vogeſen waren für Mac-Mahon verloren, die Moſel mußte ſein Ziel ſein. Am 13. nahm Unſer Fritz in Petersbach Quartier, hier wurden wichtige ſtrategiſche Ent-

ſcheidungen getroffen. Nachdem er in einer überaus warmen Proclamation der III. Armee gedankt hatte, ging's mit wehenden Fahnen ins eigentliche Franzoſenland jetzt hinein. Inzwiſchen war durch den Sieg von Saarbrücken die Armee (II.) Prinz Friedrich Carls frei geworden, um nebſt der I. (von Steinmetz) einen Parallel-Marſch mit der Südarmee anzutreten; dieſe großen Heerkörper erhielten am 11. gegenſeitige Fühlung. — Die neue Dispoſition war: die I. (Steinmetz) und Friedrich Carls Armee gehen direct auf Metz, die ſüddeutſche Armee (Kronprinz) marſchirt auf Chalons! Pointe iſt, „den Feind nicht mehr zur Beſinnung kommen laſſen!“ — Die Vorgänge vor Metz und die vier großen Schlachten gegen Bazaine gingen den Kronprinzen nur inſofern an, als von der dortigen Entſcheidung ſein weiterer Vormarſch abhing. Gemeinſame Aufgabe war vorerſt, die Moſel zu gewinnen. — Der Marſch durch die Vogeſen bis Petersbach war höchſt ſchwierig, die Defileen des Gebirges oft ſo eng, daß man ſich nicht genügend bewegen konnte; Fuhrweſen, beſonders Artillerie, hatten dabei beſonders empfindlich zu leiden. Sturm und Regen, dunkle kalte Nächte kamen noch hinzu, den Soldaten mürbe zu machen. — In Petersbach, wo man endlich frei Land vor ſich hatte, erhielt der Kronprinz die ſichere Nachricht, der Feind ziehe ſich überall auf die Moſel zurück, Prinz Albrecht (Vater) hatte an der Spitze ſeiner Cavallerie-Diviſion ſchon Luneville genommen und die Stadtſchlüſſel auf rothſammtenem Kiſſen dem Kronprinzen überſendet. —

Man zog nunmehr durch reinfranzöſiſche Orte. Am 14. ward Blamont beſetzt; den Napoleonstag, welchen die I. Armee auf dem Siegesfelde von Noiſſeville feierte, beging, — ſeltſame Schickſals-Ironie, der Kronprinz in demſelben Luneville, der alten Hauptſtadt des Hauſes Lothringen, wo Napoleon I. mit Oeſterreich (1801) Frieden geſchloſſen hatte, um ihn wieder zu brechen, an demſelben Orte, wo Ludwig XIV. die Beraubung Deutſchlands um ſein altes Kaiſererbe begonnen hatte! An gleichem Tage fiel die Feſte Marſal den Baiern in die Hände. — Während der Kronprinz im Hotel des Vosges ſein Quartier nahm, war bereits die III. Armee

bis an die Moſel vorgeſchoben, die ſtrategiſche Aufgabe ſeit dem Tage von Wörth gelöſt. Inzwiſchen hatte man vom Hauptquartier König Wilhelms eine Bewegung gegen die Marne disponirt, um eine Concentration aller Streitkräfte bewirken zu können. Failly's Marſch auf Toul war nämlich plötzlich unterbrochen, er war nach Chaumont ſüdweſtlich dirigirt worden, Mac-Mahon aber nach Paris geeilt; der Feind alſo wollte die Moſellinie verlaſſen. Bazaine an ihr nun feſtzuhalten, war die Aufgabe der I. und II. Armee, die III. hatte den Spuren der übrigen Corps zu folgen, damit eine Vereinigung aller franzöſiſchen Streitkräfte unmöglich werde. Sie überſchritt die Moſel, ihr weit aber vorauf fegte unſere excellente Cavallerie das Vorland von feindlichen Truppen rein. *) —

Chalons mit ſeinem berühmten Lager galt uns ſeither für höchſt formidable, dort mußte mit Erfolg eine franzöſiſche Armee zur Deckung der Hauptſtadt wirken können. Sie auf Attila's altem Siegesfelde, der catalauniſchen Ebene zu treffen, die modernen Hunnen für immer aufs Antlitz zu werfen, war unſere Begierde. Man verrechnete ſich hierin im Hauptquartier aber ſtark, denn zu Chalons herrſchte das Chaos! — Bisher hatten die Deutſchen über die franzöſiſche Einwohnerſchaft nicht zu klagen gehabt. Wo das Rayon aber begann, welches in Geſinnungen wie Leidenſchaften nach Paris gravitirte, deſſen Bewohner mit ihren Producten, Sympathieen, Bedürfniſſen, kurz, ihrem Verkehr von der Hauptſtadt abhingen, trat auch der verbiſſene Trotz, die hochmüthige Verblendung des Franzoſenthums in aller Kraßheit zu Tage. Schon 1814 und 1815 hatten unſere Truppen das zu bemerken Veranlaſſung.

Vielleicht wäre der Haß gegen uns in dieſen „vorpariſiſchen" Volksſchichten nie ſo gemein und wild aufgetreten, gegenſeitige Intelligenz und Humanität hätten am Ende lauter geſprochen, ſegensreicher ſich bewieſen, wenn nicht gerade durch den Napoleonismus Paris zum Sitze des allerſchlechteſten, bornirteſten und

*) Nach Haſſel „Von der dritten Armee." D. B.

exaltirteſten Beſtandtheils der Nation gemacht worden wäre, nicht ganz Frankreich in ſeiner Hauptſtadt ſeit der erſten großen Revolution all ſeinen geiſtigen Guano, ſeine exaltirten Leidenſchaften, ſeine ſozialen Verſchrobenheiten, alle ſeine abenteuerlichen Don Quixotes abgeſetzt und dadurch jenen fauligen, gährenden Boden ſelbſt geſchaffen hätte, dem der ſcheußliche Cactus der Commune mit todtbringenden Blüthen entſprießen ſollte. Am 15. Auguſt bereits zog die III. Armee durch Nancy und ſchon am 17. wollte der Kronprinz dieſe Stadt verlaſſen, um ſteif auf Chalons zu gehen. Den 16. Abends ging ihm jedoch der Bericht von dem Gefecht bei Courcelles zu, dann der Sieg von Noiſſeville und Vionville aus dem königlichen Hauptquartier von Pont a Mouſſon, und daß am 18. die entſcheidende Schlacht vor den Thoren von Metz geſchlagen werden ſolle, welche das Schickſal Bazaine's entſcheiden mußte. — Die Lage der Dinge ließ den Kronprinzen ſeinen Abmarſch ſiſtiren. Es war klar, daß, falls wir von Bazaine geſchlagen wurden, er bei zu raſchem Vormarſch der III. Armee in den Rücken kommen mußte, wurde er aber von uns geſchlagen und Frankreich ſo des beſten Theils ſeiner Armee beraubt, dann kam es auch nicht mehr darauf an, ob wir etliche Tage ſpäter vor Chalons anlangten. Um den Ausgang vor Metz durch Zeugen erhärten zu laſſen, ſchickte der Kronprinz am 18. Morgens 4 Uhr Major von Hahnke vom großen Generalſtabe und Rittmeiſter von der Lanken (Garde-Huſaren) nach dem Hauptquartier des Königs. Um das entſcheidende Sieges-Reſultat am 19. nach 3 Uhr in der Frühe dem Kronprinzen überbringen zu können, mußten beide Offiziere mithin einen Weg von 16 Meilen in 24 Stunden zurücklegen und die Schlacht von Gravelotte und St. Privat den ganzen Tag auf denſelben Pferden aushalten; gewiß ein frappantes Beiſpiel deutſcher Reiter-Energie! — Wie von Liebe und Humanität für ſeine Soldaten Unſer Fritz beſeelt iſt, bewies er den 19. am beſten, wo er in unſere Lazarethe zu Nancy eilte, um den Verwundeten mit dem Siege von Gravelotte das beſte Heilmittel für Leib und Seele zu bringen; Freude und Begeiſterung lindern ja den heißeſten Schmerz! — Dieſer Sieg machte auf die Bewohner von Nancy

unglaublichen Eindruck! Die Leute konnten ſich gar nicht denken, daß der unwiderſtehliche Bazaine, daß die ſtolzeſte aller Armeen vernichtet ſei. Erſt als am Abend die deutſchen Truppen dem Kronprinzen eine rauſchende Ovation brachten, begriffen ſie, daß der Sieg denn doch wohl wahr ſein müſſe. — Nach ſolchem unermeßlichen Vortheile über den Gegner konnte nur noch die einzige Parole: „Marſch auf Chalons“ ſein. —

Seit dem 11. Auguſt hatte Napoleon ſich entſchieden, die Defenſive an der Moſel aufzugeben und in Chalons eine neue Armee zu bilden, das Corps Bazaine aber von Metz nach Verdun rücken zu laſſen und es mit der Armee von Chalons zu vereinen. Die Schlachten um Metz und Bazaine's Einſchließung vernichteten dieſe Abſicht! — Für die Stimmung im franzöſiſchen Heere war der Wechſel und die Haltloſigkeit des Ober-Commandos von verderblichſtem Einfluſſe. Der Kaiſer hatte wegen Unfähigkeit den Oberbefehl an Bazaine abgeben müſſen, der Marſchall ſaß aber nun im Käfig von Metz. Wiewohl offiziell alſo nicht mehr oberſter Kriegsherr, mußte der Kaiſer es doch der leidigen Umſtände halber wieder werden, wenigſtens bis Mac-Mahon in Chalons operationsfähig war! — Dort gingen indeß die wunderbarſten Dinge vor! Während wir daſelbſt neue entſchloſſene franzöſiſche Streitmaſſen hinter faſt uneinnehmbaren Werken vermutheten, war gar nichts gethan worden. Es ſcheint eben den Franzoſen ganz undenkbar geweſen zu ſein, daß Chalons überhaupt ein Kampf-Object deutſcher Heere werden könne. Die Werke waren entweder nicht vorhanden, oder ſo elend, daß ſie ſelbſt von unſerm Landſturm hätten genommen werden können. So wenig man aber die Vertheidigungslinie von Chalons, trotz des günſtigen Terrains, in Stand geſetzt hatte, eben ſo wenig hatte man für Fourage und Proviant, für Armirung des Platzes geſorgt. Die Fieberhaſt des Ober-Commandeurs wirkte nur verwirrend und hindernd, man konnte ja nicht mehr erſetzen, was das Werk von Jahren und ernſteſter Beſonnenheit hätte ſein müſſen. — Während dort die Armee aus den Reſten der Corps Mac-Mahon's, Failly's, und beider Diviſionen Douay's, welche in Belfort geſtanden hatten, wie aus den Reſerven

zuſammengeſetzt wurde, hoffte man bis 17. Auguſt 80,000 Mann kampfbereit zu haben. Dem Mangel an Verſchanzungen abzuhelfen, wurden die Pariſer Mobilgarden zu Erdarbeiten verwendet. Die verwöhnten Kinder der Boulevards und Champs elysées fanden an der Reiſe ins Feldlager, am Hacken und Graben und den beißenden Spöttereien der regulären Truppen zu Chalons aber gar keinen Geſchmack. Ohnedies von zwangloſeſten Manieren, mit viel Maul aber wenig Muth, weigerten ſie den Gehorſam und ergingen ſich in Ausſchweifungen. Als Napoleon den 16. Abends zu Mourmelon eintraf, entſetzte er ſich über den ſchlechten Geiſt dieſer wüſten Geſellen! Man mußte ſie wieder nach Paris ſchaffen, ſollte nicht die übrige Armee von der Beſtialität dieſer Schlingel angeſteckt werden; — Chalons blieb alſo unbefeſtigt! Es war ſomit kein Platz, der ſich mehr halten ließ und wo, nach den bisherigen traurigen Erfahrungen, ein erfolgreicher Kampf beſtanden werden konnte, um Paris vor dem Feinde zu bewahren. Man faßte alſo den Entſchluß, — vielleicht um die deutſche Armee abzuleiten, den Krieg wieder rückwärts zu verlegen, indem man Bazaine die Hand bot. —

Bei uns hatte man von ſolchen Zuſtänden in Chalons nicht den leiſeſten Begriff. Alle jetzigen Schachzüge mußten, wenn unſererſeits nach der urſprünglichen Dispoſition verfahren wurde, nothwendig für uns wenn nicht unglücklich, ſo doch mindeſtens zwecklos ausfallen. — Am 20., Morgens 6 Uhr, machte der Kronprinz mit General-Lieutenant von Blumenthal und anderen Stabs-Offizieren den längſt gewünſchten Beſuch bei ſeinem königlichen Vater. Beide hatten ſich, ſeit der Kronprinz Berlin verlaſſen, nicht geſehen; die Begegnung war mithin eine um ſo innigere, zärtlichere und ſehr bewegte. Am nächſten Tage ging das Hauptquartier der III. Armee nach Vaucouleurs, dem kleinen Städtchen, das Jeanne d'Arc zuerſt als kriegeriſche Gottgeſandte betreten hatte. Dort traf der Kronprinz von Pont a Mouſſon ein. Die directe Straße nach Chalons zu wählen war aber unmöglich, weil Toul noch nicht gefallen war, man mußte alſo über Colombey einen 12ſtündigen Umweg nach Vaucouleurs machen. — Die Bewohner des Städtchens erzählten,

daß ſie außer vier Offizieren während des ganzen Feldzuges noch keinen einzigen Franzoſen zu Geſicht bekommen hätten. Die ganze ſieben Meilen lange Straße von Toul nach Colombey, welche die Maas zwei Mal durchſchnitt, war alſo von dem Gegner unberückſichtigt geblieben; ein neuer Beweis, wie kopflos die Oberleitung des franzöſiſchen Heeres war, mit welcher Haſt man es bei Metz concentrirt hatte. Allerdings waren die Behörden unſinnigerweiſe angewieſen worden, die prächtige Maasbrücke zu ſprengen, aber ſie unterließen es in der vernünftigen Erwägung, der Fluß ſei jetzt ſo ſeicht, daß die „Pruſſiens“ auch ohne Brücke ihn paſſiren könnten. Dies that die vierte Cavallerie-Diviſion bereits am 16. Auguſt, wie die Infanterie (5. und 11. Corps) und den folgenden Tag (am 20.) waren alle deutſchen Truppen hinüber; vor Toul, welches die Eiſenbahnlinie Straßburg-Paris ſperrte, ließ man eine Brigade vom bairiſchen Corps Hartmann zur Beobachtung. — Das Terrain war inzwiſchen bereits bis Barleduc aufgeklärt worden, man war alſo nur noch $1\frac{1}{2}$ Tagemarſch von Chalons entfernt. Bei dieſem Vormarſche nun war der neuen Maas-Armee des Kronprinzen von Sachſen die Aufgabe zugetheilt worden, die rechte Flanke der ſüddeutſchen Armee gegen den Norden zu decken, eine Rolle, welche das Kriegsgeſchick zu ungeahnter Wichtigkeit erhob. Am 23. zu Ligny, auf dem alten Schlachtengrunde unſerer Vorfahren, ereilte den Kronprinzen die Nachricht: König Wilhelm werde kommen! — Vergebens wartete man. Schlag 12 Uhr endlich ſprengt ein Huſar über den Markt und bringt ein eilig Schreiben an den Kronprinzen. Staunen malte ſich in ſeinen Zügen, denn die erhaltene Nachricht war höchſt unvorhergeſehn. Er giebt den Brief an Blumenthal und derſelbe theilt der Suite mit: „Seit 21. Auguſt hat Mac-Mahon Chalons verlaſſen, das die Cavallerie des Prinzen Albrecht (Vater) ſchon beſetzt hat!“ — Die Ueberraſchung rings iſt unbeſchreiblich! Chalons aufgegeben?! — Iſt Mac-Mahon auf Paris oder rückwärts in nördlichem Bogen nach Metz?! — Unter allen Umſtänden mußte der Vormarſch ſiſtirt, die Löſung des Räthſels abgewartet werden. Bald nachher kam Moltke, um $2\frac{1}{4}$ erſchien König

Wilhelm in Perſon! Wichtige Berathungen wurden gepflogen. — Die franzöſiſche Regierung hatte überdem ihre geſammten disponiblen Truppen von Rom wie Algier zurückberufen. Daß Mac-Mahon Chalons alſo aufgegeben hatte, ſchien anzudeuten, er werde, von dieſen friſchen Kerntruppen unterſtützt, vor Paris eine Schlacht wagen, die dann Dimenſionen annehmen mußte, gegen welche die Völkerſchlacht von Leipzig geringfügig erſchien. Auf dieſe Entſcheidung war man fortan vorbereitet. — Während des Kronprinzen Hauptquartier zurückblieb, hatte ſich das des Königs nordwärts auf Barleduc vorgeſchoben. Dorthin ging Nachmittags 4 Uhr der Monarch ab. —

Noch befand man ſich über Mac-Mahon in Täuſchung, denn man traute ihm Klügeres zu, als er that. Seine Handlungsweiſe ſollte jedoch unſere kühnſten Vorſtellungen von franzöſiſcher Kopfloſigkeit weit überbieten! — Inzwiſchen war die Beſchießung Touls befohlen worden, und es iſt ein neuer Beweis von des Kronprinzen Pietät, Menſchenliebe und Kunſtſinn, daß er ſtrengen Befehl gab, die prachtvolle gothiſche Kathedrale zu ſchonen. — Die wahre Geſtalt der Dinge im Lager Mac-Mahon's und wie das Räthſel dieſer Tage ſich überraſchend glücklich löſte, iſt anderwärts zu ſchildern. *) Noch war uns Alles dunkel. Der Vormarſch auf Chalons wurde am 26. fortgeſetzt und über Barleduc, wo ſich König Wilhelm befand, auf Revigny genommen, das man gegen 3 Uhr erreichte; es lag halbwegs auf Chalons an der Eiſenbahn. In Barleduc aber hatte inzwiſchen der Kronprinz ſeinen königlichen Vater beſucht und ein Kriegsrath war gehalten worden, um hinter das faſt peinlich werdende Räthſel zu kommen. Man entſchied ſich, daß Moltke ſeinen „Luftſtieb" verſuchen ſolle" **), alſo für die Rechtsſchwenkung nach Norden! Wie Ahnung blitzte es in allen Hirnen im großen Generalſtabe auf, daß man auf der richtigen Spur des Feindes ſei, man ſich bisher nur geirrt hatte, weil man zu beſcheiden geweſen war, den Gegner einer ſo ungeheuerlichen Dummheit fähig zu halten! —

*) **) Beides bei Moltke.

Dieſe Rechtsſchwenkung der III. Armee war ein Stück Höllenarbeit. Die Têten derſelben hatten ja ſchon die Linie Chalons, Arcis ſur Aube, Troyes ſur Seine überſchritten, Epernay (höchſtens von Paris 20 Meilen entfernt) war bereits eingenommen, in längſtens 8 Tagen war man alſo in Paris, und nun ſollte eine Front-Veränderung der ganzen Armee bewirkt, ihre weitgereckte Linie zuſammengeſchoben, gen Norden gerichtet und ein Rieſenmarſch bewirkt werden. — Vom 26. bis 28. Auguſt war dieſe nahezu coloſſale Aufgabe beendet! — Dieſe Rechtsſchwenkung des Gros der III. Armee von der Marne durch den Argonnerwald gegen die Ardennen legte den Truppen faſt noch größere Strapazen auf, als der raſche Zug durch die Vogeſen, und dennoch wurde dieſe faſt übermenſchliche Marſchleiſtung bei ſcheußlichſtem Wetter binnen 24 Stunden vollſtreckt! Noch hatte man vom Feinde die ſchwankendſten Nachrichten und am 27. Auguſt war man im großen Hauptquartier gänzlich unſicher, ob man nicht doch geirrt habe. Am 28. Nachmittags war des Kronprinzen Hauptquartier von Revigny über Brabant le roi, Belval, Verrières nach St. Menehould gegangen. — Denſelben Abend noch fielen die Schuppen endlich von Aller Augen, der Beweis von der militäriſch-politiſchen Divination Moltke's war evident!! Bei Buzancy nämlich hatte ſächſiſche Cavallerie Mac-Mahon gepackt, die Armee deſſelben war von der unſeren ſchon flankirt, das gelöſte Räthſel hieß: „Mac-Mahon will Bazaine in Metz befreien!“ — Mac-Mahon hielt zur Zeit die Linie Vouziers-Quatrechamps-Chatillon bis Mouzon, Front gen Oſten, alſo auf Metz zu! — Sein 5. Corps, deſſen Chaſſeurs bei Buzancy von den Sachſen geworfen worden, ſtand 1/4 Meile nur von Mouzon, bei Bar. — Mit dieſem Augenblicke begann das franzöſiſche Trauerſpiel! — General Failly wagte nicht, gegen die Sachſen mit ſeinem Gros vorzugehen, was vielleicht die einzige Rettung geweſen wäre, denn die Sachſen waren ſehr exponirt. Während Failly bei Felix Douay nun beſtürzt anfragte, was zu thun ſei, bei Douay, der 2 Meilen entfernt (in Quatrechamps) ſtand, alſo mehr denn drei Stunden unthätig verfloſſen waren,

ehe die Rückantwort Failly's ſein Benehmen vorzeichnen konnte, — gewann der Kronprinz Zeit, das Gros der Südarmee an die IV. Armee des Kronprinzen von Sachſen heranzuführen; die zwei famoſen Cavallerie-Diviſionen Rheinbaben und Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin vermittelten ſofort die Verbindung beider Armeen! In der Nacht vom 28.—29. Auguſt liefen nun von allen Seiten Nachrichten ins Hauptquartier St. Menehould ein, welche die Ahnung Moltke's zu apodiktiſcher Gewißheit machten. Danach ertheilte General von Blumenthal ſeine Befehle. — Um Mac-Mahon's Verderben zu ſichern, wurde auch noch zufällig ein Schreiben des Marſchalls aufgefangen, das die ganze verzweifelte Situation der franzöſiſchen Streitkräfte enthielt. „Schlinge zu! Nur raſch die Schlinge zu!!“ das war die Loſung, welche durch unſere Reihen wie ein wollüſtig Fieber ging! — Am 29. war unſere Stellung von der Aisne über Grandpré und Buzancy bis Henay in 5 Meilen langer Streckung. Den linken Flügel hatte Unſer Fritz (III. Armee), den rechten der Kronprinz von Sachſen (IV. Armee). Die Truppen des äußerſten linken Flügels hatten überaus ſtarke Diſtancen zu marſchiren, um 2 Tage ſpäter vor Sedan noch zurechtzukommen; das 11. Corps (von Boſe) allein hatte ſieben ſtarke Meilen! — Der Eifer der Truppen war aber über jede Bewunderung erhaben! Eine wahre Jägerhitze bemächtigte ſich der muthigen Leute, wie wenn jeder Einzelne den Mac-Mahon beim Genick zu packen gedächte, und kein Liebhaber kann mit mehr Lüſternheit ſeine Braut im Negligé überraſchen, als unſere gloriöſen Armeen den berühmten Herzog in ſeinem jetzigen decolletirten Zuſtande! — Auf dieſem Force-Marſch ſoll folgende Anekdote erlebt ſein. Ein keuchendes, bereits marodes thüringiſches Regiment trifft im Dahinziehen auf ein preußiſches. „Herr Jeeſes!“ ruft ein wankender Flügelmann herüber, „wir können ja gar niche mehr, Kinder!“ „I wat!“ ſchnauzt ein Witzbold der anderen Truppen los. „Wißt Ihr denn nich, dat'n preuß'ſcher Soldat immer 'n paar Reſerve-Beene ins Torniſter hat, die er anſchnallt, wenn de alten nich mehr jehn? Schafft Euch ooch welche an!“ Unter brüllendem Gelächter zog man weiter. —

Die preußiſchen „Reſerve-Beine“ fanden fortan bei den deutſchen Armeen großen Anklang. — Iſt die Geſchichte ſelbſt erfunden, ſo bezeichnet ſie doch den Geiſt unſerer Truppen. —

Alles fügte ſich während der Bewegung ineinander, Alles klappte zu Zeit und Stunde; es war, als wenn die Theile einer wunderbaren Rieſenmaſchine mit mathematiſcher Genauigkeit durcheinandergriffen, um einen Willen in einer einzigen gigantiſchen Handlung zu emaniren! — Am 29. hatte das Treffen der Avantgarde des 12. Corps bei Nouart gegen Truppen des 5. franzöſiſchen Corps den Gegner wie ein Wild geſtellt, ohne Ringkampf kam er uns nicht mehr aus den Klauen!

Die Schlacht von Sedan! — Ihr grauenhaft-großartig Bild iſt bereits im Allgemeinen bei der Lebensgeſchichte des Kaiſers gegeben worden; die heroiſchen Thaten der einzelnen Corps aber gehören dem Leben ihrer Corpsführer an. Wir haben hier nur kurz zu erwähnen, was unſern Kronprinzen angeht. — Derſelbe, am 30. Auguſt $8\frac{1}{2}$ Uhr früh aufbrechend, trifft gegen 10 Uhr in Buzancy ein und beſteigt ſein Roß. Um 12 Uhr hörte man den erſten Kanonenſchuß; mit donnerndem Hurrah ward er von den Soldaten begrüßt! Der Kronprinz nahm Stellung auf der Höhe von Oches, ſüdweſtlich Frénois, von dem die franzöſiſche Artillerie ohnlängſt vor unſerm Geſchützfeuer erſt retirirt war. Die Franzoſen zogen ſich von hier auf Stonne zurück. — Leider war die III. Armee nur noch nicht heran, um ihnen ſofort zu folgen; die Action mußte für dieſen Tag, der nur ein Prolog des eigentlichen Schlachten-Schauſpiels werden ſollte, lediglich der tapfern IV. Armee des Kronprinzen von Sachſen überlaſſen bleiben. Der prächtige Sieg, den dieſelbe an dieſem Tage errungen, hatte Mac-Mahon's Schickſal verderblich nahe gerückt. Die öſtlichen Zugänge der Ardennen waren in unſeren Händen, die deutſche Armee inzwiſchen nun auch ſo vorgeſchoben, daß das Kampfgefilde zwiſchen die belgiſche Grenze und die Maas ſich verlegt hatte. Des Feindes einzige Rückzugslinie blieb Carignan-Sedan, Bazaine vermochte er die Hand nun nicht mehr zu reichen! Der folgende Tag (31.) ging unſererſeits ruhig, aber unter anhaltenden

Märſchen vorüber, um die Einſchließung zu vollenden. Nur das Gefecht bei Remilly, von wo nach heftiger Kanonade das 1. bairiſche Corps (von der Tann) den Feind vertrieb, hatte ſtattgefunden, der Kronprinz aber daſſelbe von der Anhöhe von Stonne beobachtet. In dieſem Ort hatte 36 Stunden früher Napoleon in einer Baracke campirt. Durch dieſen Umſtand erſt erfuhr man, daß er ſich noch bei der Armee befinde. — In der Nacht zum 1. September ſtand die geſammte deutſche Armee bereit, Brücken über die Maas zu ſchlagen und anzugreifen. Noch in derſelben Nacht gelangte um 1 Uhr König Wilhelms Befehl an den Kronprinzen von Sachſen, am nächſten Morgen 5 Uhr die Kanonade gegen den Feind zu eröffnen.

Nach 3 Uhr Morgens am 1. September verließ unſer Kronprinz zu Wagen ſein neues Hauptquartier Chémery, ſetzte ſich vor Cheveuge zu Pferde und nahm auf der Bergkuppe über der Stadt Donchery Stellung. Als um $7\frac{1}{2}$ Uhr der Nebel ſank, glühte die Sonne bereits ſcharf, — es war ein ſchwüler Tag, die drückende Hitze doppelt für den Kämpfenden läſtig. — Gegen 6 Uhr ward die Schlacht mit von der Tann's Angriff auf Bazeilles im Südoſten der Stadt eröffnet, um $3\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags durch den letzten vergeblichen franzöſiſchen Reiterangriff auf Floing, im Nordweſten von Sedan, beendet. Nimmt man — natürlich im ideellen Sinne nur — den Lauf der Maas von Remilly bis Iges als Durchmeſſer eines Kreiſes an, in welchem — nicht ganz in der Mitte — Sedan liegt, ſo bildet der Halbkreis von Südoſten nach Nordweſten die Kampflinie Mac-Mahon's gegen uns. Nachdem von der Tann ihn ſüdöſtlich gepackt hatte, konnte man Stunde um Stunde beobachten, wie der Marſchall erſt zu La Moncelle, dann zu Daigny und Givonne den Durchbruch nach Oſten verſuchte, indeß der Norden und die belgiſche Grenze ihm durch Umgehung verſchloſſen wurde! Als er gegen Illy, Fleigneux und St. Monges mit letzter Verzweiflung vordrang, ſah er zu ſpät, er ſei umzingelt; zu Floing erſtarb ſeine letzte Kraft! — Dieſer ſucceſive Kampf auf dieſer Halbkreislinie giebt uns das lebendige Bild eines ungeheuren undurchdringlichen Netzes, das kluge Jäger von

Süden nach Norden im Bogen ziehen, gegen welches das Wild fortwährend an falſcher Stelle im Sprunge nutzlos anprallt und todesmatt zu ſpät vor dem letzten Luftloche zuſammenbricht, das es auch verſtopft findet. Dieſer letzte Rettungspunkt, Floing, ward ihm durch das 11. Corps genommen, welches an Stelle des verwundeten von Boſe General von Gersdorff commandirte. Hier an der Schwelle der ehernen Kerkerthür, die er hinter Mac-Mahon und dem Kaiſerreiche verſchloſſen hatte, fiel, noch im Tode ein treuer Wächter über Deutſchlands Feind, der wackere von Gersdorff und ſeine Leute rächten ihn zornig in dem ſtrömenden Herzblute der franzöſiſchen Reiter! — Wenn Moltke's hoher Geiſt ſeit dem Jahre 1840 auch ſchon genug offenbar war, er ſein ſtrategiſch Künſtlerthum 1866 bereits glänzend bewieſen hatte, — in keinem Augenblicke war es für alle Welt offenkundiger geworden, als bei Sedan! Sein Scharfblick hatte hier die Höhe des Hellſehens erreicht, als ob ihm Gott ſelber ein Stück ſeiner ewigen Allwiſſenheit abgetreten hätte!! — —

Die Schlacht war gewonnen! — Zu Füßen des Kronprinzen lag die Landſchaft in roſige Abenddämmerung gehüllt, ein Bild der Todesruhe. Wer nicht wußte, was auf dem weiten Plane da vor wenigen Stunden erſt geſchehen war, hätte gemeint, hier wohne wolkenloſer Friede. Ein leiſer Windſtrom trieb Wolken Pulverdampfs gegen Norden wie Nebelſchleier, die in den dunklen Ardennen ſich verloren. — Auf der Höhe von Wadelincourt hielt König Wilhelm I.; Miniſter, Generale und deutſche Fürſten um ſich her, hinter ihm Kronprinz Fritz. Auf dieſe Höhe bringt General Reille ihm den denkwürdigen Brief: — „Monsieur mon frère! N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes, il ne me reste, qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté. Je suis de Votre majesté le bon frère Napoléon.“ — Feierlich bewegt wurde dieſe Todtenklage des Kaiſerreichs den Verſammelten kundgegeben. Darauf drückte König Wilhelm den Kronprinzen erſchüttert an ſein Herz, reichte den Miniſtern, ſeinem Moltke ganz beſonders die Hand im Danke und der ſcheidende Sonnenſtrahl umſpielte das freudeglühende Königs-

haupt mit den ſilbernen Locken wie im Abglanze himmliſcher Verklärung. Das war ein unbeſchreiblicher Gottesdienſt, der gefühlt, — nicht ausgeſprochen werden will, ein Gericht, furchtbar und gerecht, großartig erhaben wie kein zweites in der neueren Geſchichte! — Keinen Soldaten gab's in unſerm Heere, mochte er auch ſonſt der ſimpelſte Kerl ſein, der die Bedeutung dieſes Tages mit vollſter Seele nicht ergriff, in welchem an dieſem Abende nicht, da die Sterne feierlich heraufzogen, der Gedanke deutſcher Einheit greifbar geworden wäre und daß mit der neuen Sonne eine neue Weltordnung emporſteige! Als „Unſer Fritz" in ſein Hauptquartier Chémery am Abend zurückkehrte, war von den Soldaten der ganze Ort illuminirt worden; ſie wollten ihrem Führer einen herzlichen Empfang bereiten. Bei den Lagerfeuern aber erklang — gleich Gottes Stimme vom Munde des jubelnden Volkes in Waffen — von bairiſchen, ſächſiſchen, ſchwäbiſchen Lippen, das Hoch auf das neuerſtehende deutſche Reich in alter Kaiſerherrlichkeit!! — Was die Soldaten in jener Sternennacht von Sedan ſchon ahnungsvoll durchbebte, es ſollte in den Herzen ihrer Fürſten großwachſen als nationaler Gedanke. — Die Art, wie Napoleon ſich ergab, die Capitulation von Sedan und die Abreiſe des Kaiſers nach Wilhelmshöhe iſt uns bereits bekannt; der Kronprinz wohnte eigentlich nur dem Schlußakte dieſer Reihe von Begebenheiten bei. Morgens 9 Uhr am nächſten Tage verließ er Chémery, um das Schlachtfeld zu durchreiten. Auf dem Wege nach Donchery trifft ihn die Nachricht, ſein königlicher Vater wolle gleichfalls das Terrain beſichtigen. Natürlich wird gewartet und um 10 Uhr treffen ſich Beide. Moltke bringt jetzt betreffs der Capitulation Bericht, demzufolge wird für den geſammten Stab das Rendezvous zwiſchen Frénois und Donchery feſtgeſetzt. Moltke hat ſich alsbald nach Schloß Frénois begeben und nach 10 Uhr mit Wimpffen die Capitulation abgeſchloſſen. Gegen 11 Uhr erſchien König Wilhelm I. mit dem Kronprinzen und geſammten Gefolge auf den Höhen von Frénois, dorthin brachte Moltke die geſchloſſene Capitulation, und ſie ward ratificirt. Der König dankte laut dem vereinten deutſchen Heere und ſeinen Fürſten, erklärte

den oben vollzogenen Akt als ein Welterei:.iß, aber eben so sehr auch die Unsicherheit der Friedenshoffnung. Bereits hatte Graf Bismarck die Nähe des Ex-Kaisers, den Inhalt seines Gesprächs mit ihm und dessen Bitte um eine Zusammenkunft gemeldet. Zu ihr auf Schloß Bellevue begleitete die ganzen Cortège den preußischen Monarchen. Derselbe sprach Napoleon erst allein, dann rief er Unsern Fritz; natürlich ist auch Dessen Unterredung mit dem gefangenen Cäsaren zeugenlos gewesen. Geheimnisse auszutauschen hatte man indeß nicht; es war ein rein menschlicher und deshalb um so erschütternder Augenblick, als der Kronprinz des vorigen Jahresschlusses gedachte, wo in Paris, trotz allen Kaiserglanzes, der nun Besiegte „dem Liberalismus einige Concessionen" gemacht hatte! Ueber sein Haupt hin ging derselbe Liberalismus nun zur republikanischen Tagesordnung über! — Am 4. trat nach Moltke's Marschordnung die deutsche Armee ihren Zug nach Paris an. — Jetzt, wo Sedan glücklich geschlagen war, konnte man mit der vollen Kraft beider vereinten Armeen gegen die Hauptstadt Frankreichs anrücken. — — Die directe westliche Marschroute verfolgte die IV., die mehr südliche die III. Armee. Das Hauptquartier des Kronprinzen war diesen Tag Attigny, der ältesten, merkwürdigsten Stadt der Champagne. Hier baute einst Carl der Große seine „Kaiserpfalz". — Den 5. rückte man auf Warmériville an der Suippe. Hier hatte Mr. Armel eine berühmte Musterfabrik für Spinnerei und Wollenweberei und beschäftigte Hunderte von Arbeiterfamilien; er wurde des Kronprinzen Wirth. Wie aufmerksamtheilnahmsvoll, wie wißbegierig der Kronprinz in allen Dingen ist, zeigte sein reges Interesse an diesem Etablissement. Namentlich die Arbeiterhäuser und die Organisation dieser — wie es scheint nach Prinzipien der Prudhommes in Belgien gemachten — Einrichtungen fanden des Kronprinzen lebhaftesten Beifall. — Eine praktische Folge des Ereignisses von Sedan war, daß General Vinoy, der mit seinem Corps Mezières bereits erreicht hatte, in der Nacht vom 2. bis 3. September über Rozoy-Laon zurückgegangen war, General Exéa aber auf eigene Hand seinen Rück-

zug von Rheims über Soiſſons nach Paris bewerkſtelligt hatte. — Am 6. September, einen Tag nach ſeinem Vater, zog der Kronprinz in Rheims ein. Die Kathedrale, die berühmte Kirche St. Remy beſonders wurden beſichtigt; die Leute zu Rheims aber erſtaunten, daß ſich der Kronprinz ſo ohne jede Bedeckung in Mitte der Volksmenge bewegte, während Napoleon nur mit den Hundertgarden und von einer Wolke von Polizeiagenten bewacht zu erſcheinen gepflegt hatte. Dieſes leutſelige Vertrauen von „Notre Fritz“ (ſo begann man ihn in Frankreich auch nun zu nennen) imponirte ihnen um ſo mehr, als in Paris Herr Gambetta bereits die Republik ausgerufen hatte. — Beide Hauptquartiere blieben bis zum 9. in Rheims, das ſeiner Wichtigkeit wegen auch von uns dauernd beſetzt wurde. Neuen Beſprechungen des Kriegsrathes zufolge zog die III. Armee jetzt durch das Marnethal nach Epernay, wo der Kronprinz in der Villa der reichen Wittwe Cliquot quartierte. — Am 12. ging's nach Montmirail. Hier hatte einſt Blücher eine Niederlage erhalten und Napoleon der III. hatte am Napoleonstage des Jahres 1866 daſelbſt ſeinem Oheim ein Siegesdenkmal errichtet; man machte ſich jetzt das Vergnügen, es — nur zu beſichtigen. Seit Montmirail machten ſich auch die Abhängigkeit der Bevölkerung von der öffentlichen Meinung in Paris, die Folgen der Republik und der Haß gegen uns bemerkbar. Hier machte das Banditengewerbe der Franctireurs auch von ſich reden und man erlebte wunderliche Scenen des politiſchen Fanatismus. Den 15. September zu Coulommiers, 13½ Meile von Paris, bewohnte der Kronprinz daſſelbe Haus, dem Marquis de Varennes gehörig, in welchem ſein Großvater Friedrich Wilhelm III. 1815 auf dem Marſche nach Paris mit ſeinen beiden älteſten Söhnen Quartier genommen hatte. Am 17. zogen, zwei Diviſionen ſtark, Schleſier und Polen des 5. Corps (von Kirchbach) als Vorhut der Südarmee auf der letzten Etappe vor der Seine, 2 Meilen ſüdlich von Paris, heran! — —

Allerdings hatte Frankreich ſeine beiden glänzendſten Hauptarmeen, Bazaine und Mac-Mahon, verloren, man wußte aber, daß es noch genug disponible Truppen beſaß, die nicht zu ver-

achtende Feinde waren, in Paris aber eine reiche Quelle von Hülfsmitteln hinter ſich hatten. Der Fanatismus der republikaniſchen Regierung, welcher die Gemüther entflammte, — die verſteckten Drohungen der Einwohnerſchaft aller Orte, durch die man zog, — das mitleidige Achſelzucken der Wirthe, die von den „pauvres hommes de Prusse“ ironiſch Abſchied nahmen, Alles deutete darauf hin, ein heißer Kampf ſtehe noch bevor. Daß wir aufs Härteſte uns gefaßt machten, war ſomit gut, daß wir uns zu unſerm Vortheile täuſchten, beſſer; genug Entbehrung und Ausdauer wurde dem deutſchen Heere ohnehin doch noch auferlegt. — Am Nachmittag des 17. lagerte unſere Avantgarde zwiſchen Brie und Villeneuve, nur 7000 Schritt von der Seine. Um 2 Uhr ward durch ein Gefecht bei Brevannes der Feind zurückgeworfen und bis Creteil am linken Marneufer verfolgt. Hier ſchien er Stand halten zu wollen, gab den Ort aber doch auf und zog ſich auf Fort Charenton zurück. Durch dieſes Gefecht war der Gegner von Villeneuve-St. George abgehalten worden, ſo daß wir die erſte Brücke ſchlagen konnten; 3½ Uhr Nachmittags ging die zweite Cavallerie-Diviſion, Abends in großen Zügen das ganze 5. Corps freudig über die Seine. Von Coulommiers hatte ſich am 17. der Kronprinz ins Hauptquartier begeben, wo Berathung betreffs der Cernirung von Paris ſtattfand. Am Abend kam er nach Chaumes, am andern Tage befand er ſich gegen Mittag zu St. Germain-les-Corbeil. — Am 19. hatten unſere Truppen unbeläſtigt eine zweite Ponton-Brücke bei Corbeil über die Seine geſchlagen, ſo daß der geſammte Uebergang der III. Armee erfolgen, in die Cernirungslinie alſo ungeſäumt gerückt werden konnte. Was wir ſehnlichſt gewünſcht hatten, einen Ausfall der Pariſer, thaten ſie uns nun auch zu Gefallen. Denſelben 19. ſchon unternahm Trochu und der bekannte Herr Ducrot einen wüthenden Vorſtoß auf Sceaux. Unſere Stellung war ſehr gefährdet, namentlich unſer linker Flügel. Bald jedoch traf Hülfe ein und General von Voigts-Rhetz warf den Feind, der bis unter die Forts Vanves und Montrouge verfolgt wurde. Hierdurch hatten wir die ganze ſüdliche Cernirungslinie von Paris gewonnen. — 8 Uhr Morgens ſchon

hatte ſich der Kronprinz von Corbeil auf das rechte Seineufer bis Villeneuve-St. George begeben, dann über Orly nach Wiſſous und beobachtete das Gefecht des 2. bairiſchen und 5. preußiſchen Corps zwiſchen Sceaux und Pleſſis-Piquet bis zu Ende, dann ritt er in ſein neues Hauptquartier Palaiſeau. —

Welch ein Anblick für die Truppen von den Höhen von Chatillon! Links vorn breitete ſich der Wald von Meudon wie ein grünes Meer von Baumwipfeln, das mit den Laubwogen der Parks von Verſailles und St. Cloud bläulich im Weſten ſich miſchte. Ein Gewimmel von Ortſchaften, Hölzchen und prangenden Feldern lag zu ihren Füßen, aus denen die Forts Iſſy, Vanves, Montrouge, Bicêtre, Ivry und Charenton trotzig ihre bezinnten Häupter reckten. Wie eine weißblitzende Rieſenſchlange wand die Seine da in ungeheurem dreifachen Bogen ſich durch das Hügel- und Waldgefilde, an ihren Borden aber gebreitet lag ein Chaos von Häuſern, Thürmen und Schlöſſern, genannt Paris! Ueber Vaugirard hinweg ragten dort der Dom der Invaliden, das Pantheon — Frankreichs Ruhmeshalle; fern im Dämmer träumten die Tuilerien. Es ſchien ein Märchengebilde und war doch Wahrheit! — Die Deutſchen vor Paris! — Als ſie ſo raſteten auf dieſen Höhen, der ſcheidende Tag gluthroth dieſe Abertauſende von Häuſern mit ſeinem Strahle tränkte, kam über ſie wie in jener Sternennacht von Sedan der deutſche Reichsgedanke! Hier, vor dieſem Babel, um das ſich unſere eiſerne Feſſel legte, mußte die neue deutſche Welt erſtehen! Jauchzend hoben ſie die Gläſer, ein Hoch dem „künftigen deutſchen Kaiſer“ ward gebracht! Nicht Baiern, Sachſen, Preußen „nein, nein, nein, — das ganze Deutſchland ſoll es ſein!!“ klang's rauſchend von Mund zu Mund, von Corps zu Corps, es grüßte die Regimenter, welche vom Oſten her neu und immer neu heranrückten und die als Echo, Lied und Begeiſterung hierher zurückſandten! Es war einer jener erſchütternden Augenblicke, wo ein Bewußtſein ein ganzes Volk durchweht, eine ungeheure Thatſache Herzen und Hirne zu gleichem Empfinden hinreißt; dann wird des Volkes Stimme immer zum Ausdruck des ewigen Willens, der über allem Leben thront! —

Einen Tag ſpäter gab Unſer Fritz Befehl, ſein Hauptquartier nach Verſailles zu verlegen. — Der Luſtſitz der ſtolzen Bourbonen ward auf höchſt unblutige, eigentlich etwas komiſche Art eingenommen. Am 18. September nämlich war Unteroffizier Maclean (von der erſten Eskadron der Leibhuſaren) mit einem kleinen Beritt in Verſailles hinein und vor die Mairie geſprengt und hatte die Uebergabe der Stadt verlangt. Herr Rameau, — vielleicht Urenkel jenes großen Muſikers Rameau unter Ludwig XV., der durch die: „fêtes de Ramire“ und „Pompeje triomphant“ den Italiener Lulli ſammt ſeinen ſüßen Weiſen ſchlug, — lehnte als dermaliger Maire der guten Stadt tiefbeleidigt die Uebergabe an „Monsieur le sergeant“ ab. Tags darauf erſchien aber ein Offizier, der im Auftrage des Generals von Kirchbach das Verlangen kategoriſcher wiederholte. Obwohl mit Umſchweifen wurden die Bedingungen angenommen, man fügte ſich zögernd der Entwaffnung der Municipalgarde. Am 19. September rückte demnach das ruhmreiche 5. Armeecorps, General von Kirchbach an der Spitze, in die Stadt des „großen Königs“ mit klingendem Spiele ein. An dieſem Tage ward auch die öſtliche und nördliche Seite von Paris eingeſchloſſen, weſtlich aber die Cernirung bis gegen St. Cloud vorgeſchoben. — Den 20. September bot ſich den Verſaillern ein ſeit 1815 nicht wieder erlebtes Schauſpiel. Es kommt „Notre Fritz, le prince royal de Prusse, le fils de Guillaume!“ Von Palaiſeau hatte er ſich nach Chatenay zu General von Hartmann begeben, dem er zu dem zurückgeſchlagenen Ausfall Glück wünſchte, dann ritt er nach Sceaux und nordweſtlich bis Pleſſis-Piquet, erreichte die eroberte Schanze Moulin la Tour um 11 Uhr, und eilte zu Fuß mit der Suite über die Feldſchanze hinaus, um die feindliche Stellung zu beſichtigen! Die Franzoſen hatten die glänzende Gruppe Offiziere kaum bemerkt, als ſie auf dieſelben ſofort eine Granate ſchoſſen. Sie ſauſte über deren Köpfen dahin und krepirte 200 Schritt rückwärts. Lachend verließ man die Stelle und trabte links durch den reizenden Wald von Meudon nach Verſailles. Gegen 5 Uhr Nachmittags zog der Kronprinz durch die rue des chantiers in den

Sitz der Bourbonen ein und nach der Präfectur, von der ſein Hauptquartier bereits Beſitz genommen hatte. — Kopf an Kopf ſtanden die Einwohner, den Prinzen zu ſehen. Am vergoldeten Gitter der Präfectur hielten die 47er, die Helden des vorigen Tages, Ehrenwache, ihr Muſikcorps ſpielte das „Heil Dir im Siegerkranz!“, dann trugen ſie ihre Fahnen in das Palais. —

Verſailles in deutſchen Händen! Von dem Sitze königlicher Lüſte und königlichen Wehs, von der Ruhmesſtätte ihres alten Feindes nahmen deutſche Truppen jetzt Beſitz. Da breitet ſich die Avenue, der Place d'Armes und der Marmorplatz. Ueber die Cour Royale an der Reiterſtatue des grand Louis, den Bildern der Marſchälle von Frankreich vorüber marſchiren die Colonnen raſſelnden Trommelklangs, die Fahnen rauſchen und das deutſche Hurrah macht die öden Hallen von Schloß Verſailles erbeben! Welche Erinnerungen ſchlafen nicht in dieſen verlaſſenen Räumen? — Im Oeil de Boeuf ruhte der königliche Faun, Ludwig XV., von ſeinen galanten Jagden im parc aux cerfs aus, hier regierte Madame de Pompadour Frankreich und die du Barry dehnte ſich lachend zwiſchen den ſchwellenden Kiſſen. Hier hinter goldenem Gitter hielt Ludwig der Große ſeine Audienzen, und weil er nur ein ſehr kleiner Herr war und in dem ungeheuren Raume faſt verſchwand, erfand er die Allonge, die hohen Hacken und die krummen Rücken ſeiner Höflinge, um die Mitwelt zu überragen! Hier waltete das jokoſe Genie Molière's neben Corneille's und Racine's antiker Tragik, hier klangen Rameau's, Lully's und Piccini's Melodieen, hier ſaßen die berühmten Schönheiten Frankreichs dem Pinſel eines Lely. Die Maintenon flüſterte mit Père la Chaiſe in denſelben Räumen heuchleriſche Gebete, wo die holde Maria Antoinette oft ſo fröhlich gelacht hatte, um in Thränen und höchſtem Grame zu enden. Dieſe ſelbige Stätte war Schauplatz jener Pöbelwuth, welche Ludwig XVI. hinwegriß, um ihn den Henkern von Paris zu überliefern, und auf dieſen blitzenden Stufen, unter dieſen Säulen bluteten die Schweizer-Garden, die letzten Getreuen des geſchändeten Königthums! — — Seit der großen Revolution von 1790 iſt dies Verſailles verflucht,

gemieden! — Umſonſt haben Louis Philipps hiſtoriſche Gemälde-Gallerieen der Selbſtvergötterung dieſes Narrenvolkes geſchmeichelt, Philipp ward verjagt, wie ſeine Vorgänger und ſeit 1848 ſtehen die Räume leer. Aus dieſem Luxus iſt der Geiſt, aus dem Volke Frankreichs die Kraft gewichen, — nicht einmal großartig zu ſündigen, wie ſeine Ahnen, verſteht es! — Nun, unter den Bildern ihres Ruhms, in den Sälen, die ſonſt nur erfurchtsvolle Scheu betrat, lagen die verwundeten Sieger, hatte deutſche Humanität ihre Heilſtätte aufgeſchagen. —

Das verunglückte Ausfallsgefecht Trochu's und Ducrot's ſetzte die Pariſer in Schrecken und Wuth. Feigheit und Verrath ward den Truppen vorgeworfen, Erſchießungen fanden ſtatt, um die Disciplin von Soldaten zu corrigiren, welche den ſoldatiſchen Geiſt, wie die Vaterlandsliebe verloren hatten! — Dieſer vergebliche Ausfall und die Lage Frankreichs hatten Jules Favre's Beſuch in Ferrières, König Wilhelms Hauptquartier, zur Folge; derſelbe war bekanntlich nutzlos und der Krieg ging ferner ſeinen Gang. — Was Frankreichs Hoffnung noch belebte, war, daß die Provinzen die Hauptſtadt entſetzen, daß das Ausland gegen Bismarck's Forderungen Front machen würde; Thiers hatte Tags vorher ſeine Rundreiſe an Europas Höfe — „ein ewiger Jude der Politik“ — angetreten. Wie dieſe „aventures de Télémaque“ abliefen, iſt bekannt. —

Die Cernirungslinie der beiden deutſchen Armeen war folgende: Die ſüddeutſche (III.) unter dem Kronprinzen beſaß die ſüdliche Stellung vor Paris von Bougival, wo wir ſchon den Weſten halb umklammerten, bis Villiers, wo das 12. Corps der IV. Armee des Kronprinzen von Sachſen ſich ihm hart anſchloß. — Dieſe Armee dehnte ſich von Gournay ſur Marne bis nördlich zur Eiſenbahnlinie von Soiſſons. Die nordweſtliche Seite von Paris hatte das 4. preußiſche Armeecorps von Alvensleben II. dergeſtallt inne, daß ſein linker Flügel beim Eiſenbahndamm, dem rechten der Maasarmee, welchen die preußiſchen Garden bildeten, die Hand reichte, während ſein linker Flügel bis an den ſüdlichen zweiten Seinebogen reichte, wo Pontons deren Verbindung auf Bougival mit der ſüddeutſchen Armee

herſtellten. Der Umkreis der Cernirungslinie betrug gegen 10 deutſche Meilen, ein Umfang, von dem man wohl bisher in der Belagerungskunſt noch niemals einen Begriff gehabt hat. Daß, je weiter unſere Erdarbeiten vorrückten und uns Deckung boten, ſich dieſe eiſerne Feſſel für Paris verengte und verdichtete, iſt natürlich. Sie ward ſpäter durch Zuzug noch erheblich verſtärkt. Die Aufſtellung wurde dem entſprechend auch mehrfach verändert und Paris dadurch gänzlich von der übrigen Welt abgeſperrt. —

Im deutſchen Heere trat jetzt eine gewiſſe Ruhe ein; wir begannen uns häuslich einzurichten. Recognoscirungen, Belagerungsarbeiten füllten die Zeit bis Mitte October aus. Der Feind that daſſelbe, denn zu größeren Unternehmungen war Trochu vorläufig der Appetit vergangen. Eine neue mächtige Poſition hatten wir in St. Cloud gewonnen, das 58. und 59. Regiment hatten es beſetzt und ihre Wachtpoſten rückten von da bis an die Seine. — St. Cloud! In ſeiner Beſitznahme lag ein großes hiſtoriſches Moment, ein Akt der gerechten Vergeltung. Mehr noch als das blinkende Verſailles lud dieſes lauſchige Waldſchloß, das ſein heiteres Antlitz dem Oſten und Paris zuwendet, zu Träumereien der Vergangenheit ein. Sonderbar, unſere preußiſchen Könige kennen nur einen Luſtort, wo ſie den Sommer zubringen, Potsdam. Sie ſind eben aus einem Geſchlecht und den Enkeln ſind die Manen der Väter heilig! Aehnlich iſt es auch bei anderen deutſchen Dynaſten. Pillnitz, Schönbrunn, Laxenburg, Nymphenburg ſind alte, immer neu bewohnte Fürſten-Villeggiaturen. In Frankreich aber iſt's anders. — Zu St. Germain hielt das Geſchlecht Valois allſommerlich Hof, hier herrſchten die finſteren Mediceerinnen, hier waltete Franz I. Grazie, Heinrichs IV. ritterliche Galanterie, hier träumte Maria Stuart ihren erſten Liebestraum, hier grübelte Jacob II., ihr Großenkel, von der Reſtauration ſeiner defecten Familie. In Verſailles dagegen wohnten die Bourbonen allein; es trägt keine andere Signatur als die ihre. Marly ward hingegen von den Orleans erwählt und St. Cloud von den Napoleoniden. Trotzdem iſt letzteres weit älteren Datums und hat eine ſehr bedeutſame Geſchichte. Urſprünglich war es das Kloſter des heiligen

Clodewald (Fanum St. Clodewaldi); es war von einem fränkiſchen Prinzen erbaut worden, der ſeine Brüder ermordet hatte und dann hier unter die Mönche ging. Dieſes fürſtliche Correctionshaus ſoll übrigens auf uralten Baureſten aufgeführt worden ſein, denn der Ort hieß früher Nogent und auf der Stelle des Schloſſes ſoll eine römiſche Spekula oder Warte durch Cäſar Claudius II., auch Gothicus genannt (215—70 nach Chriſti Geburt), auf ſeinen Allemannenzügen erbaut worden ſein. Manche wollten ſogar die lanterne de Diogène für dieſe alte Warte erkennen. Dieſe Angabe iſt höchſt myſtiſch, die Stiftung des Kloſters aber echt, denn bei dieſer Gelegenheit ward das Städtchen St. Cloud dem Bisthum von Paris (1381) und zugleich damit das Recht geſchenkt, es willkürlich zu beſteuern. Daher auch ſtammt die berühmte Claudius-Meſſe (fête de St. Cloud), welche alljährlich hier gehalten wird und bei den Pariſern ſehr beliebt iſt. Von den Engländern wurde es geplündert (1358), von den Armagnacs (1411) theilweiſe eingeäſchert, Heinrich III. wurde hier von dem Dominikaner Jaques Clément ermordet. Nachmals kam das Kloſter in Verfall, Park und Mauern aber in Beſitz der Prälatenfamilie de Gondy, ſämmtlich Erzbiſchöfe von Paris, welche das Schloß erbauten und aufeinander vererbten. Es diente nur als Sommerſitz. — Als der berüchtigte Abbé Gondy in den Frondekriegen gefangen worden, die Familie ſtark compromittirt war, überließ ſie dieſen Luſtſitz König Ludwig XIV., der ihn für ſeinen Bruder Philipp von Orleans als Jagdſchloß kaufte. Hier waltete jene ſchöne und ränkevolle Schweſter Carls II. von England, Henriette von Orleans, welche, ihrem königlichen Verehrer zu Liebe, mit Hülfe der üppigen Louiſe de Querouaille die Tripel-Allianz zu Dover zerriß, England in Frankreichs Abhängigkeit brachte, das Kabal-Miniſterium creirte und ſomit Schuld am Sturze ihres eigenen Hauſes ward. Sie erlebte denſelben nicht, denn ſie ſtarb an Gift, das ihr, ſagt man, Ludwigs XIV. eiferſüchtige Gemahlin durch den Chevalier Lorraine beibrachte. Jedenfalls half der fürſtlichen Spanierin das nicht viel, denn nach der ſchönen Orleans Tod machte Wittwe Scarron ſich zur Gebieterin von des großen Königs ſchwachem Kopfe und

eitlen Herzen. — Seitdem ſtand St. Cloud öde. — 1782 ward es für Maria Antoinette gekauft, die hier etliche Jahre reſidirte. Es war ihre ſchönſte Zeit, wo ſie noch: des campativos, Blindekuh, und guerre tampan unter den hohen Bäumen ſpielte und in Perſon die Rolle der Suſanne mit dem ſpaniſchen Toque in Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro" gab. O, Tändeleien kurz vor der Todesſtunde der Monarchie!! — Hier hielt abwechſelnd das Directorium der Republik Sitzung, hier ſprengte es Bonaparte (10. November 1799), hier reſidirte der Conſul und Kaiſer Napoleon I.! — In dieſen Wänden alſo wurden des Weltbezwingers Rieſenpläne geboren, hier floſſen der verſtoßenen Joſephine letzte Thränen vor dem Gemahl, hier küßte er die habsburgiſche Kaiſertochter. — Neue Gäſte ſieht jetzt St. Cloud! — Blücher und Schwarzenberg, deutſche Sprache und deutſche Hiebe brachten Abwechſelung, — dann kam die Reſtauration. Aber als habe ſeit dem Tode von Carls I. ſchöner Tochter der Rachegeiſt der Geſchichte hier ſein Aſyl, — in denſelben Räumen mußte Carl X. die verhängnißvollen Juliordonnanzen decretiren, die ihn und ſein Geſchlecht für ewig vom Throne Frankreichs ſtießen!! Zwanzig Jahre verſank St. Cloud wieder in mönchiſche Einſamkeit; höchſtens hielten die Orleans hier Jagd. Auch ſie mußten ſpringen! Die Lilien, die Bienen, „die dicke Birne" auch, — Advokaten und Romanſchreiber ſpielten 1848 Frankreichs Allmacht! — Anno 1850 ward St. Cloud dem Präſidenten der Republik, Herrn Louis Napoleon eingeräumt, — der Todte von St. Helena lebte wieder auf! Aber nicht ſein Geiſt, nicht ſeine Thaten, nur der Theaterpomp des todten Cäſaren, — nun war bei Sedan der auch zum Teufel gegangen! Vorbei, vorbei! — Jetzt ſitzen preußiſche Grenadiere hier; unſere Braven vom 58. und 59. Regiment ſingen das Lied vom „deutſchen Vaterlande", zu ihren Füßen aber liegt Paris, geknebelt durch eine deutſche Eiſenmauer! — Das allwaltende Schickſal tritt da unmittelbar an uns heran! Dort liegt das Spielzeug noch des armen Jungen, der in Saarbrücken als letzte Reclame des Kaiſerthums gebraucht wurde, hier konnte man noch die Berechnungen ſehen, welche der Exkaiſer von unſeren Streit-

kräften gemacht hatte, die Albums unſerer Uniformen. — Die Geſchichte dieſes einen Hauſes, wie verſtändlich redet ſie doch zu den Königen dieſer Erde! Predigt ſie ihnen nicht das einzige unfehlbare Dogma von des Volkes Liebe?! —

Am erſten Sonntage nach dem Einzuge in Verſailles hielten deutſche Krieger hier oben mitten im herbſtlichen Wald Feldgottesdienſt. Unter Kaſtanien ſtand der Altar auf fallendem Laube, vor ihm in der Mitte der Kronprinz, die Fürſten und Generale, — rings im Kreiſe die Beſatzung von St. Cloud, Preußen, Baiern, Schwaben, — Süd wie Nord! Schmetternd zog das Kirchenlied der Trompeter der 47er zu Thale nieder und dröhnender Kanonenſchall, von den Franzoſen entſendet, giebt den Grundtext zu der Predigt! Treue hatte all dieſe Leute hergeführt zu gleichem Ziele, einige Treue ſie gegen Lüge und Zwietracht den Kampf gewinnen laſſen! Der Mahnruf galt den Todten und den Lebenden: „Seid einig — einig — einig!!“ — Nach dem Gottesdienſt beſuchte Unſer Fritz die Verwundeten (12. Feldlazareth) des 5. Corps im Schloſſe zu Verſailles. — Als man dieſe Räume für unſere Krieger in Anſpruch nahm, fand man daſelbſt ein franzöſiſches Sanitäts-Comité bei der Krankenpflege in Function, an ſeiner Spitze ſtand der Sohn des bekannten Hiſtorienmalers de la Roche. Er war ſeines großen Vaters würdig, denn er war einer der wenigen Männer, die den franzöſiſchen Namen vor uns zu Ehren brachten. Raſtlos half er, gleich, ob es einem Franzoſen oder Deutſchen galt; die Menſchenliebe hat ja keine nationale Schranke. Er, Oberſtabsarzt Dr. Kirchner, Fürſt von Puttbus vom Johanniterorden, viele edle Frauen zu Verſailles, Alle leiſteten hier Samariterdienſte. — Am 26. September hielt der Kronprinz auf der Cour Royale Revue über die Truppen von Verſailles; die erſten eiſernen Kreuze ſeit 1815 wurden unter ſie vertheilt. Nachdem das brauſende Hoch auf den König verklungen, trat General von Sandrart begeiſtert auf die Stufen von des grand Louis Reiterſtatue und rief: „Kameraden! Dem Oberfeldherrn unſer III. Armee, der uns bis zu den Thoren von Paris geführt, unſerm theuren Kronprinzen Friedrich Wilhelm

ein Hurrah!" Da ſchmettert's rings im begeiſterten Rufe, durch die Lüfte zuckt's wie Adlergeſchrei. Das ſchwarze Kreuz, der Schmuck der Väter, wird das Symbol der deutſchen Zukunft ſein!! — —

In der zweiten Woche der Umſchließung, es war am 30. September, dem Geburtstage der Königin Auguſta, wagte General Vinoy ein zweites, größeres Ausfallsgefecht auf die ſüdliche Linie von Choiſſy, Thiais, Chevilly, le Hay und Belle-Epine. Der Kronprinz wollte an dieſem Tage 5 Uhr Morgens nach Ferrières zum Könige fahren, als er in Chatenay Kanonendonner hörte. Er hält ſofort, eilt zu General von Hartmann, wirft ſich auf ein beliebig Dragonerpferd und galoppirt auf die Höhe zwiſchen Villeneuve und Orly. — Der Gegner hatte diesmal beſſeres Glück und mehr Energie; le Hay ward von ihm genommen. Einen Augenblick war die ſüdliche Linie der Deutſchen ernſtlich bedroht. Da drangen die Baiern aber von Sceaux her und die ſchleſiſchen 10er Grenadiere. — Die Franzoſen werden aus le Hay geworfen, in Chevilly weiſ't ihnen das 63. Regiment, zu Thiais und Choiſſy zeigen ihnen die 22er und 62er die blutigen Wege! Außer 1200 Mann hat der Feind auch den Diviſionsgeneral Guilelme verloren! Der Kronprinz dankte herzlich den Truppen für dieſe neue wichtige Waffenthat, dann trat er die unterbrochene Fahrt nach Ferrières wieder an. — Am 1. October wurde auf dringende Bitten den Franzoſen eine 12ſtündige Waffenruhe gewährt. Als deren Offiziere die Leichenhaufen der Ihren ſahen, brach ihnen faſt das Herz; ſolche Verluſte hatten ſie doch nicht für möglich gehalten. Mit tiefer Bewegung dankten ſie den deutſchen Aerzten, die ſogleich herbeigeeilt waren, den Verwundeten zu helfen. — —

Das fernere Verbleiben des großen Hauptquartiers des Königs in Ferrières hatte wegen der Entfernung mancherlei Unzuträglichkeiten. Der Verkehr deſſelben mit den verſchiedenen Truppentheilen erheiſchte mehr Unmittelbarkeit und je weiter die Cernirung vorrückte, deſto ſchneller mußten die Ordres in Vollzug gebracht werden, deſto entfernter rückte Ferrières; eine räumlich ſo bedeutende Trennung der oberſten Gewalten, wie ſie bisher beſtanden, war auf

die Dauer nicht mehr durchzuführen. König Wilhelm entschloß sich daher, den Centralsitz aller Operationen nach Versailles zu verlegen. Der Kronprinz räumte seinem königlichen Vater die Präfectur und bezog die Villa: Les Ombrages. Ehe dies bewirkt wurde, ließ der Mont Valerien zum ersten Male seine Stimme erschallen und suchte unsere Erdarbeiten bei Sevres und St. Cloud zu vernichten! Ein Luftballon, den man vom Fort steigen ließ, sollte die Wirkung der Kanonade einsehen. In der That aber machte sie auf uns gar keinen Eindruck, und „Onkel Bullerjan" mäßigte bald seinen Groll. — Am Morgen des 5. October, denselben ominösen Tag, an welchem 1789 der Pöbel von Paris seinen König gewaltsam nach Paris entführt hatte, zog König Wilhelm I. in Versailles ein. Da, wo der lärmende Zug der Pariser damals vor der Nationalversammlung drohend Halt gemacht hatte, ehe sie die eigene Majestät entweihte, — an der Ecke der Rue des Chantiers, hielten heute mehr als 300 Offiziere und die Abtheilungen der deutschen Armee, um jubelnd „Wilhelm den Siegreichen" willkommen zu heißen; der Kronprinz war ihm mit seinem Stabe entgegengeritten. — Ueberall, wo der preußische Monarch Truppen begegnete, tönten begeisterte Zurufe ihm entgegen. Es war das erste Mal, daß ein größerer Theil der III. Armee von ihm besichtigt wurde, viele Süddeutsche hatten ihn ja noch nicht gesehen. Die Soldaten waren wie berauscht! Die Baiern wollten's durchaus an Herzlichkeit den Preußen zuvorthun! — Von Villeneuve le Roi ab, — wo man das Frühstück nahm, der König zu Pferde dann sämmtliche Bivouaks bis Chatenay besichtigte, woselbst General Hartmann die Honneurs machte, pflanzte sich die Begeisterung der Truppen wie ein Lauffeuer fort und erreichte vor ihm das harrende Versailles. Von Chatenay aus ward die letzte Tour zu Wagen gemacht, der Kronprinz saß neben seinem Vater. Mit ihren Fahnen und Musikchören stand die deutsche Garnison von Versailles vor der Präfectur in Reih und Glied und die Avenue de Paris entlang. Auf Grand Place, Rue des Chantiers, überall blitzte es von den Waffen der deutschen Colonnen. Während sie die Westseite einnahmen, blieb die andere dem Publikum frei, das sich zu Tau-

ſenden herandrängte, den Mann zu ſehen, deſſen Armee Napoleon III. niedergeſchlagen und das ſchöne Frankreich ſo gedemüthigt hatte; beſonders ſtellten die Engländer, welche Verſailles bewohnten, ſich zahlreich ein. — Vor dem Gitter der Präfectur erwarteten die Offiziere vom Stabe der III. Armee, die des 5. Corps und der Cavallerie-Diviſion den König, vor ihnen ſtanden die deutſchen Fürſten. — Um 5½ Uhr trafen die Grafen Bismarck und Moltke mit dem Kriegsminiſter von Roon ein, eine halbe Stunde ſpäter meldete ein Ulanen-Piquet: „Seine Majeſtät kommt!“ — „Voilà Sa Majesté!“ flüſterten die Verſailler. — Da kam er heran! — Die tiefe Ruhe der Truppen, der brauſende Zuruf dann, den ſie von Staffel zu Staffel ihm brachten, ſo wie er nahte, dieſe großartige Einfachheit und gegenſeitige Herzlichkeit imponirte den Bewohnern gewaltig. Napoleon hatten ſie ſelten, dann aber nur von Mouchards bewacht, vor lauter Eskorte kaum ſichtbar, geſehen, — von den Bourbonen erinnerten ſie ſich nur, daß ſie ſehr krumme Rücken vor ihnen hatten machen müſſen, aber auch viel Geld verdient hatten, — die Orleans waren von ihnen als Emporkömmlinge verachtet worden. Was freie Mannesehrfurcht und Liebe ſei, ſahen ſie heute zum erſten Male! — Ehe der Wagen noch anhielt, erhob ſich ſchon König Wilhelm, die Offiziere zu begrüßen. Unermüdet, trotz der 9 Stunden Wegs, inſpicirte er die Ehrenwache des 57. Regiments (von Rex), drückte General von Voigts-Rhetz, dem Commandanten von Verſailles, wie allen Uebrigen die Hand und begrüßte herzlich die deutſchen Fürſten. Erſt nachdem er längere Zeit noch mit preußiſchen und bairiſchen Offizieren geplaudert hatte, zog er ſich in die Präfectur zurück. Um 7 Uhr ſchon begab er ſich zu dem Kronprinzen, wo er den Abend im Kreiſe der Offiziere der ſüddeutſchen Armee zubrachte. — Am nächſten Abend brachten ihm die Muſikcorps von vier Regimentern eine Serenade und Zapfenſtreich. Freiwillig ſchloſſen ſich alle dienſtfreien Truppen in Verſailles denſelben an, — eine deutſche Volksverſammlung in Waffen! Da tönten die Volkshymne, das Preußenlied, der Hohenfriedberger Marſch, der Sturmmarſch von Düppel, die Wacht am Rhein und Moritz Arndt's „Vaterland“. Die

deutſche Geſchichte war's in Liedern! — Aber als der Zapfenſtreich erklang und die Trommeln raſſelten, war es, als ob alle Geiſter germaniſcher Wehrkraft entfeſſelt ſeien und alle Stimmen donnerten drein den Hochgruß ihrem deutſchen Kriegsherrn auf Frankreichs Boden! — — Der letzte Ton iſt verhallt, ſtumm ſtehen die Krieger. — Die Helme gleiten leiſe vom Haupte zum „Vater unſer“. Dann rücken ſie ab, ernſt und ſtill. — Die Franzoſen packt grenzenloſes Staunen! „Seht, ſie ſind fromm!“ flüſterten untereinander die Frauen. „Das iſt doch noch eine Armee!“ meinte ein Veteran, der die Tage von Ligny und Jena geſehen hatte. — —

Verſailles bekam von jetzt ab eine weſentlich neue Phyſiognomie. Bisher war es nur Hauptquartier der III. Armee geweſen, und der Kronprinz hatte weſentlich blos wie ein Soldat gelebt, den Bewohnern alſo auch nicht als ſehr viel mehr gegolten; der Franzoſe will einmal durch Autorität geblendet ſein. — Jetzt war ihr liebes Verſailles aber doch Sitz „de Sa Majesté de Prusse“, Centralſtelle aller deutſchen Armeen, war der Ort geworden, von dem, wie vor Zeiten, Frankreichs Geſetze dictirt wurden, wenn's auch nur die des Eroberers waren. Hätte Wilhelm I. ſich nur in einen Bourbonen und Franzoſen verwandeln können, Niemand wäre entzückter geweſen wie ſie. — Indeß ſie waren zufrieden, denn ein neues Leben erwachte wieder in der ſeit 1848 vernachläſſigten Stadt. Die Miniſterien, die königliche Hofhaltung, die Concentrirung aller höchſten Offiziere, das Leben der deutſchen Fürſten, die Organismen alle, welche die Verlegung des königlichen Sitzes und die Führung der Geſchäfte hier zu inſtalliren nöthig machten, brachten viel Bedürfniſſe, bedeutenden Abſatz, eine Art Luxus und Opulenz mit ſich. Ein bedeutender Handelsverkehr etablirte ſich; die Offiziere kauften viel, und die Verſailler ließen ſich enorm bezahlen. „Thu Geld in Deinen Beutel, Rodrigo!“ hieß es bald, und als wir von Verſailles abzogen, gab's manchen Epicier und kleinen Handelsmann, der früher kaum das liebe Leben gehabt, und den die „invasion des bêtes Prussiennes“ zum reichen Mann gemacht hatte. —

Das Leben des großen Hauptquartiers des Königs war höchſt regſam und geräuſchvoll. Das Schloß Verſailles diente permanent zu Lazarethzwecken, nur ſelten öffneten ſich zu großen Staatshandlungen die Prunkhallen jenes ſtolzen, nun modernden Königsgeſchlechts, das ſie mit buntem Treiben ſonſt erfüllt hatte. — In der Präfectur lebte und webte der König als Kriegsherr und Monarch. Hier waren die Conferenzen, die Vorſtellungen, hier übte er Gaſtfreundſchaft. In dieſem Gebäude, — das durch einen Mitteltrakt von 11 Fenſtern Front und zwei Seitenflügeln gebildet wurde und ſo einen Hof umgab, den nach der Straße ein vergoldetes Gitter abſchloß, — concentrirten ſich alle Berichte, alle Correſpondenzen von den Armee-Chefs wie der Regierung in der Heimat. Alle Telegramme mündeten hier, wie in ein gemeinſames Meer, und von hier aus gingen jetzt die Geſchicke Deutſchlands und Frankreichs; hierhin lauſchte damals das Ohr der ganzen civiliſirten Erde. — Wir bezweifeln, daß es ſelbſt Ludwig XIV. in all ſeiner Herrlichkeit jemals ſo gut wurde! — Ohnweit der Präfectur hatten die Grafen Bismarck, Moltke und Roon ihre Amtswohnungen. — Wie durchs Reichskanzler-Amt Alles ging, was Urſache und Folge des Krieges war, Alles, was die Ordnung in der Heimath betraf, wie vor dieſer Thür alle diplomatiſchen Agenten ſtanden, wie vor der Sphinx, ihre Räthſel zu deuten, — ſo war im Sitze des großen Generalſtabes die Seele des Kriegs ſelbſt in Permanenz, im Kriegsminiſterium ſeine materielle Praxis. Dieſe drei oberſten Factoren unſeres Heeres arbeiteten in raſtloſem Eifer und bereiteten vor, was in der Präfectur durch den Kriegsrath des Königs definitive Geſtalt erhielt. So wenig man ſich dieſe Fluth von Geſchäften, die aufreibende Thätigkeit dieſer Männer auch vorſtellen kann, wird man darum doch aus dieſer geringen Schilderung ſchon ihre Mühen als außerordentliche anerkennen müſſen und wie von denſelben das ganze Wohl und Wehe Deutſchlands und ſeiner Zukunft abhing. Zudem lebte man nicht mehr abſeits, in der Stille von Ferrières, ſondern in Mitte des geräuſchvollen Heerlagers. Truppendurchmärſche, Viehtransporte, rauſchende Paraden, Gefangenenzüge, Geſchütze und

Munitions-Colonnen, die unumgängliche Courtoisie gegen die Fürsten der deutschen Suite störten fortwährend dieser Männer Thätigkeit, ja hemmten sie oft. Wenn aber die Kanonen gar zu laut brüllten, ein Ausfall von Paris gemeldet ward oder sonst eine bedenkliche Erscheinung, dann sprang Alles von den Arbeitstischen auf! Den Säbel um, die Pferde vor; — fort rauscht die ganze Cavalcade an den bedrohten Punkt. Es war ein tolles, ewig erregtes Treiben, und oft verkehrte sich die Nacht in Tag, oft wirbelten die Stunden wie Minuten vorüber und Sonnenauf- und Untergang verrannen bei den gewaltigen Thatsachen in Eins. — Nur eine Stelle war, wo Stille, Traulichkeit wohnte, wo das Gefühl der Heimath und des Friedens über diese streitbaren Männer kam — Villa Les Ombrages, das Hauptquartier Unseres Fritz!

Villa Les Ombrages, — das „Haus der Schatten", der beschaulichen Zurückgezogenheit, verdiente seinen Namen durch die That. — Es war Privatbesitzung einer frommen, in Versailles allgeehrten Dame, Frau Andrée-Walther. Dem lauten Treiben von Versailles fern, dicht vor der Stadt südöstlich war die Besitzung gelegen, eine geschmackvolle und dennoch höchst einfache Villa mit etlichen Nebengebäuden mitten im grünen Parke, fast verdeckt von Laubwipfeln, unter deren Schatten sie träumte. Das Haus bestand aus einem mittelgroßen einstöckigen Querbau, von zwei erkerhaft vorspringenden kurzen Seitentrakten unterbrochen, welche in der Mitte durch einen Ueberbau des Parterres so verbunden waren, daß dadurch oben ein Balkon, unten eine Veranda gebildet wurde, zu der sechs bis acht Stufen emporführten. Es war fast wie ein englisches Landhaus im freundlichen Yorkshire oder um Oxford. — Hier hatte Madame Andrée-Walther ein Asyl des Protestantismus für Stadt und Umgegend errichtet und alle diese Räume athmeten den Geist edler Weiblichkeit und christlicher Menschenliebe. Die vortreffliche Dame hatte das Haus dem Kronprinzen abgetreten, das, seit der königliche Vater die Präfectur bezogen, ihm, seinem Stabs-Chef General von Blumenthal und seinen Adjutanten zur Wohnung diente. In diesen freundlich stillen, elegant, aber einfach ausgestatteten Räumen, dessen Betsaal

ein Bandeau von Bibelsprüchen zierte, lebte und webte „Unser Fritz“. — Der Präfectur, dem Sitze König Wilhelms, gegenüber, läuft von der Avenue de Paris die Rue des Chantiers, die „Bauhofstraße“, aus. Zwischen höchst unscheinbaren Häusern, den südlichen Theil von Versailles durchschneidend, geht sie auf einen hohen Steinbogen der Chartres-Orleans-Bahn aus, welcher zugleich eine Art Thor bildet; jenseits beginnt die Straße Porte de Buc. Sie führt zu dem Plateau von Jouy en Josas, auf dessen Abhange über der Stadt das „Schattenhaus“ liegt. Ein schlichtes Steinthor, das die französische Aufschrift trägt: „Friede sei mit Euch“, bildet den Eingang des Parks, in dessen Grunde das Haus uns traulich winkt, ein kleines dolce far niente. — Ein fast puritanischer Geist weht hier, ein Geist der historischen Erinnerung des, selbst in schwersten Leiden starken, in sich klaren Jansenismus, welcher von den Bourbonen verfolgt, ein so bedeutender Factor der Encyklopädistik geworden ist. Der üppige Prunk von Paris ist gänzlich bei ihm verschmäht, hier weht der Sinn ernst religiöser Anschauung, die das Leben als das nichtig Wandelbare, das Ewige allein als das Bleibende erkennt. — In der oberen Etage befinden sich die Arbeits- und Privatzimmer des Kronprinzen, Blumenthal's und der Adjutanten, das Parterre enthält die Gesellschaftsräume. Jeden Abend versammelten sich hier die Offiziere des kronprinzlichen Ober-Commandos, und der König, die Fürsten, die Minister, sobald sie Muße fanden, den betäubenden Geschäften, dem kriegerischen Treiben von Versailles zu entfliehen, eilten am liebsten hierher, wo „Friede“ mit ihnen war, der süße Friede, welcher durch etliche Stunden den Haß und die schwere Arbeit des Krieges vergessen ließ, sie an den heimischen Heerd, an die ferne Familie erinnerte. Hier waren die schönsten Stunden dieser überangestrengten Männer, und so lange sie leben, werden sie Alle wohl froh des „Schattenhauses“, der Oase in dieser Wüste des Krieges, gedenken. — Wie fast überall, wo Unser Fritz in seiner Weise frei thätig sein darf, wurde er auch vor Paris der Mittelpunkt geselligen Frohsinns, die Person, um welche sich Alles drängte, bei dem Allen wieder wohl wurde. — „Friede sei mit

Euch!“ O, bitterer Hohn, zu dem in Frankreich das Wort des Erlöſers wurde! — Herr Gambetta hatte ja dafür geſorgt, den Krieg, wenn möglich, zu verewigen! Die Loire-Armee entſtand! — Von ihr ſchwatzten die Blätter in Paris und Tours viel zu viel, als daß man nicht hätte weit *eher* auf dieſes neu errichtete Corps bei uns aufmerkſam werden ſollen, als es der „Outrance“ zuträglich war; überhaupt hat die edle franzöſiſche Preſſe in dieſem Kriege das *Menſchenmögliche an Vaterlandsverrath* geleiſtet und ihre Bramarbaſaden wurden für uns der billigſte und ſicherſte aller *Spione*! In Folge ihrer Winke und unſerer Recognoscirungen ertheilte der Kronprinz am 6. October ſomit den Befehl, daß das 1. bairiſche Armeecorps (von der Tann) gegen den Süden und Orleans rücken ſolle. Von der Tann, deſſen Standort Lonjumeau war, marſchirte mit ſeinen Baiern, durch die zweiundzwanzigſte Diviſion des 11. preußiſchen Corps unter General von Wittich verſtärkt, ſofort ab; ſeine Wirkſamkeit im Süden iſt im Allgemeinen ſchon geſchildert worden. — Sein Abmarſch machte keine Lücke in der Cernirungslinie vor Paris, denn nach dem Falle Straßburgs waren neue Armee-Abtheilungen frei und hatten ſich ſchon theils vor Paris dem Hauptheere zugeſellt oder waren im Anmarſch. —

Am 13. begingen die Pariſer den Kannibalismus, das prachtvolle St. Cloud, einſt ihr Lieblingsort und an ſo viel ſtolzen und tragiſchen Erinnerungen reich —, in Brand zu ſchießen, weil ſie dort das Hauptquartier des Königs, des Kronprinzen oder unſern Generalſtab vermutheten. Die erſten Granaten ſchlugen in den Südflügel, deſſen Front gegen den Park ſteht, ſie zündeten, und ſofort raſte das Feuer in entfeſſelter Wuth und ergriff den mittleren Raum; — die Kaiſertreppe brannte. Das Bild, den Empfang der Königin Victoria durch Napoleon und Eugenien darſtellend, war im Nu vernichtet, der Salon de Mars mit Mignard's Fresken, die weltberühmte Galerie d'Apollon, welche die kühne Aufſchrift zierte: „So viel Geſchoſſe als Feinde!“, die Meiſterwerke eines Lebrun, Coypel, Horace Vernet, — Alles wurde ein Raub der gefräßigen Gluth. In ſinnloſem Grimme

hatte Paris hier die eigene große Vergangenheit zerstört und dabei nicht einmal einen einzigen deutschen Mann verwundet! — Schreck und Bedauern im Herzen eilte der Kronprinz an den Ort der Zerstörung! Alle Hände bot er zur Rettung der unbezahlbaren Kunstschätze auf, die dem Untergange bereits verfallen waren! Den freiwilligen und furchtlosen Bemühungen deutscher Krieger gelang es wenigstens, die berühmte Büste des ersten Napoleon, eine Collection kostbarer Vasen, das goldene Kruzifix der Capelle, viele Kunst- und Werthsachen und die gesammte kaiserliche Bibliothek für ein Volk zu retten, das nicht verdiente, sie zu besitzen und nur so verrottet war, weil Napoleon III. sich die Geißel des Rehabeams hatte entwinden lassen, die er nach dem Staatsstreiche geschwungen! — Damit die berühmte kaiserliche Porzellan-Fabrik von Sèvres und ihre unersetzliche Modell-Sammlung nicht das Schicksal St. Clouds theile, ward durch die Fürsorge des Kronprinzen ihr gesammtes Inventar durch deutsche Soldaten nach Versailles gebracht, da die eigenen Beamten und Arbeiter des Instituts Hand anzulegen verschmähten. — Wie im heimischen Deutschland, so wurden auch die Familienfeste des Hohenzollernhauses und zwar durch die Truppen umsomehr gefeiert, als sich an ihnen alle deutschen Elemente betheiligen konnten. So wurde des Kronprinzen Geburtsfest (18. October) ein Tag der Ovation, wo die III. wie IV. Armee ihm ihre Liebe kund thun durfte, ebenso am 21. November beim Geburtsfeste der Kronprinzessin Victoria. In gleicher Weise wurden die Wiegenfeste der Königin Augusta, des Prinzen Adalbert und der Königin-Wittwe zu Erinnerungsfeiern an die Heimath, an alles Liebe, was man dort zurückgelassen und um so schmerzlicher nun entbehrte. Den 27. October fiel zur Freude aller Deutschen die Festung Metz, nachdem 6 Tage vorher unter des Kronprinzen Augen ein heftiger Ausfall Trochu's auf Malmaison-Bougival und zugleich ein Ausfall vom Mont-Valerien auf St. Cloud höchst blutig abgewiesen worden. Den Versaillern, welche schon geglaubt hatten, wir würden geschlagen werden und sie könnten das lustige Schauspiel der Flucht des Hauptquartiers erleben, sank die letzte Hoff-

nung, als ſie die langen Züge Gefangener, die Reihen franzöſiſcher Verwundeter erblickten, welche ſich durch die Straßen bewegten. Dieſe Scenen hatten etwas unglaublich Peinliches. — Die Depeſche, welche den Fall von Metz überbrachte, wurde 2 Uhr in der Nacht vom 27. zum 28. October dem Könige überbracht. Sofort ließ er dem Kronprinzen, den Fürſten und Miniſtern dieſe köſtliche Kunde zugehen! Der Kronprinz, welcher, wie gewöhnlich, früh ſehr zeitig ausgeritten war, erhielt erſt, nach Les Ombrages zurückgekehrt, die Beſtätigung von der Capitulation, welche er durch einen Telegraphen-Beamten unterwegs erfahren hatte. Sogleich eilte er zur Gratulation nach der Präfectur. Mittags bei dem Feſtdiner trank der entzückte König aufs Wohl des „Prinzen Friedrich Carl und ſeiner treuen Armee". Am nächſten Morgen traf dann die Kunde ein, daß die vom Kriegsrath in Verſailles redigirte Capitulation in Schloß Frescati durch die Generale von Stiehle und Jarras unterzeichnet worden ſei. In Folge deſſen ernannte König Wilhelm den Prinzen Friedrich Carl und den Kronprinzen zu General-Feldmarſchällen und verlieh dem General von Moltke, der an dieſem Tage gerade Preußen 50 Jahre gedient hatte, die Grafenwürde. —

Metz und Straßburg erobert, Bazaine vernichtet, — das war ein Donnerſchlag für Frankreich! Die Wuth des Volkes wurde zur Raſerei. Es galt, Paris zu retten, und vom 30. October bis zum 30. December fanden jene wilden Ausfallkämpfe (von le Bourget, die große Schlacht vor Paris am 29. und 30. November) ſtatt, welche uns viel theure Leben koſteten, aber die letzte Ausſicht der Pariſer auch vernichteten. „Verhungern oder ſich ergeben!" war ihre Alternative. — Daß in dieſe Zeit auch die Vorſtöße Aurelles de Paladine's, Chanzy's, Faidherbe's und Bourbaki's Zug gegen Werder ſtattfanden und Prinz Friedrich Carl im Süden und Weſten, Manteuffel im Norden und Oſten dieſe Heere vernichteten, iſt bekannt. — Seit dem 2. December trat die Kaiſerfrage, ſeit dem 9. die des Bombardements an den König heran, und es iſt wohl unzweifelhaft, daß bei der letzteren „Unſer Fritz" eine entſcheidende Stimme im Kriegsrath hatte. —

Nach Allem, was wir bereits über des Prinzen Leben, seinen milden Charakter, seine Liebe für Kunst und Kultur wissen, ist nur anzunehmen, daß er einer der eifrigsten Gegner des Bombardements gewesen sein muß, überhaupt auf seiner Seite anfänglich die Majorität des Kriegsraths gestanden haben dürfte.*) Es siegten aber hierbei unabweisliche politische Beweggründe, und dem staatsmännischen Gesichtspunkte mußte die militärische, wie die moralische Ansicht weichen. Paris ward bombardirt! — In welcher Weise die Generale Hindersin, Kameke und Hohenlohe hierbei nach jeder Richtung hohe Verdienste sich erwarben, ist bereits angedeutet worden. —

Der Ausgang kam, das großartige Ende des langen Krieges. In der That, das Bombardement war für Paris, noch mehr für unsere armen Truppen, eine vollendete Wohlthat. Sie hatten in dieser Herbst- und Winter-Campagne vor der französischen Hauptstadt mehr gelitten, als in allen heißen Kämpfen, bei allen strapaziösen Märschen vorher. Ein Ende mußte gemacht werden um jeden Preis! — Den moralischen Zustand der Hauptstädtler charakterisirt der Verfasser des „Siège de Paris“ genügend mit den Worten: „Ich weiß nicht, was ihnen von den zwei Uebeln mehr Angst machte; sie haßten zwar die Fremden mehr, doch mehr Furcht hatten sie vor den Männern von Belleville!“ Die Hoffnungen, welche man im Hauptquartier des Königs nach dem Falle von Metz auf den Frieden gehabt hatte, waren verfrüht, die Beschießung war unabweislich geworden. — Am 7. December war Trauer in Versailles; die Schwester König Wilhelms, Prinzessin Friedrich der Niederlande, war gestorben und der Kronprinz, dem die Nachricht zugegangen war, hatte die trübe Pflicht, seinem königlichen Vater den Verlust mitzutheilen. Der Schwiegersohn der Entschlafenen, Fürst von Wied, als Generalstabs-Offizier beim 11. preußischen Armeecorps, reiste sofort nach dem Haag ab, um zugleich die Person des Königs bei der Beerdigung zu vertreten. —

*) Unter Moltke und Bismarck.

Am Sonntag, den 18. December, erhielt das ſich neu bildende deutſche Reich zum erſten Male öffentliche Geſtaltung, die Kaiſer-Deputation ward zu Verſailles empfangen. Aus König Wilhelms Munde ſelbſt vernahm man, daß das Kaiſerthum gewiß ſei. Dieſer Staatsakt fand nach dem Gottesdienſte ſtatt. Nachmittags ward die Deputation des norddeutſchen Reichstags in Villa Les Ombrages vom Kronprinzen empfangen, welcher die Audienz mit einer längeren, kraftvollen, die Gewalt und Größe des Tages bezeichnenden Anſprache ſchloß. — — Weihnachten kam, das Feſt der Kinderfreude! Wohl nie empfand Unſer Kronprinz ſo, was ihm fehle und welch unbarmherzige Nothwendigkeit der Krieg ſei. So mußte ihm dies harte Jahr der königliche Vater eben die ganze Familie erſetzen. — Am Tage vorher hatte man noch in le Bourget heiß gekämpft, enorme Verluſte unſerer Garde, ach, manch braven Offizier, manchen alten preußiſchen Namen hatte man beklagen müſſen, den der Tod von der Stammtafel ſeines glänzenden Geſchlechts geſtrichen. — Die Woche vor dem Feſte ſchon ſah man überall von den Truppen Weihnachtstannen zu Wagen, zu Fuß und Pferde herbeibringen. Die Kaſerne der Artillerie an der Place d'armes hatte drei Weihnachtsbäume aufgeputzt und ein „Kutſchke"-Luſtſpiel einſtudirt. Im Hauptquartier des Königs waren eine Menge Kiſten, Fäſſer und Gebinde, — Liebesgaben aus der Heimath, angekommen. Auf langer Tafel in der Präfectur ſtanden die Tannen im Lichterſchmuck als Symbol der deutſchen Kinderfreude. — Das Feſt ſelbſt erhielt eine beſondere Bedeutung aber durch das deutſche Kaiſerthum, was bereits über jeden Zweifel gewiß war. Es erhielt einen beſonderen Charakter, weil es im Felde auf feindlichem Boden begangen wurde. — Es war militäriſcher Natur und kriegeriſch mehr oder weniger waren auch die Geſchenke. Der gemüthvolle, ernſte König in Mitte der deutſchen Fürſten hatte ſein ſiegreiches Volk um ſich als eine große Familie vereint. Alle Stämme des deutſchen Reichs hatten bei dieſer Feier ihre Repräſentanten, Fürſten, Prinzen und Generale geſendet. Von der Loire war der Großherzog von Mecklenburg eingetroffen, auch die Commandeure des Cernirungs-Corps, — nur

des Königs Neffe fehlte mit ſeinem im Süden und Oſten operirenden Generalen. — Das Chriſtfeſt ward 5 Uhr durch ein großes Diner eröffnet. Während deſſelben wurde König Wilhelm durch die erſte Beſcheerung überraſcht. Zwei Huſaren wurden gemeldet. Sie traten ein und präſentirten ihm die vor Orleans erbeuteten Fahnen, welche Prinz Friedrich Carl geſendet hatte. Neun Uhr Abends verſammelte ſich die Geſellſchaft beim Könige zum Thee, nebenan im Tanzſaale waren die Geſchenke ausgebreitet; 9½ Uhr gab König Wilhelm mit der Glocke das Zeichen, und der tannengeſchmückte Weihnachtsraum nahm die Geſellſchaft auf. — Die allgemeine Ueberraſchung und Freude war groß. Das traute deutſche Vaterland, die zurückgebliebene Familie grüßten da ja Alle mit ihren Gaben. Briefe und Zettel von der Gattin, den Kindern, von Eltern- und Freundeshand kündeten Geber wie Empfangende. Des Vaterlandes Vater aber, der König, ſpielte lächelnd den Weihnachtsmann und beſcheerte, nahm an dem Frohſinn ſeiner Braven Theil, überraſchte ſie mit Geſchenken ſeiner Hand. Namentlich machten die Chokolade-Kanonenkugeln mit der Aufſchrift der Siege großes Furore. So erhielt der Kronprinz ein ſüßes Geſchoß von „Wörth“, der junge Erbgroßherzog von Oldenburg „Spichern“. — Nicht weniger freudig, ſogar ein bischen toll, feierten die Truppen ihre Weihnacht. So hatte unter Andern eine Anzahl 37er Füſiliere, Berliner Kinder, ſich vorgenommen, den Franzoſen „auch 'n Licht aufzuſtecken“. Sie hatten vor ihre Vorpoſten einen rieſigen brennenden Tannenbaum dicht unter dem Fuß des Mont-Valerien aufgepflanzt. Alsbald begann das Fort auf dieſen Baum mit ſeinen unvermeidlichen Granaten zu bombardiren und traf ihn nicht einmal! Freilich hatte dieſe Kanonade auch elf braven Preußen eine ewige Weihnacht gebracht! — Am rührendſten war die Beſcheerung der Verwundeten im Schloß Verſailles. Den Schwerverwundeten hatte man den Lichterbaum vors Bett geſetzt, die leicht Bleſſirten humpelten und drängten ſich lachend und rufend um die Feſttafeln. Da fand Jeder, was er brauchte; die Liebe daheim oder gute Kameraden hatten ſeine kleinen Herzenswünſche befriedigt, oder das Loos dictirte ihm

ſeinen Theil. Vorher hatte Gottesdienſt ſtattgefunden. — Beſonders überraſcht waren die Verſailler über dieſe Feier! Einige der Familien daſelbſt, die ſich um die Krankenpflege unter uns verdient gemacht, hatte man zu dieſem Chriſtfeſte ins Lazareth mit ihren Kindern geladen. Viele Offiziere und Mannſchaften, die ſich mit ihren Wirthen befreundet hatten, bauten denſelben, ſicher aber doch deren Kindern auf und der Geburtstag des Heilandes wurde das gemeinſame Band für Chriſten, welche das Schickſal und Frankreichs Verblendung zu Feinden gemacht hatte. Zu Villa Les Ombrages glänzte es auch von Lichtern. Hier wurde ſchon Abends 7 Uhr beſcheert, weil der Kronprinz bei ſeinem Vater den Abend zubringen wollte. Ueber 50 Perſonen, meiſt Offiziere ſeiner Armee, umgaben ihn und etliche Geladene, — ein Berliner Sängerchor vom 2. Garde-Landwehr-Regiment, ſang Mendelsſohn's ſchönen Hymnus: „Stille Nacht", dann die Taubert'ſchen Jugendlieder. Die Geſchenke der Kronprinzeſſin an den Gemahl entſprachen der ernſten Zeitlage, ebenſo Geſchenke des Berliner Hülfsvereins und anderer patriotiſcher Geber. Eine Beſcheerung ward aber dem ganzen Heere zu Theil, und wohl Jeglichem das Liebſte, die Gewißheit, daß Paris nun doch beſchoſſen werde! Am 27. December, $7\frac{1}{2}$ Uhr Morgens, eröffneten die ſächſiſchen Batterieen ihr Feuer auf den Mont-Avron. Der erſte Schuß ward mit ſchmetterndem Hoch auf König Wilhelm rings begrüßt! — Die Wirkung auf die franzöſiſchen Truppen, welche auf und zwiſchen ihm und der Stadt lagerten, war ſofort entmuthigend. Eine allgemeine Panik ergriff ſie, und Linie wie Mobile ſtürzten entſetzt der Stadt zu und trugen den Schreckensruf hinein: Paris est bombardé. — Am Sylveſter kanonirte man die anderen Forts der Oſtfront. — — Am 1. Januar war Gratulation beim Könige und bei dem Feſtmahl im Kreiſe der Fürſten brachte der Großherzog von Baden, des Königs erlauchter Schwiegerſohn, auf ihn, „als künftigen deutſchen Kaiſer" den Trinkſpruch aus. — Den 5. begann auch die Beſchießung der ſüdlichen Forts, am 10. ward ein Ausfall auf Clamart abgewieſen. — Am 18. (Ordensfeſt) wurde das deutſche Kaiſerthum inaugurirt. Die Kindesliebe Unſeres

Fritz aber wollte ſich das Recht nicht nehmen laſſen, die Feier des höchſten Ehrentages ſeines Vaters in Perſon zu leiten; gab's denn eine größere Befriedigung für ſein Herz? —

In Folge deſſen hatte der Kronprinz an ſämmtliche Generale und Diviſionäre der geſammten Armee den Befehl erlaſſen: daß jedes Infanterie- und Cavallerie-Regiment der betreffenden Corps ſeine Fahne mit dem Junker und zwei Begleitern ſenden, Artillerie-, Jäger-, Pionier-, Train- und Sanitäts-Corps aber Deputationen ſenden, die Generalität, ſoweit es der Dienſt zulaſſe, perſönlich erſcheinen ſollten. Im „Salle des Glaces" zu Verſailles ſtrömten faſt die geſammten Fahnen von einer Million deutſcher Krieger und ihre Decorirten zuſammen. Ein Reckenkreis fand ſich in den pomphaften Räumen Ludwig XIV. zuſammen, wie dieſer Monarch ſelber ihn nie geſehen hatte. Wo blieb die Trias: Turenne-Vauban-Condé Angeſichts dieſer Heldengeiſter? — Die Feier wurde dabei höchſt geheim gehalten, damit ſie ohne Störung verlaufe; denn hätten die Pariſer geahnt, was im Werke ſei, ſicher hätten ſie das neue Kaiſerthum mit einem Maſſenausfall geſegnet. — Die Feier ward eingeleitet, indem der Kronprinz zu Pferde von Villa Les Ombrages mit ſeinem Stabe ſich in die Präfectur begab, um Kaiſer Wilhelm I. über die Avenue de Paris nach Schloß Verſailles zu geleiten. Die ſchlechte Witterung machte den Feſtzug aber unmöglich. Der Kronprinz begab ſich deshalb zu Wagen ins Schloß Verſailles, ſeinen Vater an der Prinzentreppe (les grandes entrées) zu empfangen. Schlag 12 Uhr verließ Wilhelm I. zu Wagen die Präfectur. Ehe er den berühmten Aufgang betrat, den er als Kaiſer nur wieder zurücklegen ſollte, unterließ er ſelbſt heute nicht, die Ehrenwache erſt zu inſpiciren. Der Zugang zu der Gallerie des Glaces führte durch die Staatszimmer Maria Antoinettens. — Der erſtorbene Glanz der Bourbonen leuchtete noch einmal in der ſtolzen Sonne des deutſchen Kaiſerthums im Wiederſcheine auf. Die Gallerie ſelbſt, ein grandioſer langgereckter Saal von 220 Fuß Länge, zeigt die ganze Ueppigkeit des 14. Ludwig. Vom Plafond hernieder ſieht dieſe königsſtolze Geſtalt; Holland, Spanien und Deutſchland als gefeſſelte, nieder-

geworfene Länder liegen ihm zu Füßen, indeß Grazien und Amoretten, die Göttinnen der Weisheit und Tapferkeit, den hochmüthigsten aller Monarchen umgeben. In der Mitte der Weſtſeite, zu beiden Seiten des rothbekleideten Altars, der als Symbol das eiſerne Kreuz trug, ſtanden die Truppen, welche die Fahnen der Armee überbracht hatten. Auf der Nordſeite auf einer Eſtrade hielten die Fahnenträger ſelbſt, — ein Wald von deutſchen Bannern aller Stämme wallte da und verdeckte die Thür des anſtoßenden Raumes, des „Salon de la Guerre", deſſen Gemälde in pomphafter Ruhmredigkeit das „Preſtige" der großen Nation verkündeten. Am Altar fungirte der Hof- und Garniſonprediger Rogge, Schwager des Kriegsminiſters von Roon, welcher den Gottesdienſt abhielt. Ihm aſſiſtirten die Pfarrer Abel, Richter, Rettig, Lehmann und Hoſemann. — Nach 12 Uhr trat König Wilhelm ein und nahm vor dem Altar Aufſtellung, um ihn im Halbkreiſe Prinzen, Fürſten, Miniſter und Geſandte. Die combinirten Sängerchöre des 7., 47. und 58. Regiments ſtimmten das „Jauchzet dem Herrn" an, darauf ſang die ganze kriegeriſche Gemeinde: „Sei Lob und Ehr' dem höchſten Gott!" Der König redete alsdann von der Eſtrade die Anweſenden mit tiefer Bewegung an, indem er erklärte, daß er nach einſtimmigem Willen geſammter Fürſten und Völker deutſcher Nation die Kaiſerwürde für ſich und ſeine Erben annehme. Reichskanzler Graf Bismarck verlas die Proclamation des Kaiſers an ſein deutſches Volk, die ihn inaugurirte. — Kaum war des Grafen letztes Wort verhallt, ſo trat der Großherzog von Baden begeiſtert vor und erhob die Rechte: „Seine Majeſtät der deutſche Kaiſer, König Wilhelm, lebe hoch!" — Da brauſte der Kaiſerruf durch die goldenen Räume, da neigten ſich, da wehten die Fahnen von Roßbach, Waterloo, Düppel, Königgrätz, Wörth, Gravelotte und Sedan! Als erſter Diener im Reich trat Unſer Fritz, der kaiſerliche Kronprinz, vor den erhabenen Vater hin und beugte ſein Knie zur Huldigung. Aber empor hob ihn der Kaiſer und ſchloß ihn an die Bruſt! — Eine unendliche Rührung zog durch die Heldenreihen! — Der Hohenfriedberger Marſch erklang, die glänzende Verſammlung ver-

lies die feſtlichen Räume. Nichts blieb in ihnen zurück, als am Plafond der gemalte Ludwig mit ſeinem entſchwundenen Ruhme. — Beim Feſtmahl und Abends unter den Truppen brach die Wonne ſich erſt von Neuem Bahn. Der Wunſch von Millionen deutſcher Herzen war ja erfüllt, an dieſem Tage endete die Barbaroſſa-Sage. Nicht Odin's Raben, deutſche Adler hatten den Schläfer im Kyffhäuſer erweckt! —

Das Kaiſerreich ward durch den Kampf am nächſten Morgen ſchon eingeweiht. Die Pariſer mußten von dem Kaiſerfeſte, obwohl zu ſpät, doch Wind bekommen haben, der Maſſenausfall auf Garches und St. Cloud geſchah, ward aber abgewieſen; zwei Tage ſpäter beſchoſſen wir St. Denis. — Vom zweiten Tage des Bombardements der Stadt ab folgte der Kronprinz faſt täglich den Fortſchritten der Belagerung. Meiſt war er in Begleitung ſeines kaiſerlichen Vaters, oft mit dem Großherzoge von Baden auf den Ausſichtspunkten von Meudon, St. Cloud, der Schanze Montretout; der Reihe nach inſpicirte er die Batterieen und feuerte die Leute zur Ausdauer an. An demſelben Tage, wo St. Denis brannte, hatte Herr Thiers mit Graf Bismarck neue Unterhandlungen angeknüpft. Tags darauf (am 22.) fand die erſte Emeute des Pöbels ſtatt, Paris war damit von Außen und Innen nun belagert. — Schon den 23. Abends erſchien Jules Favre in Verſailles und in Folge der Verhandlungen mit ihm begab ſich Bismarck noch 11 Uhr Abends zum Kaiſer zur Berichterſtattung, welche am andern Morgen im Hauptquartier eine große Berathung veranlaßte, an der auch der Kronprinz theilnahm. 3 Uhr Nachmittags begab ſich Favre nach Paris zurück und unſere Truppen ſtellten die Beſchießung ein. Während man an dieſem Tage noch deliberirte, war der Aufſtand von Paris bedeutend erſtarkt. Trochu fühlte ſich ihm nicht mehr gewachſen, und Vinoy übernahm den Oberbefehl. Am 24., dem Geburtstage Friedrichs II., wurde das Bombardement wieder aufgenommen, Favre kehrte abermals nach Verſailles zurück. — Die Verhandlungen zwiſchen ihm und General Beaufort mit dem Grafen Bismarck und Moltke dauerten bis 28. Abends, wo die Convention endlich unter-

zeichnet wurde, welche uns zum Meiſter von Paris machte, die Wahlen zur Nationalverſammlung beſtimmte und den Waffenſtillſtand gewährte. Tags darauf fand die Uebergabe der Forts ſtatt, wir hatten Paris nun ohnmächtig unter unſeren Kanonen! — Der Kronprinz beſuchte die Batterie von St. Cloud und decorirte deren Soldaten. Am 31. beſichtigte er mit den deutſchen Fürſten den Valerien, an den anderen Tagen die übrigen Forts. Das Städtchen St. Cloud war ſeit dem 19. ein Aſchenhaufen, das reizende Schloß Meudon brannte und war nicht zu retten; die Franzoſen ſchienen ihre ganze hiſtoriſche Vergangenheit vernichten zu wollen! — Am 2. Februar nahm der Kronprinz das Gefechtsterrain vor Paris in Augenſchein. — Inzwiſchen war auch Gambetta gefallen, das letzte Friedenshinderniß! — Die erſten Wochen nach der Convention beobachtete Paris eine verſöhnlichere Haltung, die Nahrungsfrage wie die Wahlen beſchäftigten es. Am 9. Februar marſchirte das 5. preußiſche Armeecorps (von Kirchbach) zur Unterſtützung der II. Armee nach Orleans und der Waffenſtillſtand wurde verlängert, Unſer Fritz konnte daher ſeinen beabſichtigten Beſuch bei Prinz Friedrich Carl am 12. machen. Am 20. kehrte er über Blois zurück, erfüllt von den ſchönen Landſchaftsbildern, den alten Städten und fürſtlichen Sitzen der verklungenen Bourbonenzeit. Inzwiſchen war Thiers zum Chef der Executive erwählt worden, einen Tag nach des kaiſerlichen Kronprinzen Rückkehr begannen die Friedensverhandlungen und Thiers wurde zum erſten Male vom Kaiſer und Kronprinzen empfangen. Der greiſe Politiker ſprach ſich in dieſer Audienz beim Kronprinzen über die verzweifelte Lage Frankreichs ſehr eingehend aus und verſicherte, daß das Land fortan kein anderes Bedürfniß haben könne, als den Frieden. — —

Seitdem ſich Alles dieſem Wunſche zuneigte, hatte Verſailles eine ganz andere Phyſiognomie angenommen. Der Franzoſe hat eine unbezähmbare Leidenſchaft, die Neugier! Alsbald fanden ſich die Pariſer denn auch in lichten Schaaren zu Verſailles ein, um die deutſchen Truppen zu ſehen. Die eleganten Herren- und Damen-Toiletten der Boulevards ſtachen grell ab von der Commiß-

Uniform unserer wetterfesten Braven. Zwar hatten sich die Pariserinnen in die Farben pratriotischer Trauer gehüllt, aber diese Demonstration wurde höchst zweideutig durch die lebhaften Geberden und die schwatzhafte Lustigkeit dieses leichtlebigen, gedankenlosen Volks illustrirt. Kaum hatte es Athem geschöpft, kaum fühlte es sich ein wenig freier, so blähte es auch wieder sein Pfauengefieder und spielte sich als das erste Volk der Welt auf; alle Prüfungen und Leiden waren vergessen. — Endlich durfte unsererseits auch daran gedacht werden, die deutschen Verwundeten nach der Heimath zu entsenden und die Lazarethe von Versailles zu entvölkern. Große Eisenbahntrains, sorgfältig eingerichtet, standen bereit, die Leidenden aufzunehmen; den einen führte Professor Ackermann aus Rostock, den anderen Professor Hirsch aus Berlin. — Von Villa Les Ombrages begab sich Unser Fritz mit seinen Offizieren zum Westbahnhofe, um von den Verwundeten Abschied zu nehmen. Er revidirte die Züge, besichtigte die Einrichtungen und das Sanitätspersonal, durch alle Wagen schritt er, zu jedem Bette, Hoffnung und Trost, Freude und Genugthuung den treuen Leuten zu bringen, die um deutscher Ehre Willen geblutet hatten. Den Aerzten wie Pflegerinnen sprach er mit warmen Worten herzlichsten Dank aus, Allen aber rief er zu: „Auf Wiedersehen in der Heimat!" — Am 26. Februar Nachmittags wurden die Friedenspräliminarien endlich geschlossen, an demselben Tage, wo König Carl I. von Würtemberg in Versailles erschienen war. — Am 1. März 11 Uhr Morgens hielt der Kaiser Revue über die Truppen des 6. und 11. preußischen und 2. bairischen Corps, 30,000 Mann stark, auf der Rennbahn von Longchamps ab. Der Kronprinz commandirte die Parade und führte das unter ihm so ruhmreich gekämpfte deutsche Corps dem Kaiser vorüber, dann rückte dasselbe (30,000 Mann) in Paris ein und bezog in den Champs Elysées, auf dem Trocadero und in den angrenzenden Stadttheilen Quartiere. Des Kaisers Fuß betrat Paris nicht, der Kronprinz mit dem Großherzoge von Baden und etliche andere Herren vom Hauptquartiere besuchten indeß Paris am andern Tage zu Wagen. War schon bisher das Leben der bivouakirenden Truppen in Paris ein bewegtes, der Andrang der Ein-

wohnerſchaft zu dieſem Schauſpiel ein bedeutender geweſen, ſo war, als der Kronprinz Mittags zwiſchen 2 und 3 Uhr durch die elyſeeiſchen Felder nach dem Eintrachtsplatze kam und bis an die Tuilerien, — die Seine aber dann entlang über den Trocadero durch Paſſy zum Point du Jour zurückfuhr, der Andrang des Publikums ein geradezu unermeßlicher. Viele Pariſer kannten den Prinzen noch von der Weltausſtellung her und riefen: „Ah, le prince Fritz, le fils de l'empereur Allemand!“ Zum Himmel auf aber brauste das begeiſterte Hurrah der Truppen, die ihren Fritz nun unter ſich in dem gedemüthigten Paris ſahen! Zu derſelben Zeit war Favre in Verſailles erſchienen, die Räumung von Paris zu verlangen, nachdem die Nationalverſammlung in Bordeaux den Frieden votirt hatte. Nach der Ratification deſſelben verließen am 3. die Deutſchen Paris, während der Kaiſer auf Longchamps über die geſammte Garde in Begleitung des Kronprinzen Revue hielt. Die deutſche Armee zog ſich nun über die Seinelinie zurück, Paris ſich ſelber überlaſſend. —

Die Abreiſe des Kaiſers und des Kronprinzen vom Kriegstheater erfolgte am 7. März. Während das kaiſerliche Hauptquartier unmittelbar folgte, hatte das der III. (Süd-) Armee ſo lange in Verſailles zu verbleiben, bis dieſe Armee ihren Seineübergang bewirkt hatte; 170 Tage waren ſeit der erſten Beſetzung von Verſailles vergangen. — „Friede ſei mit Euch“ war wohl der letzte, ſtillſelige Gedanke, in welchem Unſer Fritz von Villa Les Ombrages und deſſen frommer Wirthin Abſchied nahm, um der Heimath, den Seinen ſehnſuchtsvoll zuzueilen. — Die Abreiſe des Kaiſers und des Kronprinzen ward zu einer großartigen Abſchiedsfeier der Truppen. Sie hatten die Straße, welche der kaiſerliche Zug daherkam, zu einer wahren via triumphalis durch beflaggte Maſtbäume und grüne Tannenreiſer verwandelt. Würtemberger, Sachſen, Badenſer und Baiern wetteiferten mit den Preußen, von dem Kaiſer und ſeinem Sohne noch einen Blick zu erhaſchen, ein Hoch und Lebewohl ihnen zuzuſenden. — Ein Tag ward zu St. Grazien, dem üppigen und geſchmackloſen Schloſſe der Prinzeſſin Mathilde, zugebracht, das verwüſtete St. Denis und ſeine Cathedrale be-

ſucht, wo die alten Könige dieſes Landes geruht hatten, bis der wüthende Pöbel — die Commune von 1793 — ihre modernden Leiber aus den heiligen Grüften riß. — Am 17. März traf der Kronprinz mit dem Kaiſer in Berlin wieder ein. Nach mehr denn ſiebenmonatlicher Trennung durfte er die heißgeliebte Frau, die theuren Kinder wiederſehen, ſich ſeines alten Glücks und neuer, nie erhoffter Ehren freuen. Wohl war ſein Traum die Einigung deutſcher Stämme geweſen, daß einem Hohenzollern aber der gemeinſame Wille der Deutſchen die Kaiſerkrone aufs Haupt drücken werde, nimmermehr! — — —

Wenn ſchon dem gewöhnlichen Manne in ſeinem kleinbürgerlichen Leben ſeine Reputation, die öffentliche Meinung über ſich nicht gleichgültig ſein, er ohne die Werthſchätzung ſeiner Mitmenſchen nicht leben kann, — bei einem Fürſten iſt die Frage: ob er geliebt oder gehaßt, gefürchtet oder allgeehrt ſei, ob das Vertrauen der Nation der „eherne Fels“ iſt, auf dem ſein Thron ruht, für ihn und ſeine Zeit, für das Glück des Volkes ſelbſt Lebensfrage! — Es hat Zeiten gegeben, wo ein Volk auch ohne ſeinen Wunſch, trotz ſeines tiefſten Widerwillens, von feſten Händen regiert werden konnte. Das vorige Jahrhundert, viele kleine deutſche Staaten gaben ſpäter noch hiervon den Beweis. In heutiger Zeit kann aber der Herrſcher mit Glück und wahrem Stolze nur regieren, der, wie der alte Greiner von Würtemberg, der Graf im Bart — „ſein Haupt jedem Unterthan in den Schooß legen kann“, feſtes Vertrauen Herrſcher und Volk zu einer Perſon, Haupt und Gliedern, verſchmolzen hat. Daß „Unſer Fritz“ die allgemeine Liebe hat, von der norddeutſchen See bis an das bairiſche Oberland, von der ruſſiſchen Grenze bis zum funkelnden Rhein, weiß Jeder. Aber der Nation muß doppelt werthvoll das Urtheil der großen, thatkräftigen Männer ſein, die ihn entweder ſtets umgaben oder doch unter ihm gedient haben, alſo Solcher, die ihn durch Umgang genau kennen und deren eigner Ruhm bedeutend, deren Verdienſt unbeſtritten genug iſt, um bei ihrem Urtheil die Wahrheit nicht durch blöde Devotion zu erſticken. —

Ein bekannter Heerführer aus dem Kriege von 1866 ſagte

uns: „Der Kronprinz ist wirklich ein ganzer Prinz! Stets gut und liebenswürdig, verletzt er niemals. Edel und menschenfreundlich ist er, und was mehr sagen will, er bleibt sich im Benehmen stets gleich. Dabei ist sein Wille klar und unverrückbar, was er beschließt, führt er jedenfalls aus. — Ich verlangte einmal Etwas thun zu dürfen, was vielleicht besser gewesen wäre, wenn's geschah. Er schlug es mir ab, weil es gegen seinen einmal gefaßten Beschluß lief. Es ging übrigens dann auch so und wir Beide konnten zufrieden sein. — Ich habe mich unter seinem Commando stets wohl gefühlt. Er kennt keinen Groll, keine Eifersucht beim Erfolge Anderer, keinen Neid des Ruhms. Was Einer Gutes schafft, erfreut ihn, als wäre es seine eigene That! — Ein Prinz sollte nie vergessen, daß man von ihm um so mehr Edelsinn erwarten darf, als man nicht in der Lage ist, für Kränkungen von ihm Genugthuung fordern zu dürfen. Diesen Edelsinn, diese fürstliche Einsicht besitzt der Kronprinz wie Wenige seines Gleichen!“ —

Stimmen aus den Hofkreisen äußern sich über ihn: „Er ist eine offene fröhliche Natur. Beim geringsten Anlasse aber, wo es sich um Erörterungen einer künstlerischen, wissenschaftlichen Sache oder einer Angelegenheit des Staats, des militärischen Dienstes handelt, verändert sich sein Wesen in Ernst; er versenkt sich mit eisernem Eifer in die Sache.“ — Auch hohe Stabsoffiziere erklären: „Unser Kaisersohn ist ein vorzüglicher Soldat, hervorragend vor Anderen als Heerführer. Dabei ist er von unendlicher Anspruchslosigkeit und liebenswürdiger Einfachheit. Es giebt wohl Keinen, der ihm je nahe kam und ihn nicht von Herzen lieb gewonnen, hochachten, seine Fähigkeiten anerkennen gelernt hätte. — Als Feldherr werden ihm als ganz besonders schätzenswerthe Eigenschaften nachgerühmt: kaltes Blut in heißen Stunden und Ruhe! Selbst die schwierigste Situation bringt ihn nicht einen Augenblick aus der Fassung. — „Ich habe nach meinen Kräften Alles gethan, was ich vermag, das Uebrige liegt nicht mehr in meiner Macht“, so sagte er am 28. Juni 1866, an dem Tage, wo sich entscheiden mußte, ob die Operation seiner Armee, der

Durchmarsch durchs Gebirge, glücken werde oder nicht. Er theilt dabei die große Eigenschaft seines Vaters: rastlos thätig zu sein, und legt sich stets die Frage vor: „Was habe ich nun noch zu thun?!“ — Dem Offizier wie dem Soldaten gegenüber ist er von äußerster Leutseligkeit. Fern von Effecthascherei unterhält er sich gern mit dem gemeinen Mann, nimmt Antheil an Allem, was ihn betrifft und hat stets ein Wort der Anerkennung für ihn; Alles dies kommt ihm aber aus vollem Herzen. — In seiner Umgebung befindet man sich völlig ungezwungen, er liebt es, daß man ihm offen und ungeschminkt die Wahrheit sagt und verträgt nicht nur jeden Widerspruch, sondern hat es sogar gern, wenn solcher ihm entgegentritt. — Wem er sein Vertrauen einmal schenkte, dem bewahrt er es unwandelbar, wie er überhaupt eine treue Anhänglichkeit allen Denen sichert, mit welchen er im Leben zusammentrifft und die er dabei erkennen gelernt hat. Gott gab ihm eine seltene, edle Seele nnd Alle, die in seiner Nähe gewesen, rühmen seine Güte und Milde, und haben für ihn Schwärmerei!“ —

Wir schließen mit des Prinzen Schilderung aus eigener Anschauung. — Liebenswürdiger Humor und energischer Ernst, als es zu erster Discussion kam, waren der allgemeine Eindruck seines Wesens. Mit großer Einsicht und Vorliebe wendete er sich künstlerischen, namentlich auch sozialen Erörterungen zu. Seine Urtheile über Poesie und Theater, literarische Forschung und das geistige Bedürfniß nationaler Entwickelung waren klar, frappant und einschneidend. Mit tiefstem Ekel erfüllten ihn gewisse Schaustellungen und Abirrungen des Geschmacks und der Sitten unter uns, und die Kaiserstadt Berlin hat sich gar nicht so sehr einzubilden, daß sie ihm in ihrer jetzigen Verfassung absonderlich gefalle. Man mache sich gefaßt, daß der Sieger von Königgrätz und Sedan in vollem Bewußtsein, daß uns innere sittliche Reinigung auf allen Gebieten vorerst Noth thue, wenn wir ein großes und edles Volk sein wollen, — einst das innere Leben der Nation einer gründlichen — Katharsis unterwerfen und uns mit allem Eifer seines Gemüths und Kopfes die deutsche Idealität in Kunst und Sitte, — ein größerer Feldherr, als er je bis-

her gewesen, — zurückerobern wird. — Gott und der deutsche Genius, der uns durch blutige Bahnen siegreich geleitet, helfe uns auch dazu! Er lasse den deutschen Kaisersohn auch bei seinem Volke siegen! — Wir Alle aber wollen solchen Obermeisters wackere Gesellen sein, damit auf dem Grunde, den sein Schwert gelegt, der große Gottesbau des Vaterlandes sich erhebe und im Schlußstein mit demselben Kreuz sich kröne, das wir in Krieg wie Frieden auf unseren treuen Herzen tragen! Dann wird das Leben „Unseres Fritz" und unser Aller Zweck erfüllt sein!! — —

Prinz Friedrich Carl.

III.

General-Feldmarschall

Prinz Friedrich Carl

von Preußen.

„Prinz Alltiet vorup!!“ —

Dieſer jauchzende Zuruf, durch den unſere Braven in Schleswig-Holſtein nach jedem neuen Siege ihn begrüßten, ſei der Grundton unſerer Darſtellung. In allen ſpäteren Siegeszügen, welche Truppen er auch führte, „Prinz Alltiet vorup“ war der Feld- und Lagername dieſes eminenten Heerführers, der ihm wohl ebenſo verbleiben wird, wie die Liebe Aller, welche mit ihm vereint, dem Tode tauſendfältig entgegengegangen. Er iſt der Ajax der deutſchen Armee und — was er ſelber am Soldaten liebt — er ſchlägt ſich nicht nur aus Pflicht, aus Vaterlandsliebe, aus Ehrgeiz, er ſchlägt ſich auch, um ſich zu ſchlagen! Bellonens Furor iſt ſein Theil und er hat nie eine Dame ernſtlicher und heißer geliebt, als die gepanzerte Jungfrau mit dem klingenden Schilde und der „fernhintreffenden Lanze“! —

Will man nach dem Körperbau den Soldaten an ihm claſſificiren, dann muß man den Prinzen einen gebornen Cavalleriſten nennen; — daß er ein früh erzogener iſt, ſteht feſt. Seine Geſtalt hat nicht die lange, ſteif gereckte Linie, welche den Infanterie-Offizier kennzeichnet, die majeſtätiſche Höhe ſeines kaiſerlichen Oheims geht ihm ab. Mittleren Mannesmaßes, unterſetzt und breitſchulterig, iſt hochgewölbt ſeine Bruſt. Schenkel und Wade ſind wie gemacht, ein Pferd zu regieren, ohne daß die Hand die Zügel zur Hülfe braucht, und die ſtraffe Rundung ſeiner Formen vollenden nicht nur den jugendlichen Eindruck ſeiner Erſcheinung, ſondern auch den einer bedeutenden phyſiſchen Kraft. So zart, ja verhältnißmäßig ſehr klein ſeine Hände, ſo geſchwellt musculös iſt auch ſein Arm; — ein Kopfhieb oder eine Winkelquart von ſeiner Hand muß einen Mann unfehlbar ſattelräumig machen. — Sein Antlitz hat den rothen, leicht angebräunten Teint, der den Mann der Schlachten, den Kämpfer gegen alle Uebel der Witterung und

Strapazen kennzeichnet; seine kernige Gesundheit wie sein zäher Wille verstatten ihm aber auch, sich Anstrengungen jeder Art mit einer fast unglaublichen Ausdauer zu unterziehen, vor denen ein Civilist Schauder empfinden dürfte. Sein Gesicht ist voll und rund, wie das aller Hohenzollern, deren Schädelconstruction der Gegensatz der langen, hochovalen habsburgischen Kopfform ist. Haar und Bart sind dunkelblond oder hellbräunlich und ein besonderes Kennzeichen ist, daß die hochgerundete Stirn wie das Segment eines Globus hervortritt, eine Welt voll Gedanken. Die Nase ist nicht stumpf, aber unterhalb der Wurzel leicht nach einwärts gezogen, sein Mund klein, mit schwellenden rothen Lippen und prachtvollen Zähnen, halb verschleiert durch den Bart, der denselben und den unteren Theil des Gesichts einrahmt. Seine Haltung, ob auch straff und gemessen, bleibt doch fern von allem ordonnanzmäßig Steifen, ist leicht beweglich und elegant; die knappe Husarenuniform läßt die stets graziöse Freiheit seiner Bewegung leicht erkennen. Kurz, er ist das Musterbild eines „schneidigen" Reiters! —

Aus dem Gesagten dürfte man vielleicht annehmen, daß, dem Körper ähnlich, die Seele sei, — wie das wohl oft der Fall ist, — daß also der Prinz mit der Kühnheit, der Tochter der Kraft, auch jene große Lebendigkeit und Lustigkeit habe, welche den leichten Reiter, den Dragoner und Husaren auszeichnet. Im Gegentheil, er ist fast zu ernst! — Er vermag leichter sarkastisch, als das zu sein, was man gemüthlich oder gar fidel nennt. Ursache hat er auch genug dazu! — Das Wohlwollen, was für gewöhnlich in seinem Wesen liegt, der warme, sanfte Ton der Stimme, welcher anheimelnd Jeglichem eingeht, ist ja erst ein Gut, das seine Mannesjahre sich errungen, ein Gut, das er — seinen Soldaten, den Männern seiner ganzen und innigsten Zuneigung, allein verdankt!! — —

Prinz Friedrich Carl, den 20. März 1828 geboren, mithin jetzt in der höchsten Mannesblüthe, ist der einzige Sohn des Prinzen Carl, Bruder des Kaisers und der Prinzessin Marie Louise Alexandrine, Tochter des verstorbenen Großherzogs Carl von Sachsen-

Weimar, der Schweſter unſerer Kaiſerin. — Es iſt bezeichnend, daß der Prinz, wie faſt die geſammte zweite Generation unſerer Zeit, in jener Epoche das Leben erblickte, welche wir ſchon früher die alte Zeit, die Epoche der Stagnation genannt haben. Welcher Art dieſelbe, was der Habitus unſeres ernſten Königshauſes damals war, iſt bei Schilderung des Kaiſers dargeſtellt worden. Aehnlich, obwohl in anderer, nicht minder ſchmerzlicher Weiſe, wie die des Kaiſers, begann ſeine erſte Entwickelung. — Es iſt bekannt genug und damals im Publikum oft erzählt worden, daß der junge Friedrich Carl ein „zügelloſer Starrkopf“ ſein ſolle. In ihm irrte aber nicht blos die Welt, — auch die Seinigen. Von dieſer Qualität hat er Nichts ins Leben mit hinüber genommen, als den Eigenwillen eines ſcharf in ſich conſolidirten, allein auf ſich ſelbſt geſtellten, in ſich allein erbauten Charakters! Derartige Leute haben wir unter unſeren großen Feldherren aber mehrere und dieſe Geartung gerade iſt uns ſehr zum Segen ausgeſchlagen! —

Seine Jugend war äußerſt ſtreng. Seine erſte Erziehung hätte ſorgfältiger ſein können, und da er, faſt Kind noch, gleich unter ſcharfe Manneshand kam, wurde Manches, — jedenfalls die Entwickelung der Gemüthsſeite in ihm vernachläſſigt; der Prinz ſollte ſeine nachmaligen Tugenden eben allein ſich ſelbſt zu verdanken haben! — Graf Bethuſy war ihm zum Militärgouverneur, der jetzige Hofprediger Heym zum Civil-Präceptor gegeben worden. Daß, — zumal damals, der Graf durchaus präponderirte, dem Theologus alſo nur wenig zu thun übrig blieb, bedarf wohl keiner Andeutung. In welcher Art man verfuhr, um des Prinzen Knabenſeele für alles Standes- und Wiſſenswürdige empfänglich zu machen, und wie ihm das einging, mag ein Beiſpiel zum Beleg dienen.

Als Knabe ritt der Prinz gewöhnlich einen Pony und Stallmeiſter wie Militärgouverneur begleiteten ihn. Einſt war am Kreuzberg große Revue. Die königliche Familie — die hohen Damen zu Wagen, — war zugegen, halb Berlin eilte hinaus. Als der Prinz durch die Menge in kurzem Trabe ritt, „zäppelte“ das Pferd, —

es trat ungleich. – „Hoheit, Sie halten die Zügel zu kurz, das Thier kommt ſo nicht in Tritt!“ ſagte der Stallmeiſter artig. Der Prinz ſchweigt und reitet weiter, — dieſelbe Geſchichte. Der Stallmeiſter macht ihn nochmals aufmerkſam. Der Prinz, roth werdend, erwiedert: „Aber es geht ja doch nicht richtig; ich mag machen, was ich will!“ — „Werden Sie wohl gehorchen?!“ ſchnarrte laut, das dichtgedrängte Publikum völlig ignorirend, der Herr Gouverneur. — „Sie ſollen thun, was Ihnen der Herr Stallmeiſter ſagt, verſtehen Sie?!“ — — Mit einem Ruck warf, blitzenden Auges, der Prinz dem Pferde die Zügel über den Kopf, daß ſie zur Erde hingen, und ſteckte die Hände in die Hoſentaſchen. Das Pferd hielt an und ſtand geſenkten Kopfes wie eine Kuh unter der lachenden Menge. Der Stallmeiſter mußte abſteigen und die Zügel über des Ponys Hals zurückſtreifen. Der Prinz griff raſch nach ihnen, ſetzte die Sporen ein und galoppirte tadelfrei davon. — Etwas deprimirt folgte der Herr Gouverneur. — Wir glauben nicht, daß er Philoſophie ſtudirt hat. — —

Keine Seele rings gab's, die der Prinz zu lieben fähig war, und Wen er nicht gradezu haßte und verachtete, vor Dem hatte er ſicher Mißtrauen und zog ſich auf ſich ſelbſt zurück. Der Geiſt italieniſcher Höflingspolitik umſchlich ihn. — Sogar als der ſechszehnjährige Jüngling in die wirklich pädagogiſchen Hände des Hauptmanns von Roon (unſeres jetzigen Kriegsminiſters) kam, in deſſen Begleitung er zwei Jahre die Univerſität Bonn bezog und dann Studienreiſen machte, legte ſich des Prinzen verſchloſſener Ernſt und die bittere Lebensanſchauung nicht, welche er ſich angeeignet hatte. Seine ans Miſanthropiſche ſtreifende Gemüthsbeſchaffenheit wurde dadurch noch beſtärkt, daß zumeiſt Diejenigen, denen es gelungen war, ſeine Jugendfreunde zu werden, Friedrich Carls warme Neigung und Aufopferung mit oft ſchmutzigem Undank belohnten. Mußte er nicht glauben, daß Alle, welche ihm mit treuherzigen Mienen nahten, in ihm den fühlenden Menſchen nicht, ſondern nur den Prinzen liebten, der auszunutzen, durch den vielleicht einmal Carrière zu machen ſei?! Ach, ſeine Sehnſucht, Menſchenherzen zu finden, blieb lange unerhört und erſt als

junger Mann, als Held, ſollte er eine zweite ſchönere Jugend ſein nennen, obwohl ſie immerhin eine vorwaltend ernſte blieb. — Eine *Geliebte* aber hatte er ſchon ſehr früh, — jene vorerwähnte Dame Bellona, die Kriegskunſt! Mit ihr tauſchte er Seele um Seele und es iſt gerade, als ob Alles darauf hingearbeitet hätte, ihn zum Soldaten „for ever“ zu machen, als wenn ſein Gemüth ſo ſtählern wie ſein Schwert, ſein Herz ſo eiſig werden ſolle, wie ſein Blut in der Schlacht iſt. Dabei gab ihm doch die Vorſehung aber einen ſehr hohen Grad Empfindung für das Schöne und Wahre, ein ſanguiniſch-choleriſches Temperament mit, das kurz im Entſchluſſe, raſch im Handeln und zum Aufflammen leicht geneigt war. Daß dazu eine eiſerne Mühe, ſich ſelbſt zu überwinden, zu mäßigen, der Lage zu aſſimiliren, gehörte, bis der Prinz eine von Jedermann geliebte, geradezu *populaire* Perſon wurde, iſt für den Menſchenkenner wohl kein Zweifel. — Was ihm dazu verhalf? — Raſtloſe *Arbeit*, tiefer, verzehrender *Wiſſenstrieb*! — Niemand gewann über Friedrich Carl je Rechte, von dem er Nichts lernen konnte, und Dem nur konnte er ſich je länger deſto mehr anfreunden, durch Den ſein Geiſt Nahrung, ſeine Erfahrung Bereicherung, ſeine innere reiche Gedankenwelt Erweiterung erfuhr. Demnächſt lernte er vor allen Dingen nicht blos Alles *raſch*, was zunächſt ſeine körperliche Schulung, Reiten, Fechten, Schießen u. ſ. w. betraf, ſondern auch Alles, was direct oder indirect mit dem Soldatenthume zuſammenhing und zwar um ſo freiwilliger, je mehr er ſich entwickelte, je mehr er die rechten Männer für ſich fand, denen er Hochachtung und Liebe ohne Nebengedanken zollen durfte. Roon, ſchon damals im Generalſtabe, — als Taktiker, beſonders aber als Geograph und Organiſationstalent in großen Kreiſen bereits anerkannt, — leiſtete der Entwickelung des Prinzen die erſten eigentlichen Dienſte. Vor allen Dingen lernte Friedrich Carl *ſich zu beſchäftigen*; Müſſiggang war ihm gänzlich unbekannt. Die Iſolirtheit ſeiner Jugend drängte ihn ganz beſonders dazu hin, *ſein eigener* beſter Freund zu werden, ſich geiſtig ſelbſt *kennen*, ſeine Seelenkräfte *üben* und *brauchen* zu lernen. Studium war das Mittel hierzu. — Mit

viel Eifer und Intereſſe las er die Claſſiker, Horaz beſonders iſt ſein Lieblingsſänger und er genau mit ihm vertraut. Mit wahrer Begeiſterung ſtudirte er namentlich das Leben und die Schlachten Friedrichs des Einzigen. — Obwohl kein ſonderlicher Freund des Theaters, iſt ihm die ſchöne Literatur doch großer Genuß. Geographie, Taktik, alle Branchen der reichhaltigen Militärwiſſenſchaften machte er ſich zu eigen, und das hatte für ihn beſonders Werth, was er praktiſch für ſich direct verwenden konnte. — In den Jahren 1844—45 that er bereits beim 1. Garderegiment Dienſt und in den Jahren 1846—48, wo er am Rhein ſtudirte, erweiterte ſich zuſehends ſeine Ideenwelt. — Nach Roon ward General von Schlegel ſein militäriſcher Begleiter. — Beſonders viel Anregung gab ihm damals Marſchall Marmont's „Geiſt des Militärs". Er ſtudirte mit Feder und Karte in der Hand unabläſſig Kriegsgeſchichte, machte Auszüge und vergleichende Zuſammenſtellungen, indem er von dem Gedanken ausging: „ein hoher Grad des Könnens ſetze einen hohen Grad des Wiſſens voraus". In kritiſchen Momenten gerade kamen dann dem excellenten Gedächtniſſe des Prinzen ſeine hiſtoriſchen Auszüge zu Gute. Friedrich Carl galt, dem zufolge, bald in der Armee als einer der beleſenſten Offiziere. — Man wird hieraus erkennen, daß die Thatkraft des Mannes aus dem ſtill meditirenden Jugendleben hervorging, welches kein Vergnügen als die Arbeit kannte, das wohl Leidenſchaften, doch keins der Laſter beſaß, welche Hochgeborenen ſich ſo oft unaufgefordert als Schlangen vor die Füße legen. Wenn irgend etwas den Helden von Düppel und Alſen, Sadowa, Mars la Tour, Metz, Orleans und Le Mans jeder deutſchen Frau werth, jedem braven Manne hochachtungswürdig macht, dann iſt's die makellos von Jugend auf geübte Strenge der Sitten, der tiefſte Haß gegen Lüge, Flunkerei und kriecheriſches Supplikantenweſen. Er glaubt dem offenen Mannesauge und geraden Manneswort, je gerader deſto beſſer. Man täuſcht ihn nur einmal, dann aber greift er durch bis zur erbarmungsloſen Rückſichtsloſigkeit, denn in ſolchen Augenblicken kommt die ganze Erinnerung alter Enttäuſchungen mit neuer Bitterkeit über ihn! — Mit

großer, geiſtiger Klarheit verbindet er eine ſeltene Beſcheidenheit und wahrgemeinte Humanität. — Durfte nun eine ſo zeitig gereifte, ſcharf chargirte Natur auch keine rechten Jugendfreunde gewinnen, ſo wurden gerade verdienſtvolle ältere Männer ihm beſonders werth und ſchloſſen ſich an ihn herzlich an. Es ſind namentlich die Generale von Block, Herwarth, Werder, Manteuffel, vor Allen „Vater" Wrangel, welche mit ihm bis dieſe Stunde viel verkehren und eifrig correſpondiren. General von Zaſtrow, ſein Chef im 1. Garde-Regiment, die Generale von Reiher und Graf von der Groeben haben um des Prinzen militäriſche Ausbildung ſehr große Verdienſte. Friedrich Carls Generalſtabsreiſen unter von Reiher waren ihm beſonders lehrreich, eben ſo die Kritik, welche Erſterer ſpäter bei Manövern über Corpsführung wie perſönliches Verhalten des Prinzen übte. — Anno 1840 bei der Huldigung lernte der zwölfjährige Prinz den alten Feldmarſchall von Wrangel kennen und eine der eigenthümlichſten wie rührendſten pſychologiſchen Erſcheinungen trat ein. Dies ſehnſuchtsvolle Knabengemüth hing ſich an dieſen bereits 56jährigen Mann mit wahrer Inbrunſt! Wrangel durchlebte in Friedrich Carl eine andere, ſchönere Jugend wieder, während dies halbe Kind den Greis unter Hunderten ſich zum Freunde ſeines Lebens, zum Lehrer und Tadler freiwillig auserkoren hatte! Papa Wrangel, — die wahre, erneute Ausgabe jenes Jürgen Derflinger, der ſeinen Ahnherrn zu Fehrbellin aufs Haupt ſchlug, — ſteht jetzt an der äußerſten Grenze des Lebens; wie jener alte Reitergeneral iſt er gleich populair, gleich urwüchſig. Er hat genau wie Derflinger ſeine heroiſchen wie hochkomiſchen Seiten. Wenn Friedrich Carl heute noch von ihm ſpricht, ſagt er nie anders, als „der ehrwürdige alte Herr" und zwar mit einer Weichheit und Wärme der Stimme, daß man vor dieſer kindlichen Pietät ſich beugen, von dem Prinzen, welcher in ſeiner Jugend als „zügelloſer Starrkopf", ſpäter als eine Art „prinzlicher Raufer" und Heißſporn verſchrieen ward, — eine unendlich andere Meinung faſſen muß! — Feldmarſchall Wrangel war ſeiner Zeit die erſte Autorität in der cavalleriſtiſchen Wiſſenſchaft. Seinen Exercitien verdankt der Prinz, wie er ſelbſt oft

ausſpricht, ganz bedeutende Kenntniſſe und ſeine perſönliche Vorliebe für den Dienſt zu Roß. —

Mit Leib und Seele ſo Soldat, vergalt Bellona auch ſein heißes, faſt ſtürmiſches Werben nicht blos durch ihre Gegenliebe, ſie brachte ihm auch das köſtlichſte Angebinde zur Morgengabe mit, was der ſtreitbare Mann erſehnt, — Glück!! — Ein dreifaches Glück für den kaum zwanzigjährigen Jüngling muß es angeſehen werden, daß er anno 1848 nicht blos unter ſeines Freundes, zweiten Vaters und Lehrers, Feldmarſchall Wrangel's Leitung in den Krieg gegen Dänemark zog, ſondern, daß ſich der Krieg auch auf dem Terrain abſpielte, wo er ſeine erſten Lorbeeren als Feldherr nachmals pflücken ſollte, in Schleswig-Holſtein. Dieſer Parteigänger-Krieg, welchen Preußen nur die erſten anderthalb Jahre, Wrangel und der Prinz nur einen Theil des Sommers 1848 mitmachten, war für die Truppen, welche in den Elbherzogthümern die deutſche Sache vertraten, wie aus der Schilderung des Kaiſers erhellt, nicht beſonders günſtig. Unſere innere Lage war leider ſo ſchlimm, daß wir erſt im eigenen Hauſe Ordnung machen mußten, ehe wir uns um die Rechte und Freiheiten anderer Leute kümmern konnten. Der Krieg in Schleswig-Holſtein hatte ſomit zwei Phaſen. Einen guten Anlauf und — nachdem Wrangel vom Commando abberufen worden, ein mattes, verwäſſertes Ende. So trübſelig dies für die Herzogthümer war, für ihre endliche radicale Befreiung war gerade das Jahr 1848 höchſt nutzbringend. — —

Prinz Friedrich Carl betrat als Hauptmann in Wrangel's Suite den holſteinſchen Boden. In gewiſſer, — wenn auch vielleicht nur lockerer Verbindung mit dem preußiſchen Corps — operirten die Freiſchaaren unter von der Tann, der ſich damals wohl kaum träumen ließ, daß er unter jenem jungen, prinzlichen Hauptmanne jemals ſiegreich gegen den gemeinſamen alten Feind des deutſchen Volkes fechten werde. — Die erſte Bataille, bei welcher Friedrich Carl perſönlich engagirt wurde, war das Treffen vor der Stadt Schleswig. In Wrangel's nächſter Nähe, wurde der Prinz von demſelben beauftragt, einen Befehl an das pommerſche Königs-Regiment zu bringen. Als er bei ihm anlangte

war die Ordre nicht mehr zutreffend. Er änderte ſie in raſchem Entſchluſſe auf eigene Verantwortung, dirigirte das Regiment nach ſeiner Dispoſition gegen des Feindes rechte Flanke und führte mit Oberſt von Steinmetz im Verein dadurch den günſtigen Umſchlag des Gefechts herbei, das ſiegreich für uns endete. Er wurde von Wrangel nach dieſer erſten Probe ſeines taktiſchen Talents dem Könige für den einzigen damaligen Kriegsorden „pour le mérite“ empfohlen und mit ihm decorirt. — Der Zuſtände Berlins wegen rief die Regierung General Wrangel, ſomit auch Prinz Friedrich Carl im Auguſt zurück. —

Des Prinzen nächſtes kriegeriſches Debut erfolgte ein Jahr ſpäter, diesmal aber nicht in der Rolle des Taktikers. Inzwiſchen hatte er den Reiterdienſt erwählt, dem er beſonders zugethan war und Pickelhaube wie Infanterie-Degen mit Kolpack und Dolman vertauſcht. Wie ſchon bekannt, hatte ſein Oheim, unſer Kaiſer, — damals noch Prinz Wilhelm von Preußen, als Oberſtcommandirender die ernſte Pflicht, dem Freiſchärlertreiben in Baden und der Pfalz ein Ende zu machen und der Prinz befand ſich als Major in ſeinem Stabe. Faſt ein Jahr ſchon hatte man im Lande rings echt guerrillamäßig gekämpft und, was das Schlimme war, man hatte es nicht blos mit Freicorps, ſondern auch mit regulärem badiſchen Militär zu thun, das ſich der tollkühnen Bewegung angeſchloſſen hatte. —

Am 20. Juni, Morgens zwiſchen 6 und 7 Uhr, kam die ſogenannte „polniſche Legion“, 4- bis 500 Mann ſtark, von Philippsburg zurückgeworfen, bei Wieſenthal dem Prinzen Friedrich Carl zu Geſicht. Er ließ ſofort zur Attaque blaſen und wie eine Windsbraut brauſten ſeine Huſaren, nur etwa 40 Mann ſtark, über die Conföderaten hin, Alles zu Boden reißend und auseinanderſchmetternd. Der Angriff war glänzend geglückt, aber der muthige Prinz ſchwankte bleich im Sattel. Das Blut ſtrömte von ihm! — Er hatte zwei Schüſſe erhalten, in die linke Hand und die rechte Schulter. Sein Pferd hatte ferner einen Bajonnetſtich und an ſeiner Seite war ſein Adjutant, Rittmeiſter, Freiherr v. d. Buſſche, erſchoſſen worden. Außerdem hatten ſeine Braven 2 Offiziere und

4 Mann Verluſt; ein Beweis, daß es verteufelt heiß zugegangen war und die Polen höchſt erbittert gekämpft hatten. Nur 3 Tage litt es den Prinzen im Lazareth von Germersheim, dann machte er zu Wagen oder zu Fuß die übrige Campagne mit. Wenn er auch den leichten Tadel, den der König — ſo erzählt man — ihm ertheilt haben ſoll, bald verwand, einen Denkzettel fürs Leben hatte er doch weg bekommen. Noch heute kann er die linke Hand nicht weit über Bruſthöhe erheben. — Im Jahre 1854 ward die Ruhe Europa's durch den Krimkrieg, den erſten wirklich großen Feldzug ſeit 1815, unterbrochen; mehr als gewiß wohl iſt, daß der Prinz ſich damals für deſſen Ausgang höchlich intereſſirte, namentlich die franzöſiſche wie ruſſiſche Bravour ſeine ernſteſte Erwägung in Anſpruch nahm. Der lange Friedensſchlaf war ja nicht blos durch die Revolution, ſondern auch durch Völkerſtreit nun unterbrochen, die große Frage des Orients geſtellt worden und ſollte vorerſt zu Rußlands Schaden entſchieden werden. —

Im November deſſelben Jahres verheirathete ſich Prinz Friedrich Carl mit Maria Anna, Prinzeſſin von Anhalt-Deſſau. — Dieſer Ehe entſproßten drei Töchter, die Prinzeſſinnen Marie (1855), Eliſabeth (1857), Louiſe Margarethe (1860) und ein Sohn, Prinz Friedrich Leopold (1861). — Aus dieſem neuen Verhältniß erwuchs dem Prinzen allmälig die hohe, reine Blüthe des Gemüths. Wie tief der Held der Schlachten, der „eiſerne" Prinz, wie man ihn nennt, fühlen, wie er beſeligt ſein und Liebe geben kann, beweiſt die wahrhaft ſchwärmeriſche Anhänglichkeit ſeiner Kinder zu ihm, die wachſame Fürſorge, die faſt bürgerlich einfache Zucht, welche er ihnen angedeihen läßt. Kein Abend vergeht, ohne daß, ob der Prinz mit Arbeiten überhäuft iſt, Geſellſchaft hat oder nicht, — Punkt 11 Uhr die Prinzeſſinnen und der Prinz an die Thür ſeines Kabinets anklopfen. Er bringt ſie dann in ihre Schlafgemächer, betet mit ihnen und küßt ſie mit einem „Gute Nacht". Wo er immer nur Muße hat iſt zumal der Prinz um ihn, und ungeſehen von den Blicken der Welt giebt Friedrich Carl da ſeinen liebſten, nächſten Menſchen das volle heiße Herz. — —

Das nächſte Jahr, welches ſeinem Oheim die Regentſchaft Preußens und zugleich eine weſentliche Aenderung der ganzen Staatspolitik bei uns herbeiführte, beſuchte Prinz Friedrich Carl das neue Babylon der Welt, Paris; es war etwa im Juli. — Seit der Krim war Napoleon III. der politiſch unfehlbare Papſt Europa's geworden, deſſen olympiſchen Orakeln an jedem 1. Januar die ganze diplomatiſche, militäriſche und andere Welt nicht ohne Gänſehaut entgegenſah. An Fanfaronnaden und Gascognerien, wie ſie in Frankreich zur Lebensluft gehören, findet Prinz Friedrich Carl am wenigſten Geſchmack; nicht einmal das blendende Paris und die Hausmann'ſchen Schöpfungen ſcheinen ihn beſonders angezogen zu haben. Eins, was Friedrich Carl indeß als unläugbar echt und reell am Kaiſerthum erachtete, war die Vortrefflichkeit ſeines Heeres, und ſo iſt denn die militäriſche Seite des Kaiſerreichs weſentlich Sache ſeiner Beobachtung in Frankreich geweſen. Dieſe ſeine Wahrnehmungen an Ort und Stelle, ſeine Studien über Formation, Evolutionen und Angriffsweiſe der Franzoſen verarbeitete der Prinz zu einem inſtructiven Vortrage, den er im folgenden Jahre zu Stettin ſeinen Offizieren hielt. Wie anregend nicht nur, wie neu und ſchlagend die Argumente dieſes Vortrages ſein mußten, beweiſt, daß an den Prinzen vielfache Bitten ſeiner Zuhörer ergingen, Abſchriften deſſelben zu geſtatten. Dies geſchah. Durch Indiscretion jedenfalls erſchien nun plötzlich dieſer Aufſatz in Frankfurt a. M. anonym unter dem Titel: „Ueber die Kampfweiſe der Franzoſen" im Buchhandel. Daß dieſe Veröffentlichung Prinz Friedrich Carl höchſt unangenehm war, beweiſt, daß er gegen dieſen unberufenen Verleger einen Prozeß anſtrengen ließ. Die Broſchüre machte auch nicht blos in deutſchen Militärkreiſen größtes Aufſehen, mehr ſogar noch in Frankreich, wo ſie in einer Ueberſetzung und zwar unter abſichtlich verdrehtem Titel erſchien. Nämlich nicht als: l'art de combattre des Français (die Kampfweiſe der Franzoſen), — ſondern: l'art de combattre les Français (die Kunſt die Franzoſen zu ſchlagen)!! Man ſieht, jenſeits des Rheins wurde Alles, was auf uns Bezug hatte, ſchon im Jahre 1859 aggreſſiv benutzt! — Obwohl der

Prinz nicht beanſprucht, eigentlicher Schriftſteller ſein zu wollen, weil die Praxis ihm hoch über der Theorie ſteht, ſo ſind von ihm doch nachmals noch andere militäriſche Schriften anonym veröffentlicht worden.

Die in früheren Zeiten zwar ſchon erlebte, aber dennoch nicht ſehr häufige Erſcheinung unter uns, daß ein Prinz bereits mit 33 Jahren ſchon das unverkennbarſte Talent zum wirklichen Heerführer an den Tag legt, mit einer rückhaltloſen Kühnheit und Nichtachtung der Gefahr auch theoretiſches Wiſſen vereint, wurde Urſache, daß bei Gelegenheit der Krönung König Wilhelms I. 1861 zu Königsberg derſelbe ſeinen Neffen Prinz Friedrich Carl zum General der Cavallerie ernannte und ihm das Commando des 3. Armeecorps übertrug.

Der Prinz übernahm das Corps in gutem Zuſtande. Die Reorganiſation der Armee war bereits Thatſache, das 3. Corps hatte ſomit bereits die Gliederung, welche es heute noch beſitzt. Nach des Prinzen Meinung indeß fehlte ihm noch viel, ehe es ſo wurde, wie er dachte, daß ein Heerkörper zu ernſter und blutiger Pflichterfüllung geeignet ſei. Welche Grundſätze der Prinz hierbei hegte, werden ſpätere Auslaſſungen deſſelben zur Genüge verſtändlich machen. Jedenfalls war er jetzt in der glücklichen Lage, ſeine Anſichten an einer größeren Truppenmaſſe zu erproben und mit Feuereifer ging er an dieſe Aufgabe. Das ſeelenloſe Maſchinenweſen, was die eigentliche und höchſt entnervende Maxime der 30er Jahre geweſen war, verabſcheuend, richtete er ſein Augenmerk darauf, in Offizieren wie Leuten die perſönliche Selbſtſtändigkeit und damit ein bisher ungeahntes Selbſtvertrauen zu erwecken. Es gelang ihm ſo glücklich, daß er das 3. Corps auf eine ungewöhnliche Höhe der Leiſtungsfähigkeit, ſowohl in taktiſcher Beziehung, anſtrengenden Märſchen, wie in Präciſion der Waffe, — Infanterie wie Cavallerie, — brachte und damit den Grund zu den unübertroffenen Erfolgen legte, deren nachmals dies Corps ſich rühmen konnte. Im Dienſte ſtreng gegen ſeine Untergebenen, am ſtrengſten gegen ſich ſelbſt, kannte er weder perſönliche noch ſachliche Rückſichten, wo es galt, die vorher angedeutete innere

Entwickelung ſeiner Truppe zu fördern. So hatte er denn die Freude, mit ſeinen Manövern, beſonders dem des Jahres 1863, in allen militäriſchen Kreiſen ungewöhnliches Aufſehen zu erregen. Dieſes Reſultat hatte nicht nur für den Stolz und das Zutrauen ſeiner Leute zu einander ſegensreichſte Wirkung, ſondern ebenſo ſehr auf den Prinzen ſelbſt. Ihm aber ging das Herz unter ſeinen Leuten auf. Wie die Soldaten durch ihn ſich unter ſich ſelbſt eingelebt und geiſtige Homogenität gewonnen hatten, ſo wuchs er im Empfinden und Denken immer inniger mit ihnen zuſammen, ließ ſie alle liebenswürdigen und offenen Eigenſchaften ſeines Gemüths erblicken und gewann ihre begeiſterte Liebe, ein Gut, deſſen der Feldherr nicht entbehren kann, wenn er glücklich ſein will. — Schon ein Jahr ſpäter ſollte er ſein Corps und ſich mit ihm erproben dürfen, — im (zweiten) ſchleswig-holſteinſchen Kriege 1864. Was er in ihm an Ruhm gewann, iſt weſentlich auf den Umſtand zurückzuführen, daß der Prinz durch perſönliche Bekanntſchaft mit den Offizieren und durch den immerwährenden, eben ſo ernſten wie leutſeligen Verkehr mit den Mannſchaften den höchſten perſönlichen Einfluß über ſie gewann und es der Ehrgeiz jegliches Soldaten ſeines Corps wurde, ihm zu gefallen! — Uns liegt der Brief eines Hauptmanns vor, der damals unter ihm diente und die Feldzüge 1864 wie 1866 in ſeinem Corps mitmachte. Derſelbe ſchreibt: „Beſonders hervorzuheben iſt das fabelhafte Namen- und Phyſiognomien-Gedächtniß des Prinzen. Sämmtliche Offiziere ſeines Corps, ſelbſt den jüngſten, ruft er direct beim Namen, und er braucht nur das zweite Mal eine Garniſon zu inſpiciren, um jedes Mannes Namens und Geſichts ſofort ſich wieder zu erinnern, den er einmal geſehen hat!“ — Nicht nur, daß dieſe glückliche Eigenſchaft des Prinzen für die Kräftigung der Disciplin des Corps höchſt wichtig werden mußte, man wird auch zugeben, daß ſich bei ſeinem Namen vom Oberſt-Commandirenden ſelber ſtets angerufen zu wiſſen, dem Soldaten als eine Vertraulichkeit erſcheint, die ihn beglückt, als eine Ehre, die ihn anfeuert. Es liegt ja in der menſchlichen Eitelkeit, daß Jeder im Gliede, der mit irgend einem warmen Wort von dem Prinzen

bedacht wird, ſich für eine bevorrechtete Perſon hält, und Friedrich Carl kann am Tage der Schlacht ſicher ſein, daß Der, den er vorher, ob geſtern, vor drei Tagen, vor einer Woche angeſprochen hat, ſo kämpfen wird, als hinge von ſeiner eignen werthen Perſon unbedingt der Ausgang der Schlacht, das Schickſal des Vaterlandes ab. Das aber iſt die rechte Höhe! „Hurrah, Prinz Alltiet vorup", — der Sieg iſt ſolchem Corps gewiß! So lange, Du deutſches Volk, in Deinem Heere Hochachtung, Liebe, Ehrgeiz und Opfermuth an die Adlerbanner ſich heften werden, — „in hoc signo vinces", ſo lange wirſt du unbezwinglich ſein!! — —

Der ſchleswig-holſteinſche Krieg! — Näher auf ihn einzugehen, iſt unſer Beruf nicht; ſowohl talentvolle wie fachgelehrte Schriftſteller thaten dies vor uns bereits mit Sachkenntniß. Die Veröffentlichungen des großen Generalſtabes haben überdem die Acten dieſes, wie des Krieges von 1866 geſchloſſen. Unſere Pflicht iſt nur, des Prinzen perſönliches Verhalten in beiden Campagnen zu ſchildern und das, was man etwa unter dem etwas gewagten Begriffe der „Pſychologie des Erfolges", alſo unter der Frage: „Wieſo ſiegte unſer Geiſt und Wille thatſächlich über den des Gegners?" verſtehen kann. — Welcher Art unſer Geiſt war, als Preußen an Oeſterreichs Seite in den Krieg zog, weiß Jeder, der das 3. Armeecorps kennt, wie es unter Friedrich Carl geworden war. Andere Factoren, um dieſen guten und getreuen Geiſt zu heben und ihn zum Todes-Enthuſiasmus zu ſteigern, traten für das Heer wie für den Prinzen ſelbſt hinzu. — Für des Heeres Stimmung war anno 1864 von Gewicht, das daſſelbe — wenn nicht wußte, ſo doch fühlte, es ziehe zur Befreiung eines deutſchen Landes von fremder Gewalt aus. Nicht allein, daß jeder Soldat faſt unter uns leſen kann, alſo durch Zeitungen u. ſ. w. eine allgemeine Ahnung des Zweckes haben konnte, um den er Blut und Leben wagte, alſo nicht wie ein Prätorianer in den Streit zog, — das „Schleswig-Holſtein ſtammverwandt" hatte in den voraufgehenden Jahren ſo tauſendfältig von deutſchen Lippen geklungen, daß Jeder im Heer es nur für ſich zu ſummen brauchte, um das ins Herz zu kriegen, was der Franzoſe blos

— in den Beinen hat, den „élan“, — alſo die Aufwallung, — welche bei uns zu „innerer Erhebung“ ſich erhöht. Vortreffliche Schulung, wie des Prinzen Antlitz vor der Fronte thaten das Uebrige. — Was für Dieſen aber von Belang wurde, war, daß er denſelben, ihm wohlbekannten Boden des Jahres 1848 betrat und denſelben väterlichen Freund und Lehrer als Chef und Oberſt-Commandirenden über ſich hatte, wie damals, Feldmarſchall Freiherrn von Wrangel. — Da wir die Lebensſkizze dieſes „ehrwürdigen, alten Herrn“, dieſes Muſterbildes eines märkiſchen Reiter-Generals leider nicht beſonders zu veröffentlichen vermögen, ſo iſt das Leben des Prinzen „Allezeit vorauf!“ — wie er ſeit dieſer Campagne heißt — wohl der ſchönſte Platz, dem Manne ein Denkmal zu ſetzen, der einen Altar im Herzen Friedrich Carls ſchon längſt hat. —

Friedrich Heinrich Ernſt, Freiherr von Wrangel ward 1784 zu Stettin geboren, alſo zu der Zeit, da Neu-Vorpommern noch gut ſchwediſch, Stettin etwa erſt ein Menſchenalter brandenburgiſch geworden war. Gewiß aber iſt, daß unſeres Wrangel's Eltern bereits ſehr gut preußiſch geſinnt waren, ihr Sohn den Geiſt Derflinger's und die Erinnerungen der Paladine Friedrichs II. in ſich aufgenommen hatte. Erſt 13 Jahr alt begann er im oſtpreußiſchen Dragoner-Regiment von Werther als Junker ſeine Laufbahn. — Am 23. December 1806 — wie ſein Chroniſt ſagt — kam er an der Spitze von 30 Dragonern und ebenſo viel Towarczys *) („Geſellſchafter“, polniſche Milizen; das alſo, was die Franzoſen unter Richelieu „Fantassins“ nannten) zum erſten Male ins Gefecht „und beſcheerte ſich ein Dutzend gefangener Franzoſen zum Weihnachten“. 1807 errang er durch ſeine Bravour in der Schlacht von Heylsberg den pour le mérite. Es war dies berühmte Reitergefecht der ſogenannten „Auer-“ ſpäter Ziethen-Dragoner die erſte Waffenthat, welche den preußiſchen Muth wieder belebte. — In den Befreiungskriegen treffen wir Wrangel kämpfend faſt in

*) Nachmals wurden die Towarczys reguläre Soldaten; aus ihnen ſind unſere heutigen Ulanen hervorgegangen. D. V.

allen Schlachten; Großgörschen trug ihm den Majors-Rang und das eiserne Kreuz II. Classe ein. Die I. Classe erhielt er auf dem denkwürdigen Plateau bei Wachau, wo er den Feind glänzend attaquirte und jenen entschiedenen Vorstoß von Süden aus that, der die Franzosen und Poniatowsky's Polen nach Leipzig hineinwarf, wodurch — da kurz darauf die Sachsen zu uns übergingen — das Kampfterrain für Napoleon so verengt wurde, daß er die Völkerschlacht bei Leipzig verlor. Das war Vater Wrangel's zweiter glorreicher „Derflings-Tag"! 1814 führte Wrangel die ostpreußischen Küraſſiere bei Montmirail, Champaubert und in dem gefahrvollen Rückzuge durch den Wald von Etoges. Sein Muth allein erhielt dem Könige dies Regiment! Bei Laon und Sezanne griff er siegreich ein und wurde in Folge dessen Oberstlieutenant. — Nach der Heimkehr Oberst, stand er 1839 an der Spitze des 1. Armeecorps. — 1843 befehligte er die großen Cavallerie-Manöver auf dem Tempelhofer-Felde. Er wollte diese Waffe zu der Wichtigkeit wieder erheben, die sie unter Ziethen und Seidlitz besessen hatte, dies wurde Aufgabe seines ganzen ferneren Lebens! Von der Ueberzeugung erfüllt, unseren Reiter-Generalen gehe die Fähigkeit ab, große Massen regelrecht zu führen, sah er solche Manöver als das Mittel an, diese entschlafene Fähigkeit wieder zu wecken. Daß Oesterreich, Frankreich und Rußland diese Wrangel'schen Ideen sogleich adoptirten, beweist am besten, daß ihr Erzeuger ein Mann von höchstem militärischen Wissen und Talent war. Insbesondere weckte er die Kunst des „Massirens" in Friedrich Carl, welche derselbe in seinem Corps mit eiserner Consequenz auf alle Waffengattungen übertrug, um „alltiet vorup" sein zu können. — 1848 ward Wrangel im April zum General der Cavallerie und Commandeur gegen Dänemark ernannt; unser Prinz, wie wir wissen, begleitete ihn. In Jütland eingerückt, drohte ihm der dänische Admiral Steen Bille, falls er nicht zurückgehe, preußische Städte an der Ostsee zu bombardiren. Wrangel erwiederte ihm von Kolding aus: „Wenn Eure Hochwohlgeboren aussprechen, daß die dänische Marine für das Bombardement von Middelfort an

Häfen der Oſtſee Rache nehmen werde, ſo laſſen Sie es ſich geſagt ſein, daß für **jedes Haus**, das Sie an deutſchen Küſten in Brand ſchießen, ein Dorf in Jütland brennen wird! **Mein Name** bürgt Ihnen dafür, daß es geſchehen würde!!! Wrangel." — Der Däne ließ es ſich geſagt ſein!! — — Nach dem Waffenſtillſtande zu Malmö (26. Auguſt) übernahm Wrangel das Commando in den Marken. — —

Zum zweiten Male ſtellte jetzt der Schlachtengott den achtzigjährigen, dennoch in geiſtiger Jugendfriſche regſamen Greis auf denſelben Boden an die Spitze der öſterreichiſch-preußiſchen Doppel-Armee, ſeinem Herzen wie ſeiner Führung aber zunächſt den feurigen jungen Recken, welcher, wie ein anderer Siegfried Brunhilden, dem ächzenden Schleswig-Holſtein den däniſchen Gürtel löſen, es als rückerworbenes theures deutſches Land uns in die Arme legen ſollte. Daß um dieſe arme Brunhild — ſchon ein „ſachter" Bräutigam girrend warb, der die Befreier heimzuſchicken und die Ehe ſelber zu vollziehen dachte, lag nicht in der Berechnung dieſes Kampfes. Wir haben keine Cabinetskriege mehr in Europa, ſollten wir etwa einen für das Petit-Appartement des Auguſtenburgers führen?! — — — Was noch für uns Preußen ins Gewicht fiel, war, daß unſere Combattanten Oeſterreicher waren, ihr Commandeur aber Freiherr von Gablenz, ein liebenswürdiger Cavalier und tapferer Soldat, der ſich dem Ober-Commando Wrangel's in ſeltener Präciſion und Einmüthigkeit anfügte. Zum erſten Male ſeit 1815 marſchirten Habsburg und Hohenzollern brüderlich Schulter an Schulter zu einem heiligen, — rein deutſchen Zweck; das war der allgemeine große Vortheil! Der zweite ſpecifiſch preußiſche und für Friedrich Carl beſonders bedeutſame war, daß Preußen das Ober-Commando hatte! —

Natürlich hatte das ſeine beſondere Folge. Wenn Preußen mit einem Verbündeten marſchirt, übernimmt es ſeit Alters den gefahrvollſten und verantwortlichſten Theil der Aufgabe, das Leichtere dem Andern überlaſſend; Vater Wrangel kannte überdem ſeinen Friedrich Carl. — Demgemäß wurden die Operationen von ihm ſo eingerichtet, wie ſie von einem öſterreichiſchen Oberſt-

Commandirenden wahrſcheinlich für ſein Corps vorwaltend auch eingerichtet worden wären. — — Die geographiſche Lage Schleswig-Holſteins, — eine Sackform, ſüdlich mit deutſcher Mündung, von den drei anderen Seiten „meerumſchlungen", bot nur eine Operationslinie, ſteif nach Norden! Die linke Seite gegen die Nordſee war die „todte" — das heißt die erſt in zweiter Linie kommende. Dieſe erhielt Gablenz, mithin den linken Flügel. Die „lebendige" Seite, die öſtliche, lag nach Dänemark! Oſtnördlich mußte der Kampf naturgemäß ſich concentriren. Dort mußten wir ſiegen oder geſchlagen werden! Den rechten Flügel alſo erhielt Friedrich Carl mit den Preußen; damit iſt ſchon die halbe Entſcheidung geſagt! — Auf dieſen Prinzen kam's an; was an ihn aber nun kam, warf er zu Boden!! — Verfolgt man das geiſtige Kriegsbild auf der Karte, ſo wird die Wahrheit des eben Geſagten durch die erfolgten ſtrategiſchen Bewegungen evident. Ehe wir ſie ſkizziren, ſehen wir nach dem Feinde. —

Das däniſche Heer war brav im Kampfe, zähe im Leiden. Es mochte ſich ſeit 1848 gewiß nicht verſchlechtert, eher verbeſſert haben. An ſeiner Spitze ſtand General de Meza, der Held von Idſtedt und Friedericia. Ueberdem war die Bodenbeſchaffenheit des Kampfobjects keine für die preußiſche Kriegführung gerade ſehr angenehme. Von Lüneburg aus ſendet nämlich die Lüneburger Heide einen nordweſtlich ſich krümmenden Abſenker in einer öden Hügelreihe von Dünen durch beide Herzogthümer weit über Kolding hinaus. Sie theilt, — wie das Rückgrat eines Fiſches, das Land in zwei Theile, die todte Linke nach der frieſiſchen See, welcher auch in wirthſchaftlicher Beziehung durchaus zurückſteht und hauptſächlich auf die Beziehungen zum Meere angewieſen iſt und die rechte, lebendige, wirthſchaftlich im höchſten Flor ſtehende Seite, welche ihre lange Fronte Skandinavien zukehrt. Dieſe Seite war unſer Theil, hier mußte der Schlüſſel zur Pforte des Sieges gefunden werden. — Gerade auf dem fruchtbaren Theile aber waren die Operationen weit ſchwieriger, und wenn ſie uns nicht abſolut neu waren, lag es daran, daß Wrangel wie Friedrich Carl ſeit 1848 die Terrain-Verhältniſſe thatſächlich

kannten und die Tücke, welche dieſelben boten. Dazu war die Verantwortung Beider eine nahezu ungeheure! — Nicht nur, daß es galt, Oeſterreich zuvor, alſo mit und dennoch trotz ihm zu ſiegen, — es galt auch den grenzenloſen Haß gegen die neue Armee-Organiſation daheim zu vernichten, deren Gegner durch ihre Leiſtungen zu beſchämen, dem Könige aber zu beweiſen, daß die größte Arbeit ſeines Lebens nicht Fiction ſei! — —

Wiſſen auch alle Leſer, was ein „Knick“ iſt und was „Knickwirthſchaft“ beſagen will? Wer es nicht ſelbſt ſah, macht ſich ſchwer einen ernſten Begriff. In Deutſchland ziemlich überall ſtrecken ſich bebaute Bodenflächen über Ebenen und Hügel endlos hin. Nur ſchmale grüne Raine geben die Grenze des bäuerlichen Beſitzthums an und bilden zugleich die Wege, mittelſt denen Jeder von der Straße aus zu ſeinem Acker kann. Begrenzt nicht etwa ein Wald oder Berggipfel den Blick, iſt die Landſchaft nicht da und dort durch Wieſewachs, Weiden am Bach, Tannengruppen oder einen See maleriſch unterbrochen, dann ſchweift das Auge von dieſen endloſen Kartoffel-, Lupinen- und Kornfeldern bis zum Horizont in unerquicklich linearer Langeweile. — Die Elbherzogthümer ſind erſtlich aber ſchärfer gehügelt, ſtärker gewellt als unſere Ebenen. Auf der rechten Seite, namentlich von Kiel aus, dehnen ſich, — wie zu Heringsdorf und Rügen, die herrlichſten Laubwaldungen, z. B. der Düſtern-Brook, der köſtlich umlaubte, hügelbegrenzte Eiderkanal u. ſ. w., bis ans Meer; Wälder ſind indeß eine ſchlimme Gefechtsnachbarſchaft. Jeder Bauer aber, der dort Acker beſitzt, friedigt den zuſammenliegenden Complex durch Weißdorn und andere dichte, in Mannshöhe ragende Strauchhecken ſo feſt und undurchdringlich von allen Seiten ein, daß er nur mittels eines verſchloſſenen Holzthores ſelber in dieſelben hinein und die Saat beſtellen kann. Wachſen dieſe Hecken zu hoch, ſo daß ſie der Saat die Sonne benehmen, ſo werden ſie bis zur Bruſthöhe abgeſchnitten und dadurch alſo deſto dichter, undurchbrechbarer. In dies Gehege treiben die Leute auch ihr Vieh und laſſen es über Nacht unter freiem Himmel; dieſe Gehege heißen „Knicks“. — Sieht man ein ſolch hügelicht Ackerland von fern,

etwa die Höhen von Ellerbeck, Menkeberg und Dietrichsdorf bei Kiel, ſo iſt dieſe grüne Umrandung der Kornfelder nicht nur höchſt freundlich, ſondern auch ſehr barock, etwa wie das fette, glattraſirte Geſicht eines Vollbürgers, das in zierlichem Heckenſchnitt rings vom Backen- und Kinnbart umrandet wird. Kommt aber nur erſt zwiſchen die Knicks hinein, dann hört das Komiſche wie Freundliche der Sache bedeutend auf. — Zwiſchen denſelben nämlich winden ſich, ſtets tiefer gelegen, ſämmtliche Landſtraßen, oft ſo eng dahin, daß zwei Wagen ſich nicht auszuweichen vermögen. Dieſe Wege ſind der reine Sand. Hinter jedem Fuhrwerk wirbelt eine Staubwolke auf, hängt ſich als undurchdringlicher Nebel ſtundenlang zwiſchen dieſe grünen Wände und fällt langſam erſt, wenn nicht ein neuer Wagen, eine Heerde, ein Trupp Soldaten dieſe unerforſchlichen Wirbel wieder aufrührt. Setzt ſich dazu die Sommerſonne mit ſcharfen Strahlen in dieſe Wege, von denen man nie das Ende, links und rechts nur grüne Wände und darüber den Himmel ſehen kann, ſo denkt man an den leibhaftigen Höllenbrand, wenn man gezwungen iſt, dieſe Pfade zu wandern. —

Wer auch noch ſo wenig von militäriſchen Dingen verſteht, dem wird aus dieſer Schilderung der „Knicks“ doch wenigſtens klar werden, daß dem Herrn des Landes dieſe grünen ewigen Hecken zu vortrefflichen Verhauen für ſeine Schützen werden müſſen, daß Derjenige aber, welcher in dies Land eindringt, Knick für Knick mit Kugel und Bajonnet erſt nehmen muß, will er nicht ſeine Truppen dieſe Wege im langen Gänſemarſch wie dünne Fäden dahinziehen laſſen, links und rechts dem Feuer der Däuen ſchußrecht. — Ein Krieg hier iſt zu drei Vierteln Tirailleurkampf, alſo eine Guerrilla-Campagne. Jeder andere preußiſche Offizier, der das Land nur durch — ob noch ſo genaue — Terrainkarten kannte, hätte bedenkliche Schwierigkeiten gehabt, für den Prinzen Friedrich Carl beſtanden ſie aber nicht, und das gewiß war die Hauptſache. —

Der Schlüſſel zur Pforte des Sieges mußte gefunden werden, ward geſagt. — Die Pforte war das Daunewerk. — Wo war der Schlüſſel? — Miſſunde und die Schlei! — Entweder drückte man nun durch Miſſunde, oder man hielt den Feind dort feſt

und bewirkte den Uebergang an einem der beiden anderen Punkte, Arnis oder Kappeln. —

Der Tag von Miſſunde war das erſte heiße Bad, in dem ſich Preußens neue Heeresverfaſſung zu bewähren hatte. Der Kampf leitete ſich durch ein Infanterie-Gefecht ein, ihm folgte die Kanonade, dann der Verſuch des Sturmes gegen die Schanzen. Unſere Truppen aber waren dem däniſchen Kreuzfeuer zu ſtark ausgeſetzt, ohne unverhältnißmäßigen Menſchenverluſt daher die Schanzen nicht zu nehmen. Man wußte genug; ein anderer Ort ſollte als Angriffspunkt geſucht werden. — Die Nachricht vom blutigen „Tag zu Miſſunde" flog indeß durch ganz Deutſchland; zum erſten Mal ſah man, daß es uns Ernſt war und wir uns wie Helden zu ſchlagen wußten. An dieſem Tage erwarb Prinz Friedrich Carl ſich auch den Ehrennamen „Prinz Alltiet vorup!" und als am Abend die feuererprobten Soldaten ſtaubbedeckt an ihm vorbeimarſchirten, rief er ihnen zu: „Ihr könnt heute wie Männer ſchlafen, die ihre Pflicht gethan!" — „So ſoll es immer ſein!" antworteten ihm die Braven. — Nach einem Ruhetage wurde Miſſunde aufgegeben, um den Uebergang bei Arnis und Kappeln zu forciren. Drei Uhr des Nachts, am 5. Februar, fand man dazu die Gelegenheit, denn der Schleiübergang war frei, die däniſchen Truppen zu Arnis-Kappeln hatten ihre Kanonen vernagelt und waren abgerückt! Vier Uhr Morgens ſetzte die Brigade Röder über, nun war die Pforte und das Land geöffnet. Jauchzend drang Alles durch! — Der Feind ſuchte uns eben da, wo wir nicht kämpfen wollten und lies uns dort die Thür offen, wo wir uns gerade vorgenommen hatten, einzutreten! Nun hatten wir de Meza's linke Flanke. Ihm blieb ſomit nur die Wahl, umzingelt zu werden oder das Dannewirk zu laſſen, Dänemark aber hatte nur dieſe eine Armee; — eilig zog ſie ſich auf Düppel zurück.

Hier galt's für uns alſo erſt recht, die Unübertrefflichkeit unſerer Armee, des Königswerkes zu beweiſen, das fühlte vom Feldmarſchall abwärts Jedermann und dieſer Gedanke ſpannte alle Sehnen, ſchwellte alle Herzen, ließ im gemeinen

Manne selbst den Muth eines Leonidas erwachen. In solch heiligen Stunden erhebt der Mensch sich über sich selbst zum tragischen Ideale; er sieht das Leben als das Nichtige an, damit die Idee des Vaterlandes in ewiger Schönheit für alle Zeiten strahle! Der simple, rohe, unwissende Kerl im Gliede schwingt dann durch eine einzige ungeheuerliche That sich zu den Heldengeistern auf, die nach altnordischer Sage mit dem Vater der Götter im ewigen Eichenhaine sitzen und ihres Todes sich freuen dürfen! —

Nachmals hat Oesterreich uns den Vorwurf gemacht, wir hätten es im Kriege zurückgedrängt, um die Ehre des Erfolges allein uns zuzuwenden. Das ist wahr, eben so wahr, wie Oesterreich mit demselben guten Grunde uns dasselbe gethan hätte, wäre das Ober-Commando an ihm gewesen. Weshalb ließ man uns denn dies so ungemeine und ausschließliche Vorrecht, da man uns doch den abwechselnden Vorsitz, — den Wunsch bloßer Gleichberechtigung am Bunde versagte?! — —

Ohne Belagerungsgeschütz waren die Schanzen von Düppel indeß nicht zu nehmen! So schwere Geschütze waren aber nicht leicht heranzubringen; eine dreiwöchentliche Pause trat ein, welche — einige leichte Gefechte abgerechnet — fast einem Waffenstillstande glich. — Indeß waren wir thätig genug. Nicht nur die nöthigen schweren Geschütze kamen, auch unsere Garden wurden vom Corps Gablenz zurückgerufen, denn die weitläufigen dänischen Werke bedurften größerer Massen zur Bewältigung. — Endlich waren wir so weit. — Der Sturm ward auf den 18. April angesetzt, die Aushebung der letzten Parallele erfolgte am 13. Nachts. — Als vier Compagnieen vom 60. Regiment Tags darauf unter Major von Jena 300 Schritt gegen die Schanzen vorgingen und sich in die Schützengräben einlogirten, wurde ihr allgeliebter Führer von Kartätschen in Seite und Rücken tödtlich verwundet, Lieutenant von Seydlitz streckte eine Gewehrkugel todt zu Boden, die Verluste an Mannschaften waren gleichfalls sehr schwer; von Jena starb bald darauf, tief betrauert, im Lazareth von Rübel,

denn die Armee hatte einen ihrer liebenswürdigſten und helden-haftesten Offiziere verloren.

Um 4 Uhr Morgens dieſes Tages (am 18.) begannen unſere Batterieen die 6ſtündige Einleitung des Kampfes. Um 10 Uhr ſchwieg das Feuer, dann raſſelten die Trommeln zum Sturme! „Ich bin ein Preuße —!“ ſo ſtürzten die Colonnen den däniſchen Baſtionen entgegen! — Nicht nur von dieſen, auch durch Rolf Krake wurden ſie mit Granaten beſtrichen. Aber unaufhaltſam erklommen ſie die Bruſtwehren, Traverſe auf Traverſe ward genommen, Alles niedergemacht, bis Schanze I., — die ſüdlichſte am linken Flügel der Dänen, erobert war! Major von Conta vom 4. Garde-Regiment nahm ſie. — Die II. Schanze eroberte Major von Fragſtein von den 38ern. Aber da die Angreiſer, hinter ſich nachrückende Kameraden wähnend, durch dieſelbe hindurchdrangen, bemächtigte ſich die däniſche Beſatzung, welche bereits Pardon erhalten, derſelben wieder und begann das Feuer neu. Als die nachrückenden Arbeits-Compagnieen und die beiden Sturm-Compagnieen ankamen, fanden ſie die Schanze vom Feinde neu beſetzt. Sie mußten ſich niederwerfen, um dem Kugelhagel zu entgehen. Unterm Schutze des Schnellfeuers, das ſie eröffneten, ſtieg Ingenieur-Lieutenant Diener mit etlichen Pionieren in den Graben hinab, um einen Pulverſack an die Palliſadenwand zu legen, und die Oeffnung ſo zu erzwingen. Da war's, wo Pionier Hermann Klincke den Pulverſack entlud, ſich mit den Palliſaden ſelbſt in die Luft ſprengte und den Kameraden „nun Gaſſe“ machend, — den Tod eines Arnold von Winkelried erwählte; er hatte den Entſchluß der Selbſtopferung vorher unbedingt ausgeſprochen. Dieſe That entſchied über das Schickſal der Schanze! Lieutenant Diener, obwohl mit verbrannter Hand, drang durch die Lücke; herzuſpringende Arbeiter und Pioniere erweiterten ſie, die Sturm-Colonnen kamen nach! Wie die Bären ſchlugen die Dänen um ſich, des Todes nun gewiß, Schanze II. ward aber genommen und ihr heldenmüthiger Vertheidiger, Lieutenant Anker, gefangen. Das war ein überwältigender Stachel für den Ehrgeiz der anderen Truppen! Sturm auf die III. Schanze!

Major Girodz von Gaudy vom Leib-Regiment führte ihn aus, wenige Minuten später flatterte die Preußenfahne, die erste unter allen, auf Schanze III. — Lieutenant Stöphasius von der Artillerie und Lieutenant Löbbecke von der 1. Compagnie der 53er hingegen waren die Ersten in Schanze IV. — „Weh deit et hölliſch", ſagte ein ſchwerverwundeter Musketier dieſer braven Truppe zu einem Flensburger Bürger, „aber et was doch **ſchön**!" — — Die V. Schanze, dann Schanze VI. wurden unter Major von Krohn (24er) durch 6 Compagnieen der Brigade Röder genommen. Ihr Held aber, Feldwebel Probſt, führte, die Fahne in der Hand, an Stelle des ſchwerverwundeten Hauptmanns von Salpius, die 11. Compagnie zuerſt auf die Bruſtwehr. Eben will er die Fahne aufpflanzen, eine Kugel zerſchmettert ſeinen rechten Arm. Er nimmt das Adlerbanner in die Linke, als ihm ein zuſpringender Däne durch die Bruſt ſchoß. Füſilier Hermann's Gewehrkolben ſchmettert den Gegner nieder und rettet die Fahne! — Salpius und Probſt! — Dem Wiedergeneſenen wie dem Todten galt der Soldaten ewige Liebe; dem braven Probſt aber ihr ſteter Schmerz und im Liede gedenken ſie immer noch ſeiner! — Die VI. Schanze endlich nahm Major von Beeren (Auguſta-Regiment). Jetzt erſt war der Fall von Düppel, Alſens Pforte, gewiß, Prinz Friedrich Carl konnte dem Könige die Botſchaft froher Gewißheit ſenden. —

Welchen Jubel in Berlin, welch' ſtille Genugthuung in Wilhelms I. Herzen dieſe Nachricht erregte, wurde ſchon geſchildert. „Der König kommt ſelbſt, den Truppen zu danken!" — ſo lief's durch die Reihen der Sieger. — Mit Wegnahme dieſer ſechs Schanzen war die ſchwerſte Aufgabe gelöſt, in den folgenden zehn Minuten fielen die vier letzten; die Düppelſtellung war genommen. Ohne Impuls von oben, ohne Befehl ſelbſt drangen aus eigenem Inſtinkte die Truppen ſämmtlich vor, und dieſer Sieg wurde nicht blos ein Rückzug, er ward des Feindes Vernichtung. Die Preußen nahmen den Alſener Brückenkopf weg, und um 2 Uhr war das ſchleswig-holſteinſche Feſtland von Dänen frei, der Alſenſund fortan die Grenzſcheide. Seit 1815 hatte Preußen keinen Tag

ſo erlebt wie heute; Thränen und Gebet waren der flammende Dank unſerer Herzen! — Durch dieſen Sieg war die feſte Ueberzeugung für uns gewonnen, daß nunmehr unſere ſtaatliche Exiſtenz nicht mehr dadurch bedroht ſei, daß Ohnmacht uns zwinge, jegliche Unbill zu tragen, die ein übermüthiger Nachbar uns zuzufügen für gut findet. Mit dieſem frohen Bewußtſein im Heere traf König Wilhelm auf dem Siegesfelde in Begleitung Bismarck's und Moltke's ein, den Truppen ſeinen Dank ſelbſt auszuſprechen. Prinz Friedrich Carl vor Allen erwarb ſich die ausgezeichnete Anerkennung ſeines königlichen Oheims und Kriegsherrn. Berlin aber brachte ſeine Huldigung dem tapferen Herrn am Hundertkanonentage (3. Mai) dar, wo 108 däniſche Geſchütze durch Begleitsmannſchaften aller Sturmcolonnen unter Führung des Lieutnant Stöphaſius („des Löwen von Düppel") nach der preußiſchen Hauptſtadt gebracht wurden. —

Durch Englands Vermittelung kam nach dieſem Erfolge eine vierwöchentliche Waffenruhe zu Stande, ja, war auf weitere vierzehn Tage verlängert worden. Als dennoch der Starrſinn der Dänen ſich nicht brach, begann (am 26. Juni) der Krieg von neuem; — drei Tage ſpäter hatten wir Alſen erobert. Dies Ereigniß entſchied den Frieden! Nicht nur, daß mittlerweile ganz Jütland mit Friedericia in unſeren Händen war, von Alſen aus bedrohten wir auch das däniſche Inſelreich und Kopenhagen ſelbſt; die Wahl zwiſchen Demüthigung und Vernichtung war alſo nicht ſchwer. Im October wurde Schleswig-Holſtein durch den Wiener Frieden an Oeſterreich und Preußen für immer abgetreten. — —

In der Zwiſchenzeit (ſeit dem Siege von Düppel) war ein Wechſel in unſerem Ober-Commando eingetreten. Papa Wrangel hatte den Feldzug mit Aufbietung ſeiner ganzen Energie geleitet, das rauhe Winterwetter im Beginn deſſelben aber, die Strapazen, welche ſich Jedermann, ob General oder Gemeiner, auferlegen mußte, hatten die Kräfte dieſes greiſen Kämpfers für Preußens Ehre völlig aufgerieben. Mit der Grafenkrone geſchmückt, legte er ſeine Stelle nieder und Prinz Friedrich Carl ward Generaliſſimus der vereinigten Armeen. Von dieſem Zeitpunkt ab waren auch

dem Freiherrn von Moltke die Geschäfte eines Stabschefs beim Ober-Commando der liirten Armeen übertragen worden. Unter dem „Prinzen Alltiet vorup“ und dem „großen Schweiger“ — wie man Moltke noch immer zu nennen beliebt — wurde der Krieg siegreich zu Ende geführt.

So lange bisher in Frieden lebend, sollten wir — da einmal das Schwert gezückt war — es während sechs Jahren nicht mehr aus den Händen legen dürfen! Der Sieg von 1864 zeugte den Krieg 1866, die „Rache für Sadowa“ aber ließ den Riesenkampf mit Frankreich erstehen! Wahrhaftig solche Zeit, — deutlich genug vorher geahnt — erforderte Männer, welche eisernen Willens, kalten Bluts und höchsten Wissens bedurften, um die Hydren zu vernichten, welche neidentflammt sich um uns immer wieder neu erhoben. —

Wie schwer wir gegen Oesterreich und den Bund anno 1866 in den Krieg gingen, ist ja bekannt. Zu Oberst-Commandirenden der drei Armeen, welche Oesterreich entgegengeführt werden sollten, waren der Kronprinz in Schlesien, Herwarth von Bittenfeld im Königreich Sachsen, Prinz Friedrich Carl aber als Centrum in der Provinz Sachsen und Lausitz designirt worden. — Friedrich Carl war bereits noch vor dem dänischen Friedensschlusse nach Berlin zurückgekehrt und alsbald wieder an die Spitze seines 3. Armee-Corps getreten. — Für diese Campagne zum Oberbefehlshaber der I. Armee ernannt, sagte zum Abschied (15. Juni) König Wilhelm zu ihm bewegt: „Ich bin ein alter Mann und bald 70 Jahr, wie soll ich jetzt noch an Krieg denken?! Ich will Nichts mehr, als meinem Volke den Frieden lassen, wenn ich sterbe! Ich weiß auch, daß ich's vor Gott und meinem Gewissen verantworten muß. Ich kann's bezeugen vor Gott, ich habe Alles gethan; gebeten habe ich den Kaiser, gebeten, wie man nur bitten kann! Ich will auch keinen Fußbreit Landes, will Alles zugestehen, was sich mit der Ehre Preußens vereinen kann. Ich habe viel angeboten; aber sie wollen ja den Krieg, sie wollen es so wieder haben, wie es vor dem siebenjährigen Kriege war, und das geht doch nicht; dann ist ja Preußen nicht Preußen mehr!! —

Carl, Du haſt ſchon einen Auftrag gehabt, da haſt Du's gut gemacht; — jetzt bekommſt Du eine viel ſchwerere Aufgabe!!" — Wohl erfüllt von dieſer ihrer Schwere ging der Prinz an ſie und in dem Gefühle, daß der Lorbeer, den ihm der Dänenkrieg gebracht habe, klein ſei gegen die Palme, die er jetzt zu erringen habe und daß unter des greiſen Königs eignen Augen der uralte Ringkampf zweier Gegner ausgekämpft, Deutſchlands Geſchick für immer entſchieden werden müſſe!! —

Da Oeſterreich ſich die Offenſive verſagte und Sachſen entblößt war, galt es die Gebirgspäſſe Böhmens zu gewinnen und ſomit den Eingang in Feindesland. Der königliche Befehl zum Marſch auf Gitſchin war angelangt; des Prinzen Hauptquartier befand ſich zu Görlitz. Als er von dort aufbrach (er bewohnte das Ständehaus), ſagte der Vertreter des lauſitzer Adels zu ihm: „Gott ſchütze das Heer! Seien Sie überzeugt, königliche Hoheit, unſere herzliche Fürbitte ſoll Ihnen nicht fehlen!" — „Ja, bitten Sie für uns", erwiederte Friedrich Carl ſehr bewegt, „denn wir allein werden's nicht vollbringen, ſo Gott uns nicht hilft!!" —

Am 23. Juni rückte der Prinz in Böhmen ein. „Alltiet vorup!" jubelten die Truppen, als ſie den Prinzen zu Roß unterm ſchwarzgelben Grenzpfahle halten ſahen, und unter den Klängen des alten „Friedrich-Carl-Liedes", das ſie vor Düppel ſchon geſungen, zogen ſie hinab den Paß, hinein ins kaiſerliche Land. An demſelben Tage erfolgte unter verſchiedenen Recognoscirungs-Gefechten die Beſetzung von Reichenberg. — Nachdem die Bewegung der I. Armee von Zittau, Friedland und Neuſtadt aus eine concentriſche geweſen, wurde ſie von Reichenbach aus eine ſtrahlenförmige auf Podol, Turnau und Eiſenbrod durch den Sablon-Paß. Letztere beiden Poſitionen wurden ohne Widerſtand genommen, Podol erſt nach heftigem Gefecht. Die Iſarlinie war unſer. —

Am 28. Juni marſchirte die Elbarmee auf Münchengrätz, wo ſich nach hartem Kampfe mit ihr die Armee des Prinzen Friedrich Carl vereinigte. Am 29. ward die Stadt Gitſchin genommen, nachdem zwei kaiſerliche Bataillone Giulai und ein Bataillon

Khevenhüller gefangen genommen worden. — War bei Reichenbach des Prinzen Friedrich Carl Vereinigung mit Bittenfeld's Elbarmee geglückt, so hatte man in Gitschin Fühlung mit der von Schlesien anmarschirenden II. Armee des Kronprinzen gewonnen.

Die bisherigen einzelnen Kämpfe, welche die Gesammtvereinigung aller drei preußischen Armeen und das staffelweise Zurückwerfen des Gegners zum Zweck gehabt hatten, waren sehr blutig und erbittert gewesen, unsere Verluste sehr groß. Noch härter aber waren diejenigen der Armeen, welche in diesem unseligen Bruderkampfe gegen uns streiten mußten. Allein in den Gitschiner Kämpfen fielen 27 sächsische und 111 österreichische Offiziere, ein Beweis, wie verzweifelt das Ringen um diesen wichtigen Punkt, ja daß sein Verlust für Oesterreich schon der Prolog der Niederlage war. Alle diese wackeren Helden verbluteten, treu ihrer herben Pflicht, — der gleiche Lorbeer wie unseren Braven sei ihrem Andenken!! —

Königgrätz! — — Es ist von verschiedenen Seiten sehr verschieden darüber argumentirt worden, wem das Hauptverdienst dieses großartigen Tages zugeschrieben werden muß. Einestheils wird behauptet: Prinz Friedrich Carl habe den Plan der Schlacht zuerst erdacht und eingeleitet. Seine Dispositionen für die ganze Anlage der Schlacht seien vom Kriegsrath genehmigt worden. — Andererseits wird behauptet, daß dies nicht zutreffe, Prinz Friedrich Carl habe lediglich nach der vom Könige im Kriegsrath festgestellten Disposition losgeschlagen und gleichzeitig der Kronprinz den Befehl zum Anmarsch erhalten. Beides geschah demnach und die Umklammerung des Feindes wurde bewirkt. — Wie uns scheinen will, sind beide Ansichten weder ganz falsch noch absolut richtig. Am Nachmittage des 2. und in der Nacht zum 3. Juli fanden mehrfache, höchst wichtige Recognoscirungen statt und zweimal erhielt der Kronprinz und zwar verschiedene Befehle und Dispositionen. Den ersten Avis überbrachte Lieutenant von Normann mittels Briefes des Prinzen Friedrich Carl. Diese erste Disposition wurde aber, späteren genaueren Ermittelungen zufolge, geändert und eine neue mit einem Schreiben Moltke's, was zu-

gleich erklärt: „die heute Nachmittag unter anderen Verhältniſſen gegebenen dieſſeitigen Anordnungen ſind nun nicht mehr maßgebend“, durch Graf Finkenſtein, des Königs Flügeladjutanten, dem Kronprinzen überbracht. Hieraus wird man ſchließen dürfen, die erſte Dispoſition (mit Genehmigung des Kriegsraths) ſei dem Prinzen Friedrich Carl allerdings zuzuſchreiben, die zweite veränderte aber, nach der man wirklich losſchlug, ſei direct und allein vom Hauptquartier nach des Königs Beſchluß ergangen und dieſem endgültigen Plane gemäß habe der zähe und blutige Vortanz in der Schlacht von Friedrich Carl begonnen, auf ſeiner höchſten Höhe um 3 Uhr Nachmittags, — als die Zunge der Glückswaage dieſes Tages ſchon bedenklich herüber- und hinüberſpielte, aber glorwürdig durch des Kronprinzen Erſcheinen an der Spitze der II. Armee entſchieden worden, ſo daß gerade hier beſonders erſichtlich wird, wie durch das richtige Zuſammentreffen aller Factoren der Erfolg des ganzen Kriegs in Böhmen ſo durchgreifend entſchieden wurde, daß alles Kommende nur als die unerbittliche Folge deſſelben angeſehen werden muß. An dieſem ſeltenen Tage erlebten wir auch zum erſten Mal das nie geſehene Schauſpiel, zwei Zollernprinzen als Feldherren in edelſter Rivalität einander in kriegeriſchen Leiſtungen überbieten, unter des Königs Augen die Siegespalme erringen zu ſehen!! Gerade die verſchiedenen Anlagen der militäriſchen Talente „Unſers Fritz“ und des Prinzen „Alltiet vorup“ ſollten am Tage von Königgrätz ſich harmoniſch ergänzen! — Ueber den allgemeinen Gang dieſer heißen Schlacht iſt das Nöthige bereits erwähnt worden. —

Als die Trompeten zum Angriff bliesen, hatte man unſererſeits keine Ahnung, ſich der ganzen öſterreichiſchen Armee gegenüber zu befinden. Man konnte ſich ja nicht denken, daß Benedeck Alles auf einen Wurf ſetzen werde! Zum Glück war, wie wir wiſſen, in der Dispoſition dennoch die Möglichkeit dieſes Falles erwogen und der Kronprinz deshalb zur Hülfe entboten worden. Die Täuſchung über des Feindes Stärke mußte man leider mit den heißen Kämpfen in der erſten größeren Hälfte des

Schlachttages bezahlen. Den Feind allein zu werfen wären Friedrich Carl wie General von Bittenfeld nicht vermögend geweſen, und die Erlahmung trat trotz aller Bravour vor den Lipa-Höhen im Centrum, wie bei der Elbarmee auf dem rechten Flügel in Beſorgniß erregendſter Weiſe ein. Mit der Ankunft des Kronprinzen erſt war der Sieg unſerer Sache unwiderruflich. — —

Der Rückzug! Wenn es, wie Wellington erklärte, nächſt einer verlorenen Schlacht kein größer Unglück giebt, als eine gewonnene, hier wurde das an dieſem heißen Tage zur vollſten ſchrecklichen Wahrheit. Die ſchönſte, tapferſte Armee, die größte Armee Oeſterreichs zog dahin, zerriſſen, verſprengt in grenzenloſer Panik, Todte, Verwundete, Gefangene, Munition und Geſchütze in unüberſehbaren Maſſen zurücklaſſend. —

Am 5. Juli brach die geſammte preußiſche Armee nach Süden auf, von Königgrätz nach — Wien. Die Schluß-Bataille bei Blumenau war das letzte bedeutendſte und ſtrategiſch wichtigſte Ereigniß! Es handelte ſich dort um nichts Geringeres, als die Reſte von Benedeck's Macht zu verhindern, ſich mit der Armee zu vereinen, welche von Ungarn her bereits im Anmarſche war. Hatten wir Preßburg, dann war Wien verloren! — An dieſem Gefechte nahm von Prinz Friedrich Carls Armee ſein eigenes (3. Corps) Theil. Als General von Boſe (4. Armee-Corps) im Rücken von Blumenau Stellung genommen hatte und an General-Lieutenant von Franſecky hiervon eben Nachricht gab, wurde plötzlich auf unſerer ganzen Front Waffenruhe verkündet, — der Friede ſtand vor der Thür! Am 18. Juli wurden die Präliminarien zu Nikolsburg geſchloſſen, am 31. hielt König Wilhelm I. über die geſammte Armee des Prinzen Friedrich Carl bei Großgänſerndorf Revue ab. — —

Das Marchfeld!! Welche Erinnerungen!! — Es iſt ein altes Schlachtgefilde! Hier ſiegte einſt Ottokar von Böhmen, hier fiel er gegen Rudolph von Habsburg als „Rebell". Die Schaaren Napoleons I. hatten ſiegreich dieſes Feld geſehen, nun ſtand auf ihm Preußen's eiſernes Heer —, zwei Stunden nur von Preßburg, die Floriſdorfer Schanzen vor ſich, — dahinter aber ragte die

gothiſche Pyramide von St. Stephan! — Kein Baum, kein Strauch bietet rings die geringſte Deckung, wie eine Tafel liegt die Ebene, von einem kleinen Waſſer nur durchſchnitten, das der Donau zueilt. — Feierlich ſtill iſt's ringsum, — weihevoll! Zu ſiegen iſt groß, den Sieg nicht zu mißbrauchen — größer! — — Am Abende vorher war König Wilhelm I. von Ladendorf in Gänſerndorf eingetroffen. Die vier Diviſionen von Tümpling, Manſtein, Franſecky und Horn, wie das Cavallerie-Corps des Prinzen Albrecht (Vater) von Preußen ſtanden in Parade. — Als gegen 10 Uhr Morgens der langen Linie ſeiner Braven ſich der König nahte, Prinz Friedrich Carl die ganze Parade präſentiren ließ, brach alles Kriegsvolk im Sturm der Begeiſterung mit nicht endenwollendem Hurrah los. Und wie der Jubel da und dorthin wogte, einer Brandung gleich ſich immer wieder erneuend, da tönte von Wien her langſam feierlich — als fernes Mahnen der Kirchenglocken Ton, — erſt ſchüchtern nur und mit dem gewaltigen Brauſen der Stimmen ringend, dann klarer, voller! Wie getragen von einem Gottesodem herüber, überhallt er das letzte Jauchzen!

„Friede ſei ihr erſt Geläute!!“ — —

Andacht wie Trauer erfüllten die Gemüther. — Als der König die 7. Diviſion paſſirte, die ſchmalen Fronten ihrer im Swiep-Walde gelichteten Bataillone erblickte, war auf ſeinem edlen, von Menſchenliebe verklärten Zügen die Erſchütterung zu leſen, in die ſo vieler Braven Heimgang ihn verſetzte. — Der Vorbeimarſch begann! Prinz Friedrich Carl führte ſeine 64er, Prinz Adalbert ſein 31. Regiment vorbei. — Einen wehmüthigen Eindruck machten die Landsberger und Neumärkiſchen Dragoner. Die Schwadronen der letzteren zählten faſt nur noch die Hälfte Mannſchaften; die Anderen waren tief eingeſcharrt im Felde zu Rosberitz. Mit bewegter Stimme berief der König ſeine Generale. „Was wir heute vor uns ſehen, — Gott allein die Ehre!“ tönte ſeine Stimme. „Wir aber ſind Gottes Werkzeuge geweſen! Der unvergleichlichen Bravour Meiner Armee und Ihrer ausgezeichneten Führung, — namentlich“ — hier wendete er ſich leuchtenden Blickes zu

Friedrich Carl — „der Deinigen — verdanke Ich, verdankt das Vaterland dieſen glänzenden, ſo ſchnell beendeten, mit ſo ruhmreichen Reſultaten gekrönten Feldzug! Ich danke heute namentlich der 7. und 8. Diviſion, die mit zäher Tapferkeit Stand gehalten haben, als es den höchſten Preis galt; ihre Verluſte ſind ſchwer und ſchmerzlich, aber ſie waren nöthig und ſind nicht vergeblich. Noch einmal alſo: Meine vollſte Anerkennung und Meinen königlichen Dank! Leben Sie wohl, meine Herren! Auf Wiederſehen im Vaterlande!“ — Unter tauſendſtimmigem Hurrahruf ritt der König mit ſeiner Suite nach Schönkirchen, wo eine aus Decorirten gebildete Ehrenwache ihn empfing. Hier ward das Frühſtück eingenommen. — Noch voll von dem ſchwermüthig-großartigen Eindrucke, ergriff der König herzlich Friedrich Carls Hand. — „Deine Armee hat Großes geleiſtet!“ rief er aus. So Hand in Hand ſtanden Oheim und Neffe; ein Zittern innerſter Bewegung kam über Beide. „Die Armee wird noch mehr leiſten können, als ſie in dieſem Feldzuge geleiſtet hat!“ flammte es begeiſtert von des Prinzen Lippen. — Es war faſt wie ein Eid, den er da that. — Er konnte damals freilich nicht wiſſen, daß er ſobald ihn einlöſen müſſe, noch weniger konnte er ahnen, daß er ihn ſo glänzend löſen werde, wie nur je ein hohes Soldatenwort gelöſt ward! — — —

„Wenn der Pulverdampf einer Schlacht ſich zu zerſtreuen beginnt“, ſagte Prinz Friedrich Carl ohnlängſt, „ſo rollt ſich uns jedesmal ein Bild neugeſtalteter Weltverhältniſſe auf!!“ — Wohl dem Feldherrn, der ſich Deſſen recht tief bewußt iſt; Wehe über den Fürſten, der dieſe ernſte Wahrheit in übermüthigem Leichtſinne zur Baſis ſeines politiſchen Egoismus macht! Neu hatten ſich ſeit 1866 unſere Localverhältniſſe geſtaltet — die des engeren deutſchen Vaterlandes, — Napoleon war es vorbehalten, nicht ganz vier Jahre ſpäter Anlaß zu ſein, daß „der entrollende Pulverdampf der Schlacht das Bild völlig erneuter Weltverhältniſſe entſchleiern ſollte!!“ — —

In dieſem letzten, größeſten aller Kriegsdramen war Prinz Friedrich Carl eine um ſo entſcheidendere, deſto ſchwerere und

verantwortungsvolle Rolle aufbehalten, als ihm dabei faſt unausgeſetzt ſelbſtſtändige Operationen zufielen und er oft nur loſe mit dem Hauptquartier in Verbindung ſtand. — So groß — ja wahrhaft rieſenhaft die Kräfte der deutſchen Armee, eine Million Menſchen, im letzten Kriege ſich entfaltet, ſo ausgedehnt war auch ihr Kampfterrain — vom Rhein bis zum atlantiſchen Ocean — geſteckt, ſo ſchreckhaft in ſeiner Gewalt war auch der Feind ſelbſt. Unſere Kräfte mußten in Frankreich viel mehr getheilt, bis ans Unglaubliche angeſtrengt werden. Dazu ſtanden wir Generalen gegenüber, die in der Krim, Italien, Mexiko, Algier und im Orient ſich höchſten militäriſchen Ruhm erworben hatten, — einer Armee gegenüber, der bisher eine verlorene Schlacht unbekannt war und welche in ſich den Geiſt jener ehernen Bataillone erneuert hatte, die, aus der Schule des erſten Bonaparte, des Weltbezwingers, hervorgegangen waren! Wie ſchrecklich ernſt damals die Stimmung in unſeren höchſten Kreiſen war, wie klar man wußte und fühlte, auf Wen man ſich, nächſt Gott, allein zu verlaſſen hatte, beweiſt folgende unlängſt gethane Aeußerung Friedrich Carls: — „Die Kraft des Volkes zeigt ſich erſt ganz im Heere!“ ſagte er. „Nicht die Begeiſterung etwa, ſein agens iſt die Pflichttreue! Ich bekam erſt Hoffnung und Zuverſicht gegen Frankreich durch meine Soldaten! — Würde doch nur der Deutſche ſich nun ſeiner **ſelbſt** und ſeiner **Kraft** bewußt!!!“ — Solche Gefühle beſeelten den Sieger von Düppel und Alſen, den zähen Kämpen von Königgrätz, ſie beſeelten ihn noch dann in ernſteſter Weiſe, nachdem Frankreich uns längſt zu Füßen lag, Elſaß-Lothringen aber wieder in unſeren Armen!! — —

Am 26. Juli 1870 begab ſich Prinz Friedrich Carl nach Mainz, um das Commando der II. Armee zu übernehmen. Dieſe Armee beſtand aus 6 Armee-Corps, nämlich: der preuß. Garde unter Prinz Auguſt von Würtemberg, dem 3. Corps von Alvensleben II., dem 4. Corps von Alvensleben I., dem 9. von Manſtein, dem 10. von Voigts-Rhetz, dem 12., ſächſiſchen, des Kronprinzen von Sachſen und den beiden Cavallerie-Diviſionen von Rheinbaben und Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin;

Stabs-Chef der ganzen Armee war General-Major von Stiehle. — Vier Tage ſpäter (den 30.) marſchirte Friedrich Carl durch die Pfalz und den 6. Auguſt ging die II. Armee über die franzöſiſche Grenze, um das Corps des General Froſſard bei Saarbrücken feſtzuhalten. Es glückte! Ein Wald von Rothhoſen rings ſtarrte uns entgegen! — Der Kanonendonner rief inzwiſchen von allen Seiten preußiſche Truppentheile herbei. Mit donnerndem Hurrah führte Oberſt Reuter die 12er (Regiment Prinz Carl von Preußen) zum Sturm auf die Spicherer Höhen! — „Brandenburg hoch!“ Sie warfen trotz Steilheit, trotz des Feindes Schützengräben die Franzoſen aus ihrer uneinnehmbar geglaubten Stellung! General Döring griff am linken Flügel ein, Major von Lynker's Artillerie gelang es, durch unglaubliche Anſtrengungen zwei Batterieen (fünfte Diviſion) auf das Plateau des Spichern ſelbſt zu bringen und krachend ſchlugen die deutſchen Kugeln in die franzöſiſchen Glieder! Viermal ſtürmte Froſſard gegen uns an, begegnete das letzte Mal aber einem ſo furchtbaren Angriffsſtoße der Preußen, daß er, zurückgeworfen, ſeine vortheilhafte Stellung verlaſſen, in völliger Auflöſung den Rückzug antreten mußte. — Gegend Abend traf der Oberſt-Commandirende Prinz Friedrich Carl auf der ſchrecklichen Wahlſtatt ein und ergriff das Commando. — Geworfen war der Feind; nun galt's, ihn nicht mehr zur Beſinnung kommen zu laſſen, den erſten Schrecken in ihm als „Preußenkrankheit“ zu verewigen!! Wahrhaftig, nicht Begeiſterung that das, nicht Ehrgeiz, ſie erlahmten Beide ja in ſolchem Todesringen; der treue Pflichteifer, „Gott, König und Vaterland“ im Herzen, das iſt die unzerſtörbare, iſt die einzige Tugend, welche ein Volk gewaltig macht! —

Die geſchlagenen Armeen des Herzogs von Magenta und Froſſard's nahmen einen wilden, fluchtartigen Rückzug auf Metz, dem feſteſten Waffenplatz von ganz Frankreich. Wie der Panther ſich aber erbarmungslos an ſein enteilendes, keuchendes Opfer klammert, ſo hielt unſere wunderbare Cavallerie ſich an dem Feinde feſt. Wie gut ſie es that, bewies, daß ihre Spitzen drei Tage nach dem Siege von Saarbrücken und Wörth bereits ſchon Metz,

Pont a Mouſſon und Nancy erreicht hatten, Elſaß und Lothringen bis gegen die Moſel hin alſo für unſern ungeſtörten Vormarſch offen lagen. —

König Wilhelm und die I. Armee waren am 9. in Saarbrücken erſchienen, am 11. in St. Avold, zwei Tage ſpäter in Faulquemont. — „Metz!“ hieß die allgemeine Loſung der I. und II. deutſchen Haupt-Armee!! — — „Alltiet vorup!“ — Prinz Friedrich Carl hatte in ſeiner anno 1859 verfaßten Schrift: „Kampfweiſe der Franzoſen“ ſeinen Offizieren gelehrt: „daß man keinen Angriff der Franzoſen abwarten, ſondern ihm ſofort begegnen müſſe!“ Dieſe höchſt ſchlagende Regel hatten ſich die preußiſchen Corps angeeignet und ſetzten ſie nun den Franzoſen auf haarſträubende Weiſe in Scene. —

Die Deutſchen ſtanden vor Metz, das die Elite der kaiſerlichen Armee und Rudera vom Corps Froſſard barg. Bazaine, „der Henker von Mexiko“, welcher die Schlacht ſonſt mit dem Spazierſtöckchen in der Hand zu commandiren pflegte, hatte den Oberbefehl dieſer „Rhein-Armee“ übernommen, welche den Rhein niemals ſehen ſollte. Als wir anrückten, hatte dieſer ſelbſtbewußte Mann beſchloſſen, den eben erlangten Oberbefehl und den ſinkenden Stern des Kaiſers zu glorificiren, indem er den Napoleonstag durch einen Sieg über die „Pruſſiens“ celebrirte. Da beſagter „heiliger Napoleon“ indeß für uns keine ſo dogmatiſche Wichtigkeit hatte, um unſere Geſchäfte pietätsvoll gerade nach ihm einzurichten, ſo griff die I. Armee (v. Steinmetz) unterm Auge des Königs Herrn Bazaine ſchon einen Tag früher bei Courcelles an und ſchlug ihn! Mit dieſem Kampfe war die Reihe jener großen Schlachten eröffnet worden, die rings das Netz um Bazaine ſpannten, aus dem er nicht mehr entrinnen ſollte. —

Den erſten ſtarken Riegel ihm vorzuſchieben, war Prinz Friedrich Carls Aufgabe. Bazaine wollte nach einem ſo ſchmachvoll erlebten Napoleonstage ernſtlich auf Verdun zu, der Straße nach Paris, abziehen, dem entflohenen Kaiſer nach, der in den Augen ſeiner mit ſolcher Vorliebe gehätſchelten Armee nur noch eine Null war. „Alltiet vorup“ ging in Gewaltmärſchen mit der

II. Armee in ſtarkem weſtlichen Bogen bei Pont a Mouſſon über die Moſel, ſchwenkte nordöſtlich ein und packte den bereits im Abmarſch begriffenen Bazaine bei Mars la Tour, welcher das Dorf von Vionville, das Vorwerk Flavigny und die nächſten Höhen in Gefechtsordnung beſetzt hatte. Trotz Düppel und Alſen, trotz Königgrätz und Saarbrücken — dieſer Tag war doch der heißeſte, wildeſte, den die unverwüſtlichen Brandenburger, die großmäuligen und doch ſo thatkräftigen Berliner Kinder, die Sprößlinge der Streuſandbüchſe des weiland „heiligen römiſchen Reichs", jemals erlebt hatten!! — Einer Meeresbrandung gleich ſchwoll der Feind heran und wieder heran, um an der norddeutſchen Kraft wie an einem Felſen zu zerſchellen!! Noch machte Bazaine verzweifelte Verſuche, durchzudrücken, noch war es nicht entſchieden, Wer ſchließlich doch das Feld behaupten ſollte, da übernahm am Nachmittag Prinz Friedrich Carl ſelbſt das Commando und ſprengte vor, daß Alle ihn ſahen! „Alltiet vorup, hurrah!" und die 40er und 72er vom 8. Corps griffen mit eiſernen Fäuſten dem Gegner an die Kehle! Da ſauſten herbei Ziethen-Huſaren, Fürſtenwalder Ulanen, die Garde-Dragoner und Magdeburger Bismark-Küraſſiere, die „wilde verwegene Jagd" der geſammten Brandenburgiſchen Cavallerie; — die Tage Derflinger's, Ziethen's erneuten ſich wieder! Sie warfen den Helden von Puebla und den Elan des Kaiſerheeres zurück auf Rezonville! Verduns Pforte iſt für immer für daſſelbe verriegelt! — Prinz Friedrich Carls Ankunft im äußerſten Augenblicke hatte wie immer die Truppen zu einer wahren Wuth der Begeiſterung hingeriſſen, und General von Stiehle, der Stabschef der II. Armee, rief ihm begeiſtert zu: „Ihr Erſcheinen iſt ein Armee-Corps werth!"

In dieſer Schlacht, wie in allen Kämpfen auf franzöſiſchem Boden hat Deutſchland ſtets gegen eine drei- bis vierfache Uebermacht zu kämpfen gehabt; die Franzoſen dachten aber, die Menge müſſe es bringen. Aber ſie ſchlugen ſich ſehr gut, retteten durchaus den alten Ruf ihrer Soldatenehre. — „Vor Vionville verlor unſer 52. Regiment allein ſo viel Offiziere und Leute, als die ganze Werderſche Armee in den drei Tagen bei Hericourt; die acht

brandenburgiſchen Regimenter verloren allein aber mehr, als die ganze Belagerung von Straßburg uns Leute gekoſtet hat!“ Dieſer Ausſpruch des Prinzen Friedrich Carl mag ein Beweis ſein, wie da geſtritten worden; die ganze Armee Bazaine's, worauf die Kaiſergarden, ſtanden eben dort der einen II. Armee gegenüber!! —

Daß es bei dieſem Kampfe nicht bleiben, Bazaine auf weitere Verſuche, aus dem Bereiche von Metz zu kommen, verzichten werde, konnte Niemand glauben. Ihm blieben noch zwei Wege, um zu entſchlüpfen, der nördliche nach Thionville oder die andere weſtnördliche Landſtraße, welche bei Longuyon in den belgiſchen Schienenſtrang — $2^1/_2$ Meile öſtlich von Montmedy etwa — mündet. Der kürzeſte, aber ſchlechteſte Weg war, nach Thionville zu entkommen, denn früher oder ſpäter wurde man dort über die belgiſche Grenze geworfen. So blieb die eine weſtliche und längere Straße nur nach St. Privat-Brieys frei. Was Bazaine noch wollen konnte, — nein mußte, war im deutſchen Hauptquartiere ſonnenklar. An die Stelle der II. Armee des Prinzen Friedrich Carl ſchob ſich jetzt die I. Armee des Königs auf Rezonville, Prinz „Alltiet vorup“ aber marſchirte nach St. Marie aux Chênes und zog ſeinen Riegel über die Straße von St. Privat. Das letzte Luftloch alſo war geſperrt; um zu entkommen, mußte Bazaine eine Schlacht gewinnen!

Der Tag derſelben, der 18. Auguſt, bezeichnete die Doppelſchlacht von Gravelotte-St. Privat! Am Morgen derſelben, als die II. Armee ſich auf dem nordöſtlichen Flankenmarſch von Bionville nach Verneville befand, redete Prinz Friedrich Carl die zwölfte Brigade, namentlich die ſo furchtbar mitgenommenen Regimenter an, belobte ihren unzerſtörbaren Muth und endete: „Ich kenne Euch, Brandenburger! Eure Verluſte gehen mir ſehr nahe! Deshalb aber vertraue ich doch auf Euren alt erprobten Muth, Eure Tapferkeit; Ihr werdet Euch auch **ohne** Offiziere ſchlagen!!“ — Zu ſo ſchwerer Stunde konnte nur ſolch ein Feldherr zu ſolchen Soldaten ein Vertrauen haben, das jeden gemeinen Mann moraliſch zur Qualität eines Offiziers erhob. Im äußerſten Augenblicke das äußerſte Vertrauen zu ſchenken, war des

Prinzen feierlicher Wille und wirklich, er kannte die Brandenburger! — Der allgemeine Gang der gewaltigen Schlacht, dies neunstündige Ajaxringen ist der Hauptsache nach bereits geschildert worden. — Abends 9 Uhr war Bazaine vollständig geschlagen, von seinen Verbindungen mit Paris abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen. — In der Nacht vom 18. zum 19. zog sich Bazaine ganz in die Werke von Metz zurück; sein letzter Schutz und sein schreckliches Gefängniß! Sein Verlust an Todten betrug gegen 15,000 Mann, mit Verwundeten und Gefangenen aber zusammengerechnet 50,000 Mann. Solche Dimensionen hatte nie bisher eine Schlacht angenommen, solches Unglück, trotz aller Bravour, hatte keiner unserer bisherigen Gegner aufzuweisen gehabt. Mag man seiner Zeit über die bewiesene Unfähigkeit Oesterreichs im Kriege 1866 geredet haben, was man wolle, mit welcher Ehre, welcher Hochachtung im Unglück werth war Oesterreich nicht aus seinem Kampfe hervorgegangen, wenn man die Schmach betrachtet, welche die Blüthe derselben französischen Armee nun getroffen, über deren Ruhm das Herz eines Nicolaus brechen mußte und die dem Hause Habsburg sein lombardisch Königreich entriß. — Niemand hinfort konnte Frankreich, es sollte allein sich selbst nur in der Entwürdigung noch übertreffen. Das that es denn auch mit „élan“ zu Sedan und Paris!! —

Die Aufgabe unserer I. und II. Armee wurde von nun eine wesentlich andere. Sie wurden beide unter den gemeinsamen Befehl Friedrich Carls gestellt, von ihnen aber, wie schon erwähnt, verschiedene Corps zu einer IV., der Maas-Armee, unter dem Kronprinzen von Sachsen abgezweigt. Letztere und das königliche Hauptquartier einten sich nun der III. (süddeutschen) Armee „Unsers Fritz“; es galt den Vormarsch auf Chalons, aus welchem die Schlacht von Sedan wurde, der die Einschließung von Paris folgte. — Friedrich Carls Armeen aber hatten jetzt die Pflicht, Metz zu Fall zu bringen, — eine Arbeit, langwieriger als die heißeste Schlacht und — unendlich qualvoller! —

Wer nur einen flüchtigen Blick auf die Karte von Metz

wirft, wird erkennen, wie ſchwer es iſt, dieſen Platz zu belagern, wie die Natur dort Alles gethan hat, um durch terraſſirte Umhügelung jede Annäherung und die Arbeiten des Belagerers zu erſchweren. Die altberühmte Kunſt Vauban's kam aber noch hinzu, den Platz bis zur Unbezwinglichkeit durch Werke zu armiren. — So ſchwer einzuſchließen Metz nun aber auch für uns war, es konnte dennoch bewirkt, der Cernirungsgürtel allmählich verengt und verdichtet werden. Nicht nur, daß das jedoch höchſt langwierig werden mußte, es wurde auch aufreibend für unſere Truppen, denn der Herbſt kam, mit ihm das Regenwetter; doppelt ſcheußlich in dieſem Boden, doppelt fühlbar in dieſem ſcharf eingeſchnittenen Hügelterrain, wo jede Schlucht zu einem Schlammbache wurde und die Erdarbeiten ſchon unter dem Spaten wieder verdarben. Zwar ahnte man nicht die volle Höhe der Streitkräfte, welche mit Bazaine in und um Metz eingeſchloſſen waren, aber ſchon die Uebermacht, welche uns bei Vionville, Gravelotte, St. Marie und St. Privat gegenüber geſtanden hatte, mußte uns ſagen, daß Bazaine dieſe Menſchenmaſſe innerhalb Metz nicht einmal durch völlige Beraubung ſeiner Einwohner dauernd ernähren könne, er, wenn nicht aus Vaterlandsliebe und gekränktem Ehrgefühl mehr, ſchon aus Verzweiflung große Ausfälle wagen, ſich zu befreien ſuchen müſſe. Uebrigens lag der gegründete Verdacht höchſt nahe, Bazaine ſtehe mit Paris und Mac-Mahon, ſei's durch verborgene telegraphiſche Leitungen oder durch Boten, welche ſich durchſchlichen, in Verbindung. Daß er auf Entſatz aus Weſten rechnete, war natürlich nicht zu verwundern, aber eigenthümlich bleibt immer, daß Bazaine am 31. Auguſt, von des Morgens an bis zum Mittag des 1. September, alſo am Tage von Sedan, einen Ausfall mit ſeiner geſammten Macht that, — daß er zwei Tage, nachdem Paris umſchloſſen war, den Ausfall wiederholte, — ſein dritter Verſuch des Durchbruchs aber ſtattfand, als Straßburg eben capituliren mußte, — ſeine letzte verzweifelte Anſtrengung, ſich zu befreien, ſchließlich denſelben 7. October geſchah, wo die Pariſer ihren Monſtre-Ausfall auf Malmaiſon thaten!! — Wenn man ſo gar nichts von einander wußte, iſt dieſe

Sympathie der Seelen auf ſolche Entfernungen denn doch etwas zu wunderlich, um der deutſchen Unſchuld einzuleuchten! — — Die Art der Belagerung, der feindlichen Ausfälle, die Erzählung von der Ausdauer, Entſagung, dem Muthe und den Entbehrungen unſerer Armee vor Metz und wie ſie, wenn der Feind eiſern ſich gegen ſie ſtemmte, wie Granit undurchdringlich war, — es gehört den Ruhmestafeln der einzelnen Corps und Chefs an; dem Ober-Befehlshaber aber iſt die bisher noch durch Niemand erreichte Energie ſeines unverrückbaren Willens und ſeiner zäheſten Geduld hier ganz beſonders anzurechnen. Nirgend als in dieſen ſechsundſechszig Tagen und Nächten vor Metz, welche Jeglichem im deutſchen Heere zur Hölle wurden und während deren Krankheiten aller Art die Glieder unſerer Braven lichteten, Mißmuth, Ungeduld, Entbehrung bis zum Unleidlichen ſtieg, — bewies ſich erſt ganz die hingebungsvolle Liebe der Truppen zu ihrem „Alltiet vorup", die Macht erſt, welche er über ihre Gemüther übte. Da bewies ſich aber auch ganz erſt des Prinzen fühlendes Herz für ſeiner treuen Leute Leiden! Nirgend ſo wie vor Metz lebte ſich Friedrich Carl mit den Truppen ein und gerade dieſe allerſchwerſte Zeit des ganzen Krieges band Führer und Heer, Hoch und Gering um ſo unlöslicher aneinander, ſtählte ihr gegenſeitiges, unbedingtes Vertrauen! Der Prinz (wie übrigens früher ſchon veröffenlicht iſt) erzählt ſelbſt: Meine Kinder ſchrieben an mich: „Du läßt ja gar Nichts mehr von Dir hören, Papa? Wann wirſt Du denn wieder ſiegen? Siege doch 'mal!!" — — „Ja, wenn das immer ſo ginge!" ſetzte er faſt wehmüthig lächelnd hinzu. „Metz war uns Allen eine Zeit der herbſten Prüfung, ſein Fall Jeglichem im Heere eine wahre Erlöſung!!" — —

Der Fall von Metz!! — Wie es in der belagerten Feſtung ſelbſt ausſah, iſt ſchon erzählt worden, zwei Worte ſagen Alles: „Verzweiflung und Grauen!!" — Was in Bazaine's Seele vorging, als er ſich der unerbittlichen Nothwendigkeit gegenüberſah, nicht nur das ſtolzeſte Bollwerk Frankreichs übergeben, nein, ſich ſelbſt und die herrlichſte Armee des Kaiſers gefangen erklären zu müſſen, weiß Gott nur allein. Hatte dieſer Mann noch ein

kleines Stück von Dem im Herzen, was wir — gewöhnliche Kinder dieſer Erde — Gewiſſen nennen, ſo mußte er in dieſer grauenvollen Zeit einen moraliſchen Tod, ein Gottesgericht hienieden ſchon erleiden, was ihm Mexiko und Maximilians Mord, das ſchuldloſe Blut, ſo er in ſeinem langjährigen Metzgergewerbe ruchlos vergoſſen, die Tauſende, welche er beraubt hatte um reich zu werden, mit furchtbaren Zinſen heimzahlte. — Der Kataſtrophe ſelbſt waren verſchiedene, ſie beſtimmende Ereigniſſe vorangegangen. Die Schlacht von Sedan hatte den Fall des Kaiſerreichs und die Republik gebracht, die völlige Einſchließung von Paris aber die Trennung der republikaniſchen Regierung in zwei Bruchtheile, dem zu Paris und jenem zu Tours. Die „Vertheidigung zum Aeußerſten", die Maſſenerhebung, war proclamirt worden. Die „Freiſchützen" (Franctireurs) tauchten als eine neue Gattung Krieger auf, deren Hauptwaffe Gemeinheit, Tücke und rohe Verwüſtungsluſt werden ſollte. Vor der Capitulation von Metz endlich waren ziemlich lange und heimliche Verhandlungen gepflogen worden. Sie fanden nicht blos zwiſchen Bazaine, Prinz Friedrich Carl und dem Hauptquartier König Wilhelms in Verſailles ſtatt, auch mit Madame Eugenie in England und dem Exkaiſer zu Wilhelmshöhe! Hierbei ſpielten General Bourbaki und ein Herr Reignier als Agenten eine etwas zweideutige Rolle. Welche Wirkung dieſe Miſſion betreffs der ſchließlichen Uebergabe von Metz hatte, kann uns eben ſo gleichgültig ſein, wie daß Bazaine etliche Tage ſpäter ſelbſt nach Prinz Friedrich Carls Hauptquartier Corny kam, denn alle dieſe gepflogenen Verhandlungen hatten kein Reſultat.

Zehn Tage ſpäter, nachdem ein Schreiben Bazaine's bei Friedrich Carl eingelaufen war, erſchien ein Unterhändler von anderer, würdigerer Qualität, der greiſe General Changarnier, der edelſte und charaktertreueſte Mann, den Frankreichs Boden trug, der alte Haſſer jener wüſten Corruption, deren Folgen er jetzt ſchwerbewegten Herzens mit ſeinem verwilderten Vaterlande zu theilen hatte. — Prinz Friedrich Carl empfing ihn mit höchſter Achtung und Liebenswürdigkeit, ſuchte durch entgegenkommende Formen dem Greiſe die Härte ſeiner Pflicht erträglicher zu machen.

Die Verhandlungen begannen; Changarnier's weißes Haar und der Ruhm ſeines unbefleckten Namens ſollten Bazaine's Armee und Metz ein milderes Schickſal erwirken. Umſonſt, der eiſerne Prinz war nicht zu erweichen. „Metz für Mexiko und die Armee gefangen!!“ —

Den ſo zu ſagen dramatiſchen Gang dieſer Verhandlungen kennen wir nicht, wohl aber, was Prinz Friedrich Carl über das Ende dieſer Zuſammenkunft ſelbſt verlauten ließ.

„Jetzt kommt die Commune“, ſprach Changarnier ſchließlich zu mir. „Nehmen Sie ſich in Acht, ſie wird Ihnen zu ſchaffen machen!“ — Ich zuckte lächelnd die Achſeln, ich verſtand damals den Sinn von „la commune“ noch nicht. „Sie werden fortan gegen Mückenſtiche (piqures des mouches) zu kämpfen haben!“ Er meinte die Franctireurs.“ —

Feuchten Blickes verließ der alte General den Prinzen. Stabschef General von Stiehle geleitete ihn entblößten Hauptes die Treppe hinunter, Alles beugte ſich vor dem vielgeprüften Manne. — „O, der Prinz“, ſagte er ſpäter, „war ſo zart, ſo einſichtsvoll! Welch nobles Herz — aber auch welch eiſerner Wille! Die Armee und die Feſtung war ſein Wort, daran hielt er feſt, trotz meiner Bemühungen, ihn von dieſer Forderung abzubringen. Und dabei war er ſo mild und gut, wie ein Sohn gegen einen Vater! — O dieſer Gang! Er war der ſchwerſte meines Lebens, ſchwerer als Alles; ich weiß, daß gegen ihn der Tod mir leicht ſein wird!“ — —

Südweſtlich von Metz an der Straße nach Corny, Prinz Friedrich Carls letztem Hauptquartiere, liegt Schloß Frescati. Hier wurden die Verhandlungen betreffs der Capitulation zwiſchen dem Generalſtabs-Chef von Stiehle und Hauptmann Steffen deutſcher Seits, von General Jarras, Oberſt Fay und Major Samuel am 27. October zu Ende geführt. Wohl hätte, nachdem am 25. ſchon an demſelben denkwürdigen Orte General Stiehle des eiſernen Prinzen eiſerne Forderungen dem General Ciſſey wiederholt hatte, Bazaine gern noch einen letzten Verſuch gemacht, mit ſeiner Armee ſich durchzuſchlagen. Da erfuhr der edle Held

von Mexiko aber, daß in seinem eigenen Heere eine Verschwörung existire, Artillerie- und Ingenieur-Offiziere sich verbündet hatten, ihn und seine Suite am 29. October gefangen zu nehmen oder? — todt zu schlagen!! — Schande vor sich, Mord und Verwüstung im Rücken! Er wählte die Schande und lebte! — Kein Zaudern, kein Besinnen mehr! Schon ist es Abends 8 Uhr! Da fahren die Federn ins Tintenfaß! Zitternd setzen die Franzosen ihre Namen neben den des Generals Stiehle und — Metz ist über!! —

Wenn diese Vorgänge schon erschütternd genug waren, die Uebergabe der Armee und Stadt wurden nicht nur ein tieftragischer, sondern ein weltbewegender, großartiger Akt, noch nicht erlebt, so lange es eine Geschichtsschreibung giebt! —

Auf der südlichen Stadtebene am Rouillonbache erwartet an der Spitze des 8. Armeecorps (von Goeben) Prinz Friedrich Carl nebst Suite die entwaffnete und gefangene Armee Bazaine's, — 173,000 Mann, 3 Marschälle, 6000 Offiziere, — den riesenhaften Leichenzug von Frankreichs Kriegsruhm! — Da erwartet er die Uebergabe von Metz, der stolzesten, nie entweihten Jungfrau unter den Städten! — —

„Die Metze und die Magd
„Haben dem Kaiser den Tanz versagt! —"

Setzen wir dem alten Spruch einen neuen Schluß:

„Wenn's Quinto Carolo auch mißlang,
„Prinz Alltiet vorup doch die Metze bezwang!" — —

Welch Schauspiel und welche Decoration!! — Die weite Ebene liegt im Tagesscheine des 29. Octobermorgens da, tief hinten die gefallene Stadt. Links hebt bergartig sich Fort St. Privat, rechts dehnen sich die freundlichen Hügel von Crepy und Peltre in der bleichen Herbstsonne. Von der Stadt her hakenförmig kommt die Chaussee mit ihren traurigen, entlaubten und zerschossenen Bäumen herauf und auf ihr wälzt sich her wie eine endlose buntschillernde Schlange zu schrecklicher Revue vor dem mitleidslosen Hohenzoller die französische Armee. — Welche Scenen es vorher in der Stadt gegeben, ist bekannt genug. Rasender Schmerz, Indolenz, alle

Leidenſchaften der romaniſchen Race hatten ſich drinnen erſt ausgetobt! Dieſer hatte ſeine Waffe zertrümmert, Jener ſein edles arabiſches Roß, das weinend er viel tauſendmal zuvor geküßt, niedergeſchoſſen, damit kein Preuße es reite! Der Eine kaut in gedankenloſer Lethargie ſein erhaſchtes Stück Brod, der Hungertod ſitzt ihm grinſend ſchon auf der Lippe; Jener, in frivoler Luſtigkeit daß er dienſtfrei werde, gießt den Abſynth hinunter, den er eben aus dem erbrochenen Krämerladen erbeutet hat. Ein alter Tambour-Major ſchluchzt wie ein Kind; er hatte die Tage des erſten Napoleon geſehen, ſeine Bruſt ſchmückt die Helenamedaille, das Denkmal von ſeines todten Kaiſers letzter Liebe. Dort umarmen ſich zwei Freunde auf „Nimmerwiederſehen", hier hebt ſich eine Fauſt und eine Stimme dröhnt: „Oh, ce n'est pas encore fini!" „O! es iſt noch nicht aus!!" — — Achtung! „Die Kaiſergarde kommt!" — Wohl trägt ſie das edelſte Gut nicht mehr, die Waffe, aber das da ſind wahrhaft noble Soldaten! — Die Garde-Zuaven ſchreiten vorauf, Bazaine zu Pferde iſt an ihrer Spitze! — Der ergreifendſte Augenblick des Tages iſt da!! — Möge des Prinzen Friedrich Carl eigenes ſchlichtes Wort wirkſamer davon berichten, als des Poeten Feder es vermag. — „Bazaine war von den Garde-Zuaven gebeten worden, **mich ſehen** zu dürfen. Ich ritt an das Bataillon heran, ehe es vorübermarſchirte. Ruhe und Würde war in der Truppe! — 70 Mann von ihnen hatten noch den Malakoff mit geſtürmt! Alle Leute im Bataillon, — wenn Jeder ſeine Feldzüge zählte, — hatten zuſammen **10,000 Campagnen**! Es war ein maleriſcher, ſtolzer, ein **ergreifender** Augenblick!" —

Kann man eine beſſere Apologie des Ruhmes ſeines niedergeworfenen Gegners geben? — —

Außer Metz ſelbſt waren 53 Adler und Fahnen, 541 Feldgeſchütze, das Material für 85 Batterieen, 580 Feſtungsgeſchütze, 68 Mitrailleuſen, 300,000 Gewehre, Küraſſe, Säbel, 2000 Militär-Fahrzeuge und wahrhaft koloſſale Maſſen von Material, ſchließlich eine vollſtändig eingerichtete, werthvolle Pulverfabrik

unſere Beute geworden, in der That eine unermeßliche Beute. Dem ruhmreichen Feldherrn Prinz Friedrich Carl brachte der Fall der Stadt aber mehr ein, als je einem Prinzen des Hauſes Hohenzollern geboten wurde, den — Marſchallsſtab! Kronprinz Fritz allein war ſein Ehrengenoſſe! — —

Es war übrigens höchſte Zeit, daß Metz errungen, die Armee des Prinzen zu fernerer Action frei wurde, denn neue verzweifelte Heerhaufen waren im Norden, Weſten und Süden durch die levée en masse aus dem Boden geſtampft worden, um Paris zu entſetzen und das blutige Kriegsſpiel umzukehren. Demgemäß wurde die combinirte Armee des Prinzen getheilt. Das 7. Corps und Diviſion Kummer blieben als Beſatzung in Metz, das 1. und 8. Armeecorps unter General von Manteuffel erhielt Direction gegen den Nordweſten von Frankreich, zwei Corps gingen zur Verſtärkung der Hauptarmee nach Paris, die Corps 3. (Alvensleben II.), 9. (Manſtein) und 10. (Voigts-Rhetz) aber marſchirten unter Friedrich Carls Commando ſüdweſtlich auf Orleans zu, dem ziemlich bedrängten General von der Tann beizuſpringen. — —

Der Schlußakt der Kriegsführung des Feldmarſchalls „Alltiet vorup", welcher unter dem Heere das Andenken Blüchers von Wahlſtatt erneuert hatte, nahte. Der nun folgende Kampf erhielt etwas Guerrilla-Charakter, rapide Märſche, ſcharfe Stöße nach allen Seiten zeichneten ihn aus. Im Großen wie Kleinen, ob man des Prinzen ſtrategiſche Bewegungen nun auf der Karte beurtheilt, oder die Art der einzelnen Bataillen, es war ein Kampf gegen die „piqures des mouches", welche der greiſe Changarnier dem Prinzen prophezeit hatte. — Die Franctireurs freilich hatten für die Corps des Prinzen nicht viel zu bedeuten. Sie hoben wohl einzelne deutſche Trupps, Feldpoſten und Proviant-Colonnen auf, das aber kommt in jedem Kriege durch reguläre Soldaten auch vor. Am ſchwerſten ſchädigten dieſe mobilen Banden allein das Wohl des eigenen Vaterlandes, denn wo ſie hinkamen, war Verwüſtung. Für uns hatten die Franctireurs indeß einen ſehr entſchiedenen Nutzen, obwohl ſie den Kampf bitterer, grau-

ſamer machten, unſere Leute in faſt bestienhafte Wuth verſetzten. Vom Augenblicke nämlich, da dieſe Freiſchützen erſchienen, einzelne ihrer Ueberfälle und barbariſchen Thaten bekannt wurden, gab's in der ganzen deutſchen Armee keinen ſchlappen und maroden Soldaten mehr! Jeder ſchleppte ſich mit den letzten Kräften lieber weiter, um ſeine Kameraden nur nicht zu verlieren, nicht wehrlos überfallen und von Kannibalenhänden abgethan zu werden. Dem erlahmten Willen half die Angſt nach, die gerühmte levée en masse trug uns alſo nur geſteigerte Disciplin und größere Vorſicht ein. —

Friedrich Carl rückte von Metz in Gewaltmärſchen auf Orleans zu; Corps Manſtein bildete den rechten, Corps Voigts-Rhetz den linken Flügel, Alvensleben II. das Centrum. Am 10. November war er bereits in Troyes, am 24. warf er mit zwei Brigaden des 10. Corps das 20. franzöſiſche Corps aus Ladon und Mezières. Am 4. December gewann er die große Schlacht von Orleans, ſein erſtes „Marſchalls-Meiſterſtück"! — Dieſer neuen großen Waffenthat, durch welche der hoffnungsſicherſte aller franzöſiſchen Generale, Aurelles de Paladine, geſchlagen, die Loire-Armee, mit ihr aber Frankreichs neue Hoffnung, vernichtet wurde, iſt bereits in ihrer Tragweite gewürdigt worden; ihre nähere Schilderung findet in dem Lebensgange der Corps-Commandeure geeigneteren Platz. — —

Orleans, die „Stadt der Jungfrau", bereits in dieſem Kriege ſchon einmal von dem tapfern von der Tann ſiegreich genommen, am 8. November aber wieder aufgegeben, weil ſeine Stellung daſelbſt von zwei Seiten durch Aurelles und General Polhès bedroht geweſen, wurde nach dieſem Siege die ohnmächtige Beute Friedrich Carls. Am 5. December zog der Feldmarſchall ein und über den berühmten Platz Martroy, auf deſſen Mitte das erzene Bild der Jeanne d'Arc ſich erhebt. — Der Aberglaube, — des Unglaubens ältere Schweſter, — hatte die guten Orleaneſen ihre Hoffnung neu auf die Jungfrau mit der „Muttergottesfahne" ſetzen laſſen. Guirlanden, Blumen, Weihekränze und Idole hatten ſie an ihrem Standbilde aufgehängt, zu ihr wie einer Heiligen um

Rettung gefleht, bevor dort deutſche Krieger mit klingendem Spiele dem „Alltiet vorup“ fröhlich vorüberzogen. Wohl blickte Johanna wie flehend zum Himmel. Wohl hob ſie dräuend die ſchwertbewehrte Hand, als halte ſie in ihr des Himmels zürnende Blitze, ſie praſſelnd niederzuſenden. Aber dieſe Hand blieb ſtarr, der Blick leer! — Gott hilft nur der gerechten Sache, ihm iſt der Krieg ein Läuterungsfeuer für ſeine verblendete Menſchheit! — Unter der Jungfrau Augen bivouakirten jetzt die Deutſchen, hingen Gewehre, Helme und Torniſter neben ihren Kränzen auf. Für Gott, für König und Vaterland hatten ſie ſich geſchlagen, und wie ſie nun ſinnend bei der Jungfrau ſtanden, dachten ſie Friedrich Schillers! —

„Wie wird mir! — leichte Wolken heben mich!
Der ſchwere Panzer wird zum Flügelkleide!
Hinauf, hinauf! — Die Erde fliegt zurück!
Kurz iſt der Schmerz und ewig iſt die Freude?!“ —

Das war der deutſche Gottesdienſt vor ihr. — Als ein Muſenſohn aus den funkelnden Kriegerreihen vor ihrem Erzbilde begeiſtert obige Worte ſprach und die Flammen der Wachtfeuer fantaſtiſch im Wiederſcheine Johanna's Glieder und Antlitz umſpielten, da ſoll, — behauptete Einer, das Bild auf eine Sekunde belebt, im Bügel ſich erhoben, das Schwert zum Gruße geſenkt haben. — Sie ſelber glaubte im Leben ſicher an Geiſter weniger, wohl aber an den Geiſt! — —

Der geſchlagene Feind ward ſtehenden Fußes ſogleich verfolgt, ſeine einzelnen Trupps wurden in den Gefechten bei Meung, la Cordon, Salbris und Nevoy ſüdweſtlich von Gien geſchlagen. Das 9. Corps nahm im Weſten Schloß Chambord, andere Theile dieſes Corps warfen eine franzöſiſche Diviſion bei Montlivalt an der linken Loire, ohnweit Blois, das beſetzt wurde. Am 19. verlegte der Prinz-Marſchall ſein Hauptquartier nach Orleans zurück und von hier aus zwang die neunzehnte Diviſion Tours zur Uebergabe, beſetzte es aber nicht. Die nach links und rechts auseinander geriſſenen Trümmer der Loire-Armee waren inzwiſchen durch Gambetta's Energie reactivirt, aus ihr eine Oſtarmee unter

Bourbaki und eine Weſtarmee unter Chanzy gebildet worden. Auf dieſe Beiden und den famos ausgeheckten Plan ihres kriegsminiſterlichen Advokatengenies baute die franzöſiſche Regierung noch einmal ihre Hoffnung! — Weihnachten war inzwiſchen gekommen; — der deutſche Soldat erlebte ſie diesmal im Felde! Nicht einmal zur Feier des Chriſttages in Verſailles, wo der Lichterbaum des — bereits zum Kaiſer erkornen königlichen Oheims flammte, durfte Friedrich Carl eilen; die Pflicht hielt ihn bei ſeinen Truppen feſt. Seine Geſchenke aber durften in Verſailles wenigſtens nicht fehlen; er ſendete ſeinem Oheim und Kriegsherrn die feindlichen Fahnen, welche er im Süden erbeutet hatte! — —

Das neue Jahr —, in ſein härteſtes Winterkleid ſelbſt im franzöſiſchen Süden gehüllt —, ſollte den längſt erſehnten Frieden bringen; doch nicht ohne letzte, bittere Kämpfe auch von Seiten der Armee Prinz Friedrich Carls. — Der franzöſiſche Operationsplan ging dahin, daß der Prinz durch Bourbaki's Oſtarmee, indem dieſer gegen General Werder marſchirte, von Orleans weg nach dem Süden gelockt werden ſolle, indeß Chanzy's Weſtarmee mit der ſchwachen Heeresabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin leicht fertig zu werden dachte. Dieſe Liſt ward leider nur durchſchaut und die Abſicht, durch ſie die Möglichkeit für Chanzy zu erlangen, einen verderbenbringenden Stoß gerade aufs deutſche Hauptquartier in Verſailles zu thun! Der Prinz-Marſchall ging gerade entgegengeſetzt dem Chanzy am 6. Januar zu Vendome auf den Leib und ſchlug ihn und am 7. abermals zu Nogent le Rotrou; ja einzelne unſerer Truppentheile drangen bis St. Calais gegen Weſten vor. Chanzy zog ſich nun auf Le Mans zurück. — Man hatte ihn indeß an der Hüfte und trotz Glatteiſes, trotz eines, für dieſes ſonſt ſo milde Land ganz ungewöhnlich ſchweren Froſtes ward der Marſch gegen die Weſtarmee angetreten. — „Wenn wir Nordländer, die ſolch Wetter gewöhnt ſind, ſchon hart leiden", war das Argument, „ſo leiden die verwöhnten Franzoſen wohl ſchlimmer! Hurrah! Der Nordlandswinter iſt unſer Bundesgenoſſe!!" —

Am 12. Januar 1871 wurde die Schlacht bei Le Mans und zwar auf einem Terrain geſchlagen, das dieſelbe Bildung der „Knicks“ bot, wie Schleswig-Holſtein; hier war die letzte große Action des Prinzen. — General Chanzy's Armee wurde vollſtändig zertrümmert und zog ſich in gänzlicher Auflöſung bis Alençon und Laval zurück. Ihre Vernichtung war ſo vollſtändig, daß franzöſiſche Telegramme zum erſten Male ſelbſt einräumten, die Franzoſen ſeien geſchlagen worden! — 16,000 unverwundete Gefangene, 12 Geſchütze, 6 Locomotiven und 200 Waggons wurden Beute der II. Armee, Le Mans ward geſtürmt, das Lager von Coulie erobert, Chanzy's Truppenmaſſen wurden aus Alençon noch weiter gen Weſten getrieben. — Nunmehr beſetzte Prinz Friedrich Carl auch die Stadt Tours, den Knotenpunkt der Schienenſtränge von Paris nach dem Weſten und dem noch nicht occupirten Süden. —

Neun Tage ſpäter ward die Convention des Waffenſtillſtandes zu Verſailles abgeſchloſſen, die Deutſchen beſetzten die Pariſer Forts. — Die Wahlen zur neuen Nationalverſammlung gegen Gambetta's Intriguen zu ſchützen, wurde des Prinzen Friedrich Carl letzte Aufgabe. Um dieſelbe Zeit begab er ſich, — das erſte und einzige Mal nach Verſailles ins Hauptquartier; man kann ſich denken, wie der ritterliche Prinz dort empfangen wurde! Nach einem Tage Aufenthalt ſchon kehrte er nach Tours zurück, denn am 9. Februar fand ein ſtarker Abmarſch unſerer Truppen um Paris nach Norden und zumal nach Süden ſtatt. — Seit die „Metropole der Intelligenz“ ihre Waffen und Geſchütze überliefert und 200 Millionen Contribution auf ſich genommen hatte, wir aber die Forts beſaßen, war ſie nur noch ſich ſelbſt gefährlich; dagegen aber mußte man ſehr auf der Hut ſein, daß im Süden namentlich der Waffenſtillſtand auch gehalten werde, ſich nicht etwa neue Heerhaufen dort bildeten und in verdächtiger Weiſe der Demarcationslinie näherten. In Tours empfing Friedrich Carl ſeines hohen Siegesgenoſſen, des kaiſerlichen Kronprinzen Beſuch. Zehn Tage nach deſſen Erſcheinen wurden die Friedens-Präliminarien geſchloſſen. — Der definitive Friede erfolgte am 2. März 1871. —

Ueberreich an Ehren, als Sieger in drei Kriegen kehrte an

ſeines Oheims, nunmehr des deutſchen Kaiſers Seite Prinz Friedrich Carl im Juni nach Berlin zurück. — Nach den Tagen der Anſtrengung, des wilden Kampfes und der Schlachtenerregung, die ſelbſt den kälteſten Feldherrn packt, — nach dem Jubel des Sieges und allem Huldigungsglanze mündete des Prinzen Leben wieder in das ruhigere Bett früherer ebenmäßiger Thätigkeit. Eine beſondere Ausnahme hiervon machte nur die Reiſe des Prinzen im December des Friedensjahres nach Petersburg. Er war dahin als kaiſerlich ruſſiſcher General-Feldmarſchall zum St. Georgsfeſte an der Spitze der deutſchen Deputation der St. Georgs-Ritter entboten worden; Prinz Auguſt von Würtemberg, Herzog Paul von Mecklenburg-Schwerin, Feldmarſchall Graf von Moltke, die Generale von Werder, von Alvensleben, von Barnekow, von Budritzki, Prinz Kraft von Hohenlohe und Andere begleiteten ihn. — Kaiſer Alexander empfing ihn huldvoll in Zarskoje-Selo (Kaiſersruhe), ſeinem Luſtſchloſſe, und führte ihn ſelbſt nach Petersburg. Das Ordens-Feſtmahl, des Kaiſers Toaſt auf die Freundſchaft Rußlands und Deutſchlands iſt bekannt. — Dieſer Toaſt machte überall großes Aufſehen! Unſere Freunde freuten ſich dieſer treuen geraden Sprache des ruſſiſchen Kaiſers, unſere Widerſacher erſchraken entweder vor ihr oder wollten die Wirkung derſelben verkleinern. „Was bei einem Diner geſprochen wird, hat nicht viel auf ſich!“ meinten franzöſiſche Blätter. Die Organe der ſtockruſſiſchen (Bojaren-) Partei gingen mit kühlſter Kälte über die Feier hinweg, viele Leute, im Auslande wie in Deutſchland ſelbſt, machten ſchielende Blicke auf den ruſſiſchen Thronfolger, prophezeiten uns noch „einen deutſch-ruſſiſchen Krieg, dem die Allianzen dann nicht fehlen würden“ u. ſ. w. — Dieſe Conjecturen laſſen wir bei Seite. — Was am St. Georgsfeſte noch geſchah, weder offiziell noch offiziös beſtellt, ſondern das freie Ergebniß der Minute geweſen iſt, werden wir da mittheilen*), wo ſtaatspolitiſche Schilderungen beſſer am Platze ſind. Genug, dies Feſt wirkte ſowohl erhebend auf das deutſche

*) Unter Fürſt Bismarck.

Land, wie auf alle diejenigen, welche ihm persönlich beigewohnt haben. — —

Das Schönste eines thatenreichen Lebens ist, wenn es noch nicht abgeschlossen erscheint! Friedrich Carl, in Mitte vollster Mannesvollkraft, hat schon errungen, was kein Zollernprinz vor ihm zu erlangen vermochte! — Wenn wir ihn betrachteten, wo das Schlachtfeld seinen großartigen Hintergrund bildet, müssen wir ihn aber auch da, wo aller Glanz fortfällt, wo der Prinz und Feldherr gegen den Menschen zurücksteht, beobachten. — Der Prinz liebt ein scharf chargirtes pointenreiches Gespräch, was die Mitte zwischen geistvollem Ernst und freier Heiterkeit hält, — so etwas von einer Beaumarchais'schen Unterhaltung. Bei traulichen Plaudereien bedient er sich eines leichten, halben Tons und pou derirt die Worte gern, eine Kunst, die manchem Rhetor von Profession zu wünschen wäre. Heißblütig, faßt er leicht etwas schärfer auf, wie es gemeint ist, — wenn man ihn aber fein und dennoch ehrlich parirt, nimmt er Alles mit höchster Liebenswürdigkeit hin; er weiß dann, wie er mit seinem Mann daran ist. — Manche freilich wissen nicht, wie sie mit ihm daran sind, weil er zuweilen veränderlich scheint. „Er ist ein schnurriger Heiliger!" sagte neulich Jemand. — Nichts ist indeß falscher. Die nämlich, welche ihn noch nicht kennen, sich ihm aus dienstlichen oder anderen Gründen vorstellen, sind entweder selbst einseitig, oder meinen, er sei Soldat, sonst Nichts, und indem sie ihm zu wenig zutrauen, berauben sie sich selbst der Möglichkeit, ihn kennen zu lernen und zu verstehen, zumal sein Ernst leicht etwas Herbes annimmt, sobald er findet, daß man ihn nicht zu nehmen weiß. Eben seine Jugendeinsamkeit, verbunden mit einem höchst regsamen Naturell, haben ihn dahin gebracht, aus dem Fluche der Einseitigkeit heraus zu kommen, alle Seiten des Lebens möglichst zu erfassen und in sich zu entwickeln. Im Privatverkehr zeigt er eine sich ganz ungekünstelt gebende Bescheidenheit, Humanität und geistige Klarheit. Niemand hat jemals eine Equivoque aus seinem Munde gehört! Schlüpfrigkeiten, — wie gewisse Geister sie an gewissen Orten nicht ohne Anerkennung offeriren, — nimmt er verwettert übel, denn er sieht sie

als Mangel an Reſpect vor ſeiner Perſon an. Seine natürliche Vorliebe fürs Soldatenthum hält ihn gar nicht ab, ſich der Literatur, den Künſten, der Verwaltungsbranche mit *demſelben* Intereſſe zuzuwenden. Das würde nun freilich nicht gar viel bedeuten, denn wir haben manchen hohen Herrn gekannt, der Muſik, Malerei, Poeſie, Alterthumswiſſenſchaften, Verwaltung und Gott weiß was ſonſt noch trieb, ohne vom inneren *Weſen* dieſer Dinge etwas Reelles zu wiſſen, ohne nur eine Idee zu haben, wie man ſie *verwende*. Derlei Herrſchaften ſind, was man einen „Liebhaber aus Laune“ nennt. — Prinz Friedrich Carl aber iſt's nicht. Er liebt die Künſte und Wiſſenſchaften aus innerem ſeeliſchen Bedürfniß, deshalb geht er ihnen auch auf den *Leib*, macht ſie ſich praktiſch *nutzbar* und hat dabei die große Tugend, ſich auf Nichts einzulaſſen, was er nicht verſteht, Nichts wiſſen zu wollen, als was naturgemäß innerhalb des Kreiſes ſeiner fürſtlichen Selbſtthätigkeit liegt. Bunſen's Werke ſind ihm ebenſo vertraut, wie die Bibel, der Sachſenſpiegel und die Werke Friedrichs II. Sein Gut „drei Linden“ (nach 1864 auch „Düppel“ genannt) erwarb er nicht des Grundbeſitzes wegen, ſondern um *ländlichen Verhältniſſen* näher zu treten, denn: „alle preußiſchen Herrſcher waren bis zu Friedrich dem Großen ackerbauende Könige!“ meint er. — Einen Theil des Sommers nicht blos bringt der Prinz in „drei Linden“ zu, faſt jede Jahreszeit ſieht ihn dort; oft Tage, oft wochenweiſe. Ein Diener, höchſtens ein Adjutant begleitet ihn; er vergißt draußen den Prinzen und Soldaten völlig, um ſeine Bäume zu beſchneiden, nach ſeiner Wirthſchaft zu ſehen, kurz Landmann zu ſein, ein anderer Cincinnatus. — Um der Verwaltung näher zu treten, ſich von den Bedürfniſſen ländlichen Gemeindelebens zu unterrichten, würde er in der neuen Kreisordnung wahrſcheinlich ganz unbedenklich das Amt eines Kreishauptmanns übernehmen, und ſich dem erſten beſten Landrath ſubordiniren, nur um an dem Selfgovernment des Kreiſes Theil zu nehmen. Eben ſo iſt ſein Intereſſe in politiſchen Dingen äußerſt rege. Ueber ſeine Thätigkeit im Reichstage zum Beiſpiel ſagt Präſident Simſon ſelbſt: „Der Prinz kerbt in das *härteſte*

Holz ein." — So ſtreng conſervativ Friedrich Carl auch iſt, ſo wird ihm doch, — wo es eben gilt, über eine Frage aus unmittelbarer Quelle zu ſchöpfen, — der Begriff der Partei Null! Iſt eine Arbeiterfrage auf dem Tapet, wendet er ſich gewiß an Schultze-Delitzſch, handelt es ſich um Staatsrecht oder Auslegung der Verfaſſung, ſo ſucht er unbedenklich bei Lasker Information und bewahrt ſich völlige Unabhängigkeit des Votums. Man hat ihn öfters darum auch eine Abſtimmung geben ſehen, die von der conſervativen ſehr verſchieden war. Conſervativ gilt Das ihm eben nur, was den preußiſchen Staat, Volks- wie Gemeindeleben, kurz die geſammten Intereſſen der Monarchie conſervirt. Im Reichstage ſieht er den Präſidenten mit nicht viel weniger Unbedingtheit als Vorgeſetzten an, wie der Offizier ſeinen Regiments-Chef, und Simſon kann ſicher ſein, daß, bevor er zur Glocke greift, um die Sitzung zu eröffnen, gewiß Prinz Friedrich Carl (eben ſo Prinz Albrecht Vater) ſich als im Sitzungsſaale anweſend meldet! — —

Der Prinz bewohnt im alten Königsſchloſſe zu Berlin, dem Werke Schlüters, eine der oberen Etagen. Ueberflüſſig wäre, die Repräſentationsräume zu beſchreiben; ſie ſind mehr oder weniger bei allen fürſtlichen Herrſchaften einander ähnlich. — Durch zwei große Salons hinter dem Vorzimmer tritt man ins Sanctuarium, des Prinzen eigentliche Heimath, — ſein Arbeitsgemach. Es iſt, wie alle Räume des Schloſſes, ein großer Raum, und ſeine drei hohen Fenſter liegen dem Eintretenden zur rechten Hand. An dem erſten ſtehen Tiſche, Servanten u. ſ. w., auf denen ſich Bücher, Briefſchaften zur Expedition und dergleichen befinden, kurz, was man gerade aus der Hand legt. Das mittlere Fenſter iſt frei, an dem letzten ſteht der große Schreibtiſch mit dem Seſſel. Dieſem zunächſt an der hintern Zimmerwand, dem Beſchauer gerade gegenüber, hängen vortreffliche Gemälde und Stiche, ſtehen Bücher- und Acten-Schränke, Alles ſcheinbar willkürlich geordnet, wie etwa bei einem Gelehrten. Das Gemach macht dadurch aber gerade den Eindruck der bürgerlichen Traulichkeit. Man ſieht, hier lebt der Prinz nur ganz ſich ſelber. — Die Wand, den

Fenſtern gegenüber, hat in der Mitte das alte, hellpraſſelnde Kamin mit den Rococo-Emblemen des erſten preußiſchen Königthums, Waffenſchränke ſind ohnfern ſichtbar. An einem großen runden Tiſch vor dem Kamin wird ſoupirt. Derſelbe hat etwa Raum für 7 bis 9 Perſonen und allabendlich findet ſich hier ein kleiner Kreis von Herren ein, Freunde Friedrich Carls oder Leute, die ihn ſonſt intereſſiren. Unter ihnen giebt er ſich offen, ohne jegliche Prätention, ſo daß das Geſpräch, einmal im Fluß, eine Leichtigkeit annimmt, welche man gewöhnlich nur in den Salons des alten Pariſer Esprit vorfand. Diejenige Breitſeite des Zimmers, von der man es betritt, hat noch eine Thür. Durch dieſelbe pflegt er ſich, nachdem er die Abendgeſellſchaft entlaſſen, zu ſeiner Familie zurückzuziehen. — Die Pflege und Ausbildung ſeines einzigen Sohnes, Prinzen Friedrich Leopold, iſt ihm ganz beſondere Herzenspflicht. Schon früh hat der kleine Prinz auch ſeines Vaters Weſen verſtehen und ihn lieben gelernt; ſo weit man alſo aus deſſen Neigungen und Eigenſchaften bis jetzt ſchließen kann, verſpricht er demſelben höchſt ähnlich zu werden. — —

In dieſem ſtillen Raume nun werden die Entſchlüſſe des Bezwingers von Metz gefaßt, hier ſitzt er grübleriſch über den Studien, hier fallen Abends im Freundeskreiſe die Lichtfunken des geiſtigen Austauſches in feurigem Regen und manches hohe Wort fällt von des Feldherrn Lippen, das im Herzen der Hörer fortan lebt und verdient, daß die ganze Welt es wiſſe.

Einige ſolcher Ausſprüche, kurz vor der italieniſchen Reiſe von dem Prinzen erſt gethan, wollen wir mittheilen, weil ſie uns Einblick in ſeinen Geiſt und ſein Gemüth geben. — Bei einer Abendgeſellſchaft war davon die Rede: daß beſonders unſere große Beweglichkeit bei den letzten Kriegen entſcheidend für den Erfolg geweſen ſei. —

„Hauptſache iſt“, bemerkte hierzu der Prinz, „daß der Soldat ſich nicht als Maſchine, ſondern als ſelbſtſtändigen Organismus fühlen und ins Ganze verſchmelzen lerne. Der Handwerksburſche, der von Potsdam nach Berlin ſonſt ging und ganz marode ankam, macht als Soldat eine zweifache Tour

mit viel schwererem Gepäck und merkt dadurch, daß seine Körperkräfte durch die militärische Ausbildung gestählt worden sind. Im kleinsten militärischen Kreise, seiner Korporalschaft, lernt er seine Kameraden lieben und achten, er wird sich bewußt seiner Zugehörigkeit zu einem größeren Ganzen, — Schwadron, Regiment, sogar unter Umständen Armeecorps. Die Leistungen des Ganzen, dem er angehört, wirken erhebend auf ihn ein. — Wird er dann Chargirter, Gefreiter, also Respectsperson in seinem kleinen Kreise, so hebt auch das sein Bewußtsein; dann wird er mit kleinen Aufträgen, Patrouillen betraut, um seine Entschluß-Fähigkeit anzuregen. — Der Vorzug des alten Soldaten vor dem Rekruten ist vornehmlich das Verständniß der Nothwendigkeit der ihm zugemutheten Strapazen! Wir hatten Truppentheile im Kriege, in die man einen Ersatz hineinstecken konnte, welchen man wollte, er wurde von den alten Kerlen mit fortgerissen!! Es muß also dem gemeinen Manne das Bewußtsein seines Werthes und seiner Kraft beigebracht werden, das **verlange** ich als Chef von jedem Offizier; der Soldat lernt dann auch seinen Vorgesetzten **taxiren!!**" —

Keinen glänzenderen Nachweis des Zaubers, den auf seine Truppen der Prinz übt, der Liebe, die der Soldat ihm zollt, konnte er geben, als durch diese seine freie Herzensmeinung. Als des Parlamentarismus vor ihm erwähnt wurde, ward das Argument gemacht: wie doch viele Redner oft nur zu sprechen schienen, damit man sie höre, nicht aber, daß etwas Nützliches zu Stande komme. — Der Prinz entgegnete überaus warm: „Das schadet nicht; Jeder soll Alles aus sich herausreden! Das Verweilen in einer legislativen Versammlung hat doch etwas Imponirendes und Berauschendes!!" — —

Der Mann also, welcher einen de Meza, Clam-Gallas und Benedek, einen Bazaine, Aurelles de Paladine und Chanzy schlug, dem Furcht und Aufregung Angesichts des Feindes Undinge sind, beugt sich vor dem waltenden Geiste seines Volkes! Ihn, den kein Ruhm verblenden kann, die höchste Ehre aus seiner schlichten Besonnenheit nicht reißt, berauscht der Gedanke allein,

als Erwählter ſeines Volkes das große deutſche Haus des Rechts, der Freiheit und des Friedens mitbauen zu dürfen! —

Möge darum Horazens, ſeines Lieblingsſängers, apolliniſch Gebet denn für ihn ſelber gelten:

„Nun laß, o Phöbus, ihn mit geſundem Leib
Und Geiſt genießen, was Du beſcheeret haſt,
Und gieb, daß des ruhmvollen Alters
Segen ihm werde, — die Laute ihm klinge!"

Prinz Friedrich Carl, alle Zeit ſei Du voran!! —

GRAF VON MOLTKE.

IV.

Graf Moltke,

Chef des großen Generalſtabs der preußiſchen Armee.

„Candide et caute!“ —

Auf der däniſchen Inſel Moen war vor Zeiten das adlige Geſchlecht Derer von Moltke feßhaft, denn noch ſieht man ziemlich zahlreich dort in den Kirchen ihre Grabſteine. An ihnen prangt ein ſilbernes Wappenſchild mit drei Birkhühnern, ſieben Pfauenfedern bilden deſſen Helmſchmuck und das Deviſenband trägt die bedeutſame Aufſchrift: Candide et caute: „Aufrichtig und vorſichtig!“ —— Es ſcheint uns kein redendes Wappen zu ſein. In der verwandten ſchwediſchen Sprache wenigſtens wird das Birkhuhn der „orre“ genannt, wir ſind aber des Däniſchen nicht mächtig, wiſſen ſomit nicht, ob das Birkhuhn dort anders genannt wird. — Die Pfauenfedern auf dem Helme hingegen ſind von ſymboliſcher Bedeutung und die reiſigen Geſchlechter der Vorzeit wählten ſeit den Kreuzzügen dieſe Zier beſonders gern. Nicht weil ſie etwa auf den geſpreizten Pfauenſtolz deuten, — das iſt eine Verſion des 16. Jahrhunderts, — ſondern weil ſie das altchriſtliche Symbol der Ewigkeit ſind und die Pfauenaugen an der Schweifhöhe, wenn der Vogel ihn fächerartig breitet, den „Widerſchein des göttlichen Blickes“ bedeuten ſollen, der lächelnd auf dies Thier fiel, als es am Schöpfungstage hervorging. Der Pfau war bei den Griechen ſchon der Juno heiliger Himmelsvogel, auf den Pfau legten nach den Kreuzzügen die Ritter ihre Gelübde ab und in den Wandgemälden der Gräber zu Thebae prangt ſeine Feder auf den Häuptern der egyptiſchen Könige als Symbol einer „andern“ Welt. — Das Moltke-Wappen trägt gerade deren ſieben, eine echt ritterliche Zahl, welche ebenfalls aus den Kreuzzügen datirt. Sie ſoll bedeuten: daß das ewige Auge ſiebenfach auf die ſieben Tugenden des Edelmannes und auf die ſieben Laſter ſieht, die in der Menſchenbruſt ihr Spiel treiben. — Dieſe heraldiſche Bedeutung bleibt natürlich betreffs der Moltke ſehr willkürlich, ſo lange man nicht die Zeit und Urſache der Verleihung

des Symbols weiß. Sie tritt jedenfalls sehr zurück gegen die Bedeutung des Sinnspruchs, denn er ist das redendste aller Wappenzeichen. In ihm liegt ja Inhalt und Wesen des Mannes, den unsere schwache Feder zu schildern wagt. — —

„Aufrichtig und vorsichtig!" — Moltke ist Alles Das, was nur in der Welt unter diesen beiden Begriffen sich auffassen läßt. Sie beziehen sich auf die vorsorgliche Klugheit und die zutrauliche Naivetät des Thiers, das er im Wappen trägt. — Derjenige Zweig der Familie, welcher der große Stratege entsprang, soll im Schleswigschen angesiedelt gewesen sein, doch das scheint unklar. Sicher ist, daß seine Eltern zu Parchim in Mecklenburg lebten und daß sein Vater mehrfache Beziehungen zu Dänemark gehabt haben muß. —

Am 26. October 1800 ward Helmuth Carl Bernhard von Moltke als Sohn des Hauptmanns und Freiherrn Friedrich von Moltke und Henriettens, geborener Paschen, geboren. Der aufgefundene Taufschein des Pastors H. G. Seidel zu Parchim stellte dies ohne Widerrede fest und löste den Streit der Städte, die nach der Ehre geizten, seine Heimat zu sein. Er wurde in dem Hause geboren, was zur Zeit im Besitze des Bürgermeisters Sommer-Dierßen sich befindet, der es anno 1867 mit einer Gedenktafel schmückte. — Dasselbe ist nur einstöckig, mit hohem Dach und steilem Giebel. Das Erdgeschoß, massiv erbaut, hat sieben Fenster, die Hausthür ist also dadurch nicht in die Mitte, sondern zwischen das dritte und vierte Fenster rechter Hand gekommen. Der Oberstock hat die gleiche Fensterzahl, ist jedoch nur von Fachwerk. Die Fenster stehen dergestalt unsymmetrisch, daß das letzte linke und die zwei ersten Fenster der rechten Seite durch je einen breiten Pfeiler von den vier mittleren getrennt werden, welche dicht nebeneinander stehen. — Aehnliche verzwickte Bauten findet man auch in Braunschweig, Hamburg und andern nordischen alten Städten wieder. Das Innere ist für uns interesselos, da es jedenfalls seit 1800 durchaus verändert wurde und sich das Zimmer nicht mehr bestimmen läßt, wo der kleine große Hellmuth das Licht der Welt erblickte. — Er hatte noch einen älteren Bruder

und eine jüngere Schweſter. Erſterer iſt bereits 1871 verſtorben, ſeine Schweſter aber lebt als ſeine treue und einzige Lebensgefährtin mit ihm in jenen edlen Räumen des großen Generalſtabsgebäudes, welche wir am Schluſſe unſerer Schilderung zeichnen werden. —

Die Thaten und das Leben Moltke's ſind ſo ſtiller und dabei ſo beſonderer Natur, der Volksmund hat ſeiner Perſon eine ſo eigene Signatur gegeben, daß wir ihn ſelber erſt betrachten wollen, ehe wir ein Daſein aufzuſchließen verſuchen, das für unſere Nation wie das Ausland etwas Räthſelhaftes beſitzt, jedenfalls ein ganz wunderſames iſt. — Alle Blätter, die unſeres Wiſſens bisher eine Beſchreibung oder Lebensſkizze von ihm gaben, nennen ihn den „großen Schweiger“. — Es hat wohl in der Geſchichte nur einen Mann gegeben, welcher ein „großer Schweiger“ wirklich war, Philipp von Oranien, der Befreier der Niederlande. Daß dieſer edle Verwandte unſeres Königshauſes, der Sproſſe der alten Dynaſten von Naſſau und des Geſchlechts der Stollberg ein Schweiger werden und bleiben mußte, erklärt ſich durch zwei Nothwendigkeiten. Oranien verlebte ſeine Jugend als proteſtantiſche Geißel am katholiſchen Hofe Kaiſer Carls V., hatte es im Mannesalter mit einem Philipp II., Granvella und Alba zu thun, und nur Liſt wie höchſte ſtaatsmänniſche Kunſt vermochten die zu Boden getretenen Niederlande dem gewaltigen Philipp, in deſſen Reiche „die Sonne nicht unterging“, zu entreißen. In allen dieſen Fällen war Schweigen ihm nicht blos Pflicht, ſondern Trieb der Selbſterhaltung. — — Helmuth von Moltke hatte keine perſönlich ſo zwingende Veranlaſſung dazu. Wenn man ihn den großen Einſamen nennen wollte, würde man ihn bedeutend treffender bezeichnen, denn Einſamkeit des Herzens und des Geiſtes iſt Schickſal dieſes Mannes, das Gott ihm als Gegengewicht all ſeiner Größe, aller Ehre und eines Reichthums gab, der für ihn am wenigſten Reiz hat. — Daß ein Mann von ſeiner Bedeutung nicht ſchwatzhaft iſt, ſeine Worte ihm genau ſo viel werth ſind, als ſeine von Arbeit überbürdete Zeit und keine Silbe unbedacht von ſeiner Lippe fällt, bedarf keines Beweiſes. — Moltke's perſönliche

Erſcheinung täuſcht leicht. Zu Pferde ſieht er brillant aus, er ſitzt wie eine Kerze im Sattel. Zu Fuß — in der Entfernung nur geſehen — erſcheint er uns ſehr gebeugt. Würde man ihn in Civil ſtecken, ſo könnte man glauben, einen alten Profeſſor der Mathematik oder einen kantiſchen Philoſophen vor ſich zu haben. Man dürfte, trotz ſeiner 72 Jahre, ſich aber ſehr irren! — Die leicht gebeugte Haltung ſeines Nackens und Hauptes erzeugten weder ſein Alter noch Läſſigkeit. Jeder, der innerlich arbeitet, deſſen Leben ein meiſt iſolirtes iſt, wird nicht viel umher-, ſondern vor ſich niederblicken, — er ſieht eben nicht oft aus ſich heraus, ſondern weit mehr in ſich hinein. Wer überdem keinen Familienkreis hat, deſſen Anblick ihn erheitert, wird nur betrachten, was er muß und ernſt ſein. Bei einem Denker, wie unſer Schlachtenmeiſter iſt, findet das gerade ganz beſonders Anwendung, denn ſein ganzes Daſein iſt weſentlich kontemplativer Natur. — So lange wir ihm nicht dicht gegenüber ſtehen, ihn weder reden hören, noch mit ſeiner Staffage vergleichen, werden wir nie einen vollen Eindruck von ihm erhalten. — Es iſt, als ob die Natur ſich bei ihm Mühe gegeben hätte, durch äußeren Schein ſeine Seeleneigenſchaften zu verdecken, unter unſcheinbarer Hülle den Geiſt zu bergen, welcher unſere Hoffnung und der Schrecken unſerer Feinde geworden iſt.

Blickt dieſer Mann mit ſeinem ſtillen tiefen Auge dich indeß an, dann pocht dir gewiß das Herz; du fühlſt, daß ein überlegener Geiſt dich beobachtet und dich jede Unnatur vor ihm zum Dutzendmenſchen erniedrigt. Da Moltke andererſeits, nächſt Bismarck, vielleicht der wunderbarlichſte Kenner der Menſchenſeele iſt, dazu aber ein wahrer Menſchenfreund, ſo genügt, daß man ſich beſcheiden ſo vor ihm gebe, wie man eben immer iſt, um ſicher zu ſein, ihm am wenigſten zu mißfallen. Der weit jüngere Eindruck, den er ganz in der Nähe auf uns macht, wird dadurch verſtärkt, daß Moltke völlig bartlos iſt, ihm dieſe Eigenſchaft des Mannes, wie es ſcheint, von jeher gänzlich fehlte. — Seine Haltung hat nichts militairiſch Steifes, vielmehr eine Freiheit, die mehr an den Denker als den Soldaten erinnert. Gänzlich ohne Affecte und ohne Effect, benimmt er ſich doch wie Jemand, der immer auf

dem „Wer da“ — ſteht. — Gewiß ſpricht er wenig, aber vorzüglich. Man ſieht, das Wort eilt dem Gedanken nie voraus. Er bleibt knapp bei dem behandelten Gegenſtande, doch in dieſer Art Converſation bewegt er ſich mit ſeltener Leichtigkeit und gerade ſie iſt weit mehr als die pointirteſte Sprache geeignet, uns in Verlegenheit zu bringen. Trockenheit oder Pedanterie iſt ſeinem Weſen weit entfernt und der warme Herzenston, welcher bei beſtimmten Anläſſen durch ſeine Rede leuchtet, obwohl ſie wenig Tonhebung und Senkung hat, leiht ihr in ſolchen Augenblicken etwas eigenthümlich Durchgeiſtigtes. Moltke's Art zu ſprechen und zu ſchreiben iſt, — ſollen wir ſie mit derjenigen irgend eines unſerer Klaſſiker vergleichen, — dem Style Leſſing's überraſchend ähnlich. Mit ihm hat er bei gleicher Knappheit dieſelbe Grazie, bei derſelben Einfachheit die gleiche Tiefe gemein; Wort und Gedanke decken ſich völlig! — In ſeinen Mienen, die, von fern geſehen, etwas Aſcetiſches zu haben ſcheinen, ſchlummert, — blickt man nur länger in ſie hinein, — eine ruhige Melancholie. Sie iſt der Schlüſſel ſeines Herzens! Je länger man bei ihm weilt, je magnetiſcher wirkt dieſer Mann auf uns, ohne daß man recht zu ſagen wüßte, in Was ſein Einfluß beſteht. Von ſeinen Fähigkeiten, — das, was man ſeinen militäriſchen Genius nennt, — laſſen wir Andere lieber reden. Uns lag vor Allem daran, dem Leſer erſt den Menſchen darzuſtellen, ehe wir die Geſchichte ſeiner Entwickelung geben, durch welche ſich pſychologiſch erklärt, warum er ſo iſt, wie wir ihn kennen. — — —

Das Schickſal packte ihn zeitig mit rauher Hand. Nur die elf erſten Lebensjahre brachte er zu Parchim unter der liebevollen Pflege der Eltern zu. — Uns iſt nicht bekannt geworden, ob er innerhalb dieſer Zeit oder bald nachher ſeine Eltern verlor. Dem muß wohl aber ſo geweſen ſein. Auch erſcheinen ſeine Vermögensverhältniſſe nicht glänzend, denn mit dem elften Jahre finden wir ihn wie ſeinen älteren Bruder in der Landes-Cadetten-Akademie zu Kopenhagen. Die Schweſter kam wahrſcheinlich auch zeitig nach England. — — Die Gebrüder Moltke waren in Kopenhagen zu einem alten General Lorenz in Penſion gekommen, der ſich ſo gut

wie gar nicht um sie kümmerte. Eine alte Haushälterin desselben, welche mit großer Virtuosität den Hausdrachen spielte, tyrannisirte die Knaben um so mehr, als es denselben gar nicht einkam, sich über sie zu beschweren. Sie dachten: „es müsse eben so sein!“ — So erwuchsen sie bei harten Entbehrungen aller Art. Helmuth von Moltke lernte mithin als zartes Kind schon die Schwere des Lebens unter fremden, liebloſen Menschen kennen; sein Vaterhaus zu Parchim sah er bis diese Stunde nicht wieder. — Wenn er den Sinnspruch seines Geschlechtes: „Aufrichtig und vorsichtig“ auch schwerlich damals schon kannte, erstere Tugend lehrte ihm sein treues Gemüth, letztere der Wettersturm des Lebens, das ihn bald auf hoher Woge mit sich fortnehmen sollte zu fernen unbekannten Gestaden. Der 17jährige Moltke muß übrigens gleich dem großen Oranier schon in der Jugend eine prononcirte Persönlichkeit gewesen sein, denn am 22. Januar 1818 hatte er ein ähnliches Loos wie Jener, — er ward königlicher Page am Hofe von Kopenhagen mit Offiziers-Anciennetät. Ein Jahr später (1. Januar 1819) trat er als Lieutenant ins Infanterie-Regiment Oldenburg daselbst. — —

Weder die Hofluft noch der dänische Dienst scheinen ihm aber absonderliche Freude gemacht zu haben, vielmehr sein deutsches Bewußtsein, die Anhänglichkeit an die Heimat auf dem Festlande ihn zum Austritt bewogen zu haben, denn seit dem 12. März 1822 diente er als Sekonde-Lieutenant im preußischen 8. (Leib-) Regiment. — Vom Jahre 1823 bis 26 besuchte er die allgemeine Kriegsschule in Berlin, unsere jetzige Kriegs-Akademie. — Daß man auf die Fähigkeiten dieses jungen Mannes zeitig aufmerksam wurde, geht daraus hervor, daß er schon 1827 als Lehrer an die Divisionsschule zu Frankfurt an der Oder, 1828 an die topographische Abtheilung des großen Generalstabs versetzt wurde, dem er vom 30. März 1832 bis 30. März 1833 zur Dienstleistung überwiesen wurde. Da er am Anfange des Jahrhunderts geboren war, so bezeichnen die Daten seiner dienstlichen Carrière und der Geschichte unseres Jahrhunderts zugleich die seines Lebensalters.

Vom Jahre 1833 ab wurde er in den großen Generalstab rangirt, dessen Carmoisin-Streifen er nicht mehr ablegen sollte. Seit er in preußischem Dienste stand, muß er wohl von dem älteren Bruder getrennt gewesen sein, nirgend finden wir wenigstens eine Andeutung über das Verhältniß Beider; später soll er denselben indeß mehrfach wiedergesehen haben. Mit seiner Schwester trat Moltke, etwa um die zuletzt angegebene Zeit, neu und in eine so dauernde Verbindung, daß sie sein Schicksal in einer Weise bestimmen sollte, wie er wohl nie ahnen mochte. Sie hatte einen Engländer John Heytiger Burt Esqu. geheirathet, der in Holstein lebte. Sie war John's zweite Frau geworden und fand bereits drei Kinder vor, eine Tochter, welche den Baron von Brockdorff in Holstein geheirathet hatte, — einen Sohn, der sich als Dichter einen Namen erworben haben soll, aber früh verstarb, endlich eine jüngere Tochter Mary. Kinder mit John hatte Moltke's Schwester nur einen Sohn; derselbe und Miß Mary sind nachmals Hauptpersonen in Moltke's Leben geworden. — Ob derselbe damals schon persönlich viel mit der Familie seiner Schwester in Berührung gekommen, können wir nicht verbürgen; daß er in regem Briefwechsel mit derselben stand und das gegenseitige verwandtschaftliche Verhältniß ein sehr inniges und festes war, ist gewiß; Moltke hatte ja nichts Liebes sonst auf Erden, wie die Schwester allein. — Etliche Schriftsteller haben nachmals viele romantische Geschichten über das Leben des jungen Lieutenant Moltke in Berlin, seine anziehende Schönheit, seinen Weiberhaß, wie diverse Anekdoten über seinen sprudelnden Humor veröffentlicht. Ehrlich gesagt, wir glauben von alledem Nichts. Nach unserer bisherigen Schilderung wird man wohl mit uns in dem Schlusse einig werden, daß das, was man damals einen „karmoisin-vergnügten Offizier" zu nennen pflegte, Moltke niemals gewesen sein kann. Sein Haupt ist in der ganzen Anlage zu sehr Charakterkopf, um gerade „sehr schön" in der Jugend gewesen zu sein. Das ganze Geistesleben dieses Mannes ist stets ein zu contemplatives, innerliches gewesen, als daß er je einer jener „liebenswürdigen Sakerloter" hätte werden können, wie sie sich damals in Berlin überaus breit gemacht haben. —

Wir wollen auf die genug schon gekennzeichneten 30er Jahre nicht neu zurückkommen, nur daß einem Manne von solcher Realität des Geistes und Gemüths schwerlich die damalige Berliner Gesellschaft sympathisch sein konnte. Dieser wässerigen Romantik, welche alle Kreise jener Zeit mit Mondscheinkrankheit ansteckte, ist er sicher weder mit viel ritterlichem Eifer, noch weniger mit Schwärmerei ergeben gewesen. Besaß er, was bei einem jungen Manne natürlich ist, — Humor, so wird es wohl jene trockene Kaustik gewesen sein, die ihre stille Verachtung unter leidlichen Formen ausdrückt, immerhin aber spitz genug ist, daß man ihren feinen Stachel fühle. Diese Epoche war gerade diejenige zudem, wo sein eminentes Wissen sich abschloß, sein — nicht blos militärischer Genius die ersten prächtigen Blüthen trieb. Ins Jahr 1835 fiel nämlich seine große orientalische Studienreise, die eigentlich echt romantische Zeit seines Lebens, welche zugleich Ursache seines höchsten, leider nur zu kurzen Glückes werden sollte. — Vielfach ist behauptet und auch geschrieben worden, er habe auf Veranlassung der türkischen Regierung diese Reise unternommen. Zu solcher Initiative war die hohe Pforte denn doch noch nicht kultureifrig genug. Seine eigene Wißbegier vielmehr trieb Moltke, einen Königsurlaub im besagten Jahre zu nehmen, um sich drei Wochen in Konstantinopel umzusehen, über Athen und Neapel dann aber in den Dienst zurückzukehren. Der Urlaub wurde ihm auch ohne weitere Nebenabsichten oder Aufträge ertheilt. Daß Alles anders kam, lag nicht in Moltke's Willen, sondern in den Verhältnissen. — —

Die Reise selbst war überaus interessant! — — Wenn der Künstler und Gelehrte, der geistvolle Mann überhaupt Landschaften, Menschen und Verhältnisse mit anderen Augen ansieht, als jene Klasse Touristen, welche allsommerlich der Mode wegen die Welt unsicher machen, so wird man leicht denken können, wie Moltke reiste, wie er sah und welche Schätze sein Forschereifer für sich, für die allgemeine Wissenschaft, für die Türkei selber ans Licht förderte. Karl Ritter's Freundschaft und lebhaftes Interesse schon beweist, daß Moltke ein eminenter Geograph war; — daß er als

General-Stabsoffizier ein Meister beim Meßtisch und der Kette, ein vortrefflicher Topograph und Geologe gewesen, versteht sich von selbst. Außerdem „landschafterte“ er, wie die Maler es nennen, ganz reizend und daß er auf dieser Reise auch zum Ethnographen, Politiker, Strategen, Menschenkenner und — Poeten sogar wurde, sich hier erst seine Wesenheit voll erschloß und auf ihrem heimischen Boden ausdehnte, hoffen wir zu beweisen. — Die Verhältnisse, welche er in Konstantinopel vorfand, waren ganz dazu angethan, seine überraschende Entwickelung zu fördern. — Sultan Mahmud I. regierte, ein Mann, der einsah: der Orient gehe im Marasmus unter und seine eigene Existenz hänge davon ab, daß er sich von der orthodoxen Tyrannei der Osmanlis befreie und sein Volk europäischer Gesittung nähere. Er wählte hierzu eine echt-türkische Radikalkur, er ließ 20,000 Janitscharen niedermachen. — Die Mamelukenwirthschaft hatte ein Ende und der Padischah betrat entschlossen den Weg der Reform. — Der vorzüglichste Vollstrecker seines Willens war Chosref-Pascha, der Seraskier (Kriegsminister), und dieser merkwürdige Mann sollte in das Leben Moltke's merkwürdig eingreifen. Schon neigte sich der Urlaub desselben dem Ende zu, als er von seinem Gesandten am 20. oder 21. December dem allmächtigen Günstlinge des Sultans vorgestellt wurde. Das Gespräch kam auf die preußische Landwehr und Moltke entwickelte dem Seraskier Zweck und Art derselben, wie die unleugbaren Verdienste, welche dieses Institut sich im Befreiungskriege erworben hatte. Diese Explikation muß große Wirkung auf Chosref hervorgebracht haben, denn derselbe ließ Moltke durch den Gesandten auffordern, seine Reise zu verschieben. Artigkeit hielt die preußische Regierung ab, dagegen Einspruch zu thun; ein unbestimmter Nachurlaub ward bewilligt, Moltke also blieb zur Disposition der Pforte. — Daß man nicht sobald den schätzbaren Mann aus den Fingern zu lassen gedachte, beweist, das er alsbald ins Haus des ersten Dragomans (Dollmetschers) des Paschas, Mardirati (Martinchen) genannt, eines Armeniers, einlogirt wurde. Am 10. Mai 1836 endlich wollte Moltke seine Rückreise antreten, doch der Großherr befahl dem

Seraskier, ihn abermals zum Bleiben zu veranlaſſen; er ſollte mit Halil Paſcha, Schwiegerſohn des Sultans und Großmeiſter der Artillerie, nach Varna gehen, was man befeſtigen wollte. — Mit dieſem, der preußiſchen Regierung ausgeſprochenen Wunſche war zugleich das Geſuch, noch einige höhere preußiſche Offiziere zu ſenden, verknüpft. Beidem wurde bereitwillig entſprochen und fortan erhielt der, bisher zur eigenen Belehrung anweſende Moltke eine für die Pforte ſo wie das Kriegsminiſterium in Berlin officielle Wichtigkeit. Er erlangt ſie jetzt aber auch für uns als Schriftſteller und Menſch in ganz beſonders hohem Grade. —

Die Ergebniſſe ſeiner bisherigen Beobachtungen hatte Moltke nämlich theils in wiſſenſchaftlichen Notizen, Plänen, Zeichnungen, namentlich auch in einer Reihe von Briefen an ſeine Schweſter Miſtreß Burt in Holſtein niedergelegt, ohne Ahnung, daß er in ihnen ein literariſches Meiſterwerk geſchaffen habe, das Tauſende ſpäter verehren würden. — In dieſen Briefen, — die vor uns liegen, — iſt Moltke's Styl ſeelenvoll, empfindungsreich, von feinſinnigſter Eleganz. Seine durchweg maleriſche Anſchauung erhebt ſich oft zu dichteriſchem Schwunge. Sein hiſtoriſches Wiſſen, ſeine claſſiſche Bildung, ſeine naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe machen ſeine Schilderungen beſonders lebenswarm. Der tiefe Blick in die Menſchennatur, — die politiſchen, wie national-ökonomiſchen Anſichten aber, welche er ausſpricht, müſſen überraſchen. — Daß dieſe: „Briefe über Zuſtände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835—1839“ (Berlin bei Ernſt Siegfried Mittler, 1841 anonym erſchienen), eben ſo wie: „Der ruſſiſch-türkiſche Feldzug in der europäiſchen Türkei 1828/29, dargeſtellt durch Freiherrn von Moltke, Major im Königlich Preußiſchen Generalſtab“ (Berlin 1845, bei Georg Reimer, mit Karten und Plänen), ihn in der Armee zu einer wiſſenſchaftlichen Autorität erhoben, braucht alſo nicht erſt verſichert zu werden. — Man hat nicht nöthig, viel von Kriegskunſt zu verſtehen, um dem Autor beider Werke ſeine tiefſte Verehrung zu zollen, und wir fordern Jeden auf, Dem darum zu thun iſt,

Moltke's ganzen geiſtigen und Gemüths-Habitus kennen zu lernen, dieſe beiden Werke zu leſen, denn keines Menſchen Feder kann dieſen Mann beſſer ſchildern, als er ſich in ihnen ſelbſt dem menſchlichen Auge darſtellt. Damit unſer Leſer indeß eine Ahnung ſeiner Schreibweiſe und der Seelentiefe eines Mannes erhalte, den wir bisher nur aus ſeinen Erfolgen kannten, laſſen wir einige frappante Stylproben folgen. — —

Moltke iſt alſo von der Heimat eben nach der Stadt am goldenen Horn unterwegs und in Adrianopel. — Begleiten wir ihn. — „Wie alle türkiſche Städte iſt auch Adrianopel, von Außen geſehen, ſehr ſchön. In einem weiten Wieſenthale, zwiſchen mächtigen Baumgruppen und ſchlängelnden Flußarmen, erheben ſich die Kuppeln und Minarehs, die Mauern und Thürme über ein Gewirr von flachen rothen Dächern, zwiſchen denen lichtgrüne Sträucher und hohe ſchwarze Cypreſſen hervorleuchten. Die mächtige Moſchee Sultan Selims mit ihren vier ſchlanken Minarehs ragt auf dem höchſten Hügel über die ganze Stadt her, welche von Weinbergen, Gärten und Ackerfeldern rings umſchloſſen iſt. — Unſer Tartar trieb indeß zur Eile und am zehnten Morgen, ſeit wir aus Ruſtſchuck ausgeritten, ſahen wir die Sonne hinter einem fernen Gebirge emporſteigen, an deſſen Fuß ein Silberſtreif hinzog; — es war Aſien, die Wiege der Völker, — es war der ſchneebedeckte Olymp und der klare Propontis, auf deſſen tiefem Blau einzelne Segel wie Schwäne ſchimmerten. Bald leuchtete aus dem Meere ein Wald von Minarehs, von Maſten und Cypreſſen empor — es war Konſtantinopel!“ — Moltke iſt nun in dem alten Byzanz; einzelne ſeiner Eindrücke daſelbſt ſind: „Nach dem Frühſtück mache ich bei gutem wie ſchlechtem Wetter eine Promenade; gewöhnlich durch die Hauptſtraßen von Pera nach dem großen Begräbnißplatz. Die hohen hundertjährigen Cypreſſen beugen unter der Laſt des Schnees ihre grünen Zweige zur Erde und die zahlloſen aufrechtſtehenden Leichenſteine ſind mit einer Eisrinde wunderbar inkruſtirt.“ — Ueber ſeinen Gönner ſagt er: „Mir kommt es manchmal vor, als ob der Seraskier Mehemed Chosref die Reform — (welche er nämlich inaugurirt hatte) in ſeinem ge-

heimſten Innern mit der tiefſten Ironie behandele; aber ſie iſt ihm das Mittel zur Macht, und Macht iſt die einzige wahre, ungebändigte Leidenſchaft dieſes Greiſes!" Wie klar Moltke den verſchloſſenen intriguanten Charakter deſſelben erkannte, wird ſich bald ergeben. — Im Hauſe des Dragomans kam Moltke mit Orientalinnen, Frau und Töchtern ſeines Wirths, vielfach in Berührung, denn der Armenier iſt ſo ſkrupulös nicht wie der Moslem. — — „Auf einen Europäer", ſagt er, „macht es einen eigenen Eindruck, ſich von den Töchtern des Hauſes aufwarten zu laſſen. Sie bringen dir die Pfeife, reichen den Kaffee und bleiben mit verſchränkten Händen vor dir ſtehen, bis du ſie aufforderſt, ſich zu ſetzen. Es liegt aber darin für ſie durchaus nichts Demüthigendes und iſt auch in der That nur das altbibliſche, naturgemäße Verhältniß. Wenn wir die Wahrheit ſagen wollen, ſo müſſen wir geſtehen, daß bei uns ein junges Mädchen von dem Brautſtande in den Eheſtand eine Stufe herabſteigt, denn die Vergötterung, mit welcher ihr gehuldigt wurde, kann unmöglich für die Dauer eines Lebens vorhalten. Im Orient wird aber die Frau durch die Ehe gehoben und wenn ſie auch dem Manne unterthan bleibt, ſo herrſcht ſie doch in ihrer Wirthſchaft über Dienſtboten, Söhne und Töchter. Ich will damit nur ſagen, daß wir in der einen Richtung vielleicht zu weit gehen, während die Türken in der anderen Richtung noch viel weiter gehen." — — Vom Haremsweſen argumentirt er: „Es iſt freilich bequemer, der einzige Mann zu ſein, den die Frau ſieht, als unter vielen der liebenswürdigſte!" — — Bujukdere bietet den Anlaß zu der Betrachtung: „Merkwürdig iſt mir auch die Langſamkeit geweſen, mit welcher die Vegetation ſich hier entfaltet; die Pflanzen ſcheinen zu wiſſen, daß ſie ſich nicht zu beeilen brauchen, wie bei uns, wo ihnen der Winter gleich über den Hals kommt." — Seine militäriſchen Beobachtungen im Orient entreißen ihm das ſchönſte Bekenntniß eines Soldaten: „Im Abendlande haben die Kriege dagegen immer mehr den Charakter der Volkskämpfe angenommen!" — Die Kabinetskriege warf er ſomit zu den Todten; was Wunder, daß der Krieg

Habsburgs und Napoleons gegen uns, die ihrerseits nur Kabinetskriege gewesen sind, vor dem Volkskampf unter Moltke siegreich nicht bestehen konnten? — Vom Sultan, — einmal demselben nahe getreten, — wurde Moltke nahezu für einen Tausendkünstler gehalten. Einrichtungen bei der Artillerie, Festungs-Brücken- und Palast-Bauten, Marineschule, Herstellung von Wasser-Reservoirs (Bends) und -Leitungen, — Alles wird ihm zugemuthet, was er kann und nicht kann, aber durchaus können muß. Er — der erste Christ (noch immer „Franke" im Orient genannt), der es nicht blos darf, sondern dazu befohlen wird, — nimmt den Bosporus und das ganze anliegende Terrain auf, erhält offene Ordre, die ihn ermächtigt, in alle Festungen und Batterien einzutreten, und so viel Soldaten, als er will, zur Begleitung mitzunehmen, — kurz Sultan Mahmud erkannte des preußischen Offiziers Werth klar genug, um ihm alle geheimen Schäden seines Reiches und seiner Verwaltung bloß zu legen, wie einem Arzt den siechen Leib. — Anfang December 1836 fiel Moltke's Gönner Chosref-Pascha plötzlich in des Großherrn Gunst und ward nach Emirgion verbannt. Seine eigenen Lieblingssklaven, die er zu des Sultans Schwiegersöhnen gemacht, hatten den alten herrschsüchtigen Herrn gestürzt. Natürlich war für jeden Türken von Rang Chosref sofort eine gemiedene Person. Moltke hingegen besuchte den verbannten Freund und — richtig — wie er geahnt, die Reform, als deren Träger derselbe bisher gegolten, war ihm wirklich nur ein Machtmittel gewesen; Chosref hatte seine alttürkischen Gewohnheiten völlig wieder angenommen. Daß der schlaue Alte indeß noch immer darauf sann, wieder die Zügel des Staates zu ergreifen, muthmaßte Moltke alsbald: „weil derselbe in seinem Verbannungsorte sogleich eine Moschee bauen ließ und eine Schule gründete!" — Er betrog sich wiederum im Charakter des türkischen Volks und der betreffenden Person nicht, denn ehe Moltke noch den Orient verließ, sah er den allgewaltigen Chosref abermals im Besitze von Mahmuds ausschließlichem Vertrauen! — Bis Anfang des Jahres 1837 hatte Moltke vollständig mit Aufnahmen und den übrigen Geschäften zu thun, welche ihm der Großherr auftrug. In der Audienz am

19. Januar überreichte ihm derselbe den Nischan-Orden. Am 22. Februar hatte, — in jeder Art eine Riesenaufgabe, — Moltke die topographische Aufnahme Konstantinopels vollendet. — Im April mußte er den Großherrn auf dessen Reise durch Bulgarien und Rumelien begleiten. — Die Beschreibung derselben sowohl in landschaftlicher wie militärischer Beziehung ist höchst wirksam. Moltke lernte auch Hussein-Pascha bei dieser Gelegenheit kennen, den letzten Janitscharen-Aga, einen unheimlichen Gesellen, welchem man die blutige Hinopferung seiner eigenen Leute zur Last legte. Die Schilderung Kosanliks, dem Gülliſtan oder der Rosenstadt, mit welcher die Bülbül oder Nachtigall ja unzertrennlich ist, ist wahrhaft entzückend. Hier ist's, wo das seltenste Parfüm der Erde gewonnen wird und, soweit das Auge reicht, erblickt es nur Rosenfelder. Sie werden dort wie Kartoffeln in Beten gezogen, um das kostbare Oel zu gewinnen, und man riecht nicht nur die Rosen, man trinkt, ja man ißt sie auch. — Der Zug des Großherrn kehrte am 6. Juni nach Stambul zurück. Moltke hatte unterwegs alle Städte im Plane wie Durchschnitt, besonders die Fortificationen derselben, für Mahmud aufgenommen und eine bedeutende Sammlung von Terrainkarten angefertigt. Am 26. Juli hatte er abermals Audienz bei demselben, der sich ihm höchst gnädig erwies. — Zu Moltke's großer Freude trafen auch nun die längst erwarteten preußischen Collegen, zwei Offiziere vom großen Generalstabe und einer vom Geniecorps ein. — Man muß lesen, wie sehnsüchtig Moltke nach ihnen ins Meer auslugt, bis sich die ersten Wolken des Dampfers, der sie trägt, am Horizonte kräuseln und wie er freudig ihnen entgegeneilt, — um die volle Herzlichkeit eines Mannes zu begreifen, den man unter uns nur zu geneigt ist, für wenig mehr als ein lebendiges unzweifelhaftes Rechenexempel anzusehen, bei welchem Menschen die benannten Zahlen abgeben. — Jetzt begann erst die rechte Arbeit! Moltke unternahm mit seinen Genossen alsbald eine Inspectionsreise an die Donau. Besonders waren die interessanten Terrainabschnitte der Dobrudscha, die Orte Hirsova, Isaktschi und Tuldscha Gegenstände ihrer Forschung. Die Einöde rings wird Moltke zu einem Ruisdael'schen Landschaftsbilde

und kein Maler von Fach kann die Natur mit liebevollerem Auge anſehen, ihre ſtumme Sprache beſſer verſtehen, als der greiſe Denker am Königsplatze zu Berlin. Wie ſehr ihn der dreifache Trajans-Wall, die Ruinen der römiſchen Kaſtra, die Umwallung der alten Conſtantia, alle dieſe Reſte antiker Herrlichkeit, welche er uns erſchließt, angezogen haben müſſen, ſieht man aus ſeiner detaillirten Beſchreibung derſelben, durch welche man ſelbſt ohne Karte lebendigen Eindruck von ihnen erhält. — Dieſe Expedition ſollte indeß nur ein Vorſpiel der Forſchungsreiſen werden, durch welche Moltke, — der erſte Chriſt, welcher ſeit der Moslemherrſchaft dieſen Boden betrat, — uns jene Gegenden wieder erſchloß, welche das Abendland bisher nur aus den Schriften der Alten kannte. — Bereits als er das erſte Mal die Dardanellen beſuchte, ſah er die Reſte von Troja. Seine Kenntniß der alten Literatur, zumal der Iliade, befähigte ihn, mit Hülfe ſeines brillanten Ortsſinnes die Lage aller Punkte wieder zu erkennen, welche die alte Poeſie im Liede verewigt hat. — Seine Beſchreibung der Aja-Sophia zu Konſtantinopel ſtreift geradezu ans Erhabene; ſeine Sprache hat hier einen Farbenſchmelz, ſein Satzbau einen Schwung, daß wir getroſt behaupten dürfen: wenn Moltke nicht Moltke geworden wäre, er hätte gewiß ein Dichter ſein können. Das Schickſal fügte zu unſerm Heile es anders, denn ob wir auch große Verehrung für unſere tapfere Armee und gerechte Hochachtung vor unſerer vaterländiſchen Literatur hegen, alle unſere Poeten hätten in Böhmen und Frankreich uns doch nicht den Sieg erſungen, unſere Heere ihn vielleicht ſo glänzend nicht erſtritten, wären Moltke und ſeine bekannte Berliner „Geniefabrik“ nicht mit von der Partie geweſen. Eine liebevolle Fügung gerade führte ihn in den Orient unter fremde Geſittung, zu einem fremden Glauben, unter fremde Daſeinsgeſetze und an der Menſchheit alte Wiege, um ihm in Fels und Wald, an verklungener Größe wie gegenwärtigen Zuſtänden den Geiſt zu reifen und auszuſtatten für die gewaltigen Aufgaben, die 25 Jahre ſpäter in der Heimat ſeiner warteten. Er ſollte ja nicht nur die uralten Werkſtätten einer entſchwundenen Cultur, er ſollte auch den Krieg im Orient kennen, in ihm ſich ſelber und zwar

bei einer Niederlage erproben lernen. Nicht er in seiner Disposition unterlag, nur das undirigirbare Material! —

Anfang März 1838 trat er mit seinen Berliner Gefährten die bedeutsame Reise an, deren erster Abschluß der Feldzug gegen die Kurden bildete. — Man begab sich nach dem Pont Euxin und besuchte das Kastell von Synope, wo die Russen nicht lange vorher mehr als die Hälfte der türkischen Flotte vernichtet hatten. Ueber Trapezunt erreichte man Tokat am 10. März und über Karput das Hauptquartier der Taurus-Armee, welche Hafisz-Pascha commandirte. Natürlich wurde unterwegs brav gezeichnet und das Terrain aufgenommen. Die Karten und Croquis interessirten besagten Pascha nun so, daß er Moltke mit vier prächtigen arabischen Hengsten beschenkte und beschloß, die europäischen Offiziere eine Recognoscirungsreise an die syrische Grenze machen zu lassen. Am 23. desselben Monats brach Moltke nach dem Euphrat und Malatia auf, von dort ging's nach Erkenneh und den Pässen des Taurus. Das romantische Thal von Marrasch und der Besuch im Kurdenlager zeichnen sich besonders durch scharfe lebensfrische Charakteristik aus; es ist Einem beim Lesen, wie wenn man Alles auf diesem wahren Abenteurerzuge selbst miterlebte. Wir kommen nach Gerges am Phrat. — „Der Euphrat hier ist ein Fluß wie die Mosel; zu Samosata gleicht er der Oder bei Frankfurt" berichtet Moltke. Am 4. April sind die preußischen Offiziere in Rumkaleh und besichtigen die alte römische Colonie, dann geht's zum Schlosse Beda. — Orsa (das alte Edessa), die Colonie des Severus, erschließt sich ihnen. Von hier berichten Moltke's Briefe auch eine reizende Sage vom Jesusliede zu Edessa, jener von Veronika's Schweißtuch ähnlich. — Nachdem der dortige Pascha seine Truppen vor Moltke im Feuer exerziren lassen, reist Letzterer nach Diarbekir.

„Unser Geschäft ist nun, den alten, etwas eingerosteten Krummsäbel so gut es gehen will alla franga anzuschleifen, für den Fall, daß er gebraucht würde", schreibt unser Stratege aus Diarbekir am 15. April einem Freunde nach Pera. — Diese Bemerkung hellt die eigentlichen Absichten Sultan Mahmuds mit Moltke und seinen Gefährten auf. Bisher waren fast nur Franzosen Instruktoren

der türkiſchen Truppen geweſen, — Abenteurer, Renegaten, Leute von zweifelhaftem Rufe und noch zweifelhafteren Fähigkeiten, welche enorme Summen koſteten und Nichts leiſten konnten. Die Ummodelung des Moslemheeres zu modern-europäiſchen Soldaten war ſomit ziemlich kläglich ausgefallen, von preußiſcher Schulung hatte es jedenfalls keinen Begriff. Moltke's Erſcheinen in Konſtantinopel alſo wurde für den Sultan Anlaß, auf das Hauptgebrechen ſeines Heeres endlich den Blick zu lenken und, da er ſowohl die Kurden züchtigen, als ſeinen gefährlichſten Vaſallen Mehemed-Ali unſchädlich zu machen wünſchte, ſollten Moltke und ſeine Gefährten in kurzer Zeit *das* nachholen, was bei den Truppen ſeit Jahren verſäumt worden war. Ob dieſe vier Offiziere das Menſchenmögliche auch gethan, um den ſpröden moslemitiſchen Stoff zu bewältigen, Raceneigenſchaften, das lymphatiſche Weſen des Orientalen, religiöſe Vorurtheile und tauſend Hinderniſſe ſtemmten ſich ihnen, trotz Hafisz-Paſcha's Eifer, entgegen. Selbſt unter eines Moltke Augen und obgleich er mit der vollen Autorität eines türkiſchen Generalſtabschefs ausgerüſtet geweſen, konnten die Moslem, da es zu kämpfen galt, ihre orientaliſche Natur nicht verleugnen und gänzliche Niederlage war nachmals die Folge. — Der Zug gegen die Araber war in Ausſicht genommen. Am 15. April trat Moltke die Reiſe auf dem Tigris, gleich wie die Zehntauſend Xenophon's, auf einem Floß von *aufgeblaſenen Hammelhäuten* an. An den Trümmern von Moſſul erreichten ſie den öſtlichſten Punkt ihrer Reiſe. Die Stadt ward aufgenommen, der Riß einer neuen Kaſerne und die Zeichnung eines Waſſerrades für den Paſcha gemacht, dann betrat man die ehrwürdigen Reſte von Ninive am linken Ufer, Moſſul gegenüber. Die Rückkehr erfolgte mittels Karavane durch die Wüſte des nördlichen Meſopotamien.

Eben rüſtete Mehemed-Paſcha zum nördlichen Zuge gegen die Kurden. Der Tigris ward überſchritten. — Moltke tritt den 7. Mai einen Recognoscirungsritt nach dem Kurdenſchloſſe Sayd-Bey's an, dann disponirte er den Angriff. Die Schilderung dieſes Moments iſt höchſt originell. — Am 10. Mai ward die Feſte übergeben und geſchleift, darauf der Zug gegen Karſann begonnen. —

Die national-ökonomiſchen Betrachtungen Moltke's, welche er hier über die orientaliſchen Verhältniſſe anſtellt, verrathen den univerſellen Blick, welchen er ſchon damals über alle Verhältniſſe beſaß, an welche er herantrat. — Hierauf machte er einen Ritt durchs Gebirge bis zum Euphrat; es galt den Verſuch zu wagen, ob dieſer Fluß als Waſſerſtraße für militäriſche Zwecke zu benutzen ſei. Am 30. Juli machte er bis Samoſata eine Fahrt wiederum mittels Bocksſchläuchen, darauf ging es zu Roß durch die Kurdenberge nach Malatia. — In Karput traf Moltke eine Botſchaft des Großherrn und der Paſcha erging ſich über die preußiſchen Offiziere vor Mahmuds Geſandten in lebhafteſter Bewunderung. Nach längerem Verweilen in Malatia machte Moltke einen Rundritt am 3. November, der über das alte Cäſarea (jetzt Kaiſarieh), Eregli (Heraklea), nach Albiſtan und Pullat ging. — Am 29. October war er wieder zurückgekehrt; er hatte in 26 Tagen nicht weniger als 190 deutſche Meilen zurückgelegt; durchſchnittlich täglich alſo $7^1/_4$ Meile. Auch ein Reiterſtück, das ſich gewiß mit jeder cavalleriſtiſchen Leiſtung meſſen kann! — Seine nunmehrige Anweſenheit in Malatia füllten theils Exercitien und Manöver mit den türkiſchen Truppen, theils die Zeichnung einer Karte von Aſien aus. — Am 19. Januar 1839 (dem letzten Jahre ſeiner Anweſenheit im Orient) unternahm er eine fünftägige Reiſe nach Orfa, wo noch die Truppen des letzten Kurdenzugs ſtanden. Dort ſtellte er mit denſelben Brigade-Exercitien und Manöver an. Nach Biradſchik zu den dortigen Truppen ging er zu demſelben Zwecke und nahm dieſe Stadt auf. Man ſieht, der Pforte war es ſtark darum zu thun, ihr Heer in europäiſcher Weiſe ſchlagfertig zu machen. — Ein Ausflug nach Niſib an die Grenze, — alſo auf den Schauplatz des nachmaligen Kampfes mit Ibrahim-Paſcha, zeigte genugſam, welche Abſichten Mahmud hatte und welche erheblichen Dienſte ihm Moltke hierbei leiſtete. Ueber Rumkaleh kam derſelbe am 15. Februar nach Malatia zurück. — Das politiſche Expoſé betreffs Syriens und ein Referat über die ganze türkiſche Verwaltung, welche er hier als briefliche Herzensmeinungen giebt, führen nicht allein den Beweis, wie ſcharf Moltke die verrotteten Zuſtände des osmaniſchen Reichs erkannte, ſondern

daß er auch keine sehr glänzenden Resultate bei den vorhandenen Zuständen für dessen Zukunft erwartete. —

Moltke sondirte nunmehr das Terrain zwischen dem türkischen und feindlichen egyptischen Lager, indem er deshalb nach Egin reiste, der Hauptstadt von Armenien. Er versuchte den Euphrat bei hohem Wasser hinabzufahren, ein tollkühnes Unternehmen, bei dem er stets in Gefahr war zu ertrinken. Wenn man ihn auf seinen Bockshäuten durch diese Wirbel und Stromschnellen dahinschießen sieht, wird Einem fast in der Einbildung schwindlicht. — Zu Lande kehrt er zurück. — Am 14. April erfolgte der Aufbruch der Taurus-Armee gegen Mehemed-Ali's Truppen; Moltke befand sich bei Mustapha-Pascha in der Vorhut, dann an der Tête der zweiten Colonne. Bei Biradschik vereinigten sich sämmtliche türkische Corps. — Ibrahim-Pascha, des kühnen Mehemed-Ali Adoptivsohn und Feldherr seines Heeres in Syrien, das ebenfalls europäisch geschult war, that insofern einen Mißgriff, als er den rechten Angriffsmoment vor Biradschik versäumte. Die Stellung des türkischen Heeres war indeß schwierig und ganz gegen die Regel; es hatte keine Rückzugslinie! Moltke scheint große Besorgniß betreffs der übeln Angewohnheit der Osmanen, nach dem ersten stürmischen Angriffe auszureißen, empfunden zu haben, weil er sich betreffs dieser gewagten Stellung äußert: „Ich rechne sie dem Heere als einen Vorzug an. Jetzt weiß Jedermann, daß er stehen oder verderben muß!" Allerdings ein etwas verzweifelter Trost. — — Die Schlacht bei Nisib ward am 24. Juni geschlagen. — Sie sollte der Pforte verloren gehen, aber Moltke dennoch einen Ruf machen, welcher für seine Zukunft entscheidend wurde. — Der Fluch des türkischen Heeres war leider, daß es von 4 Generalen befehligt wurde. Das der Egypter aber befehligte Ibrahim allein, es war überdem auch ganz bedeutend stärker. — Am 21. war des Letzteren Aufmarsch erfolgt; es wurde klar, er wolle die linke Flanke der Türken umgehen. Moltke's Rathschläge dieserhalb wurden aber von Hafisz-Pascha thörichter Weise abgelehnt und unser Stratege bot in Folge dessen seine Entlassung an. — Zwar traf Moltke dann andere Dispositionen, durch welche mittels Frontver-

änderung der Umgehung wenigstens begegnet wurde, die Verwirrung aber, welche beim Beginn der Schlacht sogleich unter den Türken einriß, ihr Weichen im Centrum, schließlich ihre regellose Flucht bestätigten nur zu sehr alle bisherigen Befürchtungen. Moltke und seine Genossen langten zum Tode erschöpft in Marrasch an, fünf Sechstel der türkischen Armee und das gesammte Material der Artillerie war verloren gegangen, weil auf der Flucht Alles auseinander und nach Hause lief. Dennoch hatte der Sieg der Türken nur an einem Fädchen gehangen, ihn zu erringen bedurften sie nur der Ausdauer! Daher unterließ Ibrahim weislich denn auch jede Verfolgung und nutzte seinen Sieg nicht aus! Auf diesem Rückzuge hatte Moltke den unersetzlichen Verlust eines Theils seiner kostbaren Karten zu beklagen, der Arbeit von Jahren. — — Hafisz-Pascha ward nach solchem Unglücke vom Commando entsetzt und nach Sivas beschieden; sein Kopf schwebte in Gefahr. Moltke reiste nunmehr nach Konstantinopel zurück und fand, wie er geahnt hatte, seinen Gönner Chosref richtig wieder am Ruder! — Inzwischen war auch Sultan Mahmud gestorben. „Die Wiedergeburt seines Volkes war seine Lebensaufgabe, daß sie mißlang, sein Tod!“ — Nach einer Abschieds-Audienz bei Sultan Mahmud II. kehrte Moltke am 13. September des Jahres 1839 endlich nach der Heimat zurück. — —

Unmöglich kann man die Briefe, in denen er seine gewonnenen reichen Erfahrungen verzeichnete, ohne die Ueberzeugung aus der Hand legen, daß seine Anwesenheit in der Türkei die große Selbstschulung gewesen sei, in welcher sich an diesen, jedem andern Europäer gänzlich fremden und unzugänglichen Verhältnissen seine Kenntnisse erweitern, besonders sein strategisches Genie in Scene setzen konnte. Wenn man die Mannigfaltigkeit und Anzahl der Geschäfte sieht, welche Moltke im Orient zur höchsten Befriedigung Aller erledigte, dann bekommt man einen Begriff von der unerhörten Arbeitskraft dieses Mannes, der wir nachmals unsere Erfolge im Kriege und die Ausbildung des großen Generalstabs zu verdanken haben. Muße zu haben, unbeschäftigt zu sein versteht Moltke gar nicht. — Im Orient hatte er nun eine große, schwerwiegende

Probe mit ſich nach jeder Richtung hin machen dürfen, jetzt lag die praktiſche Vorbereitungszeit für ſeine nachmaligen großen Actionen hinter ihm. Verzeihe alſo auch der Leſer, daß wir dieſer bedeutſamen Epoche deshalb eine beſondere Vorliebe gewidmet haben. — Zurückgekehrt mit hohen Ehren, trat er in ſein altes Verhältniß wiederum ein. Seine Erfahrungen, ſein brillantes Verhalten in der Schlacht von Niſib konnten weder der Pforte, noch weniger aber unſerem Könige wie der Armee verborgen bleiben. Carl Ritter ſelbſt ſcheint die Initiative zur Herausgabe beſagter orientaliſcher Briefe gegeben zu haben, das ſpricht wenigſtens aus der warmen, faſt begeiſterten Vorrede, die er zu dieſem vortrefflichen Buche ſchrieb, welches 1840 dem Druck übergeben wurde. Bald hierauf wurde Major von Moltke erſter Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen. —

Beſagte Briefe hatten indeß noch andere Folgen. Urſprünglich zumeiſt an ſeine Schweſter und deren Gatten gerichtet, las dieſelben des John Burt jüngſte Tochter erſter Ehe, Miß Mary, mit wahrer Begeiſterung. Das 15jährige Mädchen verſtand die ſeelenvolle, duftige Sprache des Stief-Oheims, durchlebte im Geiſte ſeine Gefahren, begriff die Gewalt ſeines geiſtigen Strebens, die Schönheit ſeines Gemüths und liebte den Fernen mit der heißen Inbrunſt erſter inniger Mädchenneigung. Er kehrte nun zurück, ſuchte die Schweſter auf, — die einzige heimiſche Stätte, welche er, — ein Hageſtolz in den Vierzigern bereits, — auf der Welt beſaß und fand — eine Braut! Gerade dieſen Mann, der, ſeine Schweſter abgerechnet, keinem weiblichen Weſen bisher Geſchmack abgewonnen, mußte eine Liebe tief ergreifen, die unbezwinglich ſich in einem Mädchen kundthat, das ihm in voller roſiger Friſche entgegentrat und welche der falſche Duft moderner weiblicher Ueberbildung niemals berührt hatte. Miß Mary Burt wurde Frau Maria von Moltke. Die Hochzeitsreiſe ging nach Italien, denn Prinz Heinrich lebte damals in Rom. — Welches Doppelglück, Liebe geben wie empfangen zu dürfen und zugleich den Geiſt zu weiten auf der Stätte einer großen Vergangenheit, wo ſelbſt die Steine den Ruhm einer untergegangenen Weltordnung verkün-

deten?! — Moltke und Mary waren ein unendlich glückliches Ehepaar, Maria aber erlangte in ſtetigem Verkehr mit ſolchem Manne einen geiſtigen Reichthum wie ſelten eine Frau. Ihr ſympathiſches, leicht lenkbares Weſen verſtattete ihr, ſich ganz in des Gatten Thätigkeit, ſeine Studien zu verſenken, kurz ein wahrhafter Geiſtesgenoſſe ihres Gatten zu werden. — Nur wer ſelbſt ein ſolches Glück genießt, weiß, — habe er auch einen Beruf, welchen er immer wolle, was für ein ſegenbringender Seelenfreund eine ſo geartete Frau iſt, mit welcher Geſchicklichkeit ſie ſich ſelbſt in die trockenſten Dinge einzubürgern verſteht, wie ſie den Beruf darum dem Manne univerſeller macht, in ihm zu höherer Blüthe bringt, weil ſie mit ihrem weiblichen Gefühle, zarterem Geſchmacke, mit dem Mutterwitz und der köſtlichen Naivetät weiblicher Anſchauung — ohne daß ſie es ſelbſt weiß, — Dingen neue Seiten abgewinnt, welche wir Männer oft leicht einſeitig zu betrachten uns angewöhnen. — Frau von Moltke hätte in jeder Beziehung die Zierde des Salons ſein können, wenn ſie es gewollt hätte, doch ſie verſchmähte jegliche Toilettenkünſte. — Der Gatte ritt mit Paſſion, und Mary war eine kühne Reiterin, ſo ſanft ihr ganzes übriges Benehmen auch war. — Dieſes zarte, wahrhaft ideale Eheleben unſerem Urtheile zu unterziehen, haben wir gewiß kein Recht, doch das möchten wir, — ſo weit uns vergönnt geweſen, dieſen eigenſten aller Männer zu verſtehen, wohl behaupten: Moltke begriff in Mary's Beſitz erſt, was höchſtes Erdenglück ſei und — daß ihr Tod ihn grenzenlos elend gemacht hat. Schaut nur recht lange in dieſe ſtillen Züge, von leiſer Wehmuth umſpielt, und Ihr werdet begreifen, daß ſeit dem Chriſtfeſt 1868 eine ſanfte aber ſtetige Trauer der Grundton ſeiner Stimmung iſt, er des Irdiſchen ſeitdem entbehren gelernt hat, es wenigſtens ohne höheren Reiz genießt, da er es allein genießen muß. Sein Herz, ſo ſcheint's, iſt ganz in der Vergangenheit! — Beſonders lieb wurde und immer näher trat ihm ſein Schwager und Neffe, ſeiner Schweſter einziger Sohn, der beim Heere diente. — Das Ableben des Prinzen Heinrich von Preußen 1855 entband Moltke ſeiner bisherigen Stellung, doch waren ſeine Verdienſte zu offenbar, um ihn in ſein ſchlichtes dienſt-

liches Verhältniß zurücktreten zu laſſen. Man gab ihn dem damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm, unſerm jetzigen kaiſerlichen Kronprinzen, zum erſten Adjutanten und militäriſchen Beirath. Von dieſer Zeit ſchreibt ſich auch die große Liebe und unbedingte Verehrung her, die „Unſer Fritz“ dem Schlachtendenker zollt. — — Anno 1845 erſchien Moltke's Werk über den „ruſſiſch-türkiſchen Krieg“. Obwohl für den Soldaten und Politiker nur von eigentlichem Werthe, können wir uns doch nicht enthalten, eine kleine Serie Moltke'ſcher Grundſätze aus ihm zu entlehnen, die nicht nur Jedem wiſſenswürdig ſind, ſondern auch einen weiteren Einblick in den Ideenkreis ihres Autors gewähren. Es ſind Perlen, die eben aller Welt als Schmuck angehören müſſen! — Ueber den ganzen damaligen Türkenkrieg urtheilt er: „Mit der Thronbeſteigung Kaiſer Nicolaus war eine weſentliche Veränderung in der friedlichen Politik des Petersburger Cabinets eingetreten. Seit der furchtbaren Entladung der Unzufriedenheit bei Kaiſer Alexanders Tode, welche nur durch die perſönliche Entſchloſſenheit und Feſtigkeit des neuen Herrſchers bewältigt worden war, betrachtete man den Krieg gegen den Erb- und Glaubensfeind als einen Abzugskanal für das Mißvergnügen der Soldaten-Ariſtokratie!“ Ferner —: „Die urſprünglichen Operationspläne aller Feldzüge werden ſelten anders, als in ihren allgemeinſten Umriſſen bekannt werden, weil die Begebenheiten den Horizont der Erwartungen und Anſprüche im Laufe der Zeit nothwendig erweitern oder verengen!“ — Strenger Gehorſam ſelbſt in den mißlichſten Lagen bildet eine der erſten militäriſchen Tugenden!“ — „Der Türke iſt beſſer zum Handgemenge ausgerüſtet, als der europäiſche Soldat!“ — „Bei allen getrennten (militäriſchen) Unternehmungen liegt der Keim des Mißlingens darin, daß die Ausführung nicht durch denſelben Willen geleitet wird!“ — Betreffs der Uebergabe von Adrianopel entwickelt Moltke folgendes, den ſich ſteigernden Erfolg eines Krieges bezeichnende Bild: „Wenn der von einer Felshöhe herabrollende Steinblock auf ſeinem Pfade Bäume entwurzelt und Häuſer zerſchmettert, ſo wirkt offenbar die geringe Gewalt, welche ihn von ſeinem Urſprunge ablöſte, hier nicht

allein, ſondern ein neuer Impuls, welcher nach dem Naturgeſetz der Schwere hinzutritt, vollbringt die gewaltige Erſcheinung!“ — Betreffs einer etwaigen künftigen Einnahme Stambuls durch eine fremde feindliche Macht, erklärt er: „Es bedarf daher, um Konſtantinopel einzuſchließen, zweier Heere in Europa, eines dritten in Aſien und einer Flotte im Marmormeer, — ſodann, daß einer der beiden Zugänge zur Hauptſtadt, die Dardanellen oder der Bosporus, bereits forcirt worden iſt.“ — Welche Reichhaltigkeit packender Betrachtungen und Ausſprüche dies Werk enthält, wird man aus dieſen wenigen Sätzen entnehmen können. — Außer den angeführten beiden Werken ſchrieb Freiherr von Moltke noch verſchiedene Aufſätze ins Militär-Wochenblatt, unter ſeiner Leitung und perſönlichen Betheiligung ſind die vom Generalſtabe herausgegebenen Werke über die Kriege von 1864 und 1866*) geſchrieben worden. Karten von ſeiner eigenen Hand erſchienen ferner: „Klein-Aſien“ (bei Simon Schropp, Berlin 1844), „Konſtantinopel und der Bosporus“, wie „Der nördliche befeſtigte Theil des Bosporus“, endlich — das Ergebniß ſeiner Anweſenheit in Rom — eine carta topographica di Roma (anno 1852), ſämmtlich in vorgenanntem Verlage. — Im Jahre 1857 wurde der damalige Flügeladjutant Friedrich Wilhelms IV., Freiherr von Manteuffel, ins Kriegsminiſterium als Chef der Abtheilung für perſönliche Angelegenheiten (gewöhnlich das Militär-Cabinet genannt) durch Cabinetsordre unſeres Kaiſers berufen, welcher als „Prinz-Regent“ für den erkrankten König die Regierung übernommen hatte. Damals, heißt es, ſei das Commando des 7. Armeecorps erledigt und Moltke auf die Liſte der Generale geſetzt geweſen, welche bei der Neubeſetzung in Vorſchlag kamen. General von Manteuffel beſtimmte aber den Prinz-Regenten, Moltke mit der proviſoriſchen Führung der Geſchäfte des Chefs des großen Generalſtabs zu betrauen; am 18. September 1858 ward er alsdann definitiv zum Leiter dieſes wichtigſten aller Inſtitute unſeres Heeres unter Entbindung ſeines Dienſtes beim Kronprinzen ernannt. — Welcher Art die Betheiligung des nunmehrigen General von Moltke

*) Jetzt auch der von 1870/71, deſſen I. Heft ſoeben erſchien. D. B.

an den Conferenzen betreffs der Heeresorganiſation geweſen, iſt nicht bekannt, da, wie ſchon geſagt, die Mitglieder der Commiſſion ſich über dieſe Angelegenheit zum Schweigen verpflichtet haben. Daß er an den Berathungen indeß theilnahm, lag in ſeiner ganzen Stellung, denn der Stratege muß doch wahrlich am Allergenaueſten wiſſen, aus welchen Elementen das Heer beſteht, mit dem er einſt ſeine großen Schachzüge thun ſoll? — Seit December 1859 war von Roon Kriegsminiſter geworden, im Jahre 1862 wurde Bismarck Miniſterpräſident, — die ſeltene Trias dieſer preußiſchen Nothhelfer war geſchloſſen! — „Manteuffel allein war es", ſagte Moltke noch ohnlängſt, „der mich in mein jetzig Amt und in die Lage brachte, das thun zu können, was Gott mir vergönnt hat. Er ſchlug mich ganz ordnungsmäßig Sr. Majeſtät als den Geeignetſten vor und der König acceptirte." — So ſehr der Verfaſſungsconflict ihn als Soldat wie königstreuen Mann auch berührte, Moltke ſelbſt ſtand ihm ganz paſſiv gegenüber. Daß er mit Bismarck, zumal mit Roon in der Militärfrage durchaus einverſtanden war, iſt gewiß. —

Der ſchleswig-holſteiniſche Krieg (1864) brachte allen drei Männern bedeutſame Aufgaben, dem General von Moltke aber nur inſofern, als er bis Ende April von Berlin aus der preußiſchen Armee die allgemeine ſtrategiſche Direction gab. Am 20. April jedoch, nach dem Falle der Düppeler Schanzen, reiſte er mit dem Könige ins Feldlager und übernahm die Functionen eines Stabschef beim Obercommando der geſammten preußiſch-öſterreichiſchen Armeen und behielt ſie bis zur glücklichen Beendigung dieſes erſten für die preußiſchen Waffen ſiegreichen Feldzuges. —

Da wir nicht Fachmann ſind, müſſen wir billigerweiſe darauf verzichten, die wunderbaren Leiſtungen eines Mannes im Detail zu ſchildern, der ſeines Gleichen in Europa nicht hat. Aber ſie in großen Strichen zu ſkizziren, ihr Charakteriſtiſches und Verſchiedenartiges zu veranſchaulichen, wollen wir dennoch verſuchen. Es kommt hierbei ja nur an, dem Leſer zu beweiſen, wie unendlich vielſeitig der Genius Moltke's thätig geweſen ſein muß, und was für ein Beruf es iſt, den er übte. — Der Feldherr muß nicht nur

wiſſen, welche Schlachten vor Zeiten auf dem Boden geſchlagen wurden, auf welchem er jetzt ſteht, und was Urſache geweſen iſt, daß der Eine ſie gewann, der Andere verlor, muß nicht blos wiſſen, worin ſeine und des Gegners Schwäche und Stärke beruht, nicht allein vorher beurtheilen, was er thut, wenn er ſiegt, er muß auch zugleich erwägen, was ſeine Pflicht iſt, wenn er verliert, — bevor er losſchlägt. Hierbei iſt die Zeit ein beſonders dominirendes Element. Ein Tag eher oder ſpäter, ein geſegneter Augenblick, ſofort erkannt, entſcheidet oft das Schickſal der Völker. Es iſt eine alte Thatſache, daß der Sieger einer Schlacht den Feldzug doch verlor, weil er den Sieg nicht ausnutzte, Thatſache, daß ein geſchlagenes Heer dennoch ein Land ſchließlich erobern kann, weil es auf unbeſonnene Weiſe beſiegt worden iſt. Oft iſt es klüger, einen billigen Triumph zu meiden, wo deſſen ſpätere Folge vielleicht eine theure Niederlage wäre, noch weiſer aber iſt's, aus einer momentanen Niederlage einen dauernden Sieg hervorgehen zu laſſen. Die Kriegsgeſchichte hat für alle dieſe Fälle Beiſpiele. — Sie nun zu kennen, auf den gegebenen Fall anzuwenden, oder zu verändern, wo die Situation anders iſt, kurz dieſe ganze unendliche Fülle von Wiſſen und ſachlicher Erfahrung, von reinſter Theorie und praktiſchſter Realität beſitzen, heißt Stratege ſein. Die Strategik iſt deshalb keine bloße Wiſſenſchaft mehr, denn das Wiſſen iſt ihr nur Material, ſie iſt eine Kunſt und Helmuth von Moltke ihr Virtuoſe! — Wenn in aller Kunſt nun das Einfachſte immer ſtets das Schönſte, — Schwulſt und Wuſt, ſo blendend ſie auch ſind, das Unkünſtleriſche bleiben und die Vollendung gerade darin beſteht, mit den einfachſten Mitteln die größte Wirkung zu erzielen, — dann wird auch Moltke's beſondere Kunſt in wirkungsvollſter Einfachheit allein zu ſuchen ſein. Dieſe ſeine Einfachheit ihm nachzuempfinden, wollen wir verſuchen.

Die drei Kriege von 1864, 1866 und 1870 ſind von einander ſo gänzlich verſchieden, wie der Boden, auf dem ſie geſchlagen wurden. Unſere Aktion in Schleswig-Holſtein war ein linearer gerader Stoß gen Norden, mit einer rechtſeitlichen Bogenbewegung beim Beginn (Schleiübergang), und einem zähen Rechtsſtoße auf

Düppel-Alſen. — Der Krieg von 1866 in Böhmen war ein Keſſeltreiben, am Main ein Schachſpiel, ein Mühleziehen oder Verſteckenſpielen, um zu trennen und getrennt zu ſchlagen, was vereint möglicherweiſe unſer Unglück geweſen wäre. — Im Kriege anno 1870 auf den unendlichen Gebieten Frankreichs, das faſt alle Terrainarten der Welt als Muſterkarte aufzuweiſen hatte, geſchah Alles bereits mit Erfolg geübte und Vieles, was man bisher noch nicht ausgeführt hatte. Das ganze Gebiet der „Maſſenbewegungskunſt“ wurde in dieſem Rieſenkampfe eben ſo in Anwendung gebracht, wie die vollendete Entfaltung jeglicher Waffengattung. Auch der phyſiſche, ſittliche, ſo zu ſagen — der Stimmungs-Unterſchied, mit dem dieſe drei Kriege geſchlagen wurden, drückt ſich in ihren ſtrategiſchen Maßnahmen aus. In Schleswig-Holſtein brachte die Rivalität der Verbündeten den Parallel-Marſch und -Stoß beider Heere zu Wege, nur daß Preußen etliche Pferdelängen voraus war. Der Krieg 1866, ungern und ſchweren Herzens begonnen, legte unſerm Strategen zuerſt eine ſchüchterne Defenſivpoſition in Schleſien, dann raſchen Eintritt durch die drei böhmiſchen Thore und concentriſchen Marſch auf den zurückweichenden Gegner nach Königgrätz auf. Der Krieg von 1870 aber, von Alldeutſchlands Begeiſterung durchglüht, zeigt unſererſeits von ſcheuer Defenſive gar Nichts mehr. Scharfer, zorniger Stoß mit den Siegen von Weißenburg, Wörth und Saarbrücken, die Hetze bis Metz und das Schlagen mit verkehrter Fronte am 18. Auguſt, der Abmarſch in plötzlicher Rechtsſchwenkung nach Norden (der „Luftſtieb“) und das Abfangen des Gegners bei Sedan, dann die Umklammerung von Paris und die aus unſerm Kern herausgeführten ſiegreichen Stöße auf die im Kreiſe ſich zum Entſatze nahenden Feinde. — Möge man uns verzeihen, wenn wir hier nicht gerade ſehr geſchickt in den Bezeichnungen geweſen ſind; es galt ja nur dieſe großartigen Bewegungen, die in ſich ſo unendlich combinirt geweſen ſind, gewiſſermaßen in ihren „Luftlinien“ zuſammenzufaſſen. —

Dieſe allgemeine Auffaſſung nun im Einzelnen nachzuweiſen, iſt unſere Aufgabe nicht, nur die Schilderung und Thätigkeit der Perſon Moltke's in dieſem glorreichen Kriege. Gerade als Stra-

tege, als Feldherr wie Kriegspolitiker ist er so groß, weil der Mensch in ihm noch bedeutsamer ist; diesem aber sind diese Blätter vorwaltend geweiht. —

Der Krieg gegen Oesterreich und den Bund, welcher das Schicksal des Hohenzollernstaats in seinem Schooße trug, ist längst in voller Klarheit durch das bekannte Werk des großen Generalstabs geschildert worden. Was den Plan Moltke's in seinen allgemeinen Umrissen anlangt, so geben wir denselben nach dieser gewissenhaftesten aller Quellen.

„Preußen mußte sich gefaßt darauf machen*), in dem drohenden Kriege ganz allein und auf sich selbst angewiesen zu stehen, und außer Oesterreich auch noch fast alle übrigen Bundesstaaten gegen sich zu haben. —

In diesem Fall konnten:

die Norddeutschen etwa . . . . 360,000 Mann,
die Süddeutschen . . . . . 100,000 „
die Oesterreicher und Sachsen . . 264,000 „

versammeln.

Die drei feindlichen Gruppen hatten indeß eine sehr verschiedene Geltung.

Hannover und Kurhessen konnten in hohem Grade unbequem werden, wenn man sie unbeachtet im Rücken beließ, wo sie alle Verbindungen nach dem Rhein wie nach den Elbherzogthümern unterbrachen. Zunächst blieb freilich noch fraglich, ob sie sich auf das Wagniß wirklicher Feindseligkeiten einlassen würden, jedenfalls aber war man sicher genug, diese Gegner vor ihrer möglichen Versammlung auseinander zu sprengen, und trat dabei hauptsächlich nur der dann entstehende Verlust an Zeit in Betracht.

Die Süddeutschen waren trotz aller in Würtemberg, Baiern und Hessen-Darmstadt vorgegangenen Rüstungen ein erst entstehender Feind. Man wußte, wie wenig dort im Frieden für den Krieg vorbereitet war. Der Mangel an einheitlicher Führung und Organisation versprach diesen an sich guten Truppen

*) Generalstabswerk über den Krieg 1866. S. 29—33 und 44.

keine großen Erfolge, und es ſtand zu erwarten, daß ſie ſpät und vereinzelt zur Wirkſamkeit gelangen würden. Das ſicherſte Mittel war hier eine Offenſive, die ſie im eigenen Lande beſchäftigte.

Als dritte Gruppe hingegen ſtand eine ſtarke, wohl organiſirte Armee bereits ſchlagfertig da.

Dort lag der Schwerpunkt der ganzen Frage! Ein Sieg über die öſterreichiſche Armee mußte lähmend auf alle übrigen Feinde wirken, aber um die dafür nöthige Streitmacht zu verſammeln, reichten die ſieben Armeecorps im Oſten der Monarchie nicht aus. Zog man auch die beiden weſtlichen noch zur Hauptentſcheidung heran, ſo blieb die Rheinprovinz anſcheinend ſchutzlos und man konnte den Süddeutſchen nur ſehr untergeordnete Kräfte entgegenſtellen.

Nichtsdeſtoweniger faßte Seine Majeſtät der König dieſen ſchweren, aber folgenreichen Entſchluß, durch welchen allein es möglich wurde, nachmals in den Gefechten der Hauptarmee, bei der Entſcheidungsſchlacht und endlich noch vor der feindlichen Hauptſtadt in genügender Macht zu erſcheinen. —

Die ſtarken, durch Landwehren ausreichend beſetzten Rheinfeſtungen konnten zwar nicht eine Invaſion des Landes verhindern, wohl aber, daß der Gegner ſich dort feſtſetzte. Gelang es im Oſten die Oberhand zu gewinnen, ſo war es leicht, zurückzufordern, was im Weſten etwa verloren gegangen.

Um indeß auch hier den Nachtheil eines feindlichen Einbruchs überhaupt vom eigenen Lande fern zu halten, wurde noch eine beſondere Armee formirt aus einem Theile der Truppen in Schleswig-Holſtein und aus ſonſt für Feſtungsbeſatzung beſtimmten Regimentern, der die dreizehnte Infanterie-Diviſion als feſter Kern diente. Letztere konnte aus den Kantonnements um Minden binnen kürzeſter Friſt und in unmittelbarer Nähe der hannoverſchen Hauptſtadt verſammelt werden.

Man durfte darauf rechnen, Hannover und Kurheſſen entwaffnen, dann ſich gegen Baiern wenden zu können.

Allerdings hatte dies gleichſam improviſirte Heer eine drei-

fache Ueberlegenheit gegen ſich und mußte durch Energie und Schnelligkeit erſetzen, was ihm an Stärke fehlte. —

Nichts wäre erwünſchter geweſen, als für die geſammte Streitmacht eine Aufſtellung zu finden, welche gleichzeitig Berlin und Breslau gedeckt hätte, wenn ſie auch vorerſt das Land links der Elbe und an der oberen Oder nicht ſchützen konnte. Der geeignetſte Punkt dafür wäre Görlitz geweſen.

Die Schwierigkeiten, welche bei Anhäufung einer Viertel Million Menſchen für die Verpflegung entſtehen, hätten beſiegt werden können, wenn ein baldiges Vorgehen in Ausſicht ſtand, ſie wurden aber unüberſteiglich, wenn man auf ganz unbeſtimmbare Zeit in ſolcher Verſammlung abwarten ſollte, ob es überhaupt zum Handeln kam.

Die Concentrirung der ganzen Armee an einem Punkt, ſei es bei Görlitz oder vollends in Ober-Schleſien, erforderte einen bedeutenderen Aufwand an Zeit. Denn, mußte auf wenigen und ſchließlich auf nur einer Eiſenbahn transportirt werden, ſo verzögerte ſich der Aufmarſch des Ganzen um mehrere Wochen. Die Marken und Schleſien bedurften aber eines ſofortigen Schutzes und ſo blieb nur die Aufſtellung von zwei getrennten Armeen übrig.

Daß dabei ein concentrirtes öſterreichiſches Heer ſich mit ganzer Kraft auf die eine Hälfte des preußiſchen werfen konnte, lag klar zu Tage, aber welche Anordnung man auch traf, keine vermochte die geographiſche Geſtaltung des Kriegsſchauplatzes zu ändern, oder den Umſtand zu beſeitigen, daß ein Feind in Böhmen zwiſchen der Lauſitz und Schleſien ſteht.

Es gab nur ein Mittel, dem Uebelſtande zuvorzukommen, nämlich ſelbſt in Böhmen einzurücken.

Auf alle Fälle mußten aber doch erſt die Armeecorps auf den Eiſenbahnen ſo nahe herangezogen werden, wie dies überhaupt angänglich war.

Hätte man nicht das ſächſiſche Gebiet zu reſpectiren gehabt, ſo würden die aus Rheinland, Weſtphalen, Pommern und den Marken dorthin führenden Linien geſtattet haben, bei Dresden

eine bedeutende Truppenmacht sehr schnell zu versammeln. Thatsächlich aber endeten jene Schienenwege für den preußischen Transport bei Zeitz, Halle, Herzberg, Görlitz, Schweidnitz und Neiße. An diesen Punkten, welche einen Kreisbogen von 60 Meilen Länge bilden, war man genöthigt, zu debarkiren, um sodann marschiren zu können. Es war das selbstverständlich nicht der beabsichtigte strategische Aufmarsch der Armee, sondern eine erste unvermeidliche Etappe zu demselben. Ob von jenen Ausschiffungspunkten aus die weitere Annäherung der noch getrennten Theile durch Märsche auf der Peripherie erstrebt werden mußte, oder durch Operationen nach dem Centrum bewirkt werden durfte, blieb noch abhängig von dem Entschluß über defensive oder offensive Führung des Krieges überhaupt.

Den früher schon ertheilten Befehlen entsprechend, hatte das 6. Armeecorps die 11. Division bei Frankenstein, die 12. bei Neiße, die Reserve-Cavallerie-Brigade und die Artillerie bei Münsterberg versammelt. Das Regiment Nr. 51 und das Jäger-Bataillon Nr. 6, waren bis Glatz und Silberberg vorgeschoben worden, das Regiment Nr. 10 und eine Batterie verblieben in Schweidnitz, bis das bereits in dieser Richtung in Marsch gesetzte 5. Corps dort eintreffen konnte.

Zum Grenzschutz von Ober-Schlesien wurden ferner das Infanterie-Regiment Nr. 62, das Ulanen-Regiment Nr. 2 und eine Batterie, unter General v. Knobelsdorff, zwischen Leobschütz und Oderberg aufgestellt. Außerdem bildete sich dort unter General Graf von Stolberg ein besonderes Detachement aus der 6. Landwehr-Cavallerie-Brigade und aus sechs Bataillonen zweiten Aufgebots.

Unter dem 24. Mai wurde bestimmt, daß das 6. Armeecorps um Waldenburg, das 5. um Landshut Kantonnements zu beziehen hätten, ihre Reserve-Cavallerie vereinigte sich bei Striegau zu einer Division. Alle diese Abtheilungen sollten unter Befehl Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen die II. oder schlesische Armee bilden." — —

Das war somit der allgemeine Plan, auf Defensive wie Offensive berechnet.

„Das Einrücken in Sachſen war nöthig, nicht blos aus politiſchen Gründen, ſondern auch weil es den ſtrategiſchen Aufmarſch der Elb- und der I. Armee auf der Linie Dresden-Bautzen, d. h. ihre Vereinigung, in wenig Märſchen auf zahlreichen und convergirenden Straßen, ermöglichte. Dann bildete die preußiſche Streitmacht nur noch zwei Heere, und dieſe ſo zu leiten, daß ſie zur ſchließlichen Entſcheidung zuſammenwirkten, war die ſchwere, aber lösbare Aufgabe der oberen Führung. Armeen von mehr als 100,000 Mann tragen eben in ſich ſelbſt einen hohen Grad von Selbſtſtändigkeit, auch konnten die Oeſterreicher ihre ganze Macht nie gegen die eine allein entwickeln, ſie mußten jederzeit auch der anderen einen Theil entgegenſtellen. Immer führte der kürzeſte Weg zur Vereinigung nach Vorwärts, und dabei mußte dann freilich der feindliche Widerſtand zu Boden geworfen werden. Aber von dem Augenblicke an, wo die Bundesbeſchlüſſe vom 14. Juni gefaßt waren, hatte Seine Majeſtät der König ſich entſchieden, den Krieg offenſiv zu führen. Jetzt war nicht mehr die Rede von defenſiven Flankenmärſchen, man durfte die Gegner in ihrem eigenen Gebiet aufſuchen.“ — —

So geſchah es denn auch. Wenn die Rapidität der Ereigniſſe damals unſer Staunen geweckt hat, ſo verdient die Art derſelben gerade unſere beſondere Bewunderung. Hannover, der gefährlichſte Gegner in unſerem Rücken, wird zu derſelben Zeit unſchädlich gemacht und von dem Anſchluß an die Baiern getrennt, wo unſeren Heeren ſich durch ſiegreiche Gefechte Böhmen öffnet und deren Concentration in Front und rechter Flanke des Hauptgegners bewirkt wird! — — Den geſchlagenen Feind verurtheilen, iſt allerdings leicht und der Rath, den nachmals verſchiedene Blätter Benedek gegeben, wie er es hätte beſſer machen müſſen, höchſt müſſig geweſen. „Tauſend kleine Rückſichten, die der Brille des Kritikers gewöhnlich entgehen und welche General Clauſewitz ſo bezeichnend „die Friction der Kriegsmaſchine“ nennt*) mögen auch hier mit-

*) Wie Moltke ſich Seite 305 in ſeinem ruſſiſch-türkiſchen Kriege von anno 1828/1829 ausdrückt. D. V.

gewirkt haben, während unsere Kriegsmaschine höchst sorgfältig und nach den Bewegungsgesetzen geräuschlos arbeitete, die des einen Meisters Wille ihr gegeben hatte. Bedeutsam für den innern Zusammenhang aller unserer Operationen und den gemeinsamen strategischen Gedanken derselben ist ferner, daß erst am 2. Juli König Wilhelm mit Moltke und den Ministern von Bismarck und Roon auf dem Schauplatz in Böhmen eintraf und das Obercommando übernahm. Die Entscheidung konnte mit Sicherheit nun da herbeigeführt werden, wo sie für Austrag des ganzen Streites bestimmend war, nämlich gegen Oesterreich in Böhmen. — Das Aufgeben der Iserlinie Seitens Benedek's, daß er nicht gerade den Gegner, der ihm zunächst stand, unsern Kronprinzen mit Ueberlegenheit und äußerster Energie angriff und nach Schlesien zurückwarf, mochte schon höchlich befremden, und Moltke bereits eine bis an die Gewißheit streifende Vorahnung von dem ohngefähren Orte wie der Art der nahenden Katastrophe geben. Der Nachmittag und die Nacht vor dem berühmten 3. Juli, — in unablässigen Recognoscirungen hingebracht, — vermochte uns immer nicht die völlige Gewißheit zu bringen: wir hätten es mit dem ganzen Kaiserheere vor uns im Bistritzthale diesseits der Elbe zu thun und daß Moltke in einer zweiten, nächtlichen Ordre den Kronprinzen für den Schlachttag zu Hülfe rief, war nicht blos ein Akt absoluter Ueberzeugung, es war ein — divinatorisches Hellsehen! In ihm aber beruhte das Schicksal unserer Armee bei Königgrätz und der Ausgang des Feldzuges! — Wie will man dies Hellsehen je erklären? — Wer wollte jene unendlich feinen Empfindungen des Genius berechnen und zergliedern, wer die feinen Fasern aufzufinden wagen, durch welche Moltke's Erkenntniß aus vielleicht einer Menge zusammentreffender Kleinigkeiten einen gewaltigen Entschluß schöpfte? —

Das ganze Kaiserheer stand wirklich am Morgen des denkwürdigen 3. Juli vor uns. Benedek konnte von seiner Armee billig wie Tell von seinem Pfeile sagen:

„Entränn' er diesmal kraftlos meinen Händen,
Ich hätte keinen zweiten zu versenden!"

Als der Entscheidungskampf am Morgen begann, war Moltke's Seele merkwürdig ruhig, sein Geist frei und klar. Er wußte, der Kronprinz werde kommen, die Elbarmee und die I. des Prinzen Friedrich Carl werde bis dahin andauern, wußte, daß die Vorsehung bereits für Preußen und über den ganzen Feldzug entschieden habe! Ob auch Stunde auf Stunde verrann, im wilden Rausen die Kräfte erlahmten, die Suite des Königs unruhig wurde, — mit einer fast schreckhaften Seelenruhe rauchte Hellmuth von Moltke die Cigarre, als handle es sich hier um eine rein mathematische Lösung. Die ernste Ruhe untrüglicher Ueberzeugung war's, die ihn durchdrang! — Der Kronprinz kam zu rechter Zeit, der gewaltige Sieg war entschieden, mit ihm der Feldzug gegen Oesterreich und Moltke's ewiger Ruhm! —

Was die Operationen gegen das Bundesheer und Baiern betrifft, deren allgemeine Disposition vorher schon angedeutet ist, so wird das Nähere derselben durch das Folgende deutlich:*)

„In den, dem General v. Falckenstein durch den Chef des Generalstabs schon früher mitgetheilten Direktiven war hervorgehoben, daß, wie für den ganzen Krieg der Schwerpunkt des Widerstandes in der österreichischen Armee liege, so Baiern den Kern der süddeutschen Koalition bilde. Bei einer Offensiv-Bewegung über Cassel direct auf Frankfurt stehe zu besorgen, daß sich das VIII. Corps nach Mainz werfe und man dann keinen Gegner im Felde vor sich haben werde. Es sei daher rathsamer, den Weg über Fulda nach Schweinfurt einzuschlagen. Man könne sicher sein, die bairische Armee zu treffen, wenn man sie im eigenen Lande aufsuche, und dürfe hoffen, durch die gewählte Richtung die Vereinigung des 7. und 8. Corps zu verhindern. — —

Wie auf dem östlichen Kriegsschauplatz, so finden wir zu Anfang des Feldzuges auch auf dem westlichen die preußischen Streitkräfte in drei getrennten Gruppen.

---

*) Das Werk des preußischen Generalstabs über den Krieg 1866. S. 576, 702—706.

Bei Wetzlar, Minden und Hamburg auf 50 Meilen auseinanderſtehend, konnten ſie nur auf dem Wege der Operationen gegen den Feind verſammelt werden. Aber im Gegenſatz zu der geſchloſſenen Einheit des öſterreichiſchen Heeres ſehen wir hier die Kontingente von acht ſouveränen Staaten von der Leine bis zur Donau vertheilt, mehr oder weniger unfertig und nur in der Gegnerſchaft gegen Preußen einig. Keines derſelben war im Stande, allein zu widerſtehen und doch vermochte nur die äußerſte Noth partikulare Rückſichten ſo weit zu überwinden, daß echs davon ſich zu Ende des Feldzuges zuſammenfanden. So wurde es möglich, mit 47,000 Mann gegen 100,000 die Offenſive zu ergreifen und in 47 Tagen 75 Meilen weit, von der Elbe bis zur Jaxt, vorzudringen.

Kurheſſen wird im bloßen Durchmarſch beſetzt, die Kadres des überhaupt noch nicht verſammelten Kontingents retten ſich an den Main. Dagegen gelingt es der hannoverſchen Armee, ſich in ſchlagfertigem Zuſtande bei Göttingen zu concentriren. — In der Richtung auf Süddeutſchland ſtand ihr damals nur eine preußiſche Diviſion in der Flanke; auf den Marſchlinien ſelbſt hatte ſie nur ganz ſchwache Kräfte am Thüringer Wald gegenüber. Aber ſchwankenden Entſchluſſes verſäumt es die hannoverſche Führung, ſich durch letztere Bahn zu brechen. Andererſeits erſchweren aber den Preußen die unſicheren Hin- und Hermärſche des Gegners, ihn aufzufinden und zu umſtellen; und doch war es von größter Wichtigkeit, dieſen Feind im Rücken ſchnell zu entwaffnen, um ſich gegen den in der Front wenden zu können. Vor Allem unerwünſcht wäre es geweſen, wenn das hannoverſche Heer auf hannoverſchen Boden zurücktrat, wo man es dann in einer der Operationslinie nach Süddeutſchland entgegengeſetzten Richtung hätte verfolgen müſſen.

Wenn daher General von Flies am 27. Juni mit 8000 Mann den 20,000 Mann ſtarken Feind bei Langenſalza angriff und mithin feſthielt, ſo war dies aus ſtrategiſchen Gründen vollkommen richtig und bewirkte unmittelbar, Angeſichts der nun von allen Seiten herandringenden Uebermacht, die Capitulation

der Hannoveraner. So schmerzliche Opfer jenes Gefecht gekostet, — zwei Gegner hatten im tapferen Kampf sich achten gelernt und lag hierin zugleich das Element der Versöhnung.

Schon zwei Tage darauf finden wir die preußischen Divisionen im Vorrücken gegen die noch immer fast doppelt so starken Süddeutschen, welche ihre Vereinigung bei Hersfeld verabredet haben.

Es ist richtig; je weiter man den Sammelpunkt nach vorwärts verlegte, um so vollständiger wurde das Bundesgebiet aller Verbündeten geschützt, den Interessen eines Jeden entsprochen und dadurch auch die Möglichkeit einheitlicher Leitung angebahnt. Aber bei diesem Operationsplan war die Schnelligkeit nicht in Rechnung gestellt worden, mit welcher General v. Falckenstein seine Unternehmungen auszuführen gewohnt war. Ueberdies hatte Prinz Carl von Baiern, während die Contingente des Prinzen Alexander von Hessen sich noch am Main sammelten, behufs Unterstützung der Hannoveraner eine Bewegung gegen den Thüringer Wald ausgeführt, welcher das 7. von dem 8. Corps nur noch mehr entfernte. Die bairische Armee stieß denn auch auf ihrem Transversal-Marsch zum Rendezvous zunächst allein auf die preußische Armee, gegen deren Spitzen sie mit den erfolglosen Postengefechten bei Dermbach und der Panique ihrer Cavallerie debütirte. Der Feldmarschall mußte darauf verzichten, sich mit Gewalt nach vorwärts Bahn zur Vereinigung zu brechen und diese weiter rückwärts verlegen. Die preußische Main-Armee folgte ihm nicht, sondern schob sich auf der Fuldaer Straße zwischen beide feindliche Corps hinein.

Als jetzt auch noch die erschütternde Kunde von der österreichischen Niederlage bei Königgrätz einläuft, treten die partikularen Rücksichten überwiegend in den Vordergrund, und das 8. Corps kehrt zur Deckung der speziellen Heimat an den Main zurück. Dadurch ist die Flanke des 8. Corps auf seinem Rückmarsch nach Poppenhausen entblößt, allerdings nur vermöge der Langsamkeit, mit welcher diese Bewegung ausgeführt wird. Durch einen glücklich combinirten Marsch concentrirt General v. Falckenstein seine ganze Streitmacht bei

Brückenau und entreißt am 10. Juli dem Gegner die sämmtlichen Defileen der fränkischen Saale, welche die Versammlung der Baiern zur Schlacht decken sollen. Nach einem excentrischen Rückzug steht Prinz Carl am 17. bei Schweinfurt mit wenig mehr als der Hälfte seines Corps in einer Stellung, den Main unmittelbar im Rücken, der gesammten preußischen Armee gegenüber.

Aber auch für letztere waren inzwischen die politischen vor den militärischen Erwägungen maßgebend geworden. Obwohl durch das Vordringen der preußischen Waffen bis an den Main Ober-Hessen, Nassau, Frankfurt und ein Theil von Baiern vom Gegner ganz von selbst geräumt werden mußten, erschien es, nachdem der Krieg überhaupt entschieden und Friedens-Verhandlungen auf der Basis des uti possidetis in unmittelbarer Aussicht standen, doch erforderlich, jene Gebiete wirklich militärisch zu besetzen. Die bereits eingeleitete Bewegung gegen Schweinfurt wurde aufgegeben und die Armee setzte sich nach Frankfurt in Marsch.

Der bisherige Mißerfolg hatte den Verbündeten gezeigt, wie unumgänglich nöthig es sei, alle Kräfte zusammen zu fassen, wollte man dem Gegner widerstehen. Die ursprünglich gegen Thüringen beabsichtigte Concentration wurde 20 Meilen weiter rückwärts nach Mittel-Franken verlegt, aber auch diesmal war es weniger ein Entgegenkommen beider Theile, als ein Heranziehen des 8. an das 7. Corps, durch welches die Vereinigung bewirkt werden sollte.

Prinz Alexander erkannte, daß nur die Behauptung der Mainlinie von Hanau bis Miltenberg seinen schwierigen Flankenmarsch decken könne, und detachirt auf die wichtige Straße durch den Spessart. Aber schon ist auf dieser General v. Goeben in Anmarsch, schlägt am 13. Juli die hessische Division bei Laufach zurück, und entreißt am 14. der österreichischen das wichtige Defilee von Aschaffenburg, an welchem vorüber das in sich noch nicht versammelte 8. Corps seinen Marsch auszuführen hat.

Dieser gelingt indeß wegen der von der Main-Armee ein-

geſchlagenen Richtung auf Frankfurt, und am 20. Juli wird an der Tauber die Verbindung mit den vorwärts Würzburg ſtehenden Baiern glücklich hergeſtellt. Die Preußen ſcheinen ihre Ziele erreicht zu haben, von ihnen erwartet man weitere Unternehmungen nicht und beſchließt, bei der nunmehr gewonnenen Ueberlegenheit ſelbſt offenſiv durch den Speſſart vorzugehen. Wartete man preußiſcher Seits dies ab, ſo konnte die Armee von ihren Verbindungen mit der Oſthälfte Preußens abgeſchnitten und durch ein gelungenes Gefecht auf den Rhein zurückgedrängt werden.

In eben dem Augenblick jedoch, wo nach abermaliger Zeitverſäumniß der rechte Flügel des verbündeten Heeres die Bewegung antritt, erſcheint, nach kürzeſter Raſt, General v. Manteuffel mit geſammter Macht vor dem linken. Unter kleinen Gefechten vor der Front concentrirt der Prinz von Heſſen ſeine Abtheilungen hinter der Tauber, aber ſchon am 24. Juli entreißt General v. Goeben mit der Brigade v. Weltzien den Badenſern den Uebergang bei Werbach, mit nur einem Theil der Brigade v. Wrangel den Würtembergern, trotz heraneilender Unterſtützungen, Tauberbiſchofsheim, ſchlägt ſie am folgenden Tage bei Gerchsheim und bedroht ſo den Rückzug des 8. Corps ſelbſt auf Würzburg. Freilich wird daſſelbe durch dies kühne Vorgehen des Gegners geradezu auf die Vereinigung mit den Baiern hingedrängt, wenn dieſe, um es aufzunehmen, ſich rechtzeitig verſammeln. Allein ihre einzeln heranrückenden Diviſionen ſtoßen bei Helmſtadt bereits auf die preußiſche des General v. Beyer und werden aus ihrer Richtung gedrängt. Am 26. tritt auch General v. Flies hinzu. Die Gefechte werden bei Uettingen und Roßbrunn fortgeſetzt und der Feldmarſchall befindet ſich an dieſem Tage zum zweiten Mal in der Lage, allein eine Entſcheidung mit dem Rücken an den Main-Defileen annehmen zu müſſen. Denn das 8. Corps, welches den linken Flügel der Schlachtſtellung bei Waldbüttelbrunn bilden ſollte, iſt bereits in Folge der vorangegangenen unglücklichen Gefechte im vollen Rückzug hinter den Strom.

Gegen die aufs Aeußerſte gedrängten Baiern hätte jedoch die Diviſion v. Goeben erſt *herangezogen* werden müſſen, welche nach ununterbrochenen Märſchen und Kämpfen an dieſem Tage bei Gerchsheim raſtete. Der Angriff unterblieb und am 27. Juli befanden die *ſämmtlichen*, aber durch Mißerfolge erheblich geſchwächten Abtheilungen der Verbündeten ſich in der in ihrer *Front völlig unangreifbaren* Stellung *hinter Würzburg* verſammelt. Ihr gegenüber ſtand die preußiſche Main-Armee *zwiſchen* den Kontingenten des 8. Corps und deren *Heimath*, und durch einen einfachen *Rechtsabmarſch* wurden ſelbſt die Verbindungen der *Baiern* bedroht. Außerdem machte in ihrem *Rücken* der Großherzog von Mecklenburg einen raſchen Vormarſch auf Bayreuth mit dem 2. Reſervecorps. —

Unter ſolchen Umſtänden wurde der Waffenſtillſtand abgeſchloſſen, welcher, wie wir wiſſen, mit dem Frieden endete. Ohne große Entſcheidungsſchlacht und nur durch Gefechte nach links und rechts war auf dem weſtlichen Kriegstheater der Zweck erreicht: daß am Schluß des Feldzugs Preußen im *faktiſchen Beſitz des ganzen oder eines erheblichen Theils* des Territoriums aller ſeiner Feinde ſtand und ihnen die Bedingungen des Friedens vorſchreiben konnte. Einheit in der Führung und raſtlos thätiges Handeln hatten die numeriſche Ueberlegenheit der Gegner *ausgeglichen*.“ — —

Der 3. Juli machte General von Moltke, den unſer Volk bisher ſo gut wie gar nicht gekannt hatte, zu ſeinem Lieblinge, zum Entſetzen unſerer Feinde und zum Object der Neugier von aller Welt. — Obwohl es keinem Manne von Ehre und Stellung gleich iſt, was die Welt von ihm denkt, ſo glauben wir doch nicht, daß unſer Meiſter der Kriegskunſt gerade die Oeffentlichkeit beſonders liebt, jedenfalls iſt Oſtentation nicht ſein Fehler. Hochbefriedigt aber fühlte ſich wohl ſein Herz, daß er das Zutrauen ſeines Monarchen, die Erwartungen aller Derer, welche ihm naheſtanden, ſo glänzend hatte rechtfertigen dürfen und hochbeglückt kehrte er in ſein trautes Heim, an die Seite des Weſens zurück, durch deſſen Liebe und Umgang wenn nicht ſein ganzes, ſo doch

die schönste Seite seines Daseins nun bestand. Das Jahr 1867 rückte ihm bei Gelegenheit der Luxemburger Frage den Krieg mit Frankreich sehr nahe, — zum Glücke nur vorübergehend. — Das folgende Jahr sah den „Schweiger" als bedeutenden Redner. Zum Abgeordneten des ersten konstituirenden norddeutschen Reichstags gewählt, hat er nicht blos öfters, sondern auch vortrefflich gesprochen. Unvergessen ist das Plaidoyer für die „dreijährige Dienstzeit", was er am 3. April gehalten hat.*) Nie sind schärfere, lichtvollere und kürzere Argumente von den Lippen eines Mannes geflossen, der die Wahrheit der Sache, die er vertheidigte, zugleich mit seiner eigenen Erfahrung und einer Autorität belegen konnte, die sich eben erst so unwiderleglich erprobt hatte. — — —

Weihnachtabend ist's, — der 24. December 1868. — Da ist kein einzig Haus im Lande, wo nicht Jubel wäre, nicht helle Kinderstimmen der heiligen Nacht zujauchzten. Da ist kein Haus, kein Palast, keine Hütte in Berlin, wo der Lichterbaum nicht brannte und wenn's die kleine Pyramide eines Armen auch nur war. — In einem Hause aber — flammt kein Baum, da lacht kein Kind, da ist Oede, Stille und Trauer! Maria von Moltke stirbt am Abend der Erdenerlösung! — Der Gewaltige der Schlacht ist ein Bettler am Herzen geworden, hatte hienieden Nichts mehr als Erinnerungen. Der große, so aufrichtige wie vorsichtige Rechner, dessen Facit Tausende erhaltener Menschenleben, das Glück unseres dankbaren Volkes bildete, hatte das eine Leben verloren, was sein ganzer Schmuck gewesen war! — Jener Christabend eben prägte in seine Züge die leise, desto tiefere Wehmuth, welche wir an ihm sehen, gab ihm das Bewußtsein von des Lebens Nichtigkeit, welches aus der vollendeten Ruhe seiner Seele, der schmucklosen Würde spricht, die sich weniger schildern, als empfinden läßt. Alles Irdische ist Wandlung und dieser Wandlung sieht er ohne Wunsch wie ohne Furcht mit der Stille im Gemüth entgegen, dem vollendeten Gleichmaaße, das wenig Lebenden gleich ihm ge-

*) Siehe „Zwei Jahre Preußisch-Deutscher Politik, 1866—1867 von Dr. L. Hahn. Berlin, bei Wilhelm Herz, 1868." D. V.

geben iſt. — Gott nahm ihm ſeine Mary nicht blos, er verſagte ihm auch Kinder! — Aber er ließ ihn doch nicht ſo ganz allein, wie Etliche geſchrieben haben. — Unſer liebenswürdiger Kaiſer empfand ganz ſeinen grenzenloſen Schmerz mit und traf das Rechte, um ihn einigermaßen wenigſtens aufzurichten. Er ernannte augenblicklich Moltke's Neffen, ſeiner Schweſter Sohn, Lieutenant von Burt*), den der General ſtets ſehr lieb gehabt, zu ſeinem perſönlichen (zweiten) Adjutanten, um ihm alle Privatmühen und Sorgen abzunehmen. Er gab ihm mit demſelben einen treuen Sohn, der ihn an Die erinnert, welche er verloren hat. Da des Generals Schweſter mittlerweile auch Wittwe geworden war, zog ſie zu ihm. Wer konnte nächſt der Entſchlafenen wohl ſeinem Herzen ſo theuer als die Schweſter ſein und deren Sohn? — —

Der Krieg Frankreichs gegen uns kam ſchreckhaft und unabweislich heran. — Schon im Winter 1868 zu 1869, — noch im erſten vollen Grame über Mary's Verluſt, hatte Moltke ſeine Kriegsdispoſition gegen den galliſchen Erzfeind gemacht.**) — Dennoch blieb Moltke gegen den Feind eben ſo objectiv als gerecht. Wenn eines Mannes Zeugniß über ihn entſcheidend iſt, ſo doch das eines Moltke gewiß. Lange nach dem Siege ſagte er: „Napoleon ſelbſt iſt an dieſem Kriege unſchuldig, er hätte nicht daran gedacht, gegen Deutſchland zu gehen. Die Schwäche ſeiner Regierung, der tyranniſche Einfluß der Parteien, welche die Exiſtenz ſeiner Dynaſtie gefährdeten, waren die Triebfedern zum Kampf allein. Er iſt von den Franzoſen zu demſelben gedrängt worden!!“ —

Dieſer Krieg, den man nun jenſeits des Rheins ſo gern auf die Schultern des Exkaiſers zu werfen ſucht, um ſein eigen Gewiſſen zu betrügen, ſollte von allen früheren, nicht blos für die deutſche Armee und ihren Heldengeiſt, ſondern auch für Moltke's Leiſtungen

*) Die Familie John Burt's Esqu. war ſchon zu Lebzeiten der Frau von Moltke geadelt worden. D. B.

**) Siehe I. Heft des eben erſchienenen Generalſtabswerks S. 73. D. B.

Dimenſionen annehmen, die ans Koloſſale ſtreiften und ihn Kombinationen erſinnen ließen, welche in den bisherigen Kriegen noch nicht zur Anwendung gekommen waren. Die allgemeine Dispoſition eines Krieges, welcher auf ſo großem Terrain ſich abſpielt und ſo lange dauert, wie der des Jahres 1870 und 1871, dabei aber ſo tauſendfache Veränderungen bietet, iſt nur mit Schwierigkeit und allein in großem Umriſſe darzuſtellen, zumal die Schilderung des Krieges, außer einzelner Theile deſſelben, durch militäriſche Autoritäten noch nicht vollendet worden iſt. — Gleich der Handlung einer großen Tragödie muß man dieſe Summe gewaltiger Thatſachen deshalb in Akte theilen, damit die Ueberſicht und Gliederung des Ganzen nicht verloren gehe, unſer Blick ſich nicht verwirrt. Verzeihe man deshalb, wenn wir etwa in der Art, wie ein dramatiſcher Dichter ſeinen Stoff, den Inhalt dieſes größten Dramas unſeres Jahrhunderts zu disponiren verſuchen.

Den Prolog des Krieges bilden die Vorgänge bis zum 31. Juli anno 1870, alſo die Aufmärſche.

Den erſten Akt geben die Schlachten von Weißenburg, Wörth und Saarbrücken, vom 4. bis 6. Auguſt.

Den zweiten Akt die Ringkämpfe um Metz vom 14. bis 19. Auguſt.

Den dritten Akt das, was wir den dunklen Punkt dieſes Dramas, ſeine Nemeſis, oder die Peripetie nennen, weil hier das Wohl und Wehe Deutſchlands oder Frankreichs auf dem Spiele ſtand. Er geht vom 19. bis 31. Auguſt.

Der vierte Akt zu Sedan am 2. September bringt die Kataſtrophe.

Der fünfte Akt vor Paris mit Metz und Straßburgs Fall ſchließt, als des Gegners Pathos und Katharſis, vom 19. September 1870 bis 3. März 1871 das Rieſendrama. —

Der Frieden endlich mag billig als Epilog gelten, mit Hinblick auf die kommende Commune, am 3. März 1871; die Zwiſchenakte, wo der Vorhang fiel, bildeten die Märſche. — —

Damit wir nicht in den Fall kommen, ähnliche Irrthümer wie Jene zu begehen, welche Geſchichten dieſes Kriegs veröffentlicht

haben, bevor das neue Generalſtabswerk auch nur erſchienen war, wollen wir nur den Operationsplan Moltke's aus dem I. Hefte des letzteren benutzen, und durch die Thatſachen ſelbſt, wie die uns authentiſch zugegangenen Mittheilungen illuſtriren, über deren Richtigkeit kein Zweifel ſtattfinden kann. — Vorauf muß an das erinnert werden, was jeder Einſichtige ſich ſelbſt ſagen wird, nämlich daß ſelbſt ein univerſeller Geiſt, wie der eines Moltke, nicht dieſes Drama vorher in ſeiner Totalität ausdenken konnte. Deſſen iſt überhaupt kein Menſch hienieden fähig, ſo wenig wie der Dichter vorher die einzelnen Momente und den Erfolg des Schlußaktes ſeines dramatiſchen Werkes berechnen kann. Moltke handelte eben genau wie ein Künſtler, der das allgemeine Ziel, die ungefähre Art und die Mittel der Erreichung des zu ſchaffenden Werkes klar kennt, ſo daß ſie ihm verläßlich ſind und dann auf einer gediegenen Expoſition ſeine Dichtung aktweiſe nach der Nothwendigkeit von Charakteren und Situationen architektoniſch aufbaut, — mit der Spitze gen Himmel! — — Was konnte das Ziel Moltke's ſein? — Wenn wir gewannen, — ein Friedensſchluß in Paris, den wir diktirten! — Der Volksinſtinkt, welcher in großen Momenten nie irrt, ließ ſchon bei den erſten Truppenzügen unſere Soldaten auf die Waggons ſchreiben: „Eilzug nach Paris.“ — Wenn wir anfänglich geſchlagen wurden, ſo verlegte ſich freilich die Entſcheidung diesſeits des Rheins nach Süddeutſchland, daß Napoleon aber nach Berlin gerade promeniren werde, hatten wir keine Angſt, wir waren doch etwas beſſere Geographen als die Franzoſen. — —

Von allen ſonſtigen geiſtigen wie ſittlichen Vorzügen ſehen wir ab, welche uns einem Lande gegenüber zu Gebote ſtanden, das ſeit 40 Jahren verkommen war und einem Monarchen gegenüber, der ſeinen ſinkenden Thron nur durch Blut feſtleimen konnte. Das Mittel, was Moltke zur Aktion in Händen hielt, war eine Million deutſcher Männer. Das war die erſte ſehr gute Vorausſetzung, — die zweite unſere fabelhafte Raſchheit, unſere eherne nun erprobte Organiſation, der Furor des lange verhaltenen Zorns und das Bewußtſein der lange erſtrebten und nun erreichten Einheit. —

„Zu den Aufgaben des Generalstabs im Frieden", sagt das Werk desselben, „gehört es, für alle wahrscheinlichen kriegerischen Eventualitäten die Gruppirung und den Transport der Truppenmassen in detaillirtester Weise zu bearbeiten und die Entwürfe dafür im Voraus bereit zu halten. — Bei dem ersten Aufmarsche einer Armee kommen die vielseitigsten politischen und geographischen Erwägungen neben den militärischen in Betracht. Fehler in der ursprünglichen Versammlung der Heere sind im ganzen Verlauf des Feldzuges kaum wieder gut zu machen!! Alle diese Anordnungen lassen sich aber lange vorher erwägen und — die Kriegsbereitschaft der Truppen, die Organisation des Transportwesens vorausgesetzt — **müssen** sie zu dem beabsichtigten Resultat führen!!" — Also wie bei jeder Kunst, so auch der des Kriegs, ist die Exposition, die vorhergehende Anlage des Werks für dessen Wirkung durchaus entscheidend! — „Anders verhielt es sich bei der weiteren Aufgabe der Strategie, der kriegerischen Verwendung der bereit gestellten Mittel, also bei den Operationen. Hier begegnet unserem Willen sehr bald der unabhängige Wille des Gegners. Dieser kann zwar beschränkt werden, wenn man rechtzeitig zur Initiative fertig und entschlossen ist, aber man vermag ihn nicht anders zu brechen, als durch das Gefecht." — Als nächstes Operationsziel wird in dem Moltke'schen Plane gegen Frankreich bezeichnet: „die **Hauptmacht** des Gegners aufzusuchen, und wo man sie findet, anzugreifen." „Als leitender Gedanke schon von den ersten Bewegungen an, läßt sich unschwer das Bestreben erkennen, die feindliche Hauptmacht in nördlicher Richtung von ihrer **Verbindung mit Paris abzudrängen!**" — Gegen Angriffe des Feindes auf die Nordseeküste waren „ausreichende Mittel im Lande verblieben", mit Süddeutschland war besprochen worden, „daß bei directer Vertheidigung des oberen Rheins und des Schwarzwaldes Norddeutschland eine wirksame, unmittelbare Hülfe im ersten Augenblicke, schon der Entfernung wegen, **nicht** zu leisten in der Lage sei, — daß eine weit **größere** Sicherung des deutschen Südens aus der Vereini-

gung aller Streitkräfte am **mittleren** Rhein erwachse, welche von dort, sei es auf dem rechten oder dem linken Ufer, offensiv in die Flanke der feindlichen Invasion vorgingen und diese nothwendig sehr bald zum Stehen oder zur Umkehr zwingen mußten." Als glänzendes Anerkenntniß der patriotischen Hingebung der süddeutschen Fürsten an die gemeinsame Sache muß hervorgehoben werden, daß sie nicht zögerten, im Vertrauen auf die obere Heeresleitung, „das **eigene** Landesgebiet von ihrer activen Militärmacht zu entblößen, um sie dem norddeutschen Heere unmittelbar anzureihen!" — Diese Vereinigung Alldeutschlands am Mittelrhein war somit die Aufgabe des Aufmarsches, der bis 31. Juli bewirkt war. — Das Drama begann. General von Moltke war bereits mit dem Kaiser in Mainz; von einem Einfall der Franzosen über den Rhein war nun nicht mehr die Rede, möglicherweise von einem Verluste der Pfalz, — wenn nämlich Napoleon fertig gerüstet gewesen wäre. — Die Schlachten vom 4. bis 6. entschieden diese Frage nicht blos, die Vernichtung Mac-Mahon's, Douay's und Frossard's bestimmte auch das Schicksal des Elsasses; wir hatten es bis zu den Vogesen! — Daß dies eine großartige Entwickelung des Kampfes-Dramas war, gleich groß in den Charakteren des Kronprinzen, Friedrich Carls, wie der vorzüglichen Corps-Chefs, zeigte sich in dem Jauchzen der deutschen Nation und dem Staunen der rings zuschauenden Völker! — Die folgenden Zwischenhandlungen waren fast so wichtig, wie die vorhergehenden Aktionen selbst, nur daß sie sich gebührend in Schweigen hüllten. Es waren die Märsche der drei deutschen Armeen auf Metz und Lothringen. Betreffs dieses Gesammt-Marsches ins Feindesland muß hervorgehoben werden, daß hier, trotz der brillanten Erfahrungen in Böhmen und am Main, unsere deutsche Cavallerie zum ersten Male in solchen Massen zur Verwendung kam und Allen voraus das Terrain aufklärte. Nicht allein, daß sie dadurch unser bester Kundschafter wurde, sie leistete uns den nicht minder wichtigen kriegs-politischen Dienst, das Entsetzen des geschlagenen Gegners zu verewigen, ihm stets und überall auf dem Nacken zu sitzen, so daß zur Besinnung zu

kommen ihm unmöglich wurde. Sie war auch die große Wolke, welche vor der deutſchen Heeresſonne ſtand und die franzöſiſche Oberleitung ſo benebelte, daß dieſelbe nie ſehen konnte, was wir im Sinne hatten. Der Gedanke dieſes Vormarſches war, daß die geſammte deutſche Armee den noch friſchen Truppen Bazaine's bei Metz wie den etwaigen Corps die Stirn bieten ſollte, welche in Mittelfrankreich ſich vielleicht aus den bereits geſchlagenen Armeen und friſch herangezogenen Truppen zu bilden im Begriff waren, um uns im Herzen des Landes oder vor den Thoren von Paris eine Rieſenſchlacht als letzte äußerſte Entſcheidung anzubieten. —

Die zweite Epoche des Krieges, bei der die Armee des preußiſchen Kronprinzen fehlte, weil ſie die ſüdliche Deckung des geſammten Heeres übernommen hatte, brachte die gewaltigen Schlachten um Metz. — Bazaine's Abſicht mußte nothwendig ſein, uns öſtlich von Metz zurückzuwerfen und Mac-Mahon's verlorene Aufgabe ſeinerſeits mit beſſerem Glücke aufzunehmen. Verlor er, dann mußte es ihm hingegen zur dringendſten Pflicht werden, dem Kaiſer die Armee möglichſt zu erhalten, dadurch, daß er jenſeits der Moſel ſiegte, oder rechtzeitig gen Weſten entkam. Der Zweck der heißen Tage um Metz war mithin, Bazaine im Oſten zu packen und im Kampfe feſtzuhalten, um ihm bei Vionville, Gravelotte und St. Privat den Weg gen Weſten gänzlich zu verſperren. Jede dieſer Aktionen war gleich wichtig, denn wenn eine mißglückte, machte ſie alle anderen illuſoriſch; der Sieg der vorhergehenden aber verſtärkte die Wirkung der nächſten mit des Felsblockes Wucht und zwar in „quadratiſcher Steigerung", wie der Phyſiker etwa ſagen würde. — Das Schlagen des Feindes mit verkehrter Fronte, am 18. Auguſt bei Gravelotte, war alſo die Gipfelung jener Reihe kriegeriſcher Handlungen, welche den vollendeten Glücksumſchlag Frankreichs bezeichneten. — Verkehrte Front! — Dieſer uns aus authentiſchen Kreiſen gegebene Ausdruck ſtellt die Schlußbewegung unſerer Armeen vor Metz an. Von Oſten anmarſchirt, mit ihrer Fronte alſo nach Weſten gerichtet, hatten ſie in den heißen Kampfestagen vom 14. bis 18. Auguſt allmälig

ſich ſo umgekehrt, verkehrt, daß ſie gegen den Feind nunmehr im Weſten ſtanden und ihm ihre Stirn gen Oſt entgegenreckten! — —

Durch Wort und Bild iſt mit romantiſchem Eifer damals die Meinung verbreitet worden, General von Moltke habe bei Gravelotte mit gezücktem Degen hoch zu Roſſe die Pommern ins Gefecht geführt und dieſe, von ſeinem ſeltenen Anblick entzündet, hätten gethan, woran alle Uebrigen bereits erlahmt wären. Dieſe Annahme gehört durchaus in das Gebiet der journaliſtiſchen Märchen. Moltke hat niemals eine Attaque, groß oder klein, perſönlich commandirt! — Das Richtige iſt Folgendes. General Moltke befand ſich beim Könige vor Gravelotte, als das 2. Armeecorps (v. Franſecky's Pommern) zum Angriff vorging. Moltke begleitete die dritte Diviſion deſſelben durch das Dorf Gravelotte bis in den bekannten Hohlweg, um ſich perſönlich von dem Eingreifen dieſes Corps zu überzeugen. Er ordnete daſelbſt noch das Zurückbleiben einer Brigade an. Hier hielt er bis zum Ende der Entſcheidung. — Ebenſo iſt auch die Angabe falſch, Moltke habe ſelber König Wilhelm den Sieg verkündet, denn lange, bevor er ſich zu demſelben zurückbegab, war durch einen ſeiner Stabsoffiziere der glückliche Verlauf der Schlacht dem Könige gemeldet worden. — Daß an dieſem Tage Moltke, wie immer, perſönlich höchſte Kaltblütigkeit zeigte, daß die Kugeln ihn umpfiffen wie jeden Anderen, daß die Soldaten, wenn ſie durch die Schlucht an ihm vorüber in den Kampf ſtürmten, erhöhtere Repulſivkraft durch ſeine Anweſenheit erlangten, wer wird das leugnen wollen; aber über vorbenannte Mythe befragt, ſagte der Graf: „Ich war gar nicht in der Lage, in Anweſenheit des Armeecorps-Commandeurs die Führung eines Angriffs von Truppen zu übernehmen, welche zu commandiren ſeine ſpecielle Pflicht war.“ — Vergeſſe man doch nicht, daß Moltke einem ſeit Königgrätz ſo ruhmreichen General, wie von Franſecky gerade war, das Recht hätte nehmen müſſen, im entſcheidendſten Augenblicke ſeine Leute ins Feuer zu führen! — Wer berufen iſt, die Thätigkeit eines ungeheuren Schlachtgefildes zu leiten, einen ganzen Krieg mit allem Wenn

und Aber ſtets im Hirne erwägen zu müſſen, der wird wohl kaum ein einzelnes Corps durch einen Hohlweg pour plaisir ins Gefecht führen und durch ſolche Ungehörigkeit Männer beleidigen, die beſſer und mit mehr Recht dort am Platze ſind, als er. So ſehr verleugnet der oberſte Leiter einer Armee ſich nicht und thut er es wirklich, dann nur in jenem traurigen Augenblicke, wo er die verlorene Schlacht mit dem eigenen Herzblut beſiegeln, ihr auch in ſich die Weihe eines nationalen Unglücks geben will! Zu ſolchem Beginnen läßt Der nur ſich hinreißen, der Nichts mehr in petto hat und in dem Verluſte dieſer einen Schlacht den ſchmählichen Ausgang einer ganzen Campagne ſieht. Dem erfindungsreichſten, kälteſten aller Köpfe, einem Moltke ſolchen Entſchluß aber vor Metz, alſo in Mitte des Feldzuges, zuzutrauen, wo ſelbſt ein recht großer Verluſt noch gar nichts gegen uns entſchied, als daß wir eine Schlacht mehr ſchlagen mußten, beweiſt nur, daß man Den ſehr ſchlecht kannte, welchen man mit ſo wenig dramatiſchem Geſchick in Scene ſetzte. — —

Nach dieſen ſchreckensvollen Kämpfen, als Bazaine nach Metz hineingeworfen, die Stadt von Friedrich Carls combinirter I. und II. Armee undurchdringlich umſchloſſen war, das königliche Hauptquartier ſich aber nunmehr zu der IV. und III. Armee verlegte, welche die Kronprinzen von Sachſen und von Preußen führten, wurde der Vormarſch dieſer Armeen ſteif auf Chalons reſp. Paris angetreten. Erwägt man noch, was Alles eine Armee nach ſich führen und vorauſſenden muß, um nur da, wo ſie hinkommt, einen Tag exiſtiren zu können, läßt man im Geiſte dieſe endloſen Artilleriezüge, Munitions- und Proviant-Colonnen, Ponton- und Telegraphen-Trains, Lazareth- und Feldpoſt-Organismen an ſich vorüberrauſchen, dann wird man einen leiſen Begriff bekommen, wie gereckt dieſe Marſchlinie der deutſchen Armeen, wie complicirt ſie war, welche eiſerne Ordnung in ihr herrſchen, welche abſolute Ueberſicht in allen ihren Theilen ihr Leiter haben mußte, ſollte bei irgend einer unvorhergeſehenen Bewegung nicht eine babyloniſche Verwirrung ohne Halt und Maaß über ſie hereinbrechen. Es iſt eine bekannte Thatſache, daß eine Armee ſich ſelber ſchlägt, ſobald

ihre großartige Gliederung ſich wie ein Rattenkönig verwirrt, denn ein ſonſt faſt verächtlicher Feind kann ſie dann vernichten! Dieſe unvorhergeſehene Bewegung ſollte aber über beide dahinmarſchirende Armeen kommen und zwar plötzlich und in ans Fabelhafte grenzender Weiſe. — Die Geſtalt der Dinge war folgende:

Seit dem 16. (Schlachttag von Mars la Tour) war Napoleon in Chalons, ſein Weſen zeigte vollendete geiſtige und körperliche Apathie; — Herkules in Flanell! Fremde, welche ihn und Chalons in dieſen Tagen ſahen, wiſſen nicht genug von dem moraliſchen Elend zu berichten, was Jedermann dort aus ſcheuem Auge angrinſte. Als der Kaiſer am 28. durch die Zeltreihen ritt, inſultirten ihn die eigenen Truppen und gebrochen kehrte er in ſeinen Pavillon von Mourmelon zurück; er mied fortan die Soldaten. Am 19. war das Gros des 1. franzöſiſchen Armee-Corps und das 5. unter Failly eingetroffen. Das 7. Corps von Felix Douay aber zögerte ganz unbegreiflicherweiſe mit ſeinem Erſcheinen. Noch unbegreiflicher war, daß man im Hauptquartier Chalons dieſes Corps Douay's bis dahin völlig vergeſſen hatte *). — —

Das nördliche Elſaß war für den Kaiſer verloren, Straßburg wurde von den Deutſchen berannt, während Douay in Belfort ſtand. Aber kein Befehl kam, daß er Straßburg entſetzen ſolle; ſtatt deſſen und nach langem Warten erſchien am 16. Auguſt eine Ordre aus Paris, daß er nach Chalons marſchiren ſolle! — Von Belfort nach Chalons!! Es ſind 30 Meilen, und da er der Deutſchen wegen über Paris dorthin gehen mußte, ſo hatte er — ſage 70½ deutſche Meilen per Bahn zurückzulegen! Die Demoraliſation und Disciplinloſigkeit wuchs auf dieſer martervollen Fahrt, deren Schrecken uns ein Corporal dieſes Corps, als wir in Straßburg letzthin waren, beſchrieben hat. — Als Douay's Truppen mit den von Chalons zurückgekehrten Moblots zu Pantin bei Paris in Berührung kamen, ging ihnen der

*) Siehe: Histoire de l'armée de Chalons. Bruxelles, Lebèque. 1871.

letzte Rest von Pflichtgefühl verloren. Während somit Douay sich anschickte, nach Chalons zu gehen, war dort am 21. August von Mac-Mahon in kopfloser Hast das Lager abgebrochen und nach Rheims marschirt worden. Vorräthe, die man nicht mehr mitzunehmen vermochte, vertilgte man durch Feuer; dabei verbrannte man auch aus Versehen das Schuhwerk für 10,000 Mann, was eben erst angekommen war. — Als am andern Tage Douay ankam, fand er Chalons verödet und den Avis, das französische Heer concentrire sich in Rheims. Douay vereinigte sich demnach mit der Armee des Obergenerals. Als das Corps Mac-Mahon's aber von Chalons in Rheims angekommen war, befand es sich auch in völliger Anarchie. Es fiel über die Proviant-Colonnen, über das Eigenthum des Kaisers her und plünderte. Am Abende des 22. August mußte Mac-Mahon den eigenen Truppen mit Füsilade drohen! — Weshalb nun diese Bewegung rückwärts nach Nordost? Warum schlug man sich nicht zu Chalons, das, nun verlassen, dem Feinde ja zur Operationsbasis auf Paris werden mußte? — Einheit der Oberleitung fehlte; es regierten eben zwei Willen! Die Generale Mac-Mahon, Trochu und Andere um den Kaiser waren entschieden der Ansicht, man müsse Metz, die Mosel wie die Maas dem Feinde lassen, mit der gesammten disponibeln Truppenmasse bis Paris zurückgehen und dort vor der Hauptstadt Thoren die Entscheidungsschlacht des ganzen Krieges schlagen. Allerdings war das ein va banque, aber unter allen Uebeln das kleinste und der Erfolg keine gar so tolle Phantasmagorie. — Der Wille der Kaiserin Eugenie, Rouher's und Palikao's, kurz der Regentschaft in Paris siegte, welcher kategorisch erklärte: „Mac-Mahon müsse Bazaine in Metz befreien, die Rückkehr nach Paris bedeute den Untergang des Kaiserreichs und die Revolution" — drang bei Napoleon durch! — Man marschirte am 24. deshalb in dem Bogen Rethel-Sedan nordöstlich, um über Montmedy Metz zu erreichen. An demselben Tage indeß traf auch die Cavallerie des Prinzen Albrecht (Vater) von Preußen in Chalons ein und fand das Nest leer. — Daß diese Nachricht Moltke stutzen machen mußte, ist

klar. Trotzdem ließ ſich nichts Beſtimmtes beſchließen, weil man noch nicht wußte, wohin ſich Mac-Mahon gewendet hatte. Das war der dunkle Punkt am Horizont des deutſchen Hauptquartiers, mit dem die dritte Phaſe des Krieges begann! — An beſagtem Tage befand ſich das Hauptquartier des Königs zu Barleduc. Unſere Eclaireurs, Kundſchafter und Patrouillen hatten allerdings ins Hauptquartier gemeldet, daß Mac-Mahon ſich nach Rheims gewendet haben ſolle, um nach den Feſtungen des Nordens und Bazaine zu Hülfe zu kommen; dieſen Verdacht alſo hatte man. Ein Verdacht aber iſt noch kein Beweis und auf den bloßen Verdacht hin den ganzen Anmarſch umzuändern, war ſehr bedenklich. Dennoch, — Moltke that's!! — Ueber die Situation dieſes Augenblicks ſagt der Feldmarſchall ſelbſt: „Wir mußten auf die Gefahr hin, einen Lufthieb zu thun, rechtsum machen, weil wir Mac-Mahon im Anzuge vermutheten, wie ſich nachher als richtig erwies. Daß wir ihn vermutheten, daran war zumeiſt die Schwatzhaftigkeit der franzöſiſchen Blätter und der Deputirtenkammer Schuld, welche durch ihre leidenſchaftlichen Discuſſionen die Abſichten der Regierung verriethen!" — Am Vormittage des 25. war Moltke zu dem Entſchluſſe gekommen, ſeinen Lufthieb zu thun. — Sofort wurden alle Anſtalten getroffen. Die Telegraphen ſpielten Tag und Nacht, die Stabsoffiziere ſprengten in allen Hauptquartieren umher, die Boten flogen, die lang gen Weſten gereckte kronprinzliche Armee und unſere Cavallerie machten „Rechtsum"! — Am 26. begann, während durch erneuerte Nachrichten die Gewißheit, Moltke möge doch Recht haben, wuchs, dieſe geänderte Bewegung beider deutſcher Armeen, — die Rechtsſchwenkung, während an demſelben Tage Mac-Mahon von Rethel aus öſtlich in die Linie Attigny-la Chêne-Stenay rückte, alſo gerade in unſere nördlich gewendete Fronte. Am Abend war Kronprinz Fritz in St. Menehould! — Denſelben Abend zwiſchen Buzancy witterte Douay's 7. Corps die Vortruppen des Kronprinzen von Sachſen, des rechten deutſchen Flügels! — — — Für den einzelnen Mann, für eine kleinere Truppe mag es ein Leichtes ſein, rechtsum zu machen, für eine ſo große Doppelarmee

iſt es ein Wageſtück! Die Proviant-Colonnen, das Munitions- und Lazarethweſen, der ganze Verpflegungsapparat für ſo viele Tauſende, — vorher ganz anders dirigirt, konnten bei der faſt conträren Bewegung ſo raſch nicht folgen. Das erheiſchte eine faſt übermenſchliche Anſtrengung und leicht hätten „Frictionen" unſerer Kriegsmaſchine da eintreten können, wo ſie am unheilvollſten werden mußten, wenn eben unſer Heeresorganismus nicht ein ſo über alles Lob erhabener, unſer Soldatengeiſt nicht ein ſo freudig opferwilliger geweſen wäre. — Mac-Mahon's Herz hingegen erfüllten geſteigerte Beſorgniſſe. Gegen ſeinen Willen mußte er dem Befehle aus Paris folgen und ahnte, daß derſelbe verderbenbringend ſei. Er faßte jetzt den Beſchluß, ſeine Marſchroute abermals zu ändern, nämlich ſich nordweſtlich nach Mézières zu werfen und von da entweder nach Weſten und auf Paris zurückzugehen oder, falls Bazaine aus Metz ſich befreit habe, ihm nach Oſten über Montmédy die Hand zu reichen. Ein Telegramm dieſes Inhalts ging an Palikao ab, ein anderes ähnliches ſollte der Commandant von Sedan an Bazaine gelangen laſſen. Palikao aber verlangte, Mac-Mahon ſolle „Bazaine nicht im Stiche laſſen", — ſo ging er denn gehorſamſt in die Falle!! — Die Frontveränderung der ſüddeutſchen Armee, wie ſchon geſagt, erfolgte vom 26. bis 28. Auguſt von der Marne durch die Ardennen gegen den Argonner Wald, dem Feinde alſo ſüdlich in die rechte Flanke, indeß die vorgeſchobene Maas-Armee des Kronprinzen von Sachſen ihm öſtlich vor die Fronte einbog, um ſeinen Vormarſch zu hindern. — Tiefe Stille herrſcht in unſeren Reihen, das Schweigen geſpannter Erwartung. Man ahnt das Räthſel dieſer ſo durchaus entgegengeſetzten Marſchbewegung! Ein großer genialer Wille leitet Alle, ein Gedanke regiert die tauſend divergirenden Fäden, welche wie ein Spinnennetz aus dem Hauptquartier über die deutſchen Armeen ſich breiten. Der laute Herzſchlag der Kampfbegier iſt die einzig vernehmbare Stimme, die in den Schluchten und Defileen dieſer wilden Gebirge zu tönen wagt; Niemand weiß etwas, das aber fühlt Jeder: „Moltke's ſcharfes Auge wacht!" Sie laſſen ſich fröhlichen Vertrauens brauchen wie Läufer, Thurm

und Springer im Schach und laufen ſcharf drauf zu, nun ja dem Gegner zu rechter Zeit den Sprung auf den Nacken zu thun und ihm die Tatze jauchzend ins Fleiſch zu ſchlagen, bis er verendend niederſtürzt! — Noch bis zum 28. wußte man nicht, ob Mac-Mahon nach Mézières weſtlich oder gen Montmédy nach Oſten ſich dirigire. Am Abend jedoch iſt das Räthſel völlig gelöſt, die ſächſiſche, eclairirende Reiterei hat Mac-Mahon's Avantgarden bei Buzancy wirklich gepackt, der Oſten iſt bereits durch Flankenſtellung, damit der Weg zu Bazaine, ihm verhauen. Die Maas-Armee ſteht von Dun ſur Meuſe am rechten Maasufer über den Fluß hinweg bis Nouart, die Cavallerie derſelben beherrſcht die Straße von Verdun und lehnt an den rechten Flügel der Südarmee!! — Das Schiffsvolk konnte nicht begeiſterter zu ſeinem großen Führer Columbus aufgeblickt haben, als der Ausguck im Maſt „Land! Land!“ rief und Amerika's Küſten zauberiſch der Atlantis Schooß entſtiegen, wie die deutſche Armee, zumal ihre Führer, die um den genialen Inſtinct, der dies „Rechtsum“ bewirkt hatte, wußten, zu Moltke wie zu einem Seher emporblickten. —

Der vierte Akt des Krieges iſt vor Sedan! — Derſelbe wurde hinlänglich bereits unter dem Kaiſer und „Unſerm Fritz“ geſchildert. Die Stellung unſerer Truppen vor Sedan machte ſich zufolge des Aufmarſches nun von ſelbſt. — — Moltke iſt gewiß nicht allwiſſend. 1866 wußte er nicht, daß die ganze öſterreichiſche Armee gegen uns im Biſtritzthale ſtand. In dieſem Kriege wußte er nicht, daß Mac-Mahon Chalons aufgegeben habe und wohin er gekommen war. Das wußte er aber voraus, daß Königgrätz gewonnen werde, daß Bazaine in Metz, Mac-Mahon zu Sedan in die Falle gerathen würden. Ueberdem hatte Moltke, wenn der „Luftſtieb“ mißglückte, oder irgend Etwas von unſerer Seite wirklich ſchief ging, für jeden Fall noch Kräfte bereit und Pläne gefaßt, welche vollauf das Mißgeſchick des Augenblicks gut gemacht hätten. — Daß er nach dem Siege mit Wimpffen die Capitulation abſchloß, durch welche Mac-Mahon's ganze Armee kriegsgefangen wurde, iſt bekannt. — Der Krieg ging weiter, weil Napoleon nicht mehr den Frieden zu ſchließen in der Lage war.

Alle Dispositionen wurden also auf Gewinnung des eigentlichen Kriegszieles, Paris, gerichtet! —

Damit vollzog sich der letzte Theil dieses erschütternden Drama's. Wie die „Rechtsschwenkung" unserer Armeen für die Entscheidung von Sedan entscheidend geworden, so wurde es nunmehr auch die Bewegung, durch welche unsere beiden, noch Sedan umschließenden Armeen in die Vormarschlinie nach Paris übergingen. Sie traten, zufolge der von Moltke disponirten Marschordnung, ziemlich in dieselbe Stellung ein, welche sie vor der Abschwenkung innegehabt hatten. Die Maas-Armee hatte demnach die nördliche, rechte Linie, die des preußischen Kronprinzen die südliche, linke Seite. — Am 5. zog das königliche Hauptquartier in Rheims ein, am 6. das des Kronprinzen. Hier blieb man bis zum 9. vereint und kam über die Art, Paris zu umschließen, überein. Am 9. nahmen beide Heere nun eine strahlenförmig getrennte Richtung, die nördliche Maas-Armee mit dem Hauptquartier des Königs hielt sich diesseits am rechten Maasufer steif in gerader westlicher Linie, welche nur schwach nach Süden geneigt war und direct auf Meaux vor Paris lief, die Armee des Kronprinzen zog hingegen von Rheims nach Epernay, wo sie die Marne überschritt, also von Norden nach Süden. Was war dieses Marsches Sinn? — Mac-Mahon hatte nämlich gar nicht gewußt, wie stark er war, wenn er wollte und nicht verblendeterweise östlich auf die Linie la Chêne-Stenay vorgegangen wäre. In Mézières, wo eigentlich sein Platz gewesen wäre, erschien nämlich das Corps Vinoy in demselben Augenblick, als Mac-Mahon umschlossen wurde, zu Rheims aber war ein anderes französisches Corps unter General Exéa eingetroffen. Zu Mézières konnte Vinoy ganz deutlich den Kanonendonner von Sedan hören! — Als Mac-Mahon capitulirt hatte, retirirte sich Vinoy nun in großem Bogen auf Paris, das französische Corps zu Rheims directer westlich. Das deutsche Obercommando wußte, wo sie vorher gestanden hatten, daß man also auf sie treffen müsse, wenn sie stehen blieben. Deshalb war die Verbindung bis Rheims während des Marsches für beide deutsche Armeen nothwendig. An letzterem Orte trennte

man ſich, weil man nun klar geworden war, Vinoy und Exéa ſeien unterwegs nicht mehr zu fürchten. — Der Marſch der Maas-Armee direct auf Meaux hatte den Zweck, mit den Garden den Norden, mit den Sachſen den Oſten von Paris bis zur Seine zu umſpannen. Der Kronprinz ging ſüdlich auf Epernay und dann in ſüdweſtlichem Bogenmarſch theils die Route Nogent-Provens-Briel, theils die Route Donnemarie-Melun-Corbeil. Die III. Armee umſchrieb alſo einen Halbkreis nach dem Süden von Paris und zwar in zwei Staffeln, um im gegebenen Augenblick rechtsſchwenkend vor der Metropole zu erſcheinen und deren Süden von Verſailles bis zur Seine zu verſchließen. Schließlich wurde auch noch von der Maas-Armee aus der Weſten der gewaltigen Stadt durch das Corps Alvensleben II. vom nördlichen Eiſenbahndamm bis zum ſüdlichen zweiten Seinebogen bei Bougival abgeſperrt. Die Cernirung von Paris war bewirkt! — Welche Stellung die verſchiedenen deutſchen Corps um die Hauptſtadt eingenommen haben, iſt bei der Schilderung des preußiſchen Kronprinzen angegeben worden. Moltke's ſtrategiſche Dispoſitionen hatten, was das Hauptziel ſelbſt betraf, ein Ende, dafür begannen aber diejenigen, welche auf die Sicherung des deutſchen Belagerungsheers und gegen den künftigen Widerſtand der Provinzen gerichtet waren, ein Werk, welches nur mit einem glänzenden und geſicherten Frieden ſchließen durfte. Bei letzterem wurde Moltke weſentlich des Grafen Bismarck Genoſſe, gewiſſermaßen ſeine militairiſche Seite. — — Der Aufenthalt vor Paris dauerte vom 19. September 1870 bis 3. März des nächſten Jahres, faſt 6 Monate, mithin ziemlich noch einmal ſo lange, wie die ganze bisherige Campagne. — Seit Sedan war eingetreten, was man erwartet hatte. Die Napoleoniden waren verſchwunden, die Republik war proclamirt und die Regierung „der nationalen Vertheidigung". Der Chef dieſer Vertheidigung und ihr Stratege zugleich war der Advocat Leon Gambetta. —

Die Miſſion Jules Favre's in Ferrières ſcheiterte, des Königs Hauptquartier kam nach Verſailles in die Präfectur, wo alle Leitung nunmehr ſich concentrirte. Hier conferirten täglich die drei Gewaltigen: König Wilhelm, Bismarck und Moltke.

Außerdem waren der Kronprinz, Miniſter von Roon und General von Podbielski zugegen. Je nach Wichtigkeit und Anlaß verengte und erweiterte ſich dieſer Kriegsrath, welcher Frankreichs Schickſal und Deutſchlands Zukunft in Händen hielt. — General von Moltke bewohnte in Verſailles das Haus Nr. 39 der rue neuve. Seine nächſte perſönliche Umgebung beſtand aus ſeinen Adjutanten Major de Claer und Hauptmann von Burt, ſeinem Neffen, ſeiner Schweſter Sohn. Das Offiziercorps des großen Stabes hielt etwa zwanzig Mann, welche täglich mit ihrem General ſpeiſten, von denen die Abtheilungschefs Oberſt von Verdy, Oberſtlieutenant von Bronſart und von Brandenſtein die verſchiedenen Reſſorts dieſer „Geniefabrik“ vertraten. — Es ſind wahrlich ganz wunderbare Leute! Als Krieger ſind ſie die erſten Gelehrten Europa's und als Gelehrte die erſten Krieger, vor Allem aber geſunde Menſchen mit klaren Köpfen, warmen Herzen, und mancher Philoſoph, der an Leſſing's „Nathan“ erinnert, mancher Künſtler ſteckt unter ihnen, der mit Jeglichem von uns vielleicht concurriren könnte. Das iſt ein eigen Leben und Weben unter ihnen, das recognoscirt und guckt aus, hockt über den Karten, redigirt Aviſe und Befehle, — der Telegraph trägt Alles fort und die metallographiſche Druckerei bringt denſelben Befehl in hundert Hände. — Wenig Worte ſind's meiſt nur, Tag, Stunde, Ort und Aktion bezeichnend; das Uebrige zu wiſſen und zu thun iſt der Corpschefs Schuldigkeit, die aber thun ſie immer! — —

Paris iſt ſeit Ludwig XIV. Frankreich, Frankreich ohne Paris Nichts! Das iſt ein nationales Dogma und wird es bleiben. Unſere Schlachtenlenker und Staatsmänner hätten alſo blöde und taub ſein müſſen, nicht zu begreifen, daß die „défense à outrance“ im ganzen Lande ſich vereinen werde, das „heilige“ Paris zu entſetzen. Aus dieſem Grunde entſtand für Moltke eine Aufgabe, wie ſie in unſeren vorhergegangenen beiden Kriegen nicht vorgekommen iſt. Bisher waren wir ſtets in der jedenfalls beſſeren Lage geweſen, anzugreifen, nun mußten wir erwarten, angegriffen zu werden. Bisher hatten wir im Anmarſch unſern Feind umſpannt und daher der Welt die Fabel glauben machen,

der concentriſche Angriff, das Keſſeltreiben, ſei unſere ganze Force. Jetzt wurden wir, in der Mitte des Landes vor Paris ſtehend, von allen Seiten angegriffen und hatten den Beweis zu führen, daß wir auch umgekehrt unſere Gegner eben ſo gut zu ſchlagen verſtänden. Moltke bewies indeß noch mehr, — nämlich, daß er ſie — ſo deſto beſſer ſchlüge! — Allerdings hatte Frankreich noch zwei andere Abzugscanäle für die Wuth ſeines Haſſes, Straßburg und Metz. Mit erſterem verlor es Elſaß, in letzterem Lothringen; das konnte es nicht gleichgültig laſſen. Da man aber Straßburg zu rechter Zeit, alſo wo wir vor ihm noch ziemlich ſchwach waren, durch Felix Douay nicht zu entſetzen verſucht hatte, — der dafür damals über Paris nach Chalons dirigirt wurde, um in Sedan zu erliegen, — ſo lag in Dem, was nachträglich auch der Feind that, keine Pointe mehr und nachdem Mac-Mahon in Sedan geſchlagen war, hatte man auch keine Ausſicht, das verlorene Zwing-Uri von Lothringen wieder zu erlangen, zumal von der III. und IV. (Süd- und Maas-) Armee noch ein beſonderes Corps unter dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin abgezweigt worden war, welches gegen den Nordweſten (Laon) von Frankreich operirte. War ſomit die Wuth und das Beſtreben der „défense“ auch getheilt und in den erſten Cernirungsſtadien von Paris von demſelben abgelenkt, ſo hatten für uns die Belagerungen von Metz und Straßburg doch das Uebel, zwei bedeutende Truppenkörper, namentlich die Doppelarmee Friedrich Carls feſtzuhalten, alſo für die Verwendung ſeitens des Hauptquartiers zu Verſailles vorläufig unbrauchbar zu machen. Es kam ſehr darauf an, wann Metz und Straßburg fielen und wann es Gambetta's verzweifelten Anſtrengungen gelang, ſeine „Maſſenerhebung“ in Ausführung zu bringen. Hierbei konnte man nur auf den zähen Eifer unſerer Belagerungscorps von Werder und Friedrich Carl einerſeits, andererſeits auf die Zerrüttung und Entmuthigung der franzöſiſchen Nation und die feindliche Haltung der Legitimiſten, Orleaniſten und Anhänger Napoleons gegen die Republik rechnen, wie auf Frankreichs feſte Ueberzeugung, das ungeheure Paris werde ſich ſelbſt von uns zu befreien vermögen. —

Das Gefecht bei Sceaux, was gleich Anfangs Ducrot verlor, bewies, daß die Hauptſtadt ſich niemals ſelbſt befreien könne, acht Tage aber, nachdem ſie umſchloſſen war, fiel Straßburg bereits. Werder's Corps wurde alſo zur Aktion gegen den Süden des Elſaß frei. General von der Tann ſchlug am 10. October hingegen einen Theil der Loire-Armee bei Artenay, dann bei Orleans und eroberte die Stadt; am 22. warf er Cambriel's Oſtarmee. Zu derſelben Zeit wurden noch verſchiedene Ausfälle der Pariſer abgewieſen. — Zwei neue Reſerve-Jägerbataillons waren inzwiſchen raſch formirt worden, unſere Lücken zu füllen und General Löwenfeld's III. Reſerve-Armee befand ſich von Schleſien her im vollen Anmarſch. Moltke und das Hauptquartier unterſchätzten die Energie Gambetta's trotzdem nicht und von welcher Art ſie war, wußte er bald zu beweiſen. —

Man hat dieſen Mann viel bei uns verlacht und beſpöttelt, hat von ſeiner Dummheit viel zu erzählen gewußt. — Freilich iſt's ſehr komiſch, daß ein Juriſt Generalen ihre Operation vorſchreibt, aber die fatale Lage Frankreichs hatte eben außergewöhnliche Verhältniſſe zur Folge. Das Land beſaß keine berühmten Marſchälle mehr, welche beim Volke Vertrauen genug hatten, um unter ihnen einen Kriegsminiſter zu finden, einem bloßen Generale aber hätten ſeine zuchtlos gewordenen Collegen nimmer gehorcht. Beſſer war immerhin ein Mann, der tollkühn zum Unerhörteſten entſchloſſen war, ob er vom Kriegswerke auch nichts verſtand. — Freilich blieben demgemäß Gambetta's wirkliche Leiſtungen hinter ſeinen Bemühungen und rhetoriſchen Bravaden durchaus zurück, aber immerhin muß der feurige Wille eines Mannes beachtet werden, welcher ſeine kopflos gewordene Nation zu — zwar zweckloſen aber doch außerordentlichen Kraftanſtrengungen hinriß. — Gambetta iſt an gefährlichen Auskunftsmitteln jedenfalls ein fruchtbares Talent geweſen, da er aber auch ein verrücktes Talent war, ſo überſchlug er ſich in der Exaltation und machte ſeine klugen Entwürfe durch blödſinnige Ausführung zu nichte! Wer einſichtig iſt, muß immerhin zugeben, daß der Mann gerade kein Hohlkopf iſt, welcher — wenn alle

Heere, alle Feldherren seines Landes geschlagen, dessen stärkste Festungen genommen sind und die allgeliebte Hauptstadt seiner Nation dem Hungertode in den Rachen läuft, — wenn Der dann noch den heroischen Gedanken fassen kann, alle Kräfte seines Landes gegen die Deutschen vor Paris anzustacheln, durch einen Südoststoß dem deutschen Feinde ins eigene Land zu fallen und durch den Schrecken, den er ihm im Rücken bereitet, sein Vaterland zu befreien versucht. Gambetta's Thaten mögen widersinnig sein, sein Wille war der eines glühenden Patrioten. Unter all den Seelenkrüppeln um ihn her steht er, gerecht beurtheilt, den Männern von 1794 immer noch am nächsten, welche in der dreifarbigen Schärpe die Schlachten der alten Republik geschlagen und im Blute der eigenen Generale den Verlust einer Bataille bestraft haben! Das ist allerdings der französische Standpunkt, der unsere kann es, Gott sei Dank, nie werden. Aber jeder Mensch, der erbärmlichste selbst, hat sicher das Recht, vom Standpunkte seiner Verhältnisse aus beurtheilt zu werden. —

Am 27. October war Metz gefallen! Nicht sowohl, daß wir es hatten, war in diesem Augenblicke unser größter Vortheil, sondern daß wir es hatten und dadurch Friedrich Carl's große Armee frei für Moltke's Dispositionen wurde. Sein Auge erkannte wohl die rings ansteigenden Wetter und es war die höchste Zeit, Blitzableiter an den Stellen aufzupflanzen, wo es einschlagen konnte. Kaum war die I. und II. Armee frei, so dirigirte Moltke das Corps Manteuffel und Goeben sofort in den Norden und Westen von Paris, General von Kummer nur blieb in Metz. Prinz Friedrich Carl aber mußte in Gewaltmärschen mit seinen drei Armeecorps gen Süden auf Orleans rücken. — Während dies noch erst im Werden war, noch abgewartet werden mußte, war der kriegerische Advocat immerhin schlau genug, das in der letzten Stunde noch zu thun, was, wenn Frankreich es 14 Tage früher mit frischen guten Truppen unter kundiger Leitung zu thun vermocht hätte, möglicherweise die Befreiung von Paris bewirkt hätte! Er ließ Aurelles de Paladine's Armee von Blois her nördlich, General Polhès' Corps von Le Mans östlich gegen

Orleans ziehen. Doppelt bedroht und zu schwach, mußte von der Tann Orleans im Stiche lassen und wich auf Fourry, dort vereinte er sich mit der 22. Cavallerie-Division Prinz Albrecht (Vater) und dem 13. Armeecorps des Großherzogs von Mecklenburg. Sie waren dem Gegner aber Alle nicht gewachsen und zwischen dem 10. und 24. October trat wieder für Moltke der Moment ein, wo es sich zeigen mußte, ob seine Berechnungen nicht trügen, der Feind nicht unberechenbare Aggressionen machen, die erwartete Hülfe des Prinzen Friedrich Carl im Süden nicht zu spät kommen werde! — Die Generale der kaiserlichen Armee, die damalige Oberleitung, hatte in allen ihren Maßnahmen, bei Wörth und Saarbrücken, vor Metz und zu Sedan bewiesen, daß Moltke sie lange noch nicht für so unklug gehalten hatte, als sie wirklich handelten, Gambetta aber bewies, daß er, obwohl Advocat, obwohl ohne solche Armeen, als der Kaiser besessen hatte, dennoch klüger war, als man von ihm billigerweise erwarten konnte. Das Hineinwerfen der 7000 Mobilen war allerdings die Keckheit eines tollen Laien, aber Dreux war nur 6 Meilen von Versailles und unserem Hauptquartier entfernt. General-Adjutant von Treskow mußte rasch interimistisch an die Spitze der 17. Division gestellt und nach Dreux gesendet werden, diese Verwegenen zurückzuwerfen und zu vernichten! Daß man ferner noch Energie genug hatte, die Position von Orleans in dreitägigem bestialischen Ringen gegen die Armee Friedrich Carls zu vertheidigen, verrieth mindestens eben so viel Muth, als die Marschälle von Frankreich gegen uns entwickelt hatten. — Mit dem 24., wo Friedrich Carl im Anmarsche den Feind bei Ladon und Mézières warf, mit seinem Siege bei Beaune la Rolande, hoben sich die Bedenken in Versailles und erst die Schlacht bei Orleans (3. und 4. December) machte der Loire-Armee völlig ein Ende. — Dieser Schlag trieb Gambetta's wüthenden Eifer zu geradezu wahnsinniger Narrheit. Daß er von Garibaldi's altem Ruhme große Thaten erwartete, ihn also verwendete, war politisch nicht zu rechtfertigen. Gambetta's Fanatismus erwog nicht, daß diesen Mann, den Hasser des Papstthums, auf die Scene zu bringen, so viel heiße, als drei

Viertel des höchſt katholiſchen Südfrankreichs ſich ſelber und der Landesvertheidigung zu entfremden. Noch unſinniger war's, Aurelles de Paladine zu entſetzen, den einzigen Feldherrn, der einen reellen Vortheil bisher über uns errungen hatte und über deſſen Werth oder Unwerth eine verlorene Schlacht ſicher noch nicht entſchied. — Die Franzoſen im Norden des Landes wurden nun an der Hallue geſchlagen! Noch war aber der Muth dieſes Advocaten nicht erſchöpft. Er ließ die zerfetzte Loire-Armee ſich in zwei Corps reactiviren, die Oſtarmee unter Bourbaki, die Weſtarmee unter Chanzy. Während der Letztere beſtimmt war, die Armee Friedrich Carls feſtzuhalten, ſollte Bourbaki jenen kühnen Abenteurerzug gegen Werder thun, ihn werfen, Straßburg wieder gewinnen, vor Allem aber einen Stoß über den Rhein nach Süddeutſchland thun! Drei Tage (den 16. bis 19. Januar) hielt wie ein Eiſenwall der tapfere Werder Stand und ſiegte einmal über das andere, aber wenn ihm nicht Manteuffel zu Hülfe geſchickt worden wäre, wer will nicht einſehen, daß Frankreich dann ſeine letzte ſtehende Armee erhalten, der Krieg nach dem Südoſten verlegt und noch mehr verlängert worden wäre. Gewiß iſt man dem glorreichen Werder mit Recht dankbar, daß er Süddeutſchland bei Belfort vor der drohenden Invaſion geſchützt hat, daß Bourbaki aber in Rücken und Flanke angegriffen wurde, er mit ſeinem ganzen großen Heere nach der Schweiz überzutreten gezwungen ward, iſt ebenſo des General von Manteuffel Verdienſt! Moltke ſelbſt äußerte, als derſelbe vom Norden quer ſüdöſtlich durch Frankreich eilte, zum Könige: „Die Operation des General Manteuffel iſt eine äußerſt kühne und gewagte, welche aber zu den größten Reſultaten führen kann. Falls er einen Echec erleide, dürfe man ihn nicht tadeln, denn um große Erfolge zu erreichen, müſſe Etwas gewagt werden!“ — Die Operationsweiſe, welche Moltke gegen die republikaniſchen Streitkräfte eines Leon Gambetta einſchlagen mußte, war mithin eine ganz neue, von den vorhergehenden verſchiedene und wirklich gigantiſche. Wenn man den Marſch Friedrich Carls von Metz nach Orleans und dem Weſten,

wenn man Manteuffel's Marsch von Metz nach dem Norden Frankreichs bis Dieppe hin, — was da für Schlachten gegen Faidherbe geschlagen wurden, — dann aber seine Operationen nach Belfort hin im Südosten betrachtet, so muß Jeglichem klar werden: solche strategische Leistungen entziehen sich jedem Maßstabe und jeglichem Kalkul! — „Wen die Götter vernichten wollen, den machen sie erst wahnsinnig!" Das eben war Frankreichs Thun und Moltke der Blitzstrahl, der es niederwarf! — Inzwischen hatte sich eine große Frage vor Paris entschieden; wir beschossen es! — Bei Gelegenheit des Kronprinzen haben wir gesagt, daß im Hauptquartier wie im Heere zwei Strömungen für und wider gewesen zu sein scheinen, bis man sich nach vielfachem Bedenken zu der Beschießung entschloß. Die Gründe haben wir hierfür bereits angegeben. — Welcher Ansicht war nun Moltke? — Wir haben Ursache, anzunehmen, daß er aus rein militärischen Gründen anfänglich gegen dieselbe gewesen sein dürfte. In seinem Buche über den russisch-türkischen Krieg sagt er (Seite 366) nämlich: „Die militärische Besetzung sehr großer Städte ohne vorherige Uebereinkunft ist ein Problem, für dessen Lösung die Kriegsgeschichte nur wenig Vorgänge liefert." — Seite 384 ferner erklärt er: „Städte von einer halben Million Einwohner werden überhaupt nicht durch Waffengewalt erobert, sondern sie fallen durch sich selbst! Nur wenn die Bevölkerung gänzlich entartet, wie die byzantinischen Römer, oder wo die Parteimeinung getheilt ist, wie die der Pariser im Anfang unseres Jahrhunderts, wird ein feindliches Heer in sie einzudringen wagen!" — Wir denken, vor Paris wird Moltke also dieser Maxime nicht gänzlich untreu geworden sein, wird erst dem Falle von Paris durch sich selber, durch Hunger und Revolution, nicht durch Bombardement das Wort geredet haben. Nur die schließliche Gewißheit, daß „die Bevölkerung gänzlich entartet, — durch Parteimeinung getheilt ist", wird bei ihm, vereint mit den politischen Bedenken, welche besonders wohl Graf Bismarck zum Ausdruck bringen mochte, für das Bombardement den Ausschlag gegeben haben. — —

Am 28. October, nach dem Falle von Metz, an demſelben Tage, der dem Kronprinzen und Prinz Friedrich Carl die Marſchallswürde brachte, feierte Moltke ſein 50jähriges Dienſt-Jubiläum. Er ward bei dieſer Gelegenheit von ſeinem Könige, deſſen Siegeswagen er durch drei Kriege ſo ſtaunenswerth gelenkt hatte, zum Grafen ernannt. — Hochgeehrt, ſo weit der Erdenpilger durch eigene Thaten, durch ſeines Fürſten wie ſeines Landes Anerkennung es nur ſein kann, war Graf Moltke nun wohl, aber ſein Leben war immer doch nur ein halbes. Als der Weihnachtsbaum brannte, konnten Alle im Feldlager ſich der Ihren erinnern, der Freuden, die ihnen ſonſt das Chriſtfeſt gebracht hatte, — für den Meiſter der Schlachten war dieſer Abend ein Todtenfeſt, war der Charfreitag ſeines Lebens geworden. — Vielleicht nahm die allwaltende Vorſehung eben ſein Liebſtes vorweg ihm in das Grab, damit dieſer Mann kein Heiliges und Süßes mehr kennen ſolle, als — das Vaterland!! — Wie unterm Fahnenwehen Wilhelm I. zum deutſchen Kaiſer erklärt wurde, konnte der einſame Denker ſich mit Selbſtbefriedigung ſagen, daß er an dem Einheitsbaue, auf fränkiſcher Erde gegründet, den größeſten Antheil habe, daß er mit Bismarck und Roon die Trias bilde, welche den neuen Thron des Reichs als Pfeiler trügen. — Bei dem Friedenswerke, das dieſen ſchwerſten aller Kriege endlich ſchloß, war Graf Moltke betheiligt. Die Waffenſtillſtandsbedingungen und die Capitulation von Paris ſind ihm vornehmlich nächſt Bismarck zuzuſchreiben. Nach den Verhandlungen mit Favre und General Beaufort vom 23. bis 28. Februar 1871 ſchloſſen Beide die Convention von Paris. — Als Kaiſer Wilhelm beim Feſtdiner den abgeſchloſſenen Frieden verkündete, ſchloß er bewegt Moltke und Bismarck an ſein Herz! —

Auch die allgemeine Anordnung des Rückzugs der deutſchen Streitkräfte auf die öſtlichen Provinzen, welche wir als Fauſtpfand für die Treue der Republik in Händen behalten mußten, leitete Graf Moltke. — Ehe dieſer Rückmarſch von der Seine und die Wiederüberlaſſung der öſtlichen Forts jedoch erfolgte, brach in Paris bereits der Zuſtand los, welcher längſt vorauszuſehen war und

deſſen erſte Anzeichen man bereits im October des vorigen Jahres verſpürt hatte.

Am 3. März, dem Tage nach Ratification des Friedens, — kaum, daß die deutſchen Truppen Paris verlaſſen hatten, erhob ſich die Pöbelemeute, die Herrſchaft der „Commune!“ Ihren hiſtoriſchen Kern zu entwickeln, iſt hier nicht der Ort; ihr Ziel war nichts Geringeres: als die Herrſchaft der beſitzloſen Klaſſen über die Beſitzenden, Umſturz von Kirche und Staat und Gründung einer jener ſocialiſtiſchen Geſellſchaftsformen, wo Jeder auf Regiments Unkoſten lebt, ohne daß Einer weiß, woher der Conſum genommen werden ſoll, nachdem die Production aufgehört hat. — Die Schwäche der franzöſiſchen Regierung und deren ſchwierige Lage, die Brotloſigkeit ungeheurer Schaaren von Arbeitern, welche man als Mobile bewaffnet, ihnen fürs Nichtsthun Geld gegeben hatte und die durch Entbehrungen ſowohl wie den Hang zur Faulheit, welche unter bildungsloſen Maſſen nur zu leicht einreißt, demoraliſirt waren, mag viel entſchuldigen. Zweierlei wird an Frankreich, der Regierung wie dem Volke, aber ſtets unverzeihlich bleiben und jene ſchreckliche Zeit vor Mit- und Nachwelt brandmarken. — Es giebt kein nationales Unglück, ſei es ſo ſchwer, als es wolle, welches ein Volk zwingen kann, ſich *ſelbſt* aufzugeben, zu entwürdigen, ſich in Atome *aufzulöſen* und den *eigenen* Leib zu *zerfleiſchen*! Man kann Schlachten verlieren und Provinzen einbüßen, kann am Rande äußerſter Erſchöpfung ſtehen, ſogar vor der Agonie, — aber man *tödtet ſich doch nie ſelbſt*. Der Vaterlandsgedanke rettet den Einzelnen wie das Ganze immer. *In ihm muß* ſich Alles einen, wenn die Nation nicht auseinander fallen ſoll, und daß Frankreich dies nicht vermochte, iſt ſeine Verurtheilung. Den Deutſchen zum ſchönſten Schmucke eben gereicht's, daß in der Noth wie im Glücke des Sängers Weihgedanke in ernſter Hoheit ihnen lebendig wird:

„Ans Vaterland, ans theure, ſchließ Dich an,
Das halte feſt mit Deinem ganzen Herzen!“ —

Die Commune hat nie ein Vaterland. Die ganze Welt für daſſelbe anſehen, heißt an ſein *eigen* Volk nicht mehr glauben.

Doch nicht blos die demokratiſchen Socialiſten, auch die anderen franzöſiſchen Parteien kennen ſeit der großen Revolution kein Vaterland mehr. Ob Bonapartiſten, Orleaniſten, Legitimiſten oder Republikaner, der Begriff der Vaterlandsliebe iſt ihnen verloren gegangen, die Pietät vor dem Boden, der ſie erzeugte. Ihr Vaterland iſt eine politiſche Firma nur, unter der ſie ihrem Profit, ihrem Ehrgeiz, ihrer Genußſucht, namentlich ihrer Eitelkeit fröhnen; Jeder hat darum ein anderes Frankreich zum Vaterlande! — Weshalb? Der Vaterlandsbegriff eint ſich in ſeinem Monarchen und wird in deſſen Dynaſtie verewigt. Ein Land, das ſeine Staatsformen und Lenker eben ſo oft wechſelt, wie ſeine Garderobe, expatriirt, entmannt ſich, deshalb hat es in der Noth auch nur einen — Eunuchenjammer. Der Egoismus überwuchert ſchließlich Alles und die Leidenſchaft wird Beſtialität! — —

Welch' ein Schauſpiel für unſere Truppen, als ſie von den Forts von Paris wie aus rieſigen Theaterlogen unten die Zerfleiſchung von Paris anſahen, dieſe Kanonaden und Metzeleien, dieſe Brände, welche den Stolz von Frankreich, Tuilerien, Stadthaus, ganze Straßen in Aſche legten, die Erinnerungen der eigenen Geſchichte ſelbſtmörderiſch vernichteten! Das Paris, was von uns, von den Feinden, mit faſt altfranzöſiſcher Courteoiſie während der Belagerung und zwar mit Recht ſo behandelt wurde, dasſelbe Paris mußte von derſelben Regierung, die wir im Felde ewig ſchlugen, mit dem Aufgebote der kannibaliſchſten Mittel erobert werden, damit wenigſtens doch ein Reſt jener Wohlhabenheit und Intelligenz erhalten bleibe, welche die Stadt des heiligen Ludwig einſt geſchmückt hat. „Ohne eine ſtarke Regierung iſt jedes Volk verloren!" ſagte Moltke, den Zuſtänden Frankreichs gegenüber. — —

Von den Ehren am Einzugstage, von der Vergötterung der Nation, dem ſtillen, ſchlichten Moltke dargebracht, zu berichten, iſt wohl übrig. Er erhielt den Marſchallsſtab. — Am wenigſten iſt er gerade geneigt, mit ſich Aufſehen zu machen. — Als der erſte deutſche Reichstag zuſammentrat, ſah er auch ihn in ſeinen Reihen, im Uebrigen kehrte er zu dem friedlichen, rein wiſſenſchaftlichen

Theil seines Berufes zurück, besonders zu der schönen Pflicht, „geistige Söhne“ in seinen Offizieren sich zu erziehen. — Die authentische Kriegsgeschichte dieses letzten denkwürdigen Krieges wird unter Moltke's Auspizien eben von Oberst von Verdy und anderen Stabsoffizieren zusammengestellt; sie wird in ihrer weiteren Darstellung die eigentliche Klärung sehr vieler militärisch neuer Momente bringen, welche bis dahin der Kenntniß jedes Andern sich entziehen. — —

In der Wochenschrift „Im neuen Reich“ hat die geistvolle Feder G. Freytag's über die Heeresleitung des Grafen Moltke im letzten Kriege einen allseitig anerkannten Aufsatz gebracht, aus dem wir das Charakteristische erwähnen.

„Wie uns scheint, besteht gerade darin die Eigenthümlichkeit dieses wundervoll klaren und übersehenden Geistes, daß er in jedem vorliegenden Falle das Einfachste und Zweckmäßigste ohne Vorliebe für irgend welche künstliche Operationsweise anordnet. Man hat oft als seine Virtuosität hervorgehoben, daß er die Vereinigung seiner getrennten Heerestheile hinter der Aufstellung des Feindes durch den concentrischen Angriff bewirke, und man hat aus dem Einmarsch in Böhmen, der Umschwenkung Bazaine's, der Einschließung Mac-Mahon's eine Vorliebe für diese Operationsweise, die seine besondere Methode und in Wahrheit eine gewagte Methode sei, herleiten wollen. Wer ihm diese Weise des Angriffs urtheilslos, wie ein Kunststück, nachmacht, mag sie allerdings zu seinem Schaden sehr gewagt finden! Ihm selbst ist sie nichts, als das Resultat des gemeingiltigen Satzes, daß jedem Heerestheil die möglichst größte Beweglichkeit und Leistungsfähigkeit so lange als möglich zu wahren sei und jeder Heerestheil am Tage der Entscheidung für ungehemmte Mitwirkung zur Stelle sein müsse. Seine Stärke ist vielmehr, daß er die Leistungsfähigkeit der einzelnen Führer und Truppen im Marsche und Gefecht, die Straße, die Verpflegung, die möglichen Hemmnisse durch Terrain, Wetter u. s. w., dazu die Beschaffenheit des Feindes mit einer Gründlichkeit erwägt, welche seinen Berechnungen einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit

giebt und ſein Genie iſt vielmehr, daß alle dieſe beſtimmenden Verhältniſſe ihm ſchnell zu einem ſehr deutlichen und richtigen Bilde der Situation werden, welches ihm geſtattet, ſeine Entſchlüſſe raſch und ſicher zu faſſen." — — Wenn man uns nun hierzu auch eine Bemerkung als Ergänzung geſtattet, welche ſich uns aufgedrängt hat, ſo iſt es die: wir glauben, gerade Moltke's Unterſchied von anderen Feldherren beſtehe darin, daß der Plan ſeiner künftigen Schlacht ſchon primitiv in der Art ſeines Vormarſches enthalten ſei, alſo lange dem Zeitpunkte vorausliegt, wo das Auge ſelbſt des erfahrenſten Gegners Moltke's Abſicht erfaſſen kann und daß dieſe Abſicht ſich nie gleich bleibt, der Gegner alſo nie eine Regel, ihr zu begegnen, aufzufinden vermag! Iſt Moltke wirklich ein Adept des Sieges, in dieſer ſeiner methodeloſen Methode allein kann das Recept für's Elixir des Erfolges liegen. Ein Generalſtabsoffizier ſagte uns deshalb: „Die Strategie iſt keine Wiſſenſchaft, ſie iſt eine Kunſt. Wie bei allen Künſten giebt es für ſie wohl gewiſſe herkömmliche Formen, aber kein Recept. Im Genius eben liegt es, bekannte, verwandte und entgegengeſetzte Formen im rechten Augenblicke anzunehmen, da ſie immer nur die Löſung für die zur Zeit geſtellten Aufgaben bieten, die Fälle aber nie gleich ſind." —

Sollte Moltke, dieſer Mann aus einem Guſſe, ſollte dieſer Geiſt, den wir bewundern, aber nicht einen Fehler wenigſtens in ſeinem Berufe haben? Sollte ſich in ihm der Soldat nach allen Richtungen vollendet darſtellen? — Welche irdiſche Größe gäbe es, an der man nicht Flecken zu ſehen glaubte? So wurde uns geſagt: „Moltke hat ſich groß gezeigt, wo er als Rathgeber zu fungiren hatte, doch zum Regimentschef oder Diviſionär würde er nicht die Perſon ſein." — Wir erwiedern: Das iſt möglich, ſogar wahrſcheinlich! Man kann wohl Dichter und Regiſſeur eines Dramas zugleich ſein, aber Akteur deſſelben noch dazu — niemals! —

Die Männer, welche Moltke am Genaueſten kennen, weil ſie in Krieg wie Frieden ihm nahe ſtehen und die Einwirkung ſeiner Perſon dauernd empfinden, entwerfen von ihm folgendes

Bild: „Sein hervorragendſter Charakterzug iſt großartige Einfachheit und Beſcheidenheit. Mit Allem, was man ihm vorſetzt, wie er logirt wird, iſt er zufrieden und iſt nach dieſer Richtung hin der anſpruchsloſeſte Menſch, den man ſich denken kann. Die außergewöhnliche Klarheit ſeiner Ausdrucks- und Schreibweiſe iſt bekannt, ebenſo wie die Eigenſchaft, nur wenig zu ſprechen. In ſeinem Geiſte ſchließt er mit jeder ihm geſtellten Frage oder Aufgabe zunächſt völlig ab, während dieſer Zeit exiſtirt die Außenwelt für ihn faſt gar nicht. Sein großes durchſichtiges Auge heftet ſich dann auf den Boden, ſein ganzes Weſen iſt in ſich gekehrt und wenn er mit ſich abgeſchloſſen hat, gehört er der Außenwelt wieder an. Das aber iſt das Großartige ſeiner Reflexion, daß er in ihr alle einſchlagenden Verhältniſſe ſo erſchöpfend umfaßt, daß die Ereigniſſe ihn, und wenn ſie noch ſo eigenthümliche Verhältniſſe annehmen, nie überraſchen! Alles, auch das Unerwarteſte, iſt alsdann in ſeinem Geiſte zurechtgelegt und ohne Beſinnen giebt er ſofort den einzuſchlagenden Weg an. So die großen Momente: Als in der Nacht vor Königgrätz die Meldung der I. Armee einlief, „daß die Oeſterreicher diesſeits der Biſtritz ſtänden und Prinz Friedrich Carl ſich gegen ſie concentriren werde", da bedurfte es keines Augenblicks der Ueberlegung bei Moltke, ſämmtliche Streitkräfte — alſo auch die der II. Armee — zur gewaltigen Entſcheidung in Bewegung zu ſetzen. — Ferner als 1870 beſtätigende Nachrichten in Barleduc einliefen, daß Mac-Mahon den Entſatzverſuch Bazaine's unternähme, ſtand ſofort der Entſchluß bei Moltke feſt, den ſchwierigen Rechts-Abmarſch dem Könige vorzuſchlagen, welcher mit dem Siege von Sedan ſchloß. — In beiden Fällen deuteten die **letzten** bis dahin eingelaufenen Meldungen auf **ganz andere** Bewegungen des Feindes hin und dieſe beiden größten Unternehmungen in den zwei Feldzügen ſind blitzſchnell entſtandene Impromptu's! — Zu Pferde iſt Moltke eine hochelegante Erſcheinung; er reitet gut, dreiſt und ſogar graziös, iſt dabei aber ſtets gut beritten. Im Gefecht, wie in der Gefahr von größter Kaltblütigkeit, iſt er unbekümmert,

was um ihn paſſirt. Statt daß er, wie die Welt glaubt, vom grünen Tiſch aus Alles leite, beſitzt er vielmehr die Neigung, mit vorzugehen, um ſich perſönlich von Allem zu überzeugen. So ritt er bei Königgrätz am Walde von Sadowa beinahe bis an die äußerſten Tirailleurs heran. — Vielfache Charakterzüge beweiſen, daß Moltke nicht blos der erſte Stratege ſeiner Zeit, ſondern überhaupt einer der größten Männer aller Zeiten iſt. Von wahrhaft klaſſiſcher Seelengröße, dient nicht leicht ein Zweiter ſo völlig der Sache allein, wie er. Seine Perſon exiſtirt für ihn nicht, Bedürfniſſe hat er nicht, und eine ewige, wohlthuende Ruhe lagert über ſeiner ganzen Perſönlichkeit. Wohl Niemand hat ihn je heftig oder auch nur auffahrend geſehen, da er fern von aller Leidenſchaftlichkeit iſt. Dabei hat er volle Anerkennung für jede Leiſtung. Denjenigen, welche im Laufe der Jahre durch beſondere Thätigkeit und Leiſtungen ſich einmal ſeine Anerkennung erworben haben, ſchenkt er ſein beſonderes Vertrauen und ihnen gegenüber tritt er auch mehr aus ſich heraus. Namentlich hat er aber ein Herz für den gemeinen Soldaten, wie er denn überhaupt voll der höchſten Anerkennung für die Thaten der Armee iſt. Als in den ſchweren Tagen an der Loire der Telegraph eines Abends neue Siege meldete, rief er aus: „Vor dem Letzten dieſer braven Leute müßte man den Hut ziehen!!“ — Er kannte die Armee und mit Bewußtſein baute er auf ihre Eigenſchaften ſeine kühnen Pläne, „denn“, ſagte er, „es giebt keine Aufgabe, welche man mit ſolchen Truppen nicht zu erfüllen vermöchte; ſie ſind einer jeden gewachſen!“ — — —

Treten wir zum Schluſſe denn in die Räume, in denen dieſer Mann waltet. Es iſt der Prachtbau des großen Generalſtabs am Königsplatze zu Berlin. Nicht durchs Mittelportal die marmorne Freitreppe empor, nicht den offiziellen Weg wollen wir gehen, ſondern den ſchlichten häuslichen. Durch das Thor des linken Seitenflügels an der Moltkeſtraße, welcher auf die Häuſerreihe der Alſenſtraße blickt, kommen wir über den Hof und ſteigen durch ein kleines thurmartiges Treppenhaus zum erſten Stock.

Durch Entreeräume erreichen wir den Speisesaal, der nur mittelgroß ist. Alles ist vornehm, geschmackvoll, aber ohne jegliche Ueberladung. An diesen Saal stößt ein vierfenstriges Eckgemach, — das Musikzimmer. — Hier hat eine weibliche Hand gewaltet und waltet noch! Rothseidene Divans an den Wänden, helle, doch sanft getönte Tapeten. — Mobiliar wie Thüren sind weiß, welche letztere bunte Medaillons in Oelfarben tragen, Embleme der Künste. In der Mitte steht das Instrument in prachtvoll stumpf-weißer Politur; sein feines Schnitzwerk, wie das der Möbel ist bunt gemalt, im sogenannten Rococo-Porcellainstyl. — Das Pianoforte ist offen, die Noten liegen auf dem Pult, die Stellung des Sessels zeigt, daß er eben verlassen wurde! — —

Wenn es einen höheren Begriff von Empfindung als Ehrfurcht giebt, so beschleicht er uns gewiß in diesen Räumen. — Liebe und Trauer ist's und zugleich das der Anbetung jener unerforschlichen Macht, die uns leibhaftig schauen und begreifen läßt, wie der Ewige sein Bild auf Erden in den vergänglichen Menschen so schön zu legen weiß. Ist uns nicht, als habe hier der Schlachtenlenker den eben verklungenen Tönen gelauscht? Unnennbares geträumt? — Sehen wir nicht im Geiste die zarten Finger Mary Burt's über die Tasten gleiten, hören wir die Töne in schwermüthigem Gruße nicht durch die Räume hallen? Sehen wir Mary dann nicht aufstehen und weggehen? — — Ja, weggegangen ist sie! — — Die Flucht der Gemächer ist leer und mit einer Art tragischen Wehes treten wir vor den stillen Mann und in sein Arbeitszimmer. — Es liegt in der Mittelfronte des Gebäudes. Irren wir nicht, so ist es ein dreifenstriges, saalartiges Gemach. Vor dem mittelsten Fenster steht des Feldmarschalls Schreibtisch, in der Mitte des Zimmers eine Tafel, auf welcher Karten, Werke und dergleichen sich befinden, — muthmaßlich der Conferenztisch. Einfach und überaus imposant ist Saal wie Einrichtung. Seine Wände haben eine sammetbraune stumpfe Farbe, von Goldfäden quadratirt durchzogen und durch einen gemalten Freskenfries gekrönt, der sich an den drei fensterlosen Seiten herumzieht. — Ein Herold an dem rechten

letzten Fenſter beginnt den ſtolzen Zug, ein Herold an dem linken erſten Fenſter, — jener Seite, wo wir hereingekommen, ſchließt ihn. Sie tragen die preußiſchen und deutſchen Adler auf den Wappenröcken. — Zwiſchen ihnen, den Fries entlang von links nach rechts, ſehen wir die Kriegergeſtalten Brandenburgs, Preußens, dann die des neuen deutſchen Reichs, das den Zuaven und Zephyr unter die Füße tritt, in allen Waffengattungen mit der hiſtoriſchen Wucht der Wahrheit an uns vorüberſchreiten. Die Geiſter des deutſchen Volks in Waffen, — Preußen wie es begonnen und wie es mit dem Jahre 1870 endet —, umſtehen den einzigen Mann, der geſammte Ruhm ſeines Vaterlandes! — — Und wie liebevoll ernſt, wie ruhig freundlich ſpricht Der mit uns, in deſſen Greiſenhänden das Schickſal der Völker, Deutſchlands Wohl und Wehe, die Zukunft der europäiſchen Weltordnung gelegen. — Uns iſt, nachdem wir Das erblicken durften und dieſen einſamen Giganten, als ob wir im Leben nichts Schöneres und Ergreifenderes mehr ſehen würden! — „Aufrichtig und vorſichtig!“ Candide et caute! — — Wir verlaſſen dieſe Räume, wie ein Gotteshaus, — die Religion des Vaterlandes im Herzen!! — —

GRAF VON ROON.

V.

Graf von Roon,

Königlich Preußischer Kriegsminister.

„Thue immer Deine Pflicht;
Gott wird Dir helfen!"

In den Lebensbildern der Männer, die wir bisher entworfen haben, — dem des Kaisers voraus, — ist die „Pflichttreue" der gewaltigste Grundzug des Wesens derselben. Wie diese Tugend aber besonders sich im wehrhaften Theile des Volks, dem Soldatenstande, schon in den einzelnen Individuen ausbilden, über die erzwungene Dressur des Leibes zu selbstbewußter edelster Ueberzeugung sich erheben soll und kann, das ist wohl aus den angeführten Aeußerungen des Prinzen „Alltiet vorup" genügend hervorgegangen. „Pflichtgefühl" ist nicht blos das Lebensprincip aller der Männer geworden, denen wir den Aufgang der neuen deutschen Zeit verdanken, sondern ist der große Hebel aller Hohenzollern und Derer gewesen, die sich unter ihnen um Preußens Größe verdient gemacht haben. Pflichttreue war der starke Anker des norddeutschen Volkes in seinem Ringkampfe gegen eine rauhe stiefmütterliche Natur, die es zwang, „unter Thränen sein Brod zu essen", — der Anker, an dem es sich hielt in dem äonenlangen Kampfe gegen das slavische und sächsische Heidenthum und seine letzte Zuflucht in allen nationalen Demüthigungen und Schmerzen, mit denen die Vorsehung gerade den deutschen Norden zu seiner Läuterung überreich heimgesucht hat. — So ist Pflichteifer ihm in unausgesetzter Uebung zu einer Art praktischer Religion geworden, zu seiner zweiten Natur, zu einer Volksschule, der seine Helden wie Denker und schließlich seine heutige Kraft und Größe entsprungen sind. —

Nach dem Feldzuge 1866 ist gesagt worden: „der preußische Schulmeister hat gesiegt". Es ist wahr, wenn darin das Re-

ſultat unſerer Jugenderziehung zu geiſtigem Selbſtbewußtſein, zur Vaterlandsliebe, zu ſtarkem Rechtsſinne und dem Pflichteifer verſtanden wird, ſich ſelbſt für das Ganze einzuſetzen mit voller Geiſtes- und Leibeskraft. 1866 hat der preußiſche, 1870 aber hat der deutſche Schulmeiſter geſiegt! Er ſitzt eben nicht blos in Berlin, in Preußen nur, — zu Dresden, München, Stuttgart und Karlsruhe, — an den Fürſtenhöfen, in den Gallerien und Hörſälen iſt er zu finden. Er ſchreitet „tambour battant“ vor unſeren Bataillonen, rauſcht als Sonnenadler empor von unſeren Leichenfeldern, er ſteckt in uns ſelbſt tief und unauslöſchlich, — denn unſer größeſter Schulmeiſter iſt „die deutſche Entwickelungsbegierde“, die ewige Memnonsſehnſucht nach der Sonne der Wahrheit! Dieſer unſer Schulmeiſter packt den Bauern ſo gut wie den Fürſten, ſchüttelt ihn, reckt ihn, drillt ihm Geiſt wie Leib, weckt des Herakles Kräfte in ihm auf und führt ihn dann hinaus ins toſende Leben zu Streit und Ruhm! — „Der deutſche Schulmeiſter hat geſiegt!!“ —

Es gäbe gar ein tiefſinnig Argumentiren ab über den — „Schulmeiſter“ im irdiſchen Menſchen und man könnte viel Herzerfriſchendes darüber ſchreiben. — Wir haben es hier indeß nur mit dem preußiſchen Soldatenſchulmeiſter zu thun und dem Erſten unter ihnen Allen, dem Organiſator Roon. Wenn je in einem Leben der unzerſtörbare Werth und die ſieghafte Kraft der Pflichttreue ſich ausſpricht, wenn an irgend einem Manne der Wahlſpruch ſeines Geſchlechts ſich bewährt und die gottvertrauende Unverrückbarkeit des Charakters, ſo zeigt es ſich an Emil Theodor von Roon. — Die Arbeit ſeines Lebens war: das preußiſche Heer faktiſch zu dem zu machen, als was es ſich vor aller Welt gezeigt hat, und indem wir Roon's Leben ſchildern, zeichnen wir auch die Geburtsgeſchichte unſerer modernen deutſchen Wehrkraft, wie die Kämpfe, welche es gekoſtet hat, uns zu ihr zu verhelfen. Wir müſſen ſomit ein Bild des Meiſters in ſeiner Schule geben! — —

„Toujours tout droit, Dieu t'aidera!“ — Dieſer Sinnſpruch auf dem Deviſenbande des alten Roon-Wappens bezeugt,

daß das Geſchlecht nicht deutſchen Urſprungs iſt. Es ſtammt aus den Niederlanden und trägt darum auch heute noch in dem linken oberen Felde ſeines Schildes den goldenen flandriſchen Löwen im ſilbernen Grunde. Das Wappen iſt quadrirt und mit einem Herzſchilde belegt, welches auf ſilberner Fläche einen ſchwarzen, rechts gewendeten Bären führt, der durch einen rothen wagerechten Balken getheilt iſt. Vermuthlich iſt er das urſprüngliche Stammeszeichen. — Das Feld links unten führt einen ſilbernen Schild in blauem Grunde. Von den beiden rechten Wappenfeldern iſt das obere roth, das andere ſchwarz, durch beide aber geht von links unten nach rechts oben eine Sturmleiter, deren abgebrochenes Ende im untern ſchwarzen Felde ruht. — Wann den Roons dieſe verſchiedenen Zeichen verliehen wurden, iſt nicht bekannt. Die Sturmleiter aber deutet darauf, daß ſie ſchon früh in ihrer wälſchen Heimat muthige Kriegsleute geweſen ſein müſſen, welche die feindlichen Zinnen mit ſiegreicher Hand zu erklimmen verſtanden. Die Sonne auf dem Helm ihres Wappens iſt das Zeichen des Oberſt-Kämmereramts bei einigen deutſchen Kaiſern und wirklich ſoll ſich ein Oberſt-Kämmerer von Roon im Gefolge Kaiſer Carls V. beim Krönungseinzuge zu Aachen befunden haben. — Ueber die Schickſale des Geſchlechts während Philipps II. Herrſchaft, der niederländiſchen Kämpfe unter dem großen Oranier und wie es ſich ſchließlich in Hinterpommern im Kaſſubenlande angeſiedelt, darüber iſt nichts aufgeklärt. Es wäre möglich, daß Alba's Schreckensherrſchaft und die Religionskämpfe in Flandern auch dieſe Familie wie ſo viel Adelsblut gen Nordoſten in ruhigere, wenn auch rauhere und rohere Lande trieb. — Erſt mit dem Vater des preußiſchen Kriegsminiſters tritt der Name aus der Vergeſſenheit. — Derſelbe war Offizier beim Regiment „Herzog Friedrich von Braunſchweig-Oels", auf Pleushagen bei Colberg ſeßhaft, und iſt dreimal vermählt geweſen. Seine letzte Gemahlin war eine von Borke, aus altpommerſchem, in der Zollerngeſchichte oft und rühmlichſt genannten Geſchlechte. Sie gebar am 30. April 1803 Albrecht Theodor Emil von Roon als letztes Kind, das alle ſeine Geſchwiſter überleben und einſt die

Ehre des preußiſchen Soldatenſtandes und deſſen thatſächlicher Erneuerer werden ſollte. — Das Brauſen des Meeres, der Sturm, der Mövenſchrei war das Lied um Theodor Emils Wiege und ſchon 1811, mit 8 Jahren alſo, während Napoleons Heere den deutſchen Boden verwüſteten, verlor er den Vater. — Schlimmer für kindliche Entwickelung konnte die Zeit gewiß nicht ſein, aber ob auch der beſte Schützer dem Knaben fehlte, der altpreußiſche Geiſt der Yorke wachte über ihm. Die Wittwe von Roon zog mit ihrem Sohne zu ihrer reſoluten patriotiſch geſinnten Mutter, der alten Majorin von Yorke, nach Neu-Damm unweit Stettin; hier empfing Theodor Emil ſeinen erſten Unterricht. Vor Allem war die patriotiſche Einwirkung der Großmutter auf des Knaben Gemüth mächtig, denn dieſe Greiſin gerade zeigte, was in des Vaterlandes Elend der gewaltige Geiſt des deutſchen Weibes zu leiſten vermag, wie ſich ein kühnes Nordlandsherz zur Todesverachtung zu erheben weiß. Mitten unter Franzoſen, während der Belagerung von Stettin, brachte ſie vom Fenſter aus am Geburtstage des Königs demſelben ein flammendes Hoch aus, machte, zähe im Leiden, die Belagerung der Stadt durch und ſtarb, 72 Jahre alt, in Folge der maßloſen Erſchöpfung und tiefer Gemüthsbewegungen. — Solch' ein Beiſpiel mußte des Knaben Sinn entflammen, der die letzte Hoffnung zweier erlöſchender Familien war. Mit ſeinem Beſenſtiele, auf den er ein Bajonnet gepflanzt hatte, war Emil von Roon überall, wo es knallte. Eine Bombe platzte ihm vor den Füßen und nur jene unerklärliche Fügung ließ ihn unverſehrt, welche Einige Zufall, Andere Wunder nennen. — 1816 im November kam er zu Culm ins Cadettencorps, im Juni 1818 in das zu Berlin, wo er bis zum Sommer 1820 verblieb. — Selbſt in die Pflanzſtätte preußiſcher Soldatentreue war damals das Demagogenthum gedrungen. Ob an ſich auch politiſch nicht gerade gefährlich, lockerte und zerklüftete es doch auch den Bildungskreis, aus welchem die Führer und Lehrer der Armee hervorzugehen berufen waren. — Roon hätte nicht das furchtbare Kriegsleid ſo nahe erleben, die Großmutter ſo nicht ſterben ſehen müſſen, um dem Taumel ſeiner Genoſſen zu

folgen. Schon im Cadettencorps gehörte er den Conservativen an! — Am 9. Januar 1821 zum Offizier (also mit 18 Jahren) befördert, wurde er ins 14. Regiment (damals das 3. pommersche) nach Stargard versetzt. — Das Herzeleid sollte von seiner Jugend aber nicht lassen. Seine Mutter, in den letzten Jahren gemüthskrank geworden, starb, der alte Sitz seines Geschlechts, Pleushagen, mußte, schlechter Verhältnisse wegen, verkauft werden; das elterliche Vermögen ging fast gänzlich zu Grunde. Ach ja, unser nachmaliger Kriegsminister war ein durchaus armer und merkwürdig stiller Lieutenant! — Aber er war's ohne jegliche Sentimentalität. „Wer fällt, Der fällt, der Lebende muß streiten!" war von jeher wackeres Mannes Regel, sie half ihm auch über die tiefen Schatten der Kindheit weg und gab ihm einen straffen Charakter als Panzer. — 1824 im Herbst kam Roon zur Kriegsschule. Es herrschte daselbst ein sehr ungebundenes Leben; die Laxheit der Sitten gerade in den besseren Kreisen, die Verschrobenheit der Gefühle ging mit der Lahmheit im öffentlichen Leben Hand in Hand, es war eben die bewußte „stagnirende Epoche". Indem die Welt gedankenlos an ihm vorüberrauschte, während ein buntes Insect zu Boden fiel und ein anderes erstand, trieb er Militärwissenschaften, namentlich Kriegsgeschichte, Geschichte, Naturwissenschaften, Geographie, hörte in der Universität einen Ritter, Raumer, Ermann und Andere. Als seine Genossen und Freunde auf der Kriegsschule sind die nachmaligen General-Lieutenants von Prandzynski, von Gliszinski, General von Schlegell und Oberst von Reuß zu nennen. — 1826 ward Roon ins 15. Infanterieregiment nach Minden versetzt, kam aber in demselben Jahre als Erzieher an die Cadettenanstalt nach Berlin zurück, der er vor kaum fünf Jahren selbst als Zögling angehört hatte; einsam wie er war, brachte er bis dahin seinen Urlaub stets bei der verwandten Familie von Blankenburg in Pommern zu. Im Uebrigen blieben die Wissenschaften und die jungen Seelen, denen er diejenige Manneszucht zu lehren hatte, welche den inwendigen Menschen entwickelt, seine allerliebsten Gefährten.

In seinem neuen Verhältnisse zu Berlin legte Roon nun den

eigentlichen Grund seines ganzen übrigen Daseins, seines Glückes und seiner Ehre. Man kann sagen, daß derselbe jetzt, indem er lehrend lernte, geistig voll aufblühte und so zu der Freiheit, Freude und Thatkraft gedieh, in der er das aus sich zu machen vermochte, was er dem Vaterlande unter Sturm und Drang geworden ist. Schon 1829 übernahm er auf Veranlassung Carl Ritter's, welcher Studiendirector des Cadettencorps geworden war, in demselben Unterrichtsstunden. Das besonders für Geographie hervorragende Talent und Interesse Roon's trieb ihn an, Ritter's wissenschaftliches System volksthümlich zu machen und dessen Resultate der Nation zu erschließen. Um diese Aufgabe zu lösen, verfaßte er ein Lehrbuch, das binnen einer Reihe von Jahren in 50,000 Exemplaren abgesetzt wurde. Das Werk erschien 1832 unter dem Titel: „Grundzüge der Erd- und Völkerkunde" und brachte in den Schulkreisen eine völlige Umgestaltung der Unterrichtsmethode hervor, obwohl es stofflich weit über das bloße Bedürfniß der Gymnasien hinausgriff. Diesem Werke folgte, vermöge amtlicher Anregung, ein Leitfaden für Schulen, besonders mit Rücksicht auf Gymnasien und Realschulen, verfaßt unter dem Titel: „Anfangsgründe der Erdkunde", Berlin 1834. — Roon, welchem Carl Ritter das Zeugniß gab, er sei sein hervorragendster Schüler gewesen, machte sich durch diese Schriften zum preußischen Pädagogen, zum Erzieher des Volks, und wenn wir uns vor anderen Nationen durch unsere geographischen Kenntnisse auszeichnen, wir einen besonders ausgeprägten Sinn für Terrainverhältnisse bekunden, so ist nicht zum Geringsten unser „Schulmeister Roon" daran schuld, denn er hat diese Gabe in unserer jüngeren Generation als Volkslehrer ganz besonders entwickelt. Durch die zahllosen Nachbildungen seines Werks drang seine Methode nämlich in alle Kreise und er ahnte damals wohl schwerlich, daß es in Böhmen und Frankreich dem preußischen Soldaten sehr zu Gute kommen werde, daß derselbe auf der Schulbank ein Stück seines Wissens in sich aufgenommen hatte. — — Anno 1832 kehrte Roon zum 15. Regiment, doch nicht auf lange, zurück. Die belgische Revolution machte unsererseits nämlich

nöthig, ein großes Obſervationscorps unter General von Müffling aufzuſtellen und derſelbe berief ihn in ſein Hauptquartier nach Crefeld. — Das war der Wendepunkt in Roon's Leben! — Wenn Müffling's Scharfblick Roon's bedeutſame Eigenſchaften erkannte, ſo erkannte Roon auch zum erſten Male hier durch den Augenſchein die ungeheuren Mängel unſeres Militärorganismus und erſchrak über die Ohnmacht, zu der wir durch unſere Hülfloſigkeit verdammt waren. Grund genug, ſeinen patriotiſchen Eifer in dieſer Richtung fortan dauernd und ausſchließlich zu beſchäftigen. —

Ehe wir dieſe neue Richtung von Roon's Thätigkeit, deren Kämpfe und Reſultate ſchildern, müſſen wir die Verhältniſſe des preußiſchen Heeres betrachten, wie ſie ſich bis zum Jahre 1832 geſtaltet hatten, alſo wie Roon ſie vorfand. Es handelt ſich hierbei nicht um Betrachtung der Männer hoch zu Roſſe, der Führer, ſondern um die Maſſe des ſtreitbaren Heeres, die Sturmböcke gegen die Phalanx unſerer Feinde, um die preußiſche Nation in Waffen. — —

Kriegeriſchen Geiſt haben oder militäriſchen iſt zweierlei! Kriegeriſch iſt eine Nation von Geburt, militäriſch allein durch Erziehung. — Wir Deutſche ſind von Haus aus höchſt friedfertige Leute. Nicht wie Römer, Gallier, Gothen und Hunnen oder die Moslems vor Zeiten gethan, haben wir unſer Glück durch Eroberungen gemacht. Das Kampf- und Beutefieber bringt unſer Blut nicht in Wallung, unſer Ruhm liegt weſentlich auf dem Felde der Gedanken und des heimatlichen Strebens. Unſer geborene Hang zur Beſchaulichkeit ſchließt ferner jede theatraliſche Gier nach Heroismus aus. Wir begnügen uns mit Dem, was uns beſchieden iſt und ſind emſig im Erhalten Deſſen, was wir errungen haben. — Hieraus wäre denn zu ſchließen, daß wir keine geborenen Krieger ſind und erſt die Erziehung uns zu Soldaten gemacht habe. Allerdings, aber dieſe Erziehung erfolgte bei uns ſo früh, daß der deutſchen Nation der kriegeriſche Geiſt ſehr bald ins Blut überging und zugleich — was mehr iſt, ſie gewöhnte ſich an eine beſtändige militäriſche Erziehung. — Italien

Frankreich, England, Standinavien ſind geſchloſſene Länder; Meere und hohe Gebirge machen deren natürliche Grenzen und Schutzwälle aus. Von allen Ländern Europa's iſt Deutſchland das einzig offene, faſt von keiner Seite durch die Natur völlig geſchützte Gebiet und es giebt keine Richtung der Windroſe, aus welcher man nicht zu verſchiedenen Zeiten verheerend uns ins Land gefallen wäre. — So mußten denn unſere Fäuſte allein unſere natürlichen Beſchützer ſein. Die Noth macht uns zu Streitern; wir ſchlagen uns nicht, um Gewinn zu machen, wir ſchlagen uns aus Gewiſſenspflicht! Unſere Eitelkeit iſt ſchwer verletzlich, unſer Rechtsgefühl immer! In unſeren finſterſten Zeiten, ſelbſt unterm Fauſtrecht, in den Bauernkriegen, im 30jährigen Kriege, war es immer ein innerſtes Lebensprincip unſeres Volkes, was, ſchwer angetaſtet, zum Austrage kam; der Wunſch allein, uns ſelbſt und das uns Eigene zu erhalten, machte uns zum conſervativſten aller Völker, der Wille, unſer Recht zu vertheidigen, nach und nach zum größten Militärſtaate Europa's. Aus unſeren Thränen und Leiden, aus unſerem Blut und Schweiße allein iſt die unglaubliche Erſcheinung der letzten gewaltigen Jahre langſam wie eine Wunderblume erſtiegen, welche Gott der Herr ſelber auf den dürrſten Boden der geſitteten Erde gepflanzt hat! — Soldat werden heißt bei uns ſonach, ſich zum Kämpfer gegen jede gemeinſame Gefahr durch Schulung tüchtig machen!! —

War dies ſtets der Charakter des preußiſchen Volkes insbeſondere, ſo kann es nicht auffallen, daß wir im Kriege ſtets vorzügliche Soldaten geweſen ſind, uns im Frieden indeß aber immer mit Liebe unſerer inneren, bürgerlichen Thätigkeit zugewendet haben. Dadurch ſank unſer militäriſcher Geiſt aber herab und drohte oftmals zu erlahmen. — Dieſe Erſcheinung fand im Norden ſowohl nach dem Tode des großen Kurfürſten, nach der Regierung Friedrichs II., wie nach den Befreiungskriegen ſtatt und es bedurfte ſtets einer neuen, ſehr ernſten Schulung des preußiſchen Heeres, um es kriegsfähig zu machen, wenn die Noth es erheiſchte. —

Aus dieſem Grunde ſind Reorganiſationen in Preußen uralte Erſcheinungen!! Der große Kurfürſt, Friedrich Wilhelm I. (der bekannte Soldatenkönig), Friedrich Wilhelm III. und Kaiſer Wilhelm I. ſind ſämmtlich Reorganiſatoren unſerer Wehrkraft geworden und unter ihren Händen hat ſich das Heer, was zweckmäßigere Bewaffnung, Uniformirung, Gliederung, Disciplin und Exerzitium betraf, immer wieder neu und beſſer geſtaltet. Wir wurden jedesmal geſchlagen, ſobald unſer Heerweſen ſich entweder noch im veralteten Zuſtande oder in den Anfängen einer neuen Entwickelung befand, der Feind uns mithin im Augenblick der Schwäche überraſchte. — —

Ein ſolcher Schwächezuſtand der preußiſchen Wehrkraft machte ſich nach des großen Friedrichs Tode beſonders fühlbar. Der ſogenannte „dicke“ Wilhelm, ſein Nachfolger, war nicht der Mann, ernſtlich die Schäden zu beſſern und als Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1797 den Thron beſtieg, machten die franzöſiſche Revolution wie die Kämpfe gegen Napoleon jede durchgreifende Neugeſtaltung unmöglich. — Das ſchon allein, von den übrigen deutſchen Verhältniſſen abgeſehen, erklärt unſere Niederlage, erklärt den Tag von Jena und Preußens Unterjochung im Jahre 1806. Dies alleräußerſte Maaß der Demüthigung aber war's, was uns eine neue Heeresgeſtaltung in der Landwehr brachte. Mit ihr beginnt diejenige Zeit der militäriſchen Entwickelung Preußens, welche der Reorganiſation von 1859 vorherging, als deren Schöpfer man Roon durchaus fälſchlich angeſehen und angefeindet hat. Dieſe Entwickelung möglichſt klar zu charakteriſiren iſt ſomit nöthig, um Geburt, Ausbau und Vollendung dieſer viel verſchrieenen und endlich hoch geprieſenen — ſogenannten „Roon'ſchen Reorganiſation“ zu verſtehen.

Die Vorgeſchichte unſerer Heereswiedergeburt zu überſchauen, iſt nicht leicht. Wir müſſen uns, — ſoweit Roon's Perſon bei ihr nicht direct ins Spiel kommt, — auf die allgemeinen Umriſſe derſelben beſchränken und denjenigen Leſer, welcher unſere Angaben genauer und fachwiſſenſchaftlich erläutert haben möchte, auf die

betreffenden militärischen Schriften*) verweisen. — Die Versuche, welche man während des Zeitraums von 1813 bis 1859 machte, um unser Heerwesen auf den Fuß einer der Weltlage entsprechenden Vertheidigungskraft zu bringen, lassen sich auf fünf erkennbare Systeme zurückführen, deren jedes, so viel Wahres und Tüchtiges es auch in sich barg, doch nur mit Nothmitteln zu operiren wußte und deren jedes, — was das Schlimmste war, dem vorhergehenden widersprach oder dessen Wirkung doch im Wesentlichen aufhob. —

Das System Scharnhorst (1813 bis 1815) schuf die Landwehr. In der Noth ward dieser geniale Gedanke erzeugt und sollte nur für diese Zeit der Noth Geltung haben. Scharnhorst selbst hat nie daran gedacht, diese Institution für mehr als ein vorübergehendes außerordentliches Mittel zu erachten, welches nur durch die Verzweiflung des Vaterlandes gerechtfertigt werden konnte, am wenigsten ist ihm eingefallen, die Landwehr als ausschließliches und eigentlichstes Wehrmittel Preußens anzusehen und der „stehenden Armee" vorzuziehen! — Wohl war zwischen der Leistungsfähigkeit der Landwehr und der der Linie nach dem zweiten Pariser Frieden kein Unterschied mehr, der Frieden änderte das aber. Die Landwehr wurde in ihm von seinen dienstkundigen Offizieren und Unteroffizieren nach und nach entblößt, da dieselbe behufs des Weiterdienens in die Linie traten. „Die Hefe ist der Rest!" schreibt ein damaliger Landwehr-Commandeur. — Damit war Scharnhorst's Idee erschöpft, ihre Endlichkeit nachgewiesen! —

Im Juni 1814 bereits wurde General von Boyen Kriegsminister; mit ihm begann ein neues System. Boyen war ein genialer Mann, der entschieden vorfühlte, was später Wirklichkeit wurde, aber er war Idealist und seit ihm datirte das Zurücksinken unserer Wehrkraft bis zur äußersten Schwäche. —

*) Siehe: „Preußens Landwehr in ihrer Entwickelung von 1815 bis 1859. Berlin, Mittler und Sohn, 1867." Ferner: „Preußens Armee-Reorganisation und ihre Gegner im Jahre 1862. Magdeburg, Heinrichshofen, 1863." D. V.

Unter ihm erſchien das Geſetz vom 3. September 1814 über die allgemeine militäriſche Dienſtpflicht, zugleich aber ward die Landwehr zu einer dauernden „Inſtitution“ erhoben.. — Unter vorbenanntem Geſetze verſtand nun Boyen etwas ganz Anderes, als wir heute in ihm erblicken. Er wollte nicht nur, daß jeder Staatsbürger Soldat geweſen ſei, er wollte, daß jeder Preuße den Staatsbürger mit dem Soldaten **immer** in ſich vereinige. Das „engliſche Milizſyſtem“ war ſein Ideal! — Er muß England nicht gekannt, nie Sir Walter Scott's draſtiſche Beſchreibungen einer „Grafſchaftsmiliz-Verſammlung“ geleſen, von Englands geographiſcher Lage wie ſeinen ſozialen Verhältniſſen völlig abgeſehen haben. Sein Idealismus machte die Landwehr zum Probirſtein für eine Reihe haltloſer Verſuche, durch welche ſie verſchlechtert wurde und dieſer Idealismus gerade wurde der erſte Anſtoß zu den parlamentariſchen Kämpfen, welche leider zu dem Zeitpunkte entbrannten, wo man der endlichen Löſung der Militärfrage nahe getreten war. 1818 zeigte ſich ſchon, daß die Landwehr „weder die Elemente der Bildung mehr in ſich ſchloß, welche ſie 1813 enthielt, noch die Leiſtungsfähigkeit, welche ſie damals beſeſſen hatte“. Die Uebungen des rheiniſchen Armeecorps, 1819 vor Friedrich Wilhelm III. auf der Hundsrück abgehalten, bewieſen die völlige Unzulänglichkeit des jetzigen Syſtems, Hardenberg drang auf militäriſche Einſchränkungen und an Boyen ward die Forderung geſtellt, bei der Landwehr zu ſparen und ihren Anſchluß an die Linie zu bewirken. Das hieß ſein geliebtes Milizſyſtem aufgeben, — Boyen trat ab! — —

General von Haake folgte und das dritte Syſtem trat mit ihm ein. Haake (von 1809 bis 1812 Adjutant des Königs) hatte die großartige Mobilmachung des Volkes von anno 1813 geleitet, Scharnhorſt's Geiſt war in ihm aufgegangen. Vom Abſchaffen der Landwehr, von alleiniger Geltung der Linie war nicht die Rede. Beide ſchwache Syſteme mußten ſich ſtützen und ergänzen, es galt, ſie organiſch zu verſchmelzen! — Ein königlicher Erlaß (13. April 1820) ſtellte nun die nähere Verbindung der Linie mit der Landwehr her, um dem Reorganiſationsgeſetz von 1814

gerechter zu werden und setzte aus Ersparungsrücksichten die Dienstzeit von 3 auf $2^1/_2$ Jahre herab. — Man konnte noch in demselben Jahre sich aber der Ueberzeugung länger nicht verschließen: „daß die Fortbildung der Landwehr eine theoretische Illusion bleiben werde!“ — Die Landwehr war schließlich allein nur auf die Offiziere beschränkt, welche im Frieden aus ihr selbst hervorgegangen waren, denn bei der Linie hatte man knapp so viel, als man eben zur Intakthaltung derselben brauchte. Das eingerissene Reclamationsunwesen untergrub schließlich das Landwehrsystem völlig. — Die Qual der ewigen und doch unzureichenden Uebungen derselben gefährdete die bürgerliche Existenz der Leute; Frauen mit zahlreichen Kindern wußten ihre Männer, altersschwache Eltern ihre Söhne loszumachen. Jeder gesetzlich leidliche Vorwand wurde gebraucht, sich dem lästigen Dienste zu entziehen. — Die Generale von Grolmann und Rohr eiferten mit Recht hiergegen. „Von großer Aufopferung, nur nicht von Pflichterfüllung ist die Rede“, schreibt Letzterer, „das aber drückt jede Hingebung an den Staat zu Boden!“ — Wenn das schon Erscheinungen waren, die im Frieden sich drückend fühlbar machten, wie denn, wenn die Kriegsgefahr an uns herantrat?! — —

Aber sie kam und mit ihr erhielt Theodor Emil von Roon zum ersten Male Einblick in die allgemeinen militärischen Verhältnisse seines Vaterlandes. — Die Julirevolution, welche den Bourbonen Frankreichs Thron kostete und Europa's Ruhe seit 15 Jahren höchst unerwartet neu gefährdete, — die polnische Insurrection, welche Preußen im Osten zugleich bedrohte, — das Alles mußte uns bei den obwaltenden inneren Verhältnissen nothwendig in lebhafteste Unruhe versetzen. Der commandirende General von Roeder in Posen sprach in seinem Bericht vom 13. Januar aus: „daß sich bei Zusammenziehung der Landwehr im Großherzogthum nirgend ein guter Geist gezeigt hat; die eingekommenen Kriegsreserven und Landwehren erscheinen in jener stummen Ergebung, die keinen anderen Ausweg sieht, als zu gehorchen!“ — Minister von Roon sagte nachmals offen: „Unsere

damalige Landwehrverfassung war sehr traurig. Wir bildeten uns noch ungeheuer viel auf sie ein, waren überdem vom Frieden allzu sehr überzeugt. Schon 1830 beim polnischen Aufstande wurden wir enttäuscht. Die Mobilisirung 1831, besonders 1832 aber gab Gelegenheit, die Mängel unserer Wehrverfassung zu erkennen, als wir der belgischen Wirren wegen ein Beobachtungscorps zusammenzogen." — Die Situation war, daß am 4. April 1831 belgische Truppen unter General Goethals in Luxemburg einrückten, die preußische Garnison aber zum Widerstande zu schwach war und den Ort preisgeben mußte. Den Westmächten konnte die Lahmheit unseres Heerwesens nicht entgehen und ihre Forderungen wuchsen demgemäß. Es war gerade der Zeitpunkt, als General von Müffling das Observationscorps am Rhein commandirte und Roon nach Crefeld zu sich berief. Die Regimenter desselben hatten für die Kriegsstärke keine ausreichende Zahl ausgebildeter Reserven, die Reserve-Rekruten, zumal sie zum Theil nur sechs Wochen Dienst gethan hatten, — völlig unbrauchbar. „Bei Hängen und Würgen", äußerte Roon weiter, „brachten wir etwa 30,000 Mann um Aachen zusammen, — aber in welchem Zustande? Ein Bataillons-Commandeur unter Anderem, ein altes Männchen, stellte sich dem Gouverneur von Koblenz vor, aber ohne sein Bataillon. Nur des Abends meldeten sich seine Leute in den bezeichneten Quartierorten, um ihre Quartierzettel in Empfang zu nehmen und der Strafe wegen Ausbleibens zu entgehen. Wo und wie sie den Tag über marschirt waren, wußte der Mann gar nicht! — Ein anderer Landwehr-Commandeur brachte seine Mannschaft nur vorwärts, wenn er stationsweise Tonnen mit Bier aufpflanzen ließ; die Leute marschirten also nach dem Getränke! Insubordinationen waren an der Tagesordnung, die gröbsten Excesse fielen unterwegs vor. Die Landwehr wurde, wo sie nur hinkam, entweder gehaßt oder Gegenstand der Verachtung!" — Daß Frankreich unsere wenig schmeichelhafte Lage benutzte und unsererseits eine Intervention gar nicht fürchtete, bewies genugsam sein gewaltsames Auftreten in Belgien. — Nach dem Falle Antwerpens besichtigte Roon die Resultate der fran-

zösischen Beschießung und war froh genug, als das Observationscorps den Rückmarsch antrat. —

Man hätte so gern jetzt unserer militärischen Kalamität abgeholfen, aber Finanzminister von Maassen, dem wir die Ordnung unseres Staatshaushalts und die Schöpfung des deutschen Zollvereins verdanken, trug Bedenken, den erforderlichen Zuschuß pro 1833 für die Armee zu leisten und statt einer gänzlichen Reform tauchte ein Vermittelungsproject Haake's auf, welches nachmals das Steckenpferd des Liberalismus geworden ist, um gegen die Reorganisation die Lanze einzulegen! Dies Project bestand darin: die Zahl der Capitulanten zu verringern und durch Beurlaubung die Dienstzeit der Leute von 3 Jahre auf 2 Jahre herabzusetzen. — Herzog Carl von Mecklenburg, des Königs Schwager, schreibt gegen dasselbe am 10. Februar 1833: „Eine noch größere Verkürzung der Dienstzeit scheint mir ein Todesstreich für unsere Armee!" Diesem Bedenken schlossen sich sofort der Kronprinz (nachmals Friedrich Wilhelm IV.) und Prinz Wilhelm an. Letzterer erklärte sich unbedingt für die volle dreijährige Dienstzeit. Das Verhalten Kaiser Wilhelms also damals als Prinz im Jahre 1833 stellt schon fest, daß der innerste Nerv der nachmaligen Neubildung des Heeres für ihn gerade in demjenigen Punkte lag, welcher später das wesentlichste Angriffsobject der Opposition geworden ist. — In Folge dieser Meinungsverschiedenheiten zwischen den königlichen Prinzen und dem Kriegsminister trat eine Commission am 12. Februar 1833 zusammen, um die Militärfrage nochmals zu erwägen. Der vom wirthschaftlichen Standpunkte durchaus berechtigte Widerstand des Finanzministers von Maassen machte, daß das Haake'sche Project leider angenommen und die zweijährige Dienstzeit für die Infanterie versuchsweise durch die königliche Ordre vom 24. September eingeführt wurde. General von Natzmer erklärte: „daß für den Krieg selbst eine 2½jährige Dienstzeit nicht, geschweige denn eine kürzere genüge." Unter dessen Gutachten aber schrieb König Friedrich Wilhelm III. eigenhändig: „Nur der Drang der Umstände kann mich allein bewegen,

meine Genehmigung zu den gegenwärtigen Vorſchlägen zu ertheilen!“ — Die zweijährige Dienſtzeit ward ſomit aus Erſparungsgründen verſuchsweiſe eingeführt. Da dieſer Verſuch nun volle 21 Jahre, von 1833 bis 1854 dauerte, hatte man doch wahrhaftig ausreichendſte Gelegenheit, über die Vortheile oder Nachtheile deſſelben für Preußens Wehrhaftigkeit praktiſche Erfahrungen zu ſammeln. — Natürlich mußten ſolche Verhältniſſe Preußens politiſchen Einfluß lähmen, ſeinen Operationen im Kriegsfall die hemmendſten Feſſeln auflegen. Zum Glück wurde die polniſche Inſurrection niedergeworfen, dafür ſtand aber auch das 1., 2., 5. und 6. Corps unter Feldmarſchall Gneiſenau, nach deſſen Tode aber unter General von dem Kneſebeck, — alſo die Hälfte unſerer Armee — gegen die Polen unter den Waffen! — —

Roon ward nach ſeiner Rückkehr vom Rhein ans topographiſche Bureau nach Berlin verſetzt. Seine perſönliche Tüchtigkeit und Umſicht, ebenſo das Aufſehen, was ſein erſtes geographiſches Werk erregte, hatten alle Augen auf ihn gerichtet. Das Jahr 1833/34 brachte er mit Vermeſſungen zu und im Winter 1834/35 erwarb er ſich ſolche Anerkennung im großen Generalſtabe, daß er ſchon im nächſten März (ein Jahr vor beendeter Prüfungszeit) definitiv zu demſelben commandirt wurde. In demſelben Jahre, bei einer Dienſtreiſe durch Schleſien, lernte er im Hauſe des Predigers Rogge zu Groß-Tinz ſeine künftige Gemahlin, Anna, die Tochter des Hauſes, kennen. Er verlobte ſich mit ihr denſelben Herbſt und vermählte ſich ein Jahr ſpäter. Ende dieſes Jahres berief man ihn auch zum Examinator bei der Militär-Ober-Examinations-Commiſſion und als Lehrer an die Kriegs-Akademie; er erhielt nunmehr Hauptmannsrang im großen Generalſtabe. Eine heftige Augenentzündung anno 1839 wurde durch Gebrauch von Seebädern glücklich wieder gehoben. — Eine im folgenden Jahre durch die Schweiz und Ober-Italien unternommene Fußreiſe gab ihm fernere Gelegenheit zu umfaſſenden geographiſchen Studien. Als Roon jedoch im Herbſte 1841 eine dienſtliche Recognoscirungsreiſe durch Böhmen, Mähren und Ungarn machte, an welche ſich eine Generalſtabsreiſe durch Schleſien ſchloß, erkrankte er abermals im

Hauſe ſeines Schwiegervaters, des Prediger Rogge, am Nervenfieber ſo ſchwer, daß ſein Leben bedroht ſchien und er bis zum Januar 1842 an Führung ſeiner Amtsgeſchäfte verhindert war. Nach ſeiner Geneſung zum Major befördert, wurde Roon zum 7. Armeecorps unter General von Pfuel verſetzt und trat dadurch abermals den aktiven Truppen und der Gelegenheit nahe, ſich vom Zuſtande derſelben zu überzeugen. — Das Haake'ſche Syſtem — eine Art Compromiß zwiſchen den Anſichten Scharnhorſt's und Boyen's — hatte wohl das rechte Ziel im Auge, aber es ſcheiterte ſowohl an den Geldmitteln, wie an dem Mangel an dienſtkundigen Offizieren und Unteroffizieren. Jedes Zuſammentreten der Mannſchaften machte neue Formationen nothwendig, welche erſt Zeit bedurften, ſchlagfertig zu werden. Seit 1833 war ferner auf Haake General von Witzleben im Amte gefolgt, ſeit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV. aber hatte der Idealiſt Boyen zum zweiten Male das Kriegsdepartement erhalten; — das war faſt gleichbedeutend mit Verwirrung! —

Das zweite Syſtem Boyen, von 1840 bis 1858 praktizirt, war nichts als eine Reihe unfruchtbarer Schwankungen zwiſchen ſeinen idealiſtiſchen Anſichten und den realiſtiſchen Haake's. Die Landwehr ward wieder vom ſtehenden Heere getrennt, beide Organismen wurden unabhängig von einander geſtellt. Unter Boyen blieb die allgemeine Wehrpflicht immer noch Illuſion, die Finanzklemme, die Verminderung der Offiziere bei der Landwehr, die entſetzliche Verlangſamung des Avancements, wurden allmälig ſo verderbliche Uebel, daß der Zerfall der Armee ſich befürchten ließ. — Trotz aufrichtigſten Strebens kann Boyen in der Entwickelungsgeſchichte des preußiſchen Heeres nur den Ruhm beanſpruchen, durch das Septembergeſetz von 1814 das Princip der allgemeinen Wehrpflicht aufgeſtellt zu haben und daß Bewaffnung und Uniformirung des Heeres weſentlich verbeſſert worden war. Der Helm hatte den ſchweren Tſchako, der Rock die Schnabeljacke verdrängt, der Soldat war leichter, durch die ſchärfere Schußwaffe ſeines Erfolges ſicherer geworden! —

Roon, in den Generalſtab des General von Pfuel verſetzt,

hatte Gelegenheit, 1842 die (bereits in der Kaiserbiographie erwähnten) großen Manöver bei Euskirchen am Rhein mitzumachen, welche von dem 7. und 8. Armeecorps zu Ehren der Anwesenheit der Königin Victoria von England abgehalten wurden. — „Hier, wo unsere Armee die Blicke aller Welt auf sich zog", erzählte er nachmals, „kamen deren Schäden noch mehr zu Tage. Um eins nur zu nennen: Landwehr-Bataillone, welche bei der Revue gerade im Staube marschiren mußten, begannen, beim Parademarsch in die Nähe des inspicirenden Commandeurs von Pfuel gekommen, derartig zu schnaufen, zu ächzen und zu prusten und ihrem Mißbehagen Ausdruck zu geben, daß der General sich verlegen zu seiner Suite umwendete und Anecdoten zu erzählen begann. — Konnte man mit Leuten, die einem Manöver während etlicher Stunden sich nicht einmal gewachsen zeigten, hoffen, einen Feldzug zu bestehen? Dabei waren außer den höchsten Herrschaften noch fremdländische Offiziere als Gäste zugegen, um unseren Jammer zu sehen! — Durch Zufall kam mir ein Bericht vor Augen, in welchem der bei dem Manöver von Euskirchen anwesende österreichische Militärbevollmächtigte sich über uns auf das Verächtlichste ausgesprochen hatte. Als mich ein Jahr später eine Reise nach Frankreich führte, saß ich mit einem französischen Offizier im Wagen, welcher mir mit dem lächelnden Hochmuthe seiner Nation erzählte: er sei im Auftrage seiner Regierung incognito bei den Manövern am Rhein gewesen, und mir den Inhalt seines Berichts mittheilte. Er war derartig, daß man als Patriot schamroth werden mußte! — So konnte und durfte es nicht bleiben, wenn wir noch Anspruch darauf machen wollten, überhaupt zu den Großstaaten zu gehören! — Wir meinten damals immer noch, der Welt mit unserer Landwehrverfassung Dunst vorzumachen, aber keinem höheren österreichischen und französischen Offizier entging die namenlose Schwäche und Unzulänglichkeit unserer Lage für den Krieg." — Zu jener Zeit ahnte Roon gewiß nicht, daß diese gewonnenen Ueberzeugungen in schlimmster Zeit sich noch trauriger unter seiner Verantwortlichkeit bewahrheiten sollten. —

1844 wurde er Lehrer des Prinzen Friedrich Carl in Geographie und Taktik, zugleich auch Mitarbeiter bei kritisch-historischen und geographischen Zeitschriften. Zwei Jahre später begleitete er den Prinzen nach der Universität Bonn und bis 1848 auf Studienreisen. — Im Jahre 1847 dankte von Boyen ab. Die Dinge lagen so, daß sich bisher die Idee Scharnhorst's: „stehendes Heer und zu äußerstem Nothbehelfe Landwehr" und die Idee Boyen's: „Linie nur Militärschule — englisches Milizsystem als preußische Volksbewaffnung" bekämpft hatten, somit Linie und Landwehr als Gegensätze hingestellt worden waren, die Versuche zur Verbindung Beider aber an Boyen's Idealismus und finanziellen Unmöglichkeiten gescheitert waren, man überhaupt den Durchgangspunkt noch gar nicht ermittelt hatte, welcher zu einer gesunden, lebensfrischen Verschmelzung beider Körper führen konnte. Dazu übten die Weltereignisse in plötzlicher, nie geahnter Weise ihren Druck auf den Staat, somit auf jede seiner Institutionen und brachten einen Factor in Rechnung, den man bisher in solcher Weise nicht kannte, — die öffentliche Meinung! — General von Rohr, an Boyen's Stelle getreten, war einer der tüchtigsten, klarsten Soldaten seiner Zeit, wußte genau, wo der Schaden bei uns zu suchen war, — doch ehe er noch Hand anlegen, die verworrenen Verhältnisse leidlicher machen konnte, erschien das Jahr 1848. Auf Rohr folgten am 29. März General von Reyher, am 25. Juni General Roth von Schreckenstein, am 2. November General von Strotha im Amte. Von Besserungen im Heere konnte sonach nicht die Rede sein. — Zwei Dinge in dieser Zeit halfen indeß einen Anfang für das Bessere gewinnen. In allen Continentalstaaten erhob jetzt die Revolution ihr Haupt, folglich waren sie mit sich selbst beschäftigt. Wir waren nicht schlechter, ja wie sich später auswies, wesentlich noch besser in militärischer Beziehung daran, als die meisten unserer Nachbarn. Ferner wurde gerade diese trübe Zeit Anlaß, eine organische Verschmelzung der Linie und Landwehr, — langsam und höchst unvollkommen zwar, — aber doch einigermaßen zu ermöglichen. Die Nothwendigkeit größerer Truppenformationen,

um der drohenden inneren Uebel Herr zu werden, bot Gelegenheit, die Reſerven bei den Fahnen zu behalten, damit alſo die unabweisliche dreijährige Dienſtzeit — zwar im Prinzipe nicht, aber thatſächlich wieder einzuführen. — Das Jahr 1848 fand die preußiſche Armee trotzdem in keiner beneidenswerthen Lage. Sie hatte nur die numeriſche Stärke, welche ſie ſchon 1830 beſaß, ja ihre Friedensſtärke war noch geringer als damals, denn das Infanterie-Bataillon zählte nur 522 Köpfe. Die Garde und die Regimenter der Bundesfeſtungen allein nur hielten 678 Mann pro Bataillon. — Die Linie reichte ſomit für den Bedarf nicht aus, die kaum entlaſſene Landwehr-Infanterie mußte herangezogen werden. Daß ſich die Landwehr damals der Einberufung zu entziehen ſuchte, theils deshalb gegen die Revolution erbittert war, theils durch ſie angeſteckt und zu Exceſſen geneigt wurde, iſt bekannt. Ihre Disciplin war gelockert, ihre Leiſtungsfähigkeit ſchwach. Ihr fehlte ſicher nicht Bravour, aber taktiſche Gewandtheit durchaus. — Boyen erlebte das Fiasko, welches ſein Syſtem in der Praxis machte, nicht mehr; ſchon vor der Revolution (im Februar 1848) war er geſtorben. Verworrene oder halbe Zuſtände ließ er zurück und Miniſter von Strotha gewann erſt etwas mehr Ruhe zur Beſſerung der Verhältniſſe. —

Im Mai 1848 wurde Roon Chef des Generalſtabes des 8. Armeecorps in Coblenz unter General von Dunker, dann unter von Schreckenſtein, ſpäter unter General von Hirſchfeld; er hatte in der unruhigen Provinz eine ſehr bewegte und ſchwere Stellung. Im badiſchen Feldzuge erwarb er ſich durch perſönliche Bravour den rothen Adlerorden 3. Claſſe mit Schwertern und nach der Campagne lag ihm ob, die Arbeiten für die Mobilmachung zu leiten, welche 1850 erfolgen ſollte. Dieſe Mobilmachung im Herbſt ſtellte das erſte Mal ſeit 1815 Preußens Wehrkraft auf eine höchſt ernſte Probe. Sie war ein Fall, welchen der Mobilmachungsplan Boyen's vom Jahre 1844 gar nicht vorgeſehen hatte! — Detachements von gemiſchten Waffen wurden bei Wetzlar und Kreuznach zuſammengezogen, zwei andere Detachements bei Erfurt und Paderborn, um den Einmarſch bairiſcher und

hannoverſcher Truppen in Kurheſſen zu hindern. Der Mangel an Offizieren aber war ſo groß, daß, als alle für den Kriegsfall vorgeſehenen oberen Stellen ausgefüllt waren, die Compagnien, — Linie ſowohl wie Landwehr, — ſtatt mit vier etatsmäßigen, nur mit einem, höchſtens zwei Offizieren beſetzt werden konnten; Lieutenants mit 25jähriger Dienſtzeit waren in den 40er Jahren bei uns gar keine Seltenheit! Dieſe Zuſtände der preußiſchen Armee führten uns denn auch, zur Schadenfreude unſerer Gegner, nach — **Olmütz!!** — — Durch den tiefen patriotiſchen Unmuth zum Ausdruck gebracht, trat bei allen Einſichtigen, — bei den verſchiedenen General-Commandos ſowohl, wie in Miniſter von Strotha ſelbſt die Idee auf: Linie und Landwehr dadurch zu verſchmelzen, daß man „Landwehrſtämme“ bildete. Wie ſehr die üble Lage der preußiſchen Landesvertheidigung die Gewiſſen aller Patrioten belaſtete, beweiſt, daß in demſelben Jahre der greiſe Feldmarſchall von Müffling, welcher, längſt penſionirt, auf ſeinem Gute bei Erfurt lebte, eine Abhandlung über: „die Unzulänglichkeit des zweijährigen Dienſtes“ ſchrieb, die zu Erfurt in einer Verſammlung höherer Offiziere vorgetragen wurde. Ein Bericht des Generals von Bonin, Deſſelben, der ſpäter als Kriegsminiſter des liberalen Miniſteriums Auerswald-Schwerin für die zweijährige Dienſtzeit war, äußerte ſich unterm 10. April 1851 energiſch gegen die Landwehr, wie gegen die zu kurze Dienſtzeit und befürwortete lebhaft eine völlige Reorganiſation des Heeres!! —

Die Demobiliſirung erfolgte im Januar 1851. Sie ſollte benutzt werden, um zunächſt der Landwehr ſtärkere Stämme zu erhalten. Der Finanzminiſter war aber dagegen und auch dies Hülfsmittel wurde durch die Cabinets-Ordre vom 30. Januar weſentlich gehemmt. Eine zweite Ordre (im April) verfügte eine abermalige Truppenreduction, und die Entlaſſung von ſeit 1848 gedienten Landwehr-Offizieren ſchuf ſehr große Härten, welche der Finanzkalamität zu Liebe leider begangen werden mußten*). —

*) Siehe Entwickelung der Landwehr von 1815 bis 1859.

Für Roon, inzwiſchen Oberſtlieutenant geworden, wurde die Demobiliſirung reichlicher Anlaß, ſeinen Wunſch auszuſprechen, in den Frontedienſt zurückzutreten. Weihnachten 1850 zum Oberſt avancirt, erhielt er die Ernennung zum Commandeur des 33. Infanterie-Regiments, das zuerſt in Thorn, dann in Königsberg ſtand, von November 1851 ab jedoch nach Köln verlegt wurde. 1856 beförderte ihn der König zum Chef der 20. Infanterie-Brigade in Poſen und darauf zum Generalmajor; 1858 wurde er Commandeur der 14. Diviſion und ſtand mit ſeinem Stabe in Düſſeldorf. — Die Errichtung der Landwehrſtämme in ihrer allerdings nur proviſoriſchen Geſtalt half wenigſtens dem dringlichen augenblicklichen Bedürfniſſe ab. Permanente Maßregeln mußten endlich erſonnen, die Landwehr völlig reformirt werden. Daß die Organiſation der mobil zu machenden Feldarmeen nicht auf dem Punkte ſtehen bleiben konnte, den ſie ſeit 1815 erlangt hatte, wenn die Exiſtenz des Staates nicht in Frage kommen ſollte, war nur zu fühlbar. Leitende Geſichtspunkte wurden nun:

1) Wiederherſtellung der dreijährigen Dienſtzeit;
2) Heranbildung eines Stammes von Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen bei der Linie, welche geeignet ſeien, der Landwehr bei ihrem Zuſammentreten Halt zu geben;
3) noch innigere Verbindung der Landwehr mit dem ſtehenden Heere, um den Geiſt der Disciplin und taktiſchen Fähigkeit in der Landwehr lebendiger als bisher zu machen.

Dieſe Grundſätze, über welche man ſich in 13 Punkten ſchlüſſig gemacht hatte, erhielten im Januar 1852 die königliche Sanction. — Ehe die Berathungen des Landtages jedoch beendet waren, man ſomit an die definitive Einführung der beſchloſſenen Abänderungen gehen konnte, nahm Strotha's Nachfolger, Kriegsminiſter von Stockhauſen, ſeinen Abſchied. — — — —

General-Lieutenant von Bonin trat an ſeine Stelle und mit ihm die Reformationsepoche der preußiſchen Armee in ihre fünfte

letzte Entwickelung. Dieselbe schloß mit der Geburt der nachmaligen, — erst so berüchtigten, dann berühmten Reorganisation ab, schloß dergestalt ab: daß aus der Summe aller vorhandenen, unter Bonin's Augen zusammengetragenen und erweiterten Reformideen König Wilhelm I., unser nachmaliger Kaiser, den Plan, die einheitliche Architektur der Heeresreorganisation schuf, — Roon aber diesen Plan energisch im Angesichte des allgemeinen Hasses durchführte. —

Bonin war gewiß ein erfahrener Soldat und einsichtiger Commandeur. Er war kein Idealist wie Boyen und hatte genug geistige Klarheit, das einmal als besser Erkannte zu erfassen. Dem ungeachtet haben die Hohenzollern wohl noch niemals einen so sonderbaren Kriegsminister besessen und schwerlich gab es einen Militär, dem die Aufgabe geworden ist, den eigenen Stand zum Heile des Vaterlandes zu regeneriren und welcher an derselben aus — politischer Schwäche gescheitert wäre! — — Die Festigkeit des Soldaten ist eine wesentlich andere, wie die des Staatsmannes. Zu ersterer gehört vornehmlich starre physische Beharrlichkeit, zu letzterer hingegen ein geistig großer, unverrückbarer Wille, der von den Strömungen des Tages wohl bespült, aber niemals weggeschwemmt wird und zugleich eine Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit der Mittel, um eben diesen festen und großen Willen durch alle Brandungen der Zeit mit Pilotenvirtuosität zu steuern, den Blick auf den einen Pharus gerichtet: „Thron und Vaterland!“ — Beharrlichkeit besaß Bonin so lange, als er nur Soldat war, Willensfestigkeit hingegen gebrach ihm als Staatsmann, und so wurde gerade er die Hauptursache jener schweren inneren Kämpfe Preußens, welche das Jahr 1866 erst beendigt hat. — Nach den Erfahrungen, die Bonin bei der Mobilmachung von 1850 selbst gesammelt hatte, nach dem Gutachten, das er kaum ein Jahr vor seiner Ernennung zum Minister aus freiem, eigenem Pflichtgefühle über den Zustand der Armee eingereicht hatte, mußte man glauben, daß gerade er mit Energie die eben festgestellten Reformpunkte ins Leben rufen werde. Wirklich nahm er auch

dazu den Aufschwung.*) Er reichte dem Staatsministerium eine Denkschrift ein, welche den merkwürdigen Satz enthielt: „Mag der Laie sich über die bisherige geringe Dotirung unseres Militäretats als über eine wesentliche Ersparniß freuen, den Politiker und Soldaten müssen diese sogenannten Ersparnisse bei den gegenwärtigen Conjuncturen Europa's — (orientalische Frage und Napoleons III. Kaiserthum) mit ernster Besorgniß erfüllen. Es ist die höchste Zeit, rückhaltlos die Gefahr zu zeigen, der Preußen unvermeidlich entgegengeht, wenn die Vorschläge des Kriegsministers zur Hebung der Uebelstände unserer Heeresverfassung nicht zur Ausführung gelangen! — Diese Vorschläge scheiterten an dem Finanzminister wiederum, Bonin mußte sich mit seinen Reformen allerdings vorläufig innerhalb des Budgets halten, welches dem Landtage vorgelegt wurde und der Landtag nahm diese Reformen auch dergestalt an, daß der Militäretat um etwa zwei Millionen erhöht wurde. Auch ward die Landwehr nun in engeren Verband mit dem stehenden Heere gebracht, indem je ein Linien-Infanterie-Regiment und ein Landwehr-Regiment bereits im Frieden eine Brigade bildeten, während die Cavallerie in ein gleiches, aber noch näheres Verhältniß eintrat. Daß diese getroffenen Reformen bloße Nothmittel, daß durchgreifende allgemeine Maßregeln nur Fragen der Zeit waren, darüber herrschte in militärischen Kreisen eine Stimme, Bonin am wenigsten konnte sich mit dem Erreichten beruhigen. — Welche drohende Verwickelungen der orientalische Krieg im Gefolge hatte, wurde bereits erörtert. Sie trafen uns in den ersten schwachen Anfängen zur Besserung unserer Truppenformation. Unsere Bewaffnung dagegen war günstig. Wir besaßen theils das Zündnadelgewehr, theils vortreffliche, schon vor diesem System angefertigte Gewehre mit Zügen (Minié-System), welche ausgetheilt wurden, so daß die ganze Armee mit gezogenen Schußwaffen ausgerüstet wurde. — Letztere hatten sich in der Schlacht an der Alma einen Weltruf erworben, sie machten aber leider nur eine größere

*) Entwickelung der Landwehr. S. 127—129.

Ausbildung des Soldaten nöthig, als eine zweijährige Dienstzeit ermöglichte! Das erkannte Bonin auch ganz gut und die dreijährige Dienstzeit wurde unter ihm auch durch die Ordre vom 28. August 1856 wieder eingeführt. — Unsere Gespanntheit mit Frankreich, dann die drohenden Zerwürfnisse mit der Schweiz ließen auch jeden Augenblick den Kriegsfall fürchten! Die Armee hatte dann allerdings wohl dem Gegner ebenbürtige Waffen, aber immerhin die Leute nicht, sie mit Erfolg zu führen! —

Was auf die Verbesserung der Heeresverhältnisse jetzt besonders lähmend wirkte, war einestheils die plötzliche Krankheit König Friedrich Wilhelms IV. (1857) und daß der Prinz-Regent, unser Kaiser, nicht mit voller Autorität handeln konnte, andererseits, daß die Stimmung im Lande und die Geneigtheit seiner Vertreter dem Ministerium Manteuffel gegenüber sehr schlecht geworden war, von durchgreifender Neuformung und Schöpfung einer soliden Wehrkraft in einem Zustande also keine Rede sein konnte, wo die meisten übrigen staatlichen Verhältnisse eben so provisorischer Natur geworden waren. Daß die Bonin'schen Vorschläge damals nicht zur Ausführung kamen, kann ihm also demnach nicht vorgeworfen werden. Wohl aber muß es auffällig erscheinen, daß er diese Zeit des Interregnums nicht anwendete, die einmal allseitig festgestellten Reformen seiner eigenen, energisch ausgesprochenen Ansicht gemäß wenigstens geistig auszubauen und sie zu einem Reorganisationsplan des gesammten Heerwesens zu gestalten, der, so zu sagen, bereits für Jeden „in der Luft" lag! Hatte er doch im Prinz-Regenten Wilhelm einen Mann der That vor sich, welcher der Reorganisationsfrage seit den dreißiger Jahren schon aus tiefster Ueberzeugung ergeben war, konnte es doch Bonin nach dem ersten Monat der Regentschaft bereits nicht mehr verborgen bleiben, in Wessen Hand das Regiment dauernd kommen werde! Wir glauben, daß hier Bonin's erste Schwäche registrirt werden muß. — Obwohl Soldat und von der Ueberzeugung erfüllt, es heiße hier jetzt eine patriotische Pflicht erfüllen, wenn man das geistige Gebäude, den Plan in Zeiten vorbereite, durch dessen Ausführung zu geeigneter Frist Preußens volle Vertheidigungskraft gesichert werde, — verfiel

er dem Liberalismus wie dem Hofe gegenüber bereits jetzt schon in das Laviren des übrigen, seiner Unsicherheit sich stark bewußten Ministeriums. Der Conjectural-Politiker gewann über den militärischen Organisator das Uebergewicht! So nur kann es psychologisch erklärt werden, weshalb er zaghaft den Schwankungen der politischen Verhältnisse folgte und gestattete, daß jüngere, unter ihm stehende Kräfte energisch eingriffen und die große Existenzfrage der Armee, damit aber die von Preußens Sicherheit stellen durften, welche doch vornehmlich seine, des Ministers Sache war, wollte er der Ueberzeugung treu bleiben, die ihn als commandirenden General in Neiße beseelt hatte. Die Neugeburt des Heeres war wahrlich eine Sache, für die es einem festen Soldaten wohl gelohnt hätte, mit Ehren zu fallen. Daß Bonin an dieser Frage nicht scheitern wollte, ward gerade erst recht Anlaß, daß ein Anderer an seinen Platz kam, der sich um Nichts in der Welt kümmerte, als die Sicherung unserer Wehrkraft und welcher für dieses eiserne Ziel die äußerste Selbstverleugnung seiner Person mitbrachte. Diese Erscheinung, — eigenthümlich und folgenreich wie leicht keine zweite, — bietet das höchste Interesse! —

Im October 1857 war das Mandat vom Prinz-Regenten Wilhelm zur Führung der Staatsgeschäfte übernommen worden, im Januar 1858 wurde dasselbe auf 3 Monate verlängert. Den leitenden Kreisen entging nicht, daß diese Verlängerung der Regierungsgewalt schließlich zum unbeschränkten Besitz derselben führen müsse, dann aber die Tage der — Olmütz-Politiker gezählt seien! Wußte das Bonin, so wußte er auch, daß Derjenige der Mann Wilhelms I. sein müsse, welcher den Weg aus der Demüthigung herausfinde! Dieser Weg war die Armeereorganisation um jeden Preis, — ein anderer existirte nicht!! — Die Zwischenzeit vom Januar bis October war mithin sehr kostbar! — Bonin benutzte sie nicht und so that es denn ein Anderer! — —

Etwa im Juni 1858 war es, als sich Emil Theodor von Roon, noch Commandeur der 20. (Posener) Infanterie-Brigade, auf einer Urlaubsreise in Berlin befand und sich pflichtgemäß bei

dem Regenten Prinzen Wilhelm in Potsdam meldete. Derſelbe ließ ihm ſagen, er könne ſich nicht ſprechen laſſen, da er gleich nach Berlin müſſe, Roon möge ihn aber begleiten. — Während dieſer denkwürdigen Fahrt fand der General Gelegenheit, mit der ganzen ſoldatiſchen Energie und Wärme ſeiner Natur die ſchweren Schäden des Heerweſens freimüthig bloszulegen und wie des Staates Anſehen und Vertheidigungskraft auf das Aeußerſte in Frage ſtehe. Aufgefordert zu ſagen, wie das Syſtem zu ändern ſei, legte Roon ſeine Anſichten dar. Der Regent befahl ihm, das eben Geäußerte aufzuſchreiben und einzureichen. Roon benutzte die Muße im Seebade Kolberg, ſeine Reformidee zu Papier zu bringen und das Schriftſtück ging an das Cabinet des Prinzen ab. — Der Winter von 1858 zu 1859 verging. Es geſchah Nichts, weil Bonin dagegen war! — Das Warum haben wir nicht zu unterſuchen, ſo nahe auch der Grund dafür liegt. — Abgeſehen von dieſem aber lag die weitere Urſache wohl in der Veränderung der politiſchen Leitung und daß Bonin dieſelbe mißkannte. — Das Miniſterium Manteuffel war im November gefallen, das liberale Cabinet Auerswald-Schwerin hatte die „neue Aera“ gebracht und — Bonin war geblieben. Dies hätte ihm Beweis ſein ſollen, daß man in ihm den Mann der That für die Heeresreorganiſation ſah, daß dieſe alſo ſeine Pflicht ſei, ſonſt Nichts! Sie eben war ſein Syſtem, — ob vorher ein reaktionäres Miniſterium, ob jetzt ein liberales am Ruder war, konnte ihm gleichgültig ſein; er gerade am wenigſten brauchte mit beiden Füßen ins andere Extrem zu ſpringen! Dieſer Sprung war ſein Fehler, in allem Anderen war Bonin tadelfrei. — —

Die „neue Aera“ iſt bereits gekennzeichnet worden und die ſchiefe Ebene, auf der das Miniſterium ſtand. Bonin hätte vorausſehen können, daß ſeine Stellung in demſelben, wenn er des Prinz-Regenten Programm falſch verſtand, die allerſchiefſte werden müſſe; ein Blick auf die Thatſachen rings konnte es ihm ſagen. — Als Wilhelm I. das neue Miniſterium inaugurirte, hatte er auf die neue Heeresgeſtaltung beſonders den Ton ge-

legt, zu der „Ruhe und Geld“ nöthig ſeien. Ferner war an des Prinz-Regenten Seite und zum Chef des Militärcabinets ein Mann berufen worden, der nicht blos höchſte Energie beſaß, ſondern auch dem Grundſatze huldigte: „*der Soldat hat unbedingt zu gehorchen*“; derſelbe hatte jedenfalls alſo gar keinerlei liberale Anwandlungen. Es war General Edwin von Manteuffel II. — Ferner war Hellmuth Freiherr *von Moltke* ſeit 1858 definitiv Generalſtabschef der Armee geworden. „*Ohne eine ſtarke Regierung iſt jede Nation verloren!*“ war deſſen politiſches Glaubensbekenntniß, und in ſeinem Buche über den ruſſiſch-türkiſchen Krieg war ſchon ſeit 1845 die Maxime zu leſen: „In dem Maaße, wie die *Dauer* der Dienſtzeit im Heere abnimmt, *ſteigt* der *Umfang* des Erſatzbedarfs“, daß man alſo um ſo *mehr* Menſchen haben, dem bürgerlichen Berufe um ſo mehr *Kräfte entziehen* müſſe, je *weniger* man die *vorhandene* Kraft durch Uebung *ausbilde*! — Wir denken, dies wären für Bonin Fingerzeige genug geweſen, *wohin* er ſich zu wenden habe. Er neigte ſich aber nach *Links* und ſchließlich überholten ihn die Ereigniſſe. — Der italieniſche Krieg nämlich kam! Die Mobiliſirung der Armee machte jede organiſche Veränderung in ihr unmöglich. Wie dieſelbe eben *war*, ſo mußte ſie ins Feld. —

Roon leitete die Mobilmachung der 14. Diviſion im Auguſt. — Wie ſchlecht Alles bei uns beſtellt war, welchen abermaligen — geradezu ſchwermüthigen Blick der General in die Heeresverhältniſſe gethan hatte, beweiſt, daß, *als der Friede von Villafranca proclamirt wurde, er aufathmete*! — *Er hatte eine wahre Todesangſt gehabt, mit unſerer damaligen Landwehr ins Feld zu ziehen*! — Dieſe ſeine neuen trüben Erfahrungen mochten ſich wohl bei allen anderen Corps ähnlich wiederholt haben, die Heeresfrage war eine wirklich brennende geworden. Bonin hatte vorher freiwillig Nichts für ſie gethan, jetzt trat ſie durch fremden Anſtoß an ihn unfreiwillig heran, nämlich als Muß! Der Prinz-Regent hatte die Roon'ſche Denkſchrift nicht vergeſſen. Kaum war demobiliſirt, ſo mußte der General ſeinen Plan dem allgemeinen Kriegsdepartement vorlegen. —

Daſſelbe fand aber, daß Roon's Vorſchläge viel zu beſcheiden wären und für das Bedürfniß nicht weit genug gingen! — Roon wurde zum Prinz-Regenten nach Baden berufen, um über den, auf Grund ſeiner Denkſchrift im Kriegsdepartement bearbeiteten Reorganiſationsplan mündlichen Bericht zu erſtatten. Er ward von dem Prinzen nach demſelben mit den Worten entlaſſen: „Ich werde Ihnen den Befehl ſenden, ſich mit einer General-Kriegs-Commiſſion über dieſe Angelegenheit zu berathen.“ — Dieſe Berathungen fanden im October und November ſtatt und der vollendete Reorganiſationsplan, ſo, wie er nachmals ausgeführt worden iſt, ging am Schluſſe derſelben aus ihnen hervor! — —

In des Kaiſers wie Moltke's Lebensſchilderung iſt ſchon geſagt worden, daß die bekannte Kriegs-Commiſſion erſt unter Feldmarſchall von Wrangel, dann unter des Prinz-Regenten perſönlichem Vorſitze tagte, — daß ferner die Theilnehmer dieſer Commiſſion Amtsverſchwiegenheit gelobt hatten. — Es bedarf alſo wohl nicht erſt der Verſicherung, daß von Keinem jener Männer, aus welchen dieſe Commiſſion beſtand, dem Verfaſſer die leiſeſten Aufklärungen über die Vorgänge in derſelben oder über die in ihr thätigen Mitglieder gegeben worden ſind. — Wenn man jedoch die vorher geſchilderten Thatſachen und die Perſonen, welche ihnen zunächſt geſtanden haben müſſen, betrachtet, erlangt man doch Klarheit genug, wenigſtens annäherungsweiſe die Art der Geburt der Reorganiſation zu erkennen. Die folgenden Kriege haben auch ſtark dazu beigetragen, den Schleier etwas zu lüften, überdem ſind ſeit 1867 von authentiſcher Feder*) ebenfalls zutreffende und auffallende Erläuterungen gegeben worden. — Es handelt ſich bei dieſer Schilderung eben nur darum, nachzuweiſen, welchen Antheil Roon perſönlich an der Reorganiſation hatte, Wer denn der eigentliche Schöpfer des Planes derſelben geweſen ſei und ob Bonin, wie allgemein geglaubt wurde, als liberales Opfer deſſelben fiel, um dem conſervativen Roon Platz zu machen! — —

*) Preußiſche Landwehr und ihre Entwickelung. Mittler, Berlin 1867.

Roon's Plan, welcher in deſſen beregter Denkſchrift dem Prinz-Regenten zuging, bezog ſich nur auf die Infanterie, die Waffe, welcher der General als Fachmann ſpeciell angehörte. Derſelbe wollte lediglich Nichts weiter, als den Uebelſtand der zu ſchwachen Bataillone für den Friedensfuß vermeiden. — Roon's Idee bezog ſich alſo nicht auf das ganze Heer, ja ſogar nur bei der Infanterie auf die Formation der Bataillone. Von neuen Infanterie-Regimentern war in ihm gar nicht die Rede! — Damit iſt wohl bewieſen, daß Roon nimmermehr der Schöpfer des Planes der Reorganiſation der geſammten Armee geweſen iſt, ſondern von ihm nur der Gedanke ausging, eine einzelne Waffengattung des Heeres in beſchränkter Weiſe zu reorganiſiren! Roon's Verdienſt iſt aber, die Reorganiſationsfrage der kriegsminiſteriellen Thatenloſigkeit gegenüber überhaupt zu geeigneter Zeit kühn geſtellt zu haben und daß ſeine Vorſchläge, ſo beſchränkt und einſeitig ſie auch waren, gerade bei derjenigen Waffengattung und derjenigen Truppenformation gemacht wurden, bei welcher das Beſſerungsbedürfniß am Schreiendſten war und welche im Kriege zumeiſt in Anwendung zu kommen pflegt. Das iſt als Waffe: die Infanterie, als Gefechtskörper: das Bataillon! Roon's Vorſchläge waren allerdings beſchränkt, aber ſie bildeten den Kryſtalliſationspunkt für das Spätere! —

Dieſen Plan befahl der Prinz-Regent alſo dem Kriegsdepartement vorzulegen und ſeine Prüfung durch daſſelbe. Was war das Kriegsdepartement aber Anderes, als das Miniſterium, welchem Bonin vorſtand? — Der Behörde, deſſen Chef Bonin war, wurde mithin die Prüfung des Roon'ſchen Planes befohlen und dieſe Behörde erachtete ihn für das Bedürfniß nicht genügend! Sie arbeitete einen Reorganiſationsplan auf Grund der Roon'ſchen Denkſchrift aus, alſo erweiterte ſie ihn! — Ueber dieſen nun erweiterten Plan erſtattete Roon in Baden mündlichen Bericht, auf welchen hin die General-Kriegs-Commiſſion zu zweimonatlicher Berathung zuſammentrat, welche unter dem Prinz-Regenten in Perſon erſt **Abſchluß** erhielt. — Roon's Idee war ſomit Material für den künftigen wirklichen Reorgani-

sationsplan, der Entwurf des Kriegsdepartements aber ebenfalls. Dem Prinz-Regenten genügte auch der erweiterte Plan dieses seines Kriegsdepartements noch nicht, sonst hätte er ihn angenommen, statt ihn an eine General-Kriegs-Commission, also einen außerordentlichen militärischen Gerichtshof zu verweisen, in welchem sich doch gewiß Alles versammelte, was an Kapazitäten in Beurtheilung dieser wichtigsten aller Staatsangelegenheiten irgend vorhanden war. Was diese Versammlung nun auch den vorhandenen Gestaltungen in dritter Instanz noch hinzufügte, — wie sehr sie die Reorganisation auch auf andere Waffen, auf Formation neuer Truppenkörper u. s. w. vielleicht erstrecken mochte, daß der Prinz-Regent Wilhelm von Preußen schließlich persönlich den Vorsitz übernahm, selbst eingriff, seine Ueberzeugungen also in die Berathungen trug, welche dieselben ja doch nothwendig bestimmen mußten, thut dar, daß auch diese Commission der Ausarbeitung des Planes doch noch nicht **die Gestalt** gegeben hatte, welche unserm Kaiser vorschwebte, somit der Reorganisationsplan erst **durch ihn selbst** zur Gestalt gedieh! Der Aufbau des Ganzen, kurz das vollendete geistige Bild unseres Heeres, wie es nachmals durch die Reorganisation zur Wahrheit wurde, ist die Schöpfung **Wilhelms I.** allein, deren Autorschaft er also völlig in Anspruch nehmen konnte!! —

An der Größe des Gedankens sowohl, wie aus der bisherigen Darstellung des Wachsens und Erweiterns desselben ist ja auch ersichtlich, daß die Verantwortung, ihn in das Leben einzuführen und für seine segensreichen oder unglücklichen Folgen einzustehen überhaupt einem Unterthan und Staatsdiener nicht zugemuthet werden konnte, daß eben nur ein Fürst und Führer seines Volks ihn auf sein Gewissen zu nehmen vermochte, der sehr wohl wußte, daß dieser außerordentliche Schritt, — ob gut, ob schlimm, — nicht ihm blos in Person, sondern vornehmlich auch seinen Nachfolgern und seinem Volke zur Last fallen müsse!!! —

Wie verhielt sich Bonin hierzu? — Ihm war befohlen, den Roon'schen Plan zu prüfen und in seinem Departement war

er — als zu beſcheiden — erweitert worden! Ob er dieſem Befehl mit Luſt oder Unluſt folgte, ob ein gewiſſer aufklärender Spazierritt mit Graf Schwerin und Auerswald im Thiergarten den übergroßen Liberalismus Bonin's ſänftigte, — ob den Generalen von Karczewsky, von Hartmann (nunmehr Gouverneur von Straßburg) und von Beyer unter ihm das wahrhafte Verdienſt gebührt, das Reorganiſationsproject aus dem Roon'ſchen Embryo zu größerem Leben gebracht zu haben, — alle dieſe Anecdoten mögen es ſo lange bleiben, bis wirkliche Geſchichtsforſchung ſie berichtigt hat. — So viel iſt klar, daß des Schickſals tragikomiſche Laune fügte: daß derſelbe Bonin, welcher vor der Kammer für liberal und Freund der zweijährigen Dienſtzeit galt, unter ſeinen Augen den Reorganiſationsplan erſtehen ſah, wie er ſich heute genau verwirklicht hat, — Roon aber als Vater eines Organismus galt, deſſen Erbſchaft er nur antrat und daß er das nur nachmals durchführte, an welchem er vorläufig keinen anderen Antheil hatte, als den erſten Bauſtein zu demſelben, zu der Vertheidigungsfeſte ſeines Vaterlandes, geliefert zu haben! —

Der Plan der Reorganiſation war bis auf geringe Einzelheiten bereits vollendet, — der Augenblick der Ausführung nahte! — Die Haltung Bonin's in der Kammer rechtfertigte wohl die Befürchtung: der Mann, welcher in der Theorie die dreijährige Dienſtzeit als Corpschef verlangt, als liberaler Miniſter verleugnet, dennoch aber bei dem auf ſie erbauten Reorganiſationsplane die Pathenſtelle übernommen hatte, müſſe es denn doch zur Unmöglichkeit werden, die praktiſche Durchführung dieſer ſchwierigen, aber wahrhaften Vaterlandsſache vor der Nation zu vertreten. Bonin wurde ſonach angedeutet: „daß, wenn er nicht mit voller Uebereinſtimmung der Reorganiſation beizuſtimmen vermöge, man ihn anders placiren könne.“ — Bonin aber blieb, er war völlig mit der Reorganiſation einverſtanden und wirklich war ſie bei all ihrem Umfange denn doch Nichts weiter: als das gewiſſenhaft in allen ſeinen Conſequenzen ausgeführte Organiſationsgeſetz Friedrich Wilhelms III. vom

3. September 1814; nicht um ein Jota war über daſſelbe hinausgegriffen worden! — Weshalb fiel Bonin aber dennoch zum Schluſſe des Jahres? — Nicht als das Opfer Roon's, ſondern ſeines eigenen kleinlichen Eigenſinns. Er fiel nicht um der Reorganiſation willen, ſondern wegen einer Lappalie! — Im Bewußtſein nämlich, „im Großen Nichts verrichten" zu können, fing er es nun „im Kleinen an". In der Furcht, das Haus der Abgeordneten werde es ihm nie verzeihen, daß er ihm erſt Conceſſionen gemacht und dann doch dieſem Reorganiſationsplane zugeſtimmt habe, ſuchte er von demſelben herunterzuhandeln, um den Schein des Liberalismus zu retten und ſeine Popularität nicht zu verlieren. Eine Sache, auf die es gar nicht mehr ankam, deren Werth Angeſichts der großen vorliegenden Aufgabe völlig verſchwand, — die Frage nämlich: „ob künftig ein Bataillon 600 oder 670 Köpfe haben ſolle", ſetzte ihn nach Oben hin in direkten Conflict! — Um die Reorganiſation ins Leben zu rufen, bedurfte es eines Mannes von ganzer Kraft und unverrückbarer Hingabe, Bonin's Benehmen hingegen bewies, daß er nur einen halben Willen zu der Aufgabe mitbringe und in ſeinen Händen das Werk der Erneuerung unſerer Wehrkraft wohl eine todte Geburt ſein werde. An ſtreitigen 70 Mann alſo fiel Bonin, — der Erſte des liberalen Miniſteriums!! — —

Am 5. December 1859 trat General von Roon an ſeine Stelle. — Der vollwichtigſte Grund, ihn in ein Amt zu berufen, das jetzt gerade verantwortlicher als irgend ein anderes im Staate war und vorausſichtlich das dornenvollſte werden mußte, iſt, abgeſehen von allen anderen bekannten Qualitäten Roon's wohl: daß Derjenige die neue Schöpfung ſicher doch am tiefſten erfaßte, gewiß am fähigſten war, ſie ins Leben zu rufen und vor der Nation zu vertheidigen, der aus eigener freier Ueberzeugung zu ihr den erſten Impuls gegeben, aus dem Chaos militäriſcher Projecte, welche ſeit 1815 aufgetaucht und verworfen geweſen, den einen glücklichen Gedanken herausgegriffen hatte, welcher Kryſtalliſationspunkt der ganzen Schöpfung war!

Ehe wir von den Kämpfen reden, welche dieſes Werk ent-

fachte und welche die Leidenſchaften der Parteien wie ſchließlich aller Volksſchichten in Flammen ſetzten, wollen wir den Kämpfer betrachten, der offenen Viſirs in die Schranken trat und auf ſich allein alle Pfeile des Haſſes lenkte. — Emil Theodor von Roon iſt hochgewachſen und breitſchulterig, ſeine Haltung etwas ſteif, diſtinguirt, ſein Benehmen äußerſt beſtimmt, ſeine Rede langſam und gedrungen. In ſeinem Antlitz iſt vornehmlich Willenskraft und Friſche ausgedrückt und die zurück- und etwas aufwärts ſtehende Stirnlocke wie der hochgedrehte Schnurbart erhöhen noch dieſen Ausdruck. Dabei iſt er jedoch in Sprache wie Benehmen ohne jegliche Uebertreibung, ohne Abſichtlichkeit, ohne Berechnung. Sein Geiſt iſt gleichmäßig ruhig, ſein Herz voll Wohlwollen, aber auch voll Entſchiedenheit. Das für einen Fronte-Offizier höchſt bedeutende rhetoriſche Talent des Kriegsminiſters wurde durch die parlamentariſchen Kämpfe geſchult und zu einer Beredſamkeit erhoben, wie ſie ſchwerlich vor ihm ein deutſcher General beſeſſen hat. — Roon, wie ſeine ganze Familie, iſt tief religiös, er liebt aber ebenſo ſoldatiſchen Scherz und Freimuth. Ein Todfeind jeglicher Empfindelei, achtet er offene Natürlichkeit auch an jedem Anderen. Die Geſammtheit ſeiner inneren und äußeren Eigenſchaften macht ihn ſomit zum wahren Typus des echten altpreußiſchen Offiziers, wie ihn der große Kurfürſt, Friedrich Wilhelm der Soldatenvater, der große Friedrich und unſeres Kaiſers Vater immer geliebt haben, denen es ja auch nicht im Leben auf das „Luſtre“, ſondern die „Fähigkeit“ ihrer Leute ankam. Zu dieſen Eigenſchaften kam, daß Roon in wiſſenſchaftlicher Beziehung längſt eine Autorität für Kreiſe geworden war, die weit über ſeinen militäriſchen Beruf hinausgingen; in der Geographie hatte er ſich geradezu den Ruf eines deutſchen Philologen errungen. — Durch den Fronte-Dienſt, den er durch alle Grade bis zum Diviſionär praktiſch durchgemacht hatte, namentlich durch die verſchiedenen Mobilmachungen war er eben ſo ſehr mit den lebendigen Heerkörpern, Individuen wie Maſſen, bekannt, wie mit den zahlloſen Experimenten, welche an ihnen bisher wie in einer — kliniſchen Station — gemacht worden waren. Lange

noch zu probiren war jetzt Nichts mehr! Dies Probiren eben hatte die Verschlechterungen wesentlich zur Folge gehabt! — Das Heer konnte, um mit dem bekannten Jesuitendogma zu reden, — nur so sein, wie es (nach der Reorganisation) war, oder es war überhaupt nicht!" — Mit dieser lebendigen Ueberzeugung trat Roon sein Amt an. Er sah den Haß und die Kämpfe wohl voraus, welche ihm erwuchsen, wußte, daß er dem Regenten gegenüber die exacte Durchführung der Reorganisation und diese wiederum auch den Vertretern der Nation gegenüber zu verantworten, das Geld von ihnen auszuwirken hatte, welches eine so große Umwälzung der Wehrkraft nothwendig beanspruchte. Er wußte endlich, daß man Bonin's Fall bedauere und ihm denselben nachtragen würde. — Er nahm seine Stellung aber mit dem Willen, mit wie trotz der Volksvertretung seinem Vaterlande den wichtigsten Dienst zu leisten, dessen der Patriot außer einem heldenmüthigen Tode nur irgend fähig ist; handelte es sich doch um nichts Geringeres für Roon, als an diese Aufgabe seine Ehre und Existenz, also Alles zu setzen, was er einem arbeitsamen Leben bisher zu verdanken gehabt hatte. — Wohl lohnte diese höchste Frage Preußens der kommenden Prüfungen und des heißen Kampfes. Sie war nicht nur eine Daseinsfrage des Staates, den der große Kurfürst und Friedrich der Große auferbaut hatten, ihre glückliche Lösung mußte auch unendlich segensreich in ihren politischen wie socialen Folgen sein. Der leitende Gedanke der Reorganisation war: ein, auf allgemein durchgeführter Wehrpflicht und dreijähriger Dienstzeit basirtes stehendes Heer in so genügender Stärke und Schlagfertigkeit zu schaffen, daß man allen politischen Eventualitäten gewachsen sei, dahinter aber die Landwehr als Vertheidigung des Landes, sobald die Linie im Felde stehe. Es hieß also Scharnhorst's Ueberzeugungen mit Boyen's idealen Ansichten in einer viel besseren Weise in die Praxis rufen, als Beide jemals erhofft hatten. — Durch diesen großartigen Organismus allein konnte sich die Hauptaufgabe aller modernen Kriegskunst erreichen lassen: „den Sieg mit möglichst verringertem Menschenverlust zu gewinnen", also den Gegensatz jener Gräuel, die dies Jahr-

hundert im amerikaniſchen Bürgerkriege erlebt hat. Durch die Reorganiſation ferner konnte erſt die Bedeutung der Landwehr als „Wehr des Landes“ ſich erfüllen und der verheirathete Wehrmann, alſo der eigentlich ernährende und unentbehrliche Theil der männlichen Bevölkerung des Staats, der Heimat und Familie erhalten bleiben, indem man die geſammte Jugend, aber auch ſie nur, dem Feinde entgegenführte. Auf einem ſo fundirten Werke, das konnte man wohl hoffen, werde der Segen der Vorſehung ruhen und dies war auch die troſtreiche Ueberzeugung, die der neue Kriegsminiſter mit in den Streit brachte. — —

Die große Prüfungszeit Emil Theodors von Roon brach an! — Der König wollte die Reorganiſation, wie ſie war, durchſetzen, aber verfaſſungsmäßig, alſo nicht ohne den Willen der parlamentariſchen Corporation, welcher das Recht der Geldbewilligung für dieſe große Maßregel zuſtand. Vielleicht hätte das Abgeordnetenhaus ſich der Nothwendigkeit derſelben und aller ihrer Conſequenzen nicht verſchloſſen, dem Lande wäre alſo der Conflict erſpart worden, wenn man nicht von dem Miniſterium Auerswald zu exorbitant liberale Begriffe gehabt hätte, ferner wenn man nicht Bonin's Nachfolger, ſchon weil er ſein Nachfolger war, von vornherein bemißtraut hätte, zum Ueberfluſſe aber von Roon's Genoſſen im Cabinet ſich in einer Weiſe getäuſcht gefühlt hätte, welche die Volksvertretung nicht verzeihen zu dürfen glaubte. — Schon vor Bonin's Abgange war der Conflict im Keime vorhanden, war bereits ſchon die Täuſchung des Abgeordnetenhauſes vollzogen. Da Bonin der kürzeren Dienſtzeit ſich zuneigte, was er nie gedurft hätte, war die Meinung der Volksvertretung beſtätigt worden, daß man ein genau eben ſo tüchtiges Heer haben könne, wenn die Friſt der Fahnenpflicht auch um ein Jahr verringert werde. Der, welcher der Zweiten Kammer nun dieſe Täuſchung nahm, mußte nothwendig auch der Mann ihres tiefſten Mißtrauens und Haſſes werden! — Bereits in der Thronrede vom 12. Januar 1860 hatte der Prinz-Regent wiederum eindringlich auf die Heeresreform als patriotiſch unabweisbare Pflicht hingewieſen. Am 10. Februar brachte der neue Kriegsminiſter den

Reorganisationsplan in beiden Häusern ein und erklärte: „daß es nicht die Absicht wäre, durch dieses neue Gesetz mit der Vergangenheit zu brechen, sondern das preußische Heer solle auch ferner das Volk in Waffen sein. Daß die Nothwendigkeit der Heeresreform alle Schichten der Bevölkerung durchdränge und das vorliegende Gesetz auf der seit Gründung der preußischen Kriegsverfassung eingetretenen socialen Umgestaltung im Innern unseres Landes wie auf der **politischen** im Innern unseres **Welttheils** beruhe, Volk wie Regierung aber von dem gleich warmen Gefühle für des Vaterlandes Macht und Größe beseelt seien." — Diese Declaration Roon's wurde von Finanzminister von Patow näher erläutert und das Gesetz befürwortet. — Am 16. Februar brachte Letzterer die Vorlage betreffs der Grundsteuer im Abgeordnetenhause ein, welch im engsten Zusammenhange mit der neuen Heeresumformung stehe und motivirte dieselbe im Herrenhause gleichfalls. — Die im Jahre 1859 unter Bonin beschlossene Kriegsbereitschaft war bis 1. Mai genehmigt worden. Als dieser Termin aber herankam, ohne daß das Abgeordnetenhaus in die im Februar wegen des Heeres gemachten Vorlagen eingetreten war, das Herrenhaus die Grundsteuerreform aber abgelehnt hatte, — mithin eine definitive Zustimmung der neuen Wehrverfassung von der Landesvertretung vorerst nicht zu erwarten schien, — legte Roon am 5. Mai einen Gesetzentwurf vor, durch welchen er „zur Aufrechterhaltung und Vervollständigung derjenigen Maßnahmen ermächtigt werde, die für die fernere Kriegsbereitschaft und erhöhte Streitkraft des Heeres erforderlich und auf den bisherigen gesetzlichen Grundlagen thunlich wären." Zu diesem Zwecke wurden für die Zeit vom 1. Mai 1860 bis 30. Juni 1861 neun Millionen verlangt. Minister von Patow motivirte diese Vorlage damit, daß „durch sie ja in keiner Weise den künftig zu fassenden Beschlüssen präjudizirt werde, die Frage, ob zwei- oder dreijährige Dienstzeit, Ausdehnung der Reservepflicht, Stellung der Landwehr bei der jetzt gemachten Vorlage unberührt bleibe."

Das eben war das Moment erneuter und verstärkter

Täuſchung! — Es iſt nicht wahr, daß beide Fragen noch nicht präjudizirt geweſen ſeien, ſie waren es ſchon ſeit November vorigen Jahres!! Wenn Kaiſer Wilhelm 1833 ſchon unbedingt für das Dienſt-Triennium geweſen, ließ ſich doch unmöglich glauben, er werde bei der endlichen Ausführung der Reform gerade auf den Cardinalpunkt derſelben verzichten, zumal mit derſelben bereits vorgegangen war. Dies mußten die liberalen Glieder des Cabinets doch ſo gut wie der conſervative Kriegsminiſter wiſſen; das Gegentheil iſt unglaublich. Die Streitfrage wurde durch Patow's Erklärung alſo nur umgangen, vertagt, ihre Löſung einer Zeit beſſerer Auſpizien überlaſſen. Bonin's Schwäche warf eben ihren Schatten auf die Gefährten ſeiner miniſteriellen Meinung! — Der Charakter der Männer des liberalen Miniſteriums iſt zu lauterer Art, als daß davon die Rede ſein könne, ſie hätten mit Abſicht das Abgeordnetenhaus irre führen wollen. Es liegt die Annahme vielmehr nahe, daß ſie ſich ſelbſt am Erheblichſten täuſchten. Gerade in aufrichtigſter Hingebung an die Krone, wollten ſie deren Wünſche erfüllen, mit ihrer Volksbeliebtheit decken und hofften ſie dann zur Geltung zu bringen, wenn die Ueberzeugungen der Krone bei der Majorität als heilſam durchgedrungen wären! Durch momentanes Nachgeben meinten ſie die Zweite Kammer erſt für eine vorübergehende Bewilligung und ſpäter für das Regierungsprogramm ſelbſt zu gewinnen, dem daſſelbe nur aus Unkenntniß und Vorurtheil abgeneigt war. — Dieſe Hoffnung war indeß eitel, ſie gerade wurde Anlaß, daß das liberale Miniſterium fiel und Zwietracht das ganze Land erfüllte. Dieſe Hoffnung war indeß nicht nur verzeihlich, ſondern das Nachgeben des Miniſteriums eine zwingende Nothwendigkeit des Augenblicks. Man war mit Errichtung der neuen Regimenter bereits im Vorgehen begriffen, Napoleons Aggreſſionen betreffs des Saarbeckens, Oeſterreichs Haltung, die holſteinſche Frage, Europa's geſammte Conſtellation verlangten, daß nicht ein Tag mit Dem gezögert werde, woran Preußens ganze Zukunft, vielleicht unſer Schickſal ſchon innerhalb eines Jahres hing; Oeſterreichs Unglück in Italien

ſtand ja als ſchreckhaftes Exempel vor uns. Die Mittel mußte man alſo haben, und da man im ordentlichen Wege vorläufig auf Bewilligung des Ganzen nicht rechnen konnte, ſo wollte man den außerordentlichen Weg gehen, um einen Theil des Nöthigen mittels eines Extraordinariums dadurch zu erlangen, daß man die Streitfrage ſelbſt ruhen ließ. Dies Extraordinarium ward von der Zweiten Kammer alſo in der Täuſchung gewährt, daß ſie betreffs der Reorganiſation noch **das** zu beſtimmen habe, was überhaupt von ihr gar nicht mehr beſtimmbar war!! — In dieſem Mißgriffe der liberal-miniſteriellen Parteidiplomatie lag, da er doch einmal gemacht war, wenigſtens ein Gutes. Von einem ſogenannten Schaukelſyſtem konnte nicht lange mehr die Rede ſein. Der innere Riß mußte unaufhaltſam kommen, der Zwiſt ſich ſo zuſpitzen, daß nur noch der ſtärkſte aller Geiſter an ſeine Löſung ſich wagen, an ihm für ſeine großartigen Zwecke ſich ſchulen und ſchließlich die Nation aus dem äußeren wie inneren Dilemma herausführen konnte, — Otto von Bismarck! — Möge hier gleich bemerkt ſein, daß eine langjährig erprobte Freundſchaft die Familien Roon und Bismarck verband, beide Männer über Preußens Zukunft durchaus eines Sinnes waren und daß die Reorganiſation ohne Bismarck, noch mehr aber: **er** ohne ſie gar nicht gedacht werden kann. Beide verhalten ſich zu einander wie Vorausſetzung und Folgerung. War Deutſchlands künftiger Kanzler doch vom Auguſt 1851 bis April 1859 in Frankfurt Geſandter geweſen, hatte die politiſchen Zuſtände und Charaktere dort wie in Paris längſt durchſchaut; die beiden nächſten und bedeutſamſten Fragen unſerer Zukunft lagen ihm offener als irgend einem Lebenden vor Augen! — Weil Roon und Bismarck ſo innig zuſammengehören, ſie die Dioskuren unſerer parlamentariſchen Käupfe geweſen ſind, unſere äußere Politik unſere innere aber weſentlich durchdrang und beſtimmte, ſo werden auch die parlamentariſchen Kämpfe Roon's und diejenigen Bismarck's als einheitliche Handlung angeſehen werden müſſen. Erſtere haben ja weſentlich die Aktion des nachmaligen Miniſterpräſidenten eingeleitet, waren für Bismarck eine unum-

gängliche Vorbedingung, auf Grund deren allein ihm gelang, einen Ausweg da zu finden, wo alle Anderen bereits jede Brücke abgebrochen sahen. — Hier wollen wir indeß nur den dramatischen Gang des Conflicts schildern, so weit Roon allein ihn zu bestehen hatte. —

Wie die Zweite Kammer das Schillernde, Unbestimmte in Patow's Motivirung am 5. Mai wohl erkannte, ging aus der Haltung ihres Commissionsreferenten von Vincke hervor. Obwohl das Extraordinarium bewilligt wurde, geschah es doch mit einer „conditio sine qua non", welche dem Ministerium klar machen mußte, mit Annahme der Reorganisation sei es auch künftig Nichts. An demselben Tage, — wie unter dem Kaiser bereits erwähnt ist, — ließ sich Herr von Vincke zu den bewußten „Ungeschicklichkeiten" verleiten. Roon war auf das Tiefste beleidigt. Er vertrat die Maßnahmen des Königs, er mußte somit die Beleidigung auf sich beziehen. Minister von Roon ließ zufolge dieses Vorfalles Vincke fordern und daß es nicht wirklich zum Duell, von vornherein also zum öffentlichen Eclat in der ganzen Frage kam, wurde allein durch die taktvolle Vermittelung des General Edwin von Manteuffel II. beigelegt. —

Die gegenseitige Täuschung des Ministeriums und der Kammer mußte im Jahre 1861 nothwendig schwinden und um die Enttäuschung zu beschleunigen, wirkten wesentlich zwei Dinge mit. Die Schäden des Regimes Manteuffel-Westphalen traten höchst unheilvoll zu Tage und erregten die öffentliche Stimmung, andererseits verlangte die Majorität für ihre Bewilligungen von den liberalen Ministern betreffs der Auslandspolitik Bürgschaften, welche zu geben schlimmer denn unpolitisch gewesen wäre. So wurde das Mißtrauen und die Spannung vermehrt, der Kampf ward hitzig! Die Grundsätze der Regierung und die der Kammermehrheit schlossen einander so aus, daß der gegenseitige Argwohn schließlich unüberwindlich werden mußte. Erstere wollte eine starke Krone und ein starkes, derselben ergebenes Heer auf Grund der Verfassung, die Volksvertretung erstrebte aber das parlamentarische Regiment und ein — Parlamentsheer. Ueber Preußens Ziele war

man im Großen und Ganzen einig, — über die Mittel zu ihnen durchaus nicht und weil keine der ſtreitenden Parteien nachgab, mußte jede von der anderen nothwendig glauben, daß ihr das Ziel nur Maske, das Mittel aber der eigentliche Zweck ſei! — Ein Perſonalconflict kam noch hinzu, den Argwohn der Volksvertretung unbeſieglich zu machen, ihn auf eine, wenn nicht geradezu verkehrte, ſo doch gefahrvolle Bahn zu leiten, — das Duell zwiſchen Manteuffel und Tweſten am 27. Mai 1862.*) Edwin von Manteuffel II. war als Chef des Militärcabinets nicht nur beim Liberalismus, ſondern auch bei der ſehr zahlreichen Klaſſe derjenigen Militärs verhaßt geworden, welche ſeine umfaſſenden Maßregeln, das preußiſche Offiziercorps zu verjüngen, perſönlich traf; man hatte ſich einmal im Publikum gewöhnt, an dieſes eigenthümlichen Mannes allmächtigen Einfluß zu glauben. — Darauf näher einzugehen iſt hier nicht der Ort; ſoviel nur ſei geſagt, daß die öffentliche Stimme Falſches und Wahres zu einem abſtrusen Gebilde miſchte, dem der General gewiß nicht gleicht, ferner, daß die durch denſelben bewirkten Penſionirungen mit dem Reorganiſationswerke in unvermeidlicher Wechſelwirkung ſtanden.**) — Das beſagte Duell war durch Tweſten's bekannte Broſchure hervorgerufen worden und daß der liberale Parteimann verwundet wurde, machte ihn nicht blos äußerſt populär, es machte ſeinen Sieger nur noch verhaßter. Der Zufall, daß eine Kugel traf — oder auch nicht traf, übernahm alſo hier die Rolle des politiſchen Faiſeurs! Ueberdem mag das Mißfallen der Volksvertretung auch noch dadurch erhöht worden ſein, daß Miniſter von Roon das Marine-Departement übernahm. — Nichtsdeſtoweniger ward am 31. März das Extraordinarium für den Militäretat bewilligt, indem man anerkannte: die Regierung habe ſich bei der Reorganiſation in den Schranken des Geſetzes gehalten. Man bewilligte indeß auch, weil man ſich auf den liberalen Theil des Miniſteriums verließ, welcher die

*) In der Kaiſerbiographie ſind die parlamentariſchen Ereigniſſe ſo kurz zuſammengefaßt, daß es ſcheinen könnte, dieſer Ehrenhandel habe nach Bismarck's Amtsantritt ſtattgefunden. Dies iſt irrig. D. V.

**) Unter „General Edwin von Manteuffel".

Frage der Dienſtzeit und des Landwehrſyſtems als eine offene erklärt hatte, was ſie bekanntlich nicht mehr war. — —

Es iſt damals und ſpäter von liberaler Seite ſo mancher ironiſche Hieb bei der Frage geführt worden: ob ein, wenn auch guter, Commandeur zu Lande je Chef der Marine ſein könne. Daß ein Offizier von Landtruppen ein Schiff je commandiren könne, hielt man für abſolut lächerlich! — Die techniſche Möglichkeit haben wir nicht zu erörtern, die Geſchichte aber lehrt uns, daß es eben ſo viel glückliche Feldherren zur See gegeben hat, welche ſonſt Landarmeen zu commandiren pflegten, wie es große Admirale von Fach gab. Sir Walther Raleigh, der Virginien entdeckte, Howarth von Nottingham, welcher mit anderen Pairs die ſpaniſche Armada zu Grunde richtete, der berühmte Eſſex, der mit der engliſchen Flotte Cadix bombardirte und eroberte, ja der Schrecken aller ſpaniſchen Küſten wurde, — Marlborough, der Sieger von Hochſtädt, welcher mit einer engliſchen Flotte Cork nahm und Irland den Stuarts entriß, — ſie Alle waren Landratten und — Hofcavaliere dazu! Sind die Meergeuſen nicht niederländiſche Edelleute geweſen, welche vom Seekriege vorher ſehr wenig wußten und doch den glorreichen Tag von Briel ſchlugen, welcher Alba ſeinen Feldherrnruhm koſtete? — Vaterländiſche Beiſpiele liegen indeß näher! Oberſt von der Gröben, Garde-Infanterie-Offizier und Erbjägermeiſter zu Berlin, war's, der Benjamin Raule's Kaper und Boote unter dem großen Kurfürſten commandirte, Schwedens Verderber auf Rügen, an den däniſchen Küſten, in der ganzen Nordſee geworden iſt. Derſelbe Gröben war's, welcher in Guinea die brandenburgiſche Colonie „Groß-Friedrichsburg" gründete und den Anſtoß zur Gründung einer erſten norddeutſchen Marine gab! Daß freilich unter Friedrich I. Alles von ihr verloren ging, daran war einmal die Regierung deſſelben Schuld, andererſeits, daß der Marine-Director, der holländiſche Schiffer Benjamin Raule, alſo der Fachmann, nicht zu wirthſchaften verſtand und Millionen ungehörig verſchleuderte! — So lange es eine Geſchichte der Marine giebt, weiſt ſie auch nach, daß die Flotten jedes Landes

anfänglich von Landoffizieren befehligt worden ſind, und erſt als die Schiffer ſich nach und nach zu Soldaten und die Soldaten zu Seemännern gebildet hatten, jenes muthige Amphibienvolk der Marine ſich bildete, das zu Waſſer und zu Lande Herr ſeines Feindes und der Ruhm ſeines Landes geworden iſt. Warum dies heutiger Zeit gerade anders ſein müſſe, dürfte erſt noch ebenſo bewieſen werden, wie die Frage: ob der große Kurfürſt heutzutage mit Panzerſchiffen die Schweden beſſer gehetzt hätte, als Friedrich von der Gröben damals es mit bloßen Heringsbuiſen, Fliebooten und Schoonern zu Stande brachte. — —

An die Bewilligung des Extraordinariums ſeitens der preußiſchen Abgeordneten war zugleich die Forderung geknüpft worden, daß zur dauernden Durchführung der Reorganiſation das Geſetz vom 3. September 1814 abgeändert werde. — Am 5. Juni 1861 war die Kammer geſchloſſen worden, die Parteien bereiteten ſich zu den neuen Wahlen. Vier Tage ſpäter erſchien das Programm der Fortſchrittspartei. Die Forderungen, welche dieſelbe an die Staatsregierung ſtellte, die Kampfobjecte, welche ſie für die nächſte Legislatur in Ausſicht ſtellte und die noch durch den Aufruf des Central-Wahl-Comité's vom 29. September weſentlich zugeſpitzt wurden, machte es den liberalen Miniſtern ganz unmöglich, ſich auf eine Partei zu ſtützen, deren wachſende Anſprüche zu befriedigen ſie gänzlich außer Stande waren. Zudem, wie die Cabinetsordre vom 4. Juli erklärt hatte, war die Reorganiſation beendet. — „Koſte, was es koſtet!“ — und was ſie gekoſtet hatte, mußte gedeckt und zwar durch geſetzmäßige Mitwirkung einer Verſammlung gedeckt werden, die von möglichſt kürzeſter Dienſtzeit und einem Volksheere in Art der Boyen'ſchen „engliſchen Milizen“ träumte. Solch' ſchreiendem Gegenſatze war allein durch Offenheit zu begegnen. Das Miniſterium erklärte ſchließlich mittels Erlaß vom 16. November: „daß die Beſtrebungen der ſogenannten Fortſchrittspartei nicht mit denen der Staatsregierung übereinſtimmten!“ — Die liberalen Miniſter alſo ſchickten dem Liberalismus den Abſagebrief! — Die Enttäuſchung war da, der offene Conflict unleugbare Gewißheit! Dieſe Enttäuſchung wurde

das Epitaph des Miniſteriums der neuen Aera — der Beerdigungsprozeß nur hatte noch vor ſich zu gehen. Er war kurz und draſtiſch. —

Das liberale Utopienweſen, der ſteifnackige Doctrinarismus, die eine andere Erkenntniß als die ihrige nie gelten laſſen, ſtanden fortan in vollſter Blüthe! Es galt dem Liberalismus nun, das fahnenflüchtige Miniſterium zu züchtigen, vor Allem den verhaßten Roon zu ſtürzen und dann das eigene Programm der Krone aufzunöthigen. Es war ein eben ſo gewagtes als phantaſiereiches Beginnen, das ſich aber auf zwei poſitive Dinge ſtützte: König Wilhelms I. Verfaſſungstreue und daß man betreffs der Reorganiſation in einer Täuſchung erhalten worden ſei, alſo höhere Bürgſchaften für ſein erſchüttertes Vertrauen verlangen könne und erlangen werde! Mit einem Worte, man glaubte ſich jetzt der Handhabe gewiß, um ein demokratiſches Parlaments-Regiment an Stelle des monarchiſch-conſtitutionellen zu ſetzen. — Dies Streben politiſchen Ehrgeizes zwang aber gerade das Miniſterium zum Rücktritt, mittelſt deſſen der Liberalismus hatte zur Herrſchaft gelangen wollen und man erhielt dafür ein Regime, wie man am wenigſten es wünſchte. — Die December-Wahlen hatten den Sieg der Fortſchrittspartei entſchieden. Am 18. Januar 1862 war der Landtag durch eine Thronrede eröffnet worden, welche klar genug fünf nationale Aufgaben, nämlich: „die Heeresreorganiſation, die Reviſion der Wehrverfaſſung Deutſchlands, die Reform der Bundesverfaſſung und die heſſiſche und ſchleswig-holſteiniſche Frage“ bezeichnete. Kühlere, weniger prinzipienſteife Vertreter hätten vielleicht auf die logiſche Idee kommen können, daß die befriedigende Löſung der erſten Frage die aller übrigen im Gefolge habe, — mindeſtens hätte man ſich doch ſagen ſollen, daß dieſes Programm der Krone gerade keine Geburt einer ariſtokratiſch-reaktionären Kamarilla ſein könne und daſſelbe ohne Mitwirkung der parlamentariſchen Körperſchaften ganz illuſoriſch ſei! — Das neue Abgeordnetenhaus hingegen erwählte Grabow und von Bockum-Dolffs, — ausgeſprochene Fractionshäupter, — zu Präſidenten. Damit war auch die Ordre

de bataille gegeben. — Um der Volksvertretung zu genügen, machte die Regierung bei Gelegenheit der Miniſter-Verantwortlichkeitsfrage die Miniſter-Anklage von der Zuſtimmung beider Häuſer des Landtages abhängig und der Kriegsminiſter legte der Erſten Kammer eine Abänderung und Ergänzung des Wehrgeſetzes vom 3. September 1814 vor. Als am 5. März bei der Militärdebatte Roon der Zweiten Kammer unumwunden nun erklärte: „daß die Regierung feſt entſchloſſen ſei, an dem Dienſt-Triennium Nichts zu ändern", war von Verſöhnung nicht mehr die Rede. Der Antrag Hagen am andern Tage ſtellte das Entweder-Oder: Miniſterkriſis oder Vernichtung der Reorganiſation durch peinlichſte Controle eines jeden einzelnen Etatsartikels. — Der Antrag ward angenommen, am 11. löſte das Miniſterium Auerswald das Haus auf. — — Der Wahlaufruf der Fortſchrittspartei vom 14. März erklärte geradezu, daß das Miniſterium bei ihm gar keinen Glauben mehr habe! So glitt das Miniſterium denn auf ſeiner ſchiefen Bahn ſeinem Genoſſen Bonin nach, — aber Roon blieb! — — Das war genug, den Volksvulkan zu den ſtärkſten Eruptionen zu treiben! Man ſah im Geiſte ſchon die Zeiten der Manteuffel-Weſtphalenſchen Reaktion neu hereinbrechen, ein Regiment nach Art der Cabal unter Carl II. von England und daß die Verfaſſung in Trümmer gehen werde! In dem Allen täuſchte man ſich indeß eben ſo arg wie früher. — Weil die Zweite Kammer Perſonal-Politik zu treiben begann, verlor ſie den national-politiſchen Blick. Derſelbe wurde mit der Zeit immer enger, immer localer. Der Kampf für das Wohl und die Zukunft des Landes verwandelte ſich in ein Gezänk parteiiſcher Rancune und drehte ſich bis Herbſt 1862 in politiſcher Monomanie um den einen Gedanken der Dienſtzeit und der verhaßten Perſon Roon's; — das Ende des Conflictes ließ ſich nicht abſehen! — Das demonſtrative Vorgehen des Demokratismus hatte als Gegendruck den Jagow'ſchen Wahlerlaß erzeugt, wie die Strenge gegen die liberalen Beamten. — Wir am wenigſten haben dieſen Maßnahmen das Wort zu reden; eine gute Regierung ſoll eben über den Parteien ſtehen, auch

machten dieſe Erlaſſe wie die ſpäteren Preßordonnanzen die beſtehenden Uebel nur ſchlimmer, den Kampf nur bitterer. — Hier ſoll nur geſagt werden, daß die von allen Seiten angefeindete Regierung ſich in einem Nothſtande befand, den ſie, ſchon der auswärtigen Lage wegen, dringend Urſache hatte, loszuwerden. — Miniſter von Roon litt in dieſer Zeit außerordentlich ſchwer. Sie war gewiß das dornenvollſte Stück Arbeit ſeines Lebens! Nur ſein redlich Gewiſſen, die Ueberzeugung des Rechten, endlich die Zähigkeit ſeiner ſoldatiſchen Natur gaben ihm die Kraft, den mühevollen Strauß mit einem Rednertalente auszufechten, das ſelbſt die Anerkennung ſeiner Gegner gefunden hat. Wahrhaftig, Roon bedurfte jetzt eiſerner Willenskraft nach zwei Seiten hin! — Das neue Miniſterium Jagow-Lippe-Mühler-Heydt hatte nämlich noch keine innere Kräftigung. Heydt, dem die Leitung deſſelben nur proviſoriſch übertragen worden, hatte in dem bekannten Briefe vom 21. März, welcher indiscreterweiſe in die Oeffentlichkeit kam, dem Kriegsminiſter in einem Anfalle zaghafter Schwäche zugemuthet, auf „erhebliche Ausgaben“ für das Heer verzichten zu ſollen, um den Conflict beizulegen. Dabei hatten die heſſiſchen Wirren aber die Marſchbereitſchaft zweier Armee-Corps nothwendig gemacht! Kam es dort zu einer Intervention Preußens, ſo konnte Niemand die Folgen vorausſehen, welche ſich hieraus innerhalb Deutſchlands entwickeln würden! Es wäre für Preußen nahezu verderblich geweſen, Angeſichts einer ſolchen Lage die Ausgaben für das Heer einzuſchränken. — Wie ſchwer das Zerwürfniß König Wilhelm I. ſelbſt auf dem Herzen laſtete, er um des inneren Friedens willen geneigt war, von ſeiner theuerſten Ueberzeugung ſelbſt nachzulaſſen, wenn es irgend mit der Landesſicherheit verträglich wäre, bewies die Zuſammenberufung einer Commiſſion von Generalen, welche vorurtheilsfrei begutachten ſollte, ob von der Dienſtzeit nachgelaſſen, den Wünſchen der Zweiten Kammer genügt werden könne. Am 10. April erklärte ſich indeß dieſe Commiſſion unbedingt für das Triennium und die jetzige Stärke der Cadres und beſtätigte ſo die langjährigen Ueberzeugungen des Monarchen. Auf dieſem Wege war mithin

der Conflict nicht zu lösen! — Die Höhe desselben erreichte im Abgeordnetenhause die Debattenreihe vom 11. bis 23. September über den Militäretat pro 1863; wahrhafte Redeschlachten wurden da geschlagen. Die viel besprochene „Episode“ vom 17. September bildete den Kern des Streits, der Moment, wo das von beiden Seiten angewandte Bemühen, durch irgend einen Kompromiß um die eigentlichen Streitobjecte herumzukommen, nur tieferes Zerwürfniß und Mißtrauen erregte, den Conflict vergrößerte. Während, wie leider oft ja geschieht, ungeschickte Freunde die Lage der Regierung erschwerten, namentlich die selige Sternzeitung mit ihrer — „bevorstehenden Verfassungskrisis“ — und der — „Lücke in der Verfassung“ — Oel ins Feuer goß, spielte die Fortschrittspartei ihre höchsten Trümpfe gegen die Regierung aus. Marine-Etat, das Budget, sämmtliche Reorganisationskosten wurden gestrichen!! — Um einen Begriff nur von der doctrinären Verranntheit der Fortschrittspartei und ihrer, jede Wirklichkeit aus den Augen setzenden, Utopiensucht zu geben, genüge das Beispiel, was der Abgeordnete und berühmte Historiker von Sybel in jener Zeit gab. Auf der einen Seite Champion des Bienniums und des sogenannten „Volksheeres“, hatte er eine Broschüre über das deutsche Kaiserthum geschrieben, die nichts Geringeres als eine Kriegserklärung gegen Oesterreich und die Uebertragung der deutschen Reichsgewalt an die Krone Preußen besagte! — Womit dies zu Wege gebracht werden sollte, ohne die Wiedergeburt des Heeres, ohne dessen sorgfältige Schulung, ohne äußerste Anspannung der preußischen Volkskraft an Menschen und Geld, ohne einen Kampf gegen das übrige Deutschland und das Ausland dazu, — das freilich wußte der Historiker nicht! Während von Sybel am 11. September die Bataille gegen Roon und den „Militärismus“ mit gellendem Fanfarenschrei einleitete, war in seiner Historischen Wochenschrift nun naiverweise ein Aufsatz von K. W. Nitzsch: „Ueber Heer und Staat der römischen Republik“ zu lesen. Die Frage: „Was machte die römische Republik groß“, wurde in demselben beantwortet: „allein der legale Zusammenhang der Comitien und

Legionen, die Durchdringung ſeiner bürgerlichen durch die Wehrverfaſſung! Jene unabſehbare Reihe großer Feldherren und Magiſtrate, jene Sicherheit der äußeren und inneren Politik wäre bei Roms Republik nicht denkbar geweſen ohne den natürlichen Einfluß, welchen die Disciplin und die ſtolze Tradition der Armee auf den Geiſt der Comitien übte!!“ — Konnte ein ärgerer Widerſpruch ſtattfinden zwiſchen dem, was Sybel in der Kammer ſagte und dem, was ſein Blatt druckte?! Hätte Roon je glänzender für die Reorganiſation plaidiren können, als es der gelehrte Mitarbeiter des Herrn von Sybel that? — Was war denn die Reorganiſation Anderes als Durchdringung der preußiſchen bürgerlichen durch die preußiſche Wehr-Verfaſſung? Was war dieſe Oppoſition denn Anderes als der Widerwille vor eben dieſer Durchdringung, „Militärismus“ genannt, welche die Republik Rom doch groß gemacht hatte? Oder meinten die Hiſtoriker der Fortſchrittspartei, daß die Legionen Roms mit zweijährigem Dienſte etwa die Republik groß gemacht hätten, oder aber, daß trotz unſeren complicirteren Waffen, unſeren ſchwierigeren Exercitien die oſtpreußiſchen, ſchleſiſchen und pommerſchen Rekruten etwa durch höhere Intelligenz und Anſtelligkeit die lange Schulung entbehrlich machten, der die Bürger von Latium ſich willig unterzogen? Vergaß man denn ſo ganz die Geographie und daß es erheblich leichter geweſen ſei, zur Zeit der Republik das meer- und alpenumgürtete barbariſche Italien unter Roms Lanze zu bringen, als es im Jahre 1862 möglich geweſen ſein würde, das rings dem Ausland offene Deutſchland unter preußiſche Kaiſer-Kanonen?! Trotzdem verweigerte man Alles! — Wie ſollte denn das enden? — Sollte man die Verfaſſung ſeitens der Regierung etwa ſuspendiren und zum nackten Abſolutismus zurückkehren, wie die Meiſten fürchteten und Etliche vielleicht hofften? Oder gab es irgend ein Mittel der Verſtändigung noch, um im Guten zu erlangen, was man nicht entbehren konnte, ja was bereits für die Reorganiſation ausgegeben war? — — Dem Könige Wilhelm I. war genug, die

Verfaſſung beſchworen zu haben, um ſie ſtricte zu halten. Das konnte man wiſſen, ja — wir glauben, man wußte es nur zu gut! Eine Verſtändigung war unmöglich, jeder Kompromiß war zurückgewieſen worden. — Mit Verwerfung des ganzen Militär-Budgets mußten Heydt und Hohenlohe ſchließlich abtreten. — Wollte man jetzt nicht zu endloſen Auflöſungen und Neuwahlen ſchreiten, welche die Dinge wahrlich nicht beſſerten, wollte man durch neue, noch ſtrengere Maßregeln die Oppoſition nicht noch verſtärken, ſollte dieſelbe überhaupt jemals gebrochen werden, ſo mußte man ein ſtarkes, conſequentes Miniſterium ſchaffen. Der Träger deſſelben mußte ein Mann ſein, welcher nicht nur Roon beſſer ſtützte, als deſſen bisherigen Collegen gelungen war, ſondern welcher auch Gaben beſaß, die Roon ſelbſt abgingen, beſonders die, einer Verſammlung enragirter Parteipolitiker nicht nur dauernd die Stirn zu bieten, ſondern ſie zu bewältigen und dahin zu leiten, wohin die Regierung ſtreng innerhalb der Verfaſſung zu gehen geſonnen war.

Otto von Bismarck, zur Zeit Geſandter in Frankreich, wurde von Biarritz eiligſt berufen; Roon, ſein alter Freund, reiſte ihm entgegen. — Der Hof, alle Regierungskreiſe waren in höchſter Unruhe! — Am 19. September traf er ein, am 24. (alſo nach dem Tage der Budgetverweigerung) wurde er Staatsminiſter und zog den Etat pro 1863 zurück; am 9. October übernahm er an Bernstorff's Stelle das auswärtige Amt und wurde Miniſterpräſident. — Auslands- und Inlandspolitik lagen nunmehr in einer Hand und zwar einer eiſernen! Feſt trat Bismarck vor den König als Schild hin. Sein Arm parirte die Streiche, welche Roon bisher allein gegolten hatten. Auf ſeine Bruſt lenkte er mit brüsker Gewalt den allgemeinen Haß! — Er war der Mann, deſſen die Oppoſition bedurfte! —

Miniſter von Roon war Fachgelehrter und Soldat vom reinſten Waſſer; die ſogenannte große Politik aber lag ihm fern und trotz glänzender Redegabe beſaß er nicht die Kunſt, ſeinen Gegner nach deſſen beſonderer Individualität zu tractiren. Der jetzigen Situation wurde eben ein Geiſt nur Herr, welcher im

diplomatiſchen wie parlamentariſchen Parteitreiben ſein eigentlich Element und Fahrwaſſer hatte, Ausland wie Inland überſah und die Menſchen durch ihre eigenen Leidenſchaften zu regieren wußte. Das war Otto von Bismarck! — —

Das Abgeordnetenhaus hatte auch mit dem Augenblicke, wo dieſer Staatsmann eintraf, das Gefühl, jetzt trete ſein eigentlicher Gegner in die Turnierſchranken, in ihm ſtelle ſich ein unverrückbares Syſtem vor daſſelbe hin und werfe ihm den Fehdehandſchuh vor die Füße! Neue Elektrizität kam in alle Gegner der Regierung! Ein kurzer ſcharfer Strauß ſtellte das Hüben und Drüben feſt! — Am 13. October hatte die Zweite Kammer die „Null- und Nichtigkeits-Erklärung" beſchloſſen. Bismarck erklärte: „Es befindet ſich die Regierung Sr. Majeſtät in der Nothwendigkeit, den Staatshaushalt **ohne** die in der Verfaſſung vorausgeſetzte Unterlage führen zu müſſen." Aufs Aeußerſte geſpannt — bis zum Springen — war die Situation, aber endlich ſonnenklar. Dieſe Klarheit gab ihr nach beiden Seiten Feſtigkeit und die Ueberſpanntheit der Lage ließ ſchließen, daß der Sieger bleiben werde, welcher die Spannung eben am längſten aushalten könne. — Krieg iſt Krieg! Ob mit Worten, ob mit Eiſen, die Kampfweiſe bleibt immer dieſelbe und wo einheitlich eine geniale Hand ſie leitet, da ſitzt der Sieg! — Nicht blos zeigte die conſervative Partei jetzt mehr Straffheit, entfaltete mehr Leben, die Ergebenheits-Adreſſen, welche an den Thron gelangten, wurden auch Anlaß, die perſönliche Meinung des Königs zum öffentlichen Ausdruck zu bringen. Namentlich war die Audienz der Loyalitäts-Deputationen aus Potsdam und Spandau bemerkenswerth, denn, von der Reorganiſation ſprechend, ſagte König Wilhelm: „Sie iſt mein eigenſtes Werk und mein Stolz! Es giebt kein Bonin'ſches und kein Roon'ſches Project, es iſt mein eigenes!!" Mit welch' gutem Grunde der König ſo ſprechen konnte, haben wir nachgewieſen. — —

Vom Augenblicke, wo Bismarck in den Vordergrund trat und den Atlas der inneren Wirren auf ſeine Schultern nahm, kam

über Roon auch größere Ruhe. Er konnte ſich fortan ungetheilter den Aufgaben ſeines Reſſorts widmen, — ein großer Vortheil bei der übrigen Weltlage! Alles war ja inzwiſchen ſpruchreif geworden! — Hatte Bismarck nun auch im Verfaſſungsconflict kühn die Spitze genommen, ſein alter Freund Roon ſecundirte ihm wacker und ſprach energiſcher denn je. — Wie an der Militärfrage das ganze Land indeß theilnahm, die Erwägungen derſelben in Kreiſen ſich heimiſch machten, welche ſonſt dieſer Materie ziemlich fern ſtehen, ihr nicht gerade beſonders geneigt ſind, bewies ein Buch, das nun unter dem Titel erſchien: „Preußens Armee-Reorganiſation und ihre Gegnerſchaft im Jahre 1862. Eine patriotiſche Betrachtung. Magdeburg 1863. Heinrichshofen'ſche Buchhandlung." — Dies Buch war anonym aufgetreten, war dem Verleger überdies nur in Commiſſion gegeben worden, alſo vom Autor bezahlt, — eine Buchhändler-Speculation alſo gewiß nicht. Von dieſem Werke erklärte Graf Roon im Jahre 1872 noch: „daß es am vollſtändigſten ſeine Ueberzeugungen vertrete!" — Man hat ſich bemüht, den patriotiſchen Verfaſſer herauszubekommen, — man weiß aber nur, er ſei ein Schulmeiſter der Magdeburger Gegend. — Daß er kein gewöhnlicher Baccalaureus geweſen iſt, ſondern ein Mann von großer Geiſtesklarheit und ſehr vielem Wiſſen, machen ſchon die erſten Seiten klar; ſchwerlich iſt zur Sache etwas Beſſeres während der Conflictszeit geſchrieben worden. —

Roon's neuer parlamentariſcher Feldzug nach Eintritt des Miniſterium Bismarck erfolgte unter ſehr verſchärfter Situation. Er hatte den 10. Februar als Ausgleichsverſuch die Militär-Novelle zum Wehrpflicht-Geſetz vom 3. September 1814 eingebracht. Höchſt erregte politiſche Debatten, zum Beiſpiel die über die geheime ruſſiſche Convention, ſpielten ſich inzwiſchen ab und der Parlamentsvulkan krachte in heißeſten Ausbrüchen. — Am 3. März kam die Roon'ſche Novelle in der Militär-Commiſſion zur Discuſſion. Von Forckenbeck wurde am 12. dann ein Gegenantrag eingebracht, der nichts Geringeres war, als ein liberaler Militärgeſetz-Entwurf, deſſen Baſis das chroniſch gewordene

Dogma der kurzen Dienſtzeit bildete. Am 20. wurde, — wie doch wohl die Gegner erwarten konnten, — in der Commiſſion dieſer Entwurf vom Militärbevollmächtigten der Regierung abgelehnt. Dagegen hatte die Commiſſion des Abgeordnetenhauſes die Roon'ſche Novelle wieder verworfen. Am 7. Mai begann in der Zweiten Kammer ſelbſt die Militär-Debatte. Roon's Novelle und Forckenbeck's Entwurf wurden geprüft. Am 9. trat Roon für ſeine alte Ehrenpflicht abermals in die Schranken. — Zuerſt widerlegte er die Anſicht, daß durch die neuen Einrichtungen in Preußen gewiſſermaßen ein Militärſtaat gegen den Verfaſſungsſtaat errichtet werden ſolle: „Unſere Militäreinrichtungen", ſagte er, „ſind mit unſerm Verfaſſungsſtaat (wie er durch unſere Verfaſſung wirklich feſtgeſetzt iſt, nicht, wie ſich ihn viele Leute einbilden) durchaus vereinbar! Die Einfügung des ſogenannten Militärſtaates in unſern verfaſſungsmäßigen Rechtsſtaat hat bereits ſtattgefunden und iſt nicht erſt in der Zukunft zu erſtreben. Irgend welche Hintergedanken bei der Reorganiſation kann man ſchon deshalb nicht annehmen, weil dieſelbe vom Könige und von dem früheren Miniſterium gleichzeitig mit dem bekannten freiſinnigen Regierungsprogramm beſchloſſen worden iſt! — Meine Herren, es ſind nicht politiſche, ſondern militäriſche Gedanken, welche die Reorganiſation dictirt haben." — Nachdem die Commiſſion des Hauſes von Neuem behauptet hatte, durch das Geſetz der Regierung werde die alte Landwehreinrichtung vernichtet, wies Roon nicht nur eben ſo glänzend die Unwahrheit dieſer Annahme nach, nicht nur, daß durch die Reorganiſation die bürgerlichen Intereſſen beſſer als bisher gewahrt würden, er legte auch klar den Zweck derſelben, die Vaterlandsvertheidigung dar. „Die Regierung iſt ſich dabei bewußt, daß es ſich um die heiligſten Intereſſen des Vaterlandes handelt. Deshalb hat die Regierung den erſten Entwurf 1860 eingebracht, deshalb hat ſie ihn feſtgehalten mit der ihr vorgeworfenen Zähigkeit und Conſequenz — von der man hier geſagt hat, daß ſie einer beſſeren Sache würdig wäre. Meine Herren, eine beſſere Sache **giebt es nicht!** — Wenn die Ketten der Fremdherrſchaft im Lande raſſeln, dann wird man gewahr

werden, was man verschmäht und zurückgewiesen hat! — Sie vergessen, daß die gegenwärtig bestehende Armee nach Ihren Plänen so wesentlich reducirt werden müßte, daß die Regierung dadurch nothwendig in Widerspruch kommt mit den heiligen, auf ihr ruhenden Verpflichtungen für die Sicherheit und Unabhängigkeit des Landes, und das, meine Herren, sind Verpflichtungen, die weit hinausgehen über alle denkbaren anderen politischen Pflichten!" — Diese Versicherungen fanden bei der Volksvertretung keinen Eingang; aus dem Kampfe der Prinzipien wurde ein Kampf Mann an Mann und der 11. Mai brachte in wenig erwarteter Weise die Entscheidung. — Mehrere Redner hatten den Kriegsminister bereits auf das Heftigste angegriffen, Herr von Sybel, — in dessen Blatt bekanntlich das Dogma der Solidarität der römischen Comitien mit den Legionen mittels historischer Tradition und der Disciplin der Wehrverfassung geglänzt hatte, — ging in unhistorischem Eifer so weit, Roon den Patriotismus abzusprechen. Der Minister wies diese Aeußerung als „unberechtigte Anmaßung" zurück. Vice-Präsident von Bockum-Dolffs unterbrach Roon. Derselbe aber bat, ihn nicht zu unterbrechen. So entspann sich denn folgende Scene:

Vice-Präsident (unter heftigem Schellen): „Ich habe zu sprechen und unterbreche den Minister!"

Roon: „Ich muß um Verzeihung bitten, ich hatte das Wort und werde es nicht fortgeben! (Schelle des Präsidenten.) Ich habe das Wort, das steht mir nach der Verfassung zu und keine Schelle und kein Winken und keine Unterbrechung —!" (Schelle des Präsidenten, Ruf: „zur Ordnung", große Unruhe!)

Präsident: „Wenn ich den Herrn Kriegsminister zu unterbrechen habe, so hat er zu schweigen!" („Oho" rechts, „Bravo" links.) — „Und zu dem Ende bediene ich mich der Glocke und wenn der Herr Minister dem nicht Folge geben will, so verlange ich jetzt, mir meinen Hut zu bringen!"

Roon: „Ich habe gar nichts dagegen, wenn der Herr

Präsident seinen Hut sich bringen lassen will, ich muß aber bemerken —!" (Unruhe, laute Zurufe von Links.) „Meine Herren, 350 Stimmen sind lauter als eine!! Ich verlange mein constitutionelles Recht!! Ich kann sprechen nach der Verfassung, wann ich will, es hat Niemand das Recht, mich zu unterbrechen!!" —

Präsident (unter wiederholtem Schellen): „Ich unterbreche den Herrn Kriegsminister!! Wenn der Präsident spricht, so hat hier Jeder zu schweigen, und Jeder, der hier im Hause ist, sei es hier unten, sei es auf den Tribünen, hat dem Präsidenten Folge zu geben, und wenn hier wirklich Etwas vorgekommen wäre, was gegen die Ordnung des Hauses verstoßen hätte, so würde es meine Sache gewesen sein, das zu rügen! Ich habe das nicht gethan, denn der Herr Vorredner (Sybel) hat sich in seinem Recht befunden! (Links Bravo, Zischen rechts.) — Jetzt ertheile ich dem Herrn Kriegsminister das Wort!" —

Roon: „Ich muß bemerken, daß ich wiederholt protestire gegen das Recht, welches der Herr Präsident sich der königlichen Regierung gegenüber nimmt!! Ich meine, die Befugniß des Herrn Präsidenten geht, wie schon bei früheren Gelegenheiten gesagt worden ist, bis **an diesen Tisch** und **nicht weiter!!** — — (Heftiger Widerspruch links, Zischen rechts. Große Unruhe, alle Mitglieder erheben sich! Bockum-Dolffs bedeckt sein Haupt.) — Da in der Hitze des Gefechts ihm aber ein zu großer Hut gebracht worden ist, so fällt diese falsche Bedeckung ihm ironisch bis auf die Nase, — der Vorhang fällt! — Das Nachspiel dieser Scene war die schriftliche Erklärung des Gesammt-Ministeriums vom selbigen Datum: daß die königlichen Minister, bis anerkannt sei, daß sie nicht unter der Disciplin des Präsidenten ständen, die Sitzungen meiden würden. — Am 15. folgte des Hauses Gegenerklärung, am 16. eine zweite Erklärung der Minister, am 20. Mai trat durch Allerhöchste Botschaft König Wilhelm selbst an der Spitze seines ganzen Cabinets in den Disciplinar-Conflict ein! Am 22. beschließt das Haus als Replik eine Adresse, in

welcher es von der Regierung einen „Wechsel der Person und des Systems“ verlangte!! — So stand man in diesem Danaidenringen denn wiederum auf dem äußersten Punkte, wo jegliche Verständigung gegenseitig aufhörte, es nur die Personen, nicht mehr die Sache galt. — Wenige Tage später ward die Session geschlossen.

Am 9. November ging natürlich das Leiden wieder an, dieselben Themata spielten sich auf, nur mit anderen Variationen. Roon brachte das umgearbeitete Wehrgesetz neu ein und die Kriegsbereitschaft der Marine, denn der Krieg mit Dänemark war schon seit dem 13. November gewiß, am 4. December aber unvermeidlich. Am 9. December war der Antrag der Zwölf-Millionen-Anleihe in Voraussicht des Krieges vom Ministerium gestellt worden. Am 11. Januar 1864, als die Haltung des Abgeordnetenhauses betreffs derselben bereits zu den größten Befürchtungen Anlaß gab, sagte Minister von Roon in der Verhandlung über den Militäretat: „Sie machen der Regierung den Vorwurf, daß sie die Reorganisation aufrecht erhalte, ungeachtet Ihrer Beschlüsse. Sie fordern Gehorsam für dieselben in dem Augenblicke, wo nicht blos die Segnungen dieser neuen Heeres-Reorganisation zum ersten Male in größerem Maßstabe zur Geltung kommen, sondern auch in einem Augenblicke, wo für Preußen die Entwickelung großartiger Militärkräfte eine Nothwendigkeit geworden ist, in einem Augenblicke, wo Sie von der Regierung Schritte verlangen, die das Vaterland mit allen großen militärischen Mächten Europa's in ernste Conflicte zu verwickeln drohen. — Sie wollen, oder Sie scheinen zu wollen, daß die Regierung rückgängig mache, was durch die sogenannte Reorganisation gefördert ist.“ — „Ich bin der Ansicht, wenn die Regierung es thäte, würde sie sich des schwersten Vergehens gegen die Sicherheit des Landes schuldig machen. Sie wissen dies recht gut, eben so gut wie die Regierung.“ — „Sie stellen die Regierung vor die Alternative: entweder kein Budget oder Ruin der Armee! Sie selbst können gar nicht wünschen, daß ihren Beschlüssen die letztere Folge gegeben werde, denn kein

Patriot kann es wünschen" — „Sie treiben Tendenzpolitik mit solchem Beginnen! Sie wollen das Ministerium stürzen und fassen Beschlüsse, welche die Sicherheit des Landes gefährden." „Sie treiben Tendenzpolitik auch in der Beziehung, daß Sie der Regierung die äußere Politik vorschreiben wollen, welche die Regierung zu befolgen hat, wenn sie sich Ihrer Unterstützung erfreuen soll. In beiden Beziehungen beabsichtigen Sie Etwas, was die Verfassung verletzt." — „Wollen Sie nun Ihr hohes Spiel, im Vertrauen auf den Gewinn, den Ihnen, nach Ihrer Meinung, die Zukunft verheißt, fortsetzen, wohlan, so setzen Sie dieses gefährliche Spiel fort!!" —

Und es ward fortgesetzt. Am 13. Januar wurde nicht blos der Militäretat, das Reorganisationsgesetz selbst abgelehnt, außer der Militär-Novelle verwarf man (am 21. Januar) auch die Anleihe; — das hieß, die Regierung für den Kampf wehrlos machen wollen. Die von Ehren-Jacoby ventilirte Steuer-Verweigerung glänzte auch schon am Horizont als Aureole, und dabei warf man der Regierung Verfassungsbruch vor!! — — —

Der Krieg mit Dänemark kam, der erste Krieg seit 1815. Unsere siegreichen Waffen befreiten Schleswig-Holstein für immer! Nicht allein ein alter Wunsch der deutschen Nation war erfüllt, Preußens Regierung hatte zugleich die Vortrefflichkeit seiner neuen Heeresorganisation und die Festigkeit seiner deutsch-nationalen Politik bewiesen. Das Alles, hätte man denken sollen, sei völlig angethan gewesen, die Volksvertretung zur Besinnung zu bringen und den alten Streit nunmehr beizulegen! — Allerdings waren Symptome der Sinnesänderung schon stark erkennbar, aber die alte Garde der Opposition stirbt, doch ergiebt sich nicht! — Man opponirte weiter zu eigenem Verdruß und andere Leute hatten „doch ihre Freude daran!" — Obwohl der König am 1. Januar 1865 bei der Gratulation den Generalen gesagt hatte, — was sie wohl am besten bereits wußten, — nämlich: daß eben in dieser Neugestaltung des Heeres der Sieg gelegen habe, — vergebens! — Grabow ward wieder zum Präsidenten gewählt!

Minister von Eulenburg protestirte nun gegen den Stempel der Parteitendenz, welchen derselbe den Berathungen präjudizirlich aufzwingen wollte. Am 8. Februar brachte Roon eine neue Militär-Novelle ein und die Reden, welche er bei der Berathung des Generalberichts der Budget-Commission des Abgeordnetenhauses an dasselbe am 20., 21. und 23. März richtete, sind in ihrer Weise geradezu mustergültige rhetorische Stücke. Brillant nie, in Phrasen nie, aber zur Sache sprach er immer und jetzt zumal mit einer Klarheit und Schärfe, die Angesichts der Thatsachen in Schleswig-Holstein nicht ganz vor leeren Ohren verklang! Niemals konnte einer öffentlichen Versammlung die geschichtliche Entwickelung unseres Heeres seit 1813—1865 verständlicher dargelegt werden, als es in diesen Tagen geschah. Das folgende Wenige nur wollen wir als historisch charakteristisch aus diesem großen Plaidoyer wiedergeben. — Am 20. sagte Roon: „Man sagt, die preußische Armee ist zu groß, das Land kann die Armee, kann die Reorganisation nicht bezahlen! — Die etatsmäßigen Armee-Ausgaben, exclusive derjenigen für besondere Rüstungen, betrugen nun von der etatsmäßigen Brutto-Einnahme des Staates in den Jahren 1820 bis 1824 beinahe 35 %, also in einer Zeit, wo die Wohlhabenheit noch nicht den heutigen Aufschwung genommen hatte. Die Gesammtausgaben für die Armee reducirten sich mit dem Wachsen der Staats-Einnahmen und -Ausgaben bis 1859 bis auf 25 resp. 26 %. Sie sind natürlich gewachsen, seitdem diejenigen Einrichtungen getroffen worden, die man kurz mit dem Namen der „Reorganisation" zu bezeichnen pflegt; sie haben sich seitdem gehoben auf 29 % der Gesammteinnahme. Es ergiebt sich also immer noch ein Minus von 7 %, wenn wir den gegenwärtigen wohlhabenden Zustand vergleichen mit dem armseligen Zustande des Landes von 1820." — Am 23. März hatte Roon abermals erklärt, die Regierung wolle sich an die Verfassung halten, wolle den Absichten des Königs gemäß „den verfassungsmäßigen Zustand retabliren, so weit er alterirt ist! Dazu", schloß er, „müssen Sie die Hand bieten, aber nicht Vorschläge machen, welche zum geraden

Gegentheile führen. Wenn Sie das verſchmähen, ſo ſteht die Frage dann auf einem ganz anderen Boden. Es handelt ſich dann nicht mehr um eine Rechtsfrage, es handelt ſich um eine Exiſtenzfrage! Wählen Sie!" —

Die — bereits bodenlos gewordene Oppoſition ſpaltete ſich. Die Eiſenbahnfrage und der Commiſſions-Antrag Michaelis waren die ſcharfen Klippen, auf welche endlich die Tendenz krachend anrannte! — Vergeblich dennoch, daß Roon das Bewilligungsrecht für die verkümmerte Marine unter dem Eindruck ihrer Leiſtungen im letzten Kriege einbrachte, vergebens, daß jeder Politiker einſehen mußte, daß wir uns in Kiel wenigſtens den dominirenden Beſitz zu ſichern hatten, vergebens, daß Miniſter-Präſident Bismarck ſelbſt die politiſche Frage, die der preußiſchen Ehre in die Wagſchaale warf! Umſonſt, daß Roon endlich in der Debatte vom 28. April bis 5. Mai bei Gelegenheit der Militär-Novelle den bereits vorhin genannten Brief des Miniſters von Bonin vorlegte, in welchem derſelbe als Diviſionär zu Neiſſe eine Reorganiſation des Heeres auf Grundlage des Trienniums dringend anempfohlen hatte, — die Vorlage wurde verworfen! — Der außerordentliche Marine-Etat wurde in der Debatte vom 1. und 2. Juni geſtrichen! Am 8. wurde das ganze Reorganiſationsgeſetz abgelehnt! Am 13. wurde die Entnahme von Geldern aus dem Staatsſchatze als verfaſſungswidrig erklärt! — Vier Tage ſpäter ſchloß Bismarck das Abgeordnetenhaus. Die Oppoſition lag bereits in Agonie, der Streit innerhalb der Fortſchrittspartei trat völlig zu Tage. — Anfangs des Jahres 1866 indeß machte ſie noch einmal und zwar ihre extremſten Extravaganzen, indem ſie, — nicht mehr moraliſch, denn das war längſt geſchehen, — ſondern faktiſch die Artikel 48, 86 und 45 der Verfaſſung verletzte. Am 18. Februar wurden die desfallſigen Beſchlüſſe des Abgeordnetenhauſes von Bismarck zurückgewieſen, am 23. von ihm die Seſſion geſchloſſen. — —

Thatſachen reden! — Am 13. März war ſchon der Krieg mit Oeſterreich gewiß. — Am 9. Mai ward das Abgeordnetenhaus aufgelöſt. — Am 3. Juli wurde die Schlacht bei Königgrätz

geſchlagen! — Als am 5. Auguſt der neue Landtag eröffnet wurde, bat der König um Idemnität!! —

„Die Wolken all', die unſer Haus umbräut,
Sind in des Weltmeers tiefem Strom begraben!!" —

Das Jahr 1866 hatte die deutſche Frage durch unſern Sieg, den inneren Frieden durch die Idemnität ſomit entſchieden, die vielgeſchmähte Armee-Reorganiſation war endlich als die wahre ultima ratio patriae, als das ſicherſte Schutzmitel Preußens anerkannt worden. Nunmehr ſollte das norddeutſche Gemeinweſen gegründet werden, unſere neue Wehrverfaſſung ſich auch bei unſeren Verbündeten einbürgern und dadurch die geſammte norddeutſche Wehrkraft ſich zuſammenfaſſen. Am 11. März 1867 wurde der norddeutſche Reichstag eröffnet, vom 3. bis 8. April erfolgte die Debatte, welche das Wehrverhältniß des neuen Bundes in der Reichsverfaſſung feſtſtellte. Wie kurz und ſchlagend Graf Moltke die dreijährige Dienſtzeit bei dieſer Gelegenheit vertheidigte, iſt bereits mitgetheilt worden. Nach ihm am 4., 5. und 8. April nahm Miniſter von Roon Gelegenheit, ſich über die Bundes-Marine und die Contingentirung des Friedensheeres eingehend auszuſprechen. — Der redliche Wille der verbündeten Regierungen wie der norddeutſchen Volksvertretung, die lebendige Ueberzeugung der Nothwendigkeit eines großen Wehrſyſtems, das ſchon ſo herrliche Früchte getragen hatte, vereinte Alle; am 17. April bereits war die Reichsverfaſſung angenommen worden. Mit eben ſolch' offener Bereitwilligkeit ſtimmte das neue preußiſche Abgeordnetenhaus, welches 12 Tage ſpäter zuſammentrat, der Reichsverfaſſung am 8. Mai mit 266 gegen 91 Stimmen, alſo mit ziemlich dreiviertel Majorität zu. Am Schluß der Seſſion (den 24. Juni) konnte das neue norddeutſche Grundgeſetz durch das königliche Publications-Patent eingeführt werden und Roon vollgültig für ſich die Ehre in Anſpruch nehmen: durch Treue und Zähigkeit des Charakters ſeine höchſte und ſchönſte Lebenspflicht, die Wiedergeburt des preußiſchen Heeres bewirkt, vertheidigt und in ihrer Tüchtigkeit bewieſen zu haben! — Die Raſchheit, mit der im Frühjahr 1866 die Mobiliſirung der Armee vor ſich gegangen war,

hatte billig das Staunen Europa's geweckt und einem Manne Lob und Genugthuung eingetragen, der im Herbst 1862 noch unter der Last des allgemeinen Hasses, unter den aufgethürmten Unmöglichkeiten fast zusammenbrechen zu wollen schien. — Die letzte, schwerste Prüfung für den „Schulmeister" und seine „Schule" sollte indeß mit dem Kriege gegen Frankreich beginnen, ein Generalexamen von Beiden abgelegt werden, wie es glänzender und blutiger Europa noch nicht geschaut hatte. Wenn seit dem Jahre 1866 das übrige Deutschland sich schon beeiferte, sein Heerwesen zu reformiren und zu bessern, so kann man wohl denken, daß der norddeutsche Bund sicher nicht zurückblieb und Roon sich ein abermals großartiges Verdienst um die Erweiterung unserer Streitkräfte erwarb.*) Nur kurz erwähnen wollen wir, daß durch Erwerbung der neuen Provinzen drei preußische Armeecorps, das 9., 10. und 11., außer den Contingenten beider Mecklenburgs und Braunschweigs, neu gebildet worden waren, sich das 12. (sächsische) Corps und das gesammte großherzoglich hessische Contingent anschloß, die ganze Cavallerie erhöhteren Friedensetat erhalten hatte, die Artillerie durchweg mit gezogenen Geschützen versehen, das Zündnadelgewehr verbessert worden, zahlreiche Küstenbefestigungen angelegt und mit schwersten und verbesserten Geschützen wie Torpedo-Anlagen armirt worden waren, zahlloser innerer, neugeschaffener Organismen zu schweigen. —

Wenn Nichts sonst, so that die weltverwandelnde Katastrophe von 1870 unwiderleglich dar, daß unsere auswärtige Politik von unserer inneren niemals getrennt gewesen sei, erstere die letztere bedingt hatte und der große innere Kampf Preußens gerade der Schleier gewesen war, welcher unsere äußere Politik bedeckte und sie in der Stille gezeitigt hatte! Dieser — seit 1840, namentlich seit 1855 mit Sorge erwartete, nun plötzlich vom Zaun gebrochene Krieg sollte unserm Kriegsminister aber

*) Näheres in „Der deutsch-französische Krieg, redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des großen Generalstabes, I. Theil, 1. Heft, S. 51 bis 53 und 57 bis 61, S. 68 bis 72 und Anlage 4. S. 24 bis 27.

D. V.

nicht blos neue ungeahnte Ehre und Genugthuung einbringen, er sollte ihm auch ein sehr schmerzvolles persönliches Opfer auferlegen. — —

Emil Theodor von Roon hatte von seiner Gemahlin Anna vier Söhne und zwei Töchter. Der älteste Sohn, Waldemar, ist Major im Generalstabe des Garde-Corps wie im Generalstabe der Armee und seit 1864 mit Magdalene von Blankenburg vermählt, welche ihm drei Söhne und eine Tochter geboren hat. Der zweite Sohn, Bernhard, war Hauptmann und Batteriechef im Garde-Feldartillerie-Regiment, der dritte, Arnold, ist Hauptmann à la suite des Garde-Füsilier-Regiments, Adjutant des Ministers, seines Vaters, und 1867 mit Helene von Langenbeck vermählt, die ihm zwei Kinder schenkte. Roon's älteste Tochter, Elisabeth, vermählte sich anno 1868 mit dem Landrath Heinrich von Brauchitsch, die zweite Tochter, Hedwig, im Jahre 1865 mit Eugen von Wißmann, Rittmeister im 1. Garde-Dragoner-Regiment zu Potsdam. Der jüngste Sohn, Wilhelm, ist Premier-Lieutenant im Grenadier-Regiment Prinz Carl Nr. 12, zur Zeit zur Dienstleistung beim See-Bataillon auf Sr. Majestät Schiff „Vineta" commandirt. —

Selbstverständlich rückten Roon's Söhne wie sein Schwiegersohn in Potsdam bei anbrechendem Kriege mit ins Feld und — würdig ihres Stammes und Namens — bewährten sie vor dem Feinde eine Bravour, welche sie zur Zierde und zum Vorbilde des preußischen Offizierstandes machte. Dem Kriegsminister folgten ferner die Männer ins Feld, welche mit ihm schon die Mühen der Reorganisationsarbeit während der vergangenen schweren Jahre getheilt hatten und die an der Spitze der verschiedenen Verwaltungszweige des Heeres dafür zu sorgen hatten, daß Nichts in dem ernsten Augenblicke mangele, wo es die höchste Anstrengung aller militärischen Kräfte galt. Chef der Central-Abtheilung, also derjenigen Stelle, in welche alle Branchen einmünden, die Gesammtverwaltung des Heeres sich zusammenfaßt, in der Campagne zugleich Stabschef, war Oberst von Hartrott; die Adjutanten Major von Buddenbrock-Helfersdorf und der er-

wähnte Sohn des Miniſters, Hauptmann Arnold von Roon, — als Stabsoffiziere aber Major von Haeniſch, Oberſt von Karczewsky, Major von Lettow und Hauptmann Golz begleiteten den Miniſter.

Beim erſten Aufleuchten der Kriegsfackel, ehe man gewiß war, wozu unſere Stammesbrüder jenſeits des Main entſchloſſen ſeien, mußte man ſich zunächſt auf die eigenen, norddeutſchen Kräfte verlaſſen. Zwölf Armeecorps ſtanden uns zu Gebot, die Völker von der Nordküſte bis Böhmen und dem Main, vom Rhein bis zur ruſſiſchen Grenze umfaſſend. Ueberdem waren fünf General-Gouvernements für das norddeutſche Bundesgebiet mit großen Vollmachten ernannt worden, um die Landesvertheidigung insbeſondere in die Hand zu nehmen.

Daß Süddeutſchland ſich uns im Kampfe einmüthig anſchloß, wir ein noch nie geſehenes Heer von 1,183,389 Streitern ins Feld ſtellen konnten, hatte nicht blos Germanieus künftige Einheit und den gewiſſen Sieg zur Folge, ſondern übte auch auf das Reorganiſationswerk des preußiſch-norddeutſchen Heeres ſelbſt einen nicht zu unterſchätzenden Einfluß aus. So ſehr nach dem Kriege von 1866 ſich die Baiern, Würtemberger, Badenſer und Heſſen auch bemüht hatten, die Fehler ihrer früheren Truppenformationen, Bewaffnung, Bekleidung und Verpflegung zu beſſern, namentlich der bairiſche Kriegsminiſter von Prankh hierin das Möglichſte geleiſtet hat, — unſere ſüddeutſchen Kampfgenoſſen alſo mit einer Straffheit und Solidität ins Feld rückten, die nach ſo kurzer Zeit wahrhaft überraſchend und achtunggebietend genannt werden muß, — ſo ließ ſich im Laufe des Krieges doch nicht verkennen, daß unſere neue Heeresordnung die ihrige erheblich ſtählte und aufrecht erhielt und ſich die unſere bald bei ihnen einlebte und den allerentſchiedenſten Einfluß und Anhang gewann. Gerade dem Reorganiſationswerke iſt alſo ein gutes Theil der deutſchen Einigung ſelbſt zuzuſchreiben und daß dieſe ſich im Felde ſchon in ſo inniger Weiſe vollzog, wie es im Frieden, ſelbſt bei gegenſeitigem beſtem Willen, ſo nicht möglich geweſen wäre. Als der Friede alſo nahte, war die militäriſche Solidarität deutſcher Wehrkraft, noch ehe die politiſche völlig gewiß

war, eine Sache geworden, über die am wenigsten unter den Süddeutschen der geringste Zweifel obwaltete. Dadurch bewies sich abermals schlagender als je, daß das politische Moment bei uns durch das militärische ganz entschieden bedingt wird und dies gerade bildete in der Neuzeit den erheblichen Unterschied von früher, wo „die Federn verdarben, was die Schwerter erwarben". — Roon's Thätigkeit in diesem großen Entscheidungskampfe trat allerdings gegen die unserer Heerführer und Strategen wesentlich zurück. Das Werk lobte sich selbst, die „hohe Schule der Waffen". — Sache des Schulmeisters war jetzt nur, daß sie auch so vollendet, frisch und kampfgerüstet immer bleibe, sich stets neu an Mannschaften und Material ersetze, damit nie jene bekannten „Friktionen" des General Klausewitz einträten, welche große Organismen oft so gefährlich verwunden. — Die Schlacht von Sedan brachte den Napoleoniden den Untergang, Minister von Roon brachte sie aber den größten Vaterschmerz. — Sein zweiter Sohn, Bernhard, während derselbe seine Batterie vor Sedan commandirte, wurde bei Moncelle von einer Gewehrkugel durch den Unterleib tödtlich verwundet und starb zwei Tage nach dem Siege (am 3. September) zu Chateau la Moncelle, östlich der eroberten Stadt. Da der dortige Eigenthümer für die Heilighaltung des Grabes keine Garantie bieten konnte oder auch — wollte, so wurden die sterblichen Reste des jungen Helden nach Gütergotz, dem Gute des Ministers in der Teltower Gegend, übergeführt. Der Brief, welchen Roon betreffs dieses schweren Familienleidens nach der Heimat schrieb, wurde damals in allen Zeitungen veröffentlicht, aber durchaus entstellt wiedergegeben. Wer den Minister einigermaßen kennt, mußte in die Fassung dieses Briefes sehr gerechte Zweifel setzen. — Der Irrthum wurde folgender Weise möglich. Am 3. September, nachdem Bernhard von Roon verschieden war, richtete der Minister einen Trauerbrief an seine Gemahlin. Derselbe ist ihr nie in die Hände gekommen, denn der Feldjäger, welcher ihn mit Depeschen nach Berlin bringen sollte, blieb bis heute verschwunden; wahrscheinlich fiel er in den Hinterhalt von bewaffnetem Gesindel. — An demselben Tage richtete Roon aber noch einen zweiten Brief

an den Pfarrer von Gütergotz, in dessen Händen derselbe sich noch befindet. Des Ministers drittes Schreiben an die Gemahlin behandelte das Unglück schon als einen berührten Gegenstand und die sich drängenden Ereignisse wie eine Erkrankung Roon's verhinderten in der nächsten Zeit weiteren ehelichen Austausch. Inzwischen erschien aber das bekannte „Schmerzensschreiben" in allen Zeitungen und machte gebührendes Aufsehen. — Der Pastor, an den Roon's zweites Schreiben gerichtet worden, verlas es nämlich nächsten Sonntag zu Gütergotz von der Kanzel. Es war ja sehr natürlich, daß er wie die Gemeine an dem Trauerfalle Antheil nahmen, der die Familie des Patrons und Grundherrn so hart betroffen hatte. Unter den Zuhörern befand sich nun ein junger, schwärmerischer Verwalter, welcher in seiner Ergriffenheit und Begeisterung das vorgelesene Schreiben des Ministers aus dem Gedächtniß —, stark durch eigene Gefühle gefärbt, — niederschrieb und seinem Vater sendete, dieser aber machte den bewußten Sensationsartikel aus demselben. Graf von Roon sagte kürzlich erst betreffs desselben: „In solcher Fassung wurde der Brief nie geschrieben. Ich bin niemals im Leben sentimental oder romantisch gewesen, am wenigsten aber geneigt, mit meinem Schmerz zu coquettiren! Ich bin Soldat, Kriegsminister noch dazu; es wäre wahrhaft lächerlich, da, wo so viel arme Väter und Mütter ihre Söhne, Familien ihre Ernährer verloren haben, meinem Verluste — so tief er auch sei, vor der Oeffentlichkeit einen so larmoyanten Ausdruck zu geben!" — Eine ähnliche Version ging zu jener Zeit auch über den Schwiegersohn des Ministers, Rittmeister von Wißmann, um. Er sollte von Lanzenstichen und Hieben völlig zerfetzt worden und an seinem Aufkommen zu zweifeln sein. — „Gleichfalls Zeitungsromantik!" erklärte der Minister, „der Mann meiner Tochter kam, Gott sei Dank, kerngesund zurück!" —

Als der Krieg mit Frankreich begann, war bekanntlich Roon noch Minister der norddeutschen Marine und hatte für ihre Kampffähigkeit und den Küstenschutz zu sorgen. Daß letzterer unter Obhut des kraftvollen General Vogel von Falkenstein gestellt

wurde, während Admiral Jachmann die Flotte commandirte, ist bekannt, ebenso, daß Letzterer muthig mit seiner Division, bestehend aus der „Grille", den Kanonenbooten „Drache", „Blitz" und „Salamander", westlich von Rügen den Kampf mit vier französischen Panzerfregatten, einer Corvette und einem Aviso aufgenommen hat und die Absichten des Gegners auf unsere Küsten vereitelte. — Zu eigentlichen größeren Seegefechten kam es indeß nicht. Wer wollte denn auch in Abrede stellen, daß die französische Marine der unseren so überlegen gewesen ist, daß der Gedanke gänzlich fern liegen mußte, unsererseits sie anzugreifen. Genügend war, ihr jede wirksame Blokade, jeden eigentlichen Angriff unmöglich zu machen und dies gelang vollständig. Am 11. September 1870 hob die französische Flotte die Blokade der Weser und Elbe auf, welche sie niemals hatte ernstlich durchsetzen können und bewies demnach, daß diese Seite der Kriegführung Frankreichs mehr theatralischer Natur gewesen ist. — Gewiß war das am Anfange nicht beabsichtigt. Unser Gegner hatte gehofft, mit Hülfe des uns feindlich gesinnten Schweden und Dänemark eine Landung in unserm Norden zu bewerkstelligen. An gutem Willen der Letzteren, uns zu schädigen, fehlte es gewiß nicht, aber abgesehen, daß dadurch der Krieg zu einem Weltkampfe sich vergrößert hätte, Rußlands wie Englands Einmischung zu gewärtigen stand, Skandinavien dann möglicherweise aber zum Opfer fiel, — die schwedischen und dänischen Lootsen verstanden sich doch etwas besser auf Geographie, als die französischen Nautiker, welche zu glauben schienen, es genüge, die preußische Küste in Sicht zu haben, um sie nach kurzer Kanonade in Besitz nehmen zu können. So rauh und kärglich uns im Norden Mama Natur auch bedacht hat, so ist ihre wilde Rauhheit doch auch unser mütterlich-wirksamster Schutz! Von Memel bis Rügen, von Romsoe bis Emden ist unsere Küste für große feindliche Kriegsfahrzeuge ganz unpassirbar. Man muß diese endlosen Dünen, diese Schlicks und Watten, diese Untiefen, diese schmalen Wasserrinnen zwischen ihnen kennen gelernt, muß einmal nur beobachtet haben, wie schwierig in dem sehr guten Hafen von Kiel selbst jedem größeren, völlig armirten Schiffe, etwa den

Panzerfregatten „Friedrich Wilhelm“ und „Kronprinz“, — Evolutionen werden, — wie oft ſie ſich vor- und zurückſchieben müſſen, ehe ihnen eine ganze Schwenkung gelingt, um ſelbſt als Laie zu begreifen, daß Deutſchlands nordiſche Geſtade einer freien Bewegung der großen Marine-Ungethüme der Neuzeit ſolche Feſſeln auflegen, daß ihr Zweck ziemlich illuſoriſch wird. Bei der Ausbreitung des Welthandels, den vielfachen Beziehungen aller Nationen zu allen Theilen der bewohnten Erde mag es ja nöthig ſein, dergleichen imponirende Eiſenkoloſſe zu beſitzen, um ſeiner Flagge Achtung, den Rechten ſeiner fern angeſiedelten Unterthanen Schutz zu verleihen. Mit ihnen wird man aber, das glauben wir feſt, unſeren ſo von der Natur gearteten, ſich endlos am ganzen europäiſchen Norden hinſtreckenden Küſten ſchwerlich je beikommen und unſere deutſche maritime Vertheidigung ſcheint uns auf dem Wege doch weit ſicher erreichbar, welchen einſt der große Kurfürſt und ſein tapferer Friedrich von der Gröben mit ſo viel Glück angewendet haben und durch den auch die Geuſen einſt ihr Vaterland von Spanien wiedergewannen! — Es iſt ja möglich, daß, wenn die Verluſte, welche Frankreich zu Lande von vornherein erlitt, es nicht genöthigt hätten, ſeine embarquirten Invaſionstruppen von der Transportflotte zurückzurufen, — diverſe tauſend Mann an unſere nordiſche Küſte geworfen werden konnten, um zu plündern und zu brennen. Wie weit ſie aber gekommen wären, ſteht auf einem anderen Blatte. — — —

Während dieſes heißen faſt zweijährigen Waffentanzes war Emil Theodor von Roon nicht nur Mitglied des königlichen Kriegsraths, er befand ſich auch, wie in Böhmen, ſtets an der Seite ſeines Monarchen und hatte mehrmals Gelegenheit, demſelben Vorſtellungen zu machen, wenn das Soldatenfeuer den greiſen Kriegsherrn hinriß, ſeine eigene Sicherheit allzuſehr zu verleugnen. Am 9. Januar 1871, — gerade während des merkwürdigen und glorreichen Gefechtes Generals von Werder gegen Bourbaki bei Villers-Sexel, feierte unſer Kriegsminiſter zu Verſailles ſein fünfzigjähriges Dienſtjubiläum. Obwohl größere Feſtlichkeiten unterblieben, da der Jubilar ſich unwohl fühlte, brachten doch die

Musikcorps sämmtlicher in Versailles stehender Truppen demselben einen festlichen Morgengruß, an welchem sich ein kurzer Frühgottesdienst schloß, den Roon's Schwager, Hof- und Garnison-Prediger Rogge, abhielt. Der König sprach seinem unermüdlichen Diener nicht nur schriftlich seinen Dank für dessen große, dem Vaterlande geleistete Verdienste aus, er beschenkte ihn auch mit seinem Bildnisse und erschien mit dem Kronprinzen persönlich zur Gratulation, um den Werth Dessen zu ehren, welchen jeder neue Sieg nur in ein reineres Licht setzte. Als am 26. Februar die Friedens-Präliminarien unterzeichnet waren, Kaiser Wilhelm vor allen Fürsten und Generalen in Anwesenheit des Königs von Würtemberg sie verkündete, war es nächst Moltke, dem Schlachtenmeister, der treue Roon, dem seine dankbare Umarmung, sein freudevoller Kuß galt, — ein unvergeßlicher Augenblick in Roon's Leben, der für all' das Gewaltige, Hohe und Schöne, was durch deutsche Kraft geschehen war, so glänzend hatte leiden, streiten und siegen dürfen. In jener Stunde sah er wohl auf die langjährige Bitterniß und Schmerzen des inneren Kampfes zurück, dessen erster Ritter er gewesen war und durfte sich mit dankbarem Blicke nach Oben sagen, kein Mann habe je an eine bessere Sache alle seine irdische Kraft gesetzt, als ihm von Gott beschieden gewesen. Zu dieser inneren wahrhaften Erhebung gesellte sich auch äußere Ehre. Der Kaiser wollte in Roon der Armee den Beweis geben, daß er Außerordentliches auch außerordentlich zu ehren wisse. Er erhob den General beim siegreichen Einzuge der Truppen am 16. Juni 1871 in Berlin in den Grafenstand, eine Würde, die derselbe, in dieser Art wenigstens, in der ganzen Armee nur mit Moltke und Wrangel theilt. — Die Lücken aber, welche der Krieg in die Armee gerissen hatte, waren furchtbar, der Verbrauch von menschlicher Kraft, die der Tod vernichtet, Verwundungen und Krankheiten gelähmt hatte, — der Verbrauch allein an Pferden wie anderem Material, kurz die Verluste jeglicher Art hatten eine Höhe erreicht, für die man bisher gar keinen Maßstab hatte. Dem mußte schleunigst abgeholfen, der Mangel an Offizieren, die fehlenden Mannschaften mußten ersetzt, die Wehrkraft doch min-

deſtens auf die Höhe vor dem Kriege gebracht werden. Wohin man durch Friedensſchlaffheit vordem mit der Armee gekommen war, wußte man nur zu gut und Deutſchland, Preußen vor Allem, hatte die kaum errungene erſte Weltſtellung zu bewahren und zu vertheidigen. Eine Wacht am Rhein war allerdings nicht mehr nöthig geworden, aber die „Wacht in Europa"! Eine Pflicht, welche dem germaniſchen Stamme jetzt weſentlich zufiel. —

Im Januar 1872 bereits konnte das Militär-Wochenblatt zu Berlin bei Gelegenheit eines Rückblickes ausſprechen: „das Retabliſſement der Armee kann in der Hauptſache als beendet angeſehen werden. Trotz des außerordentlich großen Aufwandes an Material aller Art würde die Armee ſchon jetzt wieder im Stande ſein, wie zur Parade ins Feld zu rücken. Für die Infanterie ſteht nunmehr die Löſung der ſo wichtigen Bewaffnungsfrage nahe bevor und es ſind alle Vorbereitungen getroffen, um nach definitiver Feſtſtellung des neuen Gewehrmodells die Neubewaffnung der Armee in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu bewirken." —

Weshalb wiederum aber ſich panzern, wo man doch Sieger geweſen? — Verwerflich iſt die Nation, die des Krieges bedarf, um leben zu können, um ihrer inneren Zerſetzung zu entgehen, aber närriſch iſt auch das Volk, was ſich nicht kraftvoll und unabläſſig in den Stand ſetzt, den Frieden, den man ihm etwa nicht gönnen will, mit dem Schwerte zu erzwingen! Die für Friedensbedingungen entſtehende, eigentliche Hauptfrage iſt nicht: „Wie viel Terrain habe ich erworben", — nicht „wie viel Siege habe ich erfochten", — ſondern — „die Soldaten werden gezählt! Welchem Heere es gelungen iſt, dem Feinde die meiſten Streitkräfte zu zerſtören, ſich die meiſten zu erhalten, der iſt der eigentliche Friedensmacher!" ſo lautet eine gewichtige militäriſche Stimme. — Was hier für das Ganze, die Armee gilt, gilt auch für den einzelnen Mann. Wir hörten einen höheren Offizier, obwohl etwas derb, ausſprechen: „Nicht geiſtige Befähigung allein iſt's, nicht die ohngefähre Gunſt des Zufalls, oder der Zufall der ohngefähren Gunſt, — nein, Der am ſicherſten wird ſich bei uns vorwärts bringen, der ſich — die feſteſten Knochen **angeſchult**

hat!“ — General von Reyher äußerte einſt nach einem ſchweren Sommer-Manöver: „Der Krieg iſt nicht blos Waffenkampf, er iſt zugleich ein freſſendes und zerſtörendes Ungeheuer, welchem ſich die kämpfenden Armeen gleichmäßig ausſetzen. Welche von den beiden Armeen nun dieſem Ungeheuer gegenüber am längſten in ſtraffer Haltung bleibt und ſeiner zerſtörenden Gewalt widerſteht, die darf ſich den Sieg verſprechen! Deshalb ſind nicht nur ſtrenge Exerzitien der Waffen, ſondern auch ſtrenge Uebungen des Felddienſtes und Feldlebens eine Nothwendigkeit!“ — Wenn dieſe verſchiedenen Ausſprüche ſchon auf das Dogma hinzielen, was wir als Roon's Motto vor ſein Lebensbild ſetzten, — wenn „der Schulmeiſter“ wirklich bei uns geſiegt hat, ſo iſt auch bewieſen, daß dieſe Schulung eine immer ſich erneuende ſein, eine immer ausgebildetere werden müſſe, um des Friedens willen! Ferner liegt es in der Menſchennatur, daß die Begier, verlorenen Beſitz wiederzugewinnen, ſtets heißer iſt, als die Begier, ſich in erworbenem Beſitze zu behaupten. Auch erhalten ſich im Menſchengeiſte ſchmerzvolle Erinnerungen lebhafter und tiefer, als die freudigen. In einer Armee, ſei ſie ſo vortrefflich wie ſie wolle, wird das Gefühl der Niederlage darum eine viel tiefere Erinnerung erzeugen, als die Siege im Gemüthe einer Nation vorzuhalten pflegen. Deshalb wird auch Frankreichs Begier, ſich zu rächen, Elſaß und Lothringen wieder zu erlangen, nicht einſchlafen. Wir Deutſchen werden ſtets das Ziel des Neides aller Derer ſein, die in uns Uſurpatoren ihrer Rechte zu erblicken glauben und weil die deutſche Race die maßgebende fortan in der Welt geworden, wird ſie die römiſche Welt ſtets zur Widerſacherin haben und die Erbſchaft des Haſſes antreten müſſen, welchen Eliſabeth von England, Philipp wie Wilhelm von Oranien, Guſtav Adolph, der große Kurfürſt und Friedrich II., kurz alle Diejenigen zu erdulden hatten, die im Schweiße ihres Angeſichts Zeit ihres Lebens Bauſteine zum Tempel echten Germanenthums und jener humanen geiſtigen Freiheit getragen und aufgerichtet haben, deren Kraft wir Alles verdanken, was uns zur heutigen Unabhängigkeit geführt

hat! Unſere Unabhängigkeit! Das iſt der unſichtbare Genius, der aus der Reorganiſation unſeres Heeres in ewiger Jugendkraft ſpricht und deſſen Wetterſtimme Europa vernommen hat! Laßt uns dabei aber ruhig und ernſt, nie übermüthig ſein, denn der Uebermuth iſt vergeßlich, die Demuth vergißt nie! — Was bei uns den eigentlichen Soldaten gerade macht, das zeigte jener preußiſche Feldwebel, der, nach eben beendetem Kriege mit ſeinen Leuten rückwärts ins franzöſiſche Standquartier beordert, die alten Exerzitien wieder aufzunehmen hatte. Anfänglich ging's damit ſchlecht, die im Kriege liberaler gewordene Praxis wollte ſich nicht gleich der Strenge der Theorie anfügen. — „Heiliget Himmeldonnerwetter, Keerls", brach wüthend der Biedere los, „wat is mich det vor 'ne Schweinerei? Wißt Ihr 'n nich, dat der **Spaß** nu 'n **Ende** hat und et wieder an 'n **ordentlichen Dienſt jeht?!**" — Die Leute lachten. Zwei Tage ſpäter exerzirten ſie mit Schlag und Klapp, als ob ſie nie im „unordentlichen" Dienſt, ſondern ſtets auf dem Tempelhofer Felde geſtanden hätten. — —

Ein flüchtiger Blick auf die Häuslichkeit unſeres großen „Schulmeiſters" möge noch vergönnt ſein. — Roon's Amtswohnung befindet ſich in dem bekannten Gebäude des Kriegsminiſteriums im Hochparterre. Der Haupteingang des Gebäudes iſt durch das zweite Portal und eine Treppe führt parterre links zu einer Glasthür, welche den inneren Corridor abſchließt. Gewöhnlich werden Meldungen zur Audienz in dem erſten Zimmer angenommen, das linker Hand auf beſagten Corridor ſtößt. Dies Gemach hat inſofern Intereſſe, als es an den Wänden mit großen, genau colorirten und chronologiſch geordneten Fahnenkarten geſchmückt iſt, auf denen ſich ſämmtliche Feldzeichen der Armee abgebildet finden. Aus ihnen kann man Errichtungszeit, wie urſprünglichen Namen jedes Regiments und die Regimentsfarben aus der älteſten Brandenburger Zeit erſehen. — Durch eine Flucht von Meldungs- und Audienzzimmern gelangt man in das mittelgroße Arbeitszimmer des Miniſters ſelbſt. Es iſt hell und freundlich, aber durchaus bureaumäßig. Wenn der Graf gerade in Civil arbeitet, ſo würde

Der, welcher ihn nicht kennt, ihn vielleicht für nichts mehr oder weniger als einen hohen Verwaltungsbeamten anſehen, der gerade in ſeiner Thätigkeit iſt. — Emil Theodor von Roon macht den Eindruck ernſt-freundlicher Einfachheit. Seine geſunde, warme Jovialität thut überaus wohl und mildert die Gemeſſenheit, in welcher ſich überhaupt der ältere preußiſche Offizier zu bewegen pflegt. — Die Räume, welche für gewöhnlich zum Empfang und zur Geſelligkeit dienen, ſind zwar der amtlichen Stellung des Miniſters gemäß ausgeſtattet, keineswegs aber mit jener Ueppigkeit, der man zu Berlin oft in ſehr verdienſtloſen Sphären zu begegnen gewohnt iſt. An einen Geſellſchaftsſalon ſtößt ein mäßiger Speiſeſaal, deſſen Decke auf einem Bogen ruht, welchen zwei eiſerne Säulen tragen. Was in beſagtem Empfangszimmer ſogleich auffällt, iſt das bekränzte Bild Bernhards von Roon, der den Heldentod bei Sedan gefunden hat, und des Kaiſers Bild, — das Jubiläumsgeſchenk. — Der Verkehr der Familie unter ſich iſt ganz in der Art des altpreußiſchen Soldatenadels. Die Vorſtellung der Fremden erfolgt ohne ſchwerfällige Suffiſance und die Unterhaltung iſt leicht geknüpft. Wenn auch Hofprediger Rogge, ſein Schwager, zugegen iſt, bei Tiſch verrichtet der Miniſter als rechter Hausvater ſtets ſelbſt das Tiſchgebet, — kurz, ſchlicht, wie es bei unſeren Eltern Brauch geweſen iſt, — dann überläßt man ſich in heiterem Geſpräche dem Genuß. Namentlich ſpielen die Erinnerungen des Durchlebten und Durchſtrittenen eine hervorragende Rolle und das Herüber und Hinüber der Rede bringt oft ernſtere Betrachtungen zu Tage, als man gerade in den Mußeſtunden eines ſo vielbeſchäftigten Mannes zu begegnen glauben ſollte. Alles das wirkt aber eben ſo erfriſchend als anregend und man trennt ſich mit jener ruhigen Befriedigung, wieder einige Stunden in einem Kreiſe vortrefflicher Herzen zugebracht zu haben, denen das *rein Menſchliche* eben noch Alles gilt und welchen jene falſche Schminke affektirten Geſellſchaftslebens gänzlich fremd iſt, hinter der ſich ſo oft tödliche Langeweile und grenzenloſe Seichtheit der Geſinnungen verbirgt. — Welche Art von Anſichten im Hauſe Roon's wohnen, zeigt unter Anderem ein Tiſchgeſpräch, bei welchem

auf die heutige Geldmacherei, die Geblähtheit des Capitals und den wachsenden Luxus die Rede kam. „Ich fürchte", sagte des Ministers ältester Sohn, „dieser Geist der Indolenz und Genußsucht wird sich schließlich auch auf die Armee erstrecken und unseren Offizieren dieser Schwelgerei gegenüber die Würde und der Stolz abhanden gehen, lieber zu entbehren, als den Genuß in so tief gesunkenen Kreisen zu suchen!!" — —

Die Kämpfe des Lebens liegen jetzt hinter unserm „Organisator", die Saat, die er gesäet, das preußische Volk in Stahl, blüht fröhlich auf in gesichertem Frieden. Schwerer und heißer, — ja bis zur äußersten Erschöpfung für seine Ehrenpflicht, hat Keiner, außer Bismarck, so gerungen wie Roon und noch ist seine Arbeit nicht völlig gethan; die neue gewaltige Zeit heischt neue Mühen, seine Thätigkeit ist ja auf den gesammten deutschen Schutz und Trutz erweitert, zu einem Felde, an dessen Dimensionen er nimmer gedacht hat, da er 1859 an Bonin's Stelle trat. Es ward ihm aber auch ein Ruhm beschieden, wie kein Kriegsminister in Deutschland vor ihm errang. Wenn Roon einst stirbt, bedarf er keines Denkmals von Stein und Erz, denn der gigantische Eisenkoloß der Armee wird über seinem irdischen Staube ein ewig redend Zeugniß seiner tiefen und heißen Vaterlandsliebe sein! —

Möge dem Paladin Kaiser Wilhelms aber noch lange beschieden sein, sich, in Mitte seiner Familie beglückt und gesegnet, der Früchte seines eifervollen Ringens zu erfreuen. In der Schule der Noth hat er sich zum Erzieher seiner Nation erzogen, ward viel gehaßt, um hoch gepriesen zu sein, dennoch aber blieb er im Sturme wie Sonnenscheine immer derselbe charakterstarke, biedere Roon, als der er vor 52 Jahren in des Vaterlandes Dienst mit dem Gedanken trat: „Thue immer Deine Pflicht, Gott wird Dir helfen!!" — —

Ludwig II.

König von Bayern.

VI.

Ludwig II.

König von Bayern.

„Ein Wetterſtrahl zuckt! — Eine Lohe durchdringt
Die deutſche umnachtete Erde!
Ein Prometheus wieder — ach, wieder uns bringt
Das Licht zu gewaltigem Werde! —
Vom Kyffhäuſer hat er das Wunder erweckt,
Die alte, viel ſchmerzreiche Sage,
Sein Ruf hat die Arme zum Streit uns gereckt; —
Er ſchuf uns den Kaiſer zu Tage!! —
O Prometheus, der doch vom Himmel uns riß
Das Licht für die Nacht unſerer Schmerzen,
Sei immerdar des Gefühls Dir gewiß,
Alldeutſchland trägt Dich im Herzen! —
Bleib' feſt! Leuchte weiter! — Wir ſtehen ja zu Dir! —
Laß nie an den Felſen Dich ſchlagen!
Das tückiſche ſchwarze, das wälſche Gethier
Soll nicht Dir die Leber zernagen!!“ — —

Es giebt in der neueren Geſchichte keinen Monarchen von irgend erwähnenswerthem Einfluſſe und belangreicher Stellung, — man müßte denn Ludwig XIV. von Frankreich ausnehmen, — der in ſo jungen Jahren zum Thron berufen und, umdrängt von Prüfungen, Kämpfen und Einflüſſen, ſich zu männlich kühnem Charakter und einem großen, guten- und opfermuthigen Willen durchgerungen hätte, wie Ludwig II., der Bayernkönig. Es giebt aber auch keinen Monarchen, der in ſich ein eigenthümlicheres Problem ſeiner Mitwelt geboten hätte, giebt keinen, über welchen Argliſt, Unverſtand und Parteieifer ſich in ſchieferen Urtheilen ergangen hätten, als über den jüngſten Dynaſten des Hauſes Wittelsbach. — Ein Leben, welches aber erſt am Anfange ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit ſteht und bereits ſo unerreichte Proben fürſtlicher Tüchtigkeit gegeben hat, daß es in Zukunft noch das Größeſte für das engere wie weitere deutſche Vaterland verſpricht, — ſolch' ein Leben ſollte man doch nicht ſo vorſchnell

beurtheilen, müßte bei ihm Alles in Rechnung ziehen, was Widerſtrebendes es umgiebt und welche Stärke des Geiſtes dazu gehörte, ſich mit den Schwierigkeiten der eigenen Lage innerhalb einer vielbewegten, folgenſchweren Zeit abzufinden. — — —

Wie wir in der Kaiſerbiographie geſagt haben, iſt das Weſen eines Fürſten nur innerhalb ſeines Volks und ſeiner Zeit zu verſtehen! Wenn jeder Lebende ſchon das Recht hat, daß man ihn nach ſeiner beſonderen Entwickelung, Abkunft und Lebensſtellung beurtheile, um ſo gewiſſer ein Monarch, den viel mehr Fäden rings an das Daſein ketten und viel ſtärker die Freiheit ſeiner Entſchlüſſe, die Stimmung ſeines Gemüths bedingen. — Zumal für König Ludwig II. werden wir nur dann eine gerechte und klare Anſchauung gewinnen, wenn wir ihn zunächſt mit bayriſchen Augen, mit dem Auge ſeiner Umgebungen zu betrachten wiſſen, von Land und Leuten uns einen Begriff zu machen verſtehen, die er regiert und den hiſtoriſchen Boden unterſuchen, auf den das Schickſal ihn geſtellt hat und welchen nicht er ſich, ſondern den die Vorſehung ihm geſchaffen hat. Es iſt unter Umſtänden nämlich wirklich leichter, irgend ein kleiner nordiſcher Dynaſt in beſter Bedeutung des Worts zu ſein, als ein bayriſcher, und man hat noch in dieſem Augenblicke jenſeits des Main mit nicht blos noch ſehr lebendigen, ſondern ganz trotzig-ſtarren Faktoren zu rechnen, welche dieſſeit Würzburgs und des Frankenwaldes kein ſoziales und politiſches Hinderniß der Volksentwickelung mehr ſind. Unſere Zeit lebt raſch, ja allzuraſch faſt. Was vorig Jahr geweſen, erſcheint unſerm Vorwärtsdrange ſchon heute faſt als uralt! Wir würden aber weit gerechter gegen uns ſelbſt, weit billiger gegen Andere ſein, wenn wir uns nur erinnern wollten, wie es — zum Exempel vor ſieben Jahren etwa in Preußen, in Norddeutſchland, überhaupt in der Welt ausſah und wie weit jene Zeit von dem Heute —, ja daß ſie durch einen Weltuntergang und die geiſtige Neugeburt unſerer Erde von dem Jetzt getrennt iſt! Die Vorſtellungen, welche ein echt märkiſches Bürgerkind, das nie von der Scholle kam, ſich etwa von einem Bayern macht, ſind genau eben ſo naiv und be-

ſchränkt, wie vor 1866 die Vorſtellungen es geweſen ſind, welche man ſelbſt in den intelligenteſten Münchener Kreiſen ſich von einem norddeutſchen Individuum, einem Preußen, gemacht hat. Darum iſt Nichts geeigneter, Nord und Süd *inniger* zu verbinden, gegenſeitige achtungsvolle Billigkeit und herzliche Werthſchätzung hüben und drüben zu erwecken und zu nähren, als wenn wir gegenſeitig uns bemühen, im *Heimathauſe des Anderen uns zurecht* zu finden, gegenſeitig in unſerm Sein und Weſen uns verſtehen und würdigen zu lernen! *In dieſem* Sinne wollen wir verſuchen, Ludwig II. mit ſeinem Bayernlande und Beide mit ihrer Vergangenheit und ihrem Zukunftsſtreben zu erfaſſen und in einem Bilde feſtzuhalten. — Eigenthümlich wird's vielleicht und tief ernſt, ſturmbewegt wohl, aber zugleich doch freudig-lichtvoll ſein! Ein *ringender Fürſt* und ein *ringendes Volk* iſt —, gleichwie der Herr in Goethe's Fauſt vom guten Menſchen ſagt: „*des rechten Wegs ſich wohl bewußt!*“ Dieſen Weg hat Bayern lange ſchon gefunden, ſein Prometheus leuchtete ihm voran. — — Hunderttauſende von deutſchen Reiſenden ſind zu München ſchon in die *Bavaria* geſtiegen und haben ſich hoch droben die Welt aus — *deren Augen* angeſehen! Laßt uns das jetzt auch thun, deutſche Stammgenoſſen! Sehen wir nicht nur *aus* ihr *heraus*, ſondern auch tief in ihr zuckendes Herz *hinein*, wir werden dann dies Löwenweib mit ſeinem jungen Könige wahrhaft lieben lernen! — — —

Wir wiſſen nicht, ob es ſehr viele unſerer Leſer giebt, die München bereits Anfangs der fünfziger Jahre, dann etwa 1866 und 1872 wieder geſehen haben und ſein Heute mit ſeiner Vergangenheit zu vergleichen vermochten. Wer es ſelbſt oberflächlich nur in dieſen drei verſchiedenen Zeitabſchnitten beſucht hat, wird die Entwickelungsfähigkeit eines Volks begreifen, das eigenartig wie *kein* anderes in Deutſchland iſt. — Das bayriſche Volk ſetzte ſich aus Stammgruppen zuſammen, die ſo verſchieden ſind, wie die geographiſche Lage der Länderſtriche, welche ſie bewohnen. Der *Main-Franke*, der Menſchenſchlag, welcher ſich bis über Nürnberg ſüdlich ſtreckt, iſt ein dem ſächſiſchen Weſen

verwandter. Fröhlicher, weicher, skeptischer und industriell höchst betriebsam, hat er vom Mittelalter her seinen patrizischen Stolz wie seine Unabhängigkeit und am ehesten einen natürlichen Zug nach dem Norden sich bewahrt. Nürnberg ist die erste Stätte der Hohenzollern gewesen, Nürnberg die Wiege mitteldeutscher Kunst. Durch Nürnberg führte, von Augsburg und Ulm herab, vor Zeiten die große Völkerstraße, welche das Mittelmeer mit der nordischen Hansa verband und lange schon erfreute dies gesegnete Land sich einer Kultur und Gesittung, bevor im Norden noch der erste Strahl deutschen Wesens das Dunkel wendischen Heidenthums durchdrang. — Der Bewohner der Donauniederung, des Münchener Hochplateaus und der bairischen Alp, der sogenannte Altbayer, ist ein ganz ander Wesen; er repräsentirt das eigentlich — specifische Bayernthum. Handel und Wandel, eigentliches Kulturleben drängte sich da allein in den alten reichsfreien Städten vordem mit stolzem, abgesondertem Glanze zusammen, zu Augsburg, Regensburg und Ulm; im Uebrigen ist aber der Bauer da der eigentliche Herr, und je mehr die Bedeutung dieser alten Städte herabsank, die alten Heerstraßen eingingen und der Strom des Weltverkehrs neue Bahnen einschlug, um so mehr wurde das bäuerliche Element das vorwiegend maßgebende! Eine bedeutende Zahl Großbauern sitzen dort seit Jahrhunderten unverrückbar fest, welche vielleicht mit keinem norddeutschen Rittergutsbesitzer tauschen würden. — Der Altbayer ist rauh, bigott, hängt mit eiserner Zähigkeit am Althergebrachten. Jähzornig und störrisch, ist er mit dem „Schlagring" allzeit bei der Hand und ehe er irgend einen Streit lieber durch Aussprechen ausgleicht, reckt er Dir die Faust mit gekrümmtem Mittelfinger zu und ruft: „Hakeln wir!" — Dieser Stamm ist nur durch seine eigenen Vorstellungen zu bemeistern, nur mit seinen eigenen Vorurtheilen zu besiegen, die Autorität allein ist sein unerbittlicher Gebieter und die Wellen der Zeit berühren nur wenig eine Lebens- und Denkungsart, die von der der Voreltern vielleicht nur um Geringfügigkeiten, — etwa um die Erkenntniß des Nutzens abweicht, den gewisse unabänderliche Neuerungen, wie die Eisenbahnen, gewähren.

Aehnlichen Schlags ist der schwäbische Bayer, von Augsburg ab in der Gegend von Memmingen und Kempten ansässig, obschon im Uebrigen mehr dem Würtemberger ähnlich. — Der Pfälzer ist vom Altbayern wiederum gänzlich verschieden. Er ist von rhein-fränkischem Stamme, dem Rheinpreußen viel näher verwandt, wie dem Bewohner der oberen Donau. An der äußersten deutschen Grenze gelegen, von Frankreichs und Belgiens Nähe beunruhigt, im Rücken allein mit Hessen und Rheinpreußen zusammenhängend, ist die Pfalz durch Baden und Würtemberg von dem übrigen Bayern abgetrennt. Dies Verhältniß hat dem Volksstamme, — wenn er sie wirklich je besaß, jene Schläfrigkeit benommen, jene Seelen- und Geistesruhe Altbayerns, mit welcher — Regierungen „selbst vergebens kämpfen". Die Zeiten Melac's und Turenne's haben die Pfalzbayern besorgt und wachsam, regsam und mißtrauisch gemacht. Sie nahmen von ihren guten wie schlimmen Nachbarn Agilität, Fröhlichkeit, Freiheitssinn und Kultureifer an, wurden mehr Farmer als Bauern, und die Conjuncturen, denen ihre Produkte (Wein und Taback) beständig unterworfen sind, nöthigten sie zum Speculiren, zu Dingen, denen der Altbayer völlig fremd ist. — Diese Stammes- und Ländergruppen, welche das Königreich Bayern bilden, eint das Gefühl staatlich-organischer Zusammengehörigkeit und die unverrückbare Liebe zu dem alten Herrscherhause der Wittelsbacher. Zugleich eint sie das ziemlich allgemeine katholische Bekenntniß und eine eben so traditionelle Vorliebe für das uralte römisch-apostolische Kaiserthum deutscher Nation. Diese Vorliebe, zumal bei den Altbayern, hatte bis in die neuere Zeit seinen ganz reellen Grund und unter diesem Volke konnte deshalb ein Conservatismus gedeihen, der — vergleichsweise gegen andere Staaten betrachtet — nur wenigen, oder nur solchen Versuchungen von außen begegnete, die denselben eher stärkte als bedrohte! Bayern, — zumal das Donauland, hat in den Kriegen, welche Deutschland durchwühlten, nämlich weit weniger gelitten als andere verwandte Länder. Der dreißigjährige Krieg allein brachte es in stärkere Mitleidenschaft, dann die napoleonische Invasion. Ersterer war aber ein

Glaubenskrieg — wenigſtens anfänglich, konnte alſo nur die religiöſe Geſinnung eines Volks befeſtigen, das in ſeinen innerſten geiſtigen und ſocialen Intereſſen von einer Macht *jenſeits der Alpen* regiert wurde, welcher die *eigene* Regierung ſtets nur ſchwachen, oder gar keinen Widerſtand zu bieten hatte. So bildeten ſich in Altbayern zumal Zuſtände heraus, die es nach und nach zu einem ſüddeutſchen Mecklenburg machten. Ein reicher Adel, ein feiſtes Bauernthum und eine Alles durchdringende und beſtimmende klerikale Gewalt vereinten ſich, eine Bevölkerung für die Strömungen des modernen Lebens unzugänglich zu machen, welche ohnehin keinen Begriff hatte, wie man überhaupt exiſtiren könne, wenn man ſo nicht lebe, wie ſie. Noch in den fünfziger Jahren ſind wir in den bayriſchen Landen auf die Frage geſtoßen: „ob man denn in Preußen überhaupt zu *eſſen* habe“, und als wir entgegneten: „wir lebten ſogar unter Umſtänden noch etwas *beſſer* wie ſie, wurde das gebührend als „Berliner Flauſenmacherei“ gewürdigt. Dieſes „Inſichverſenktſein“, das höchſtens die Bierfrage zu Wallungen trieb, wurde weder durch die Eiſenbahnen noch das erſtehende Verfaſſungsleben erheblich geſtört; die Kleriſei, der Adel und die Regierung ſorgten eben für Alles, was jenſeits der eigenen Feldmark paſſirte. – Wir wollen damit nun nicht ſagen, daß es wo *anders* gar ſo überaus regſam und geiſtvoll zugegangen ſei. Des bekannten Winterſchlafs bis in die vierziger Jahre hinein iſt ja bereits genug von uns erwähnt worden und Norddeutſchland hatte ſich ſo ſchrecklich viel *gar nicht* einzubilden, als ob es unerreichbar weit vor dem Süden voraus ſei! —

Auch für Bayern brach der Morgen an, obwohl auf ganz verſchiedene Weiſe wie in anderen deutſchen Staaten. München war allerdings ſchon Jahrhunderte hindurch Landesreſidenz geweſen, hatte aber ſtets nur einen duodezſtaatlichen Charakter beſeſſen; Nürnberg, Breslau, Dresden zumal, waren Ende vorigen und Anfangs dieſes Jahrhunderts wahre Metropolen gegen die Stadt an der Iſar geweſen, welche das „Mönchen“ im Wappen trägt.

Mit König Ludwig I. *) aber brach ihre Glanzzeit an, ihr Erwachen! — Wer erinnert ſich nicht noch des alten jovialen Herrn, der mit dem Regenſchirme ſo gern zu Fuße nach Nymphenburg ging und mit Jedermann redete? Es giebt wenig gleichzeitige Monarchen, welche für die Bevölkerung ihrer Reſidenz nicht blos, ſondern auch für ganz Deutſchland eine ſolche Charakterfigur geworden wären, wie „Ludwig I. von Bayerland“. Er iſt ſeiner Zeit natürlich ebenfalls nicht der Verkennung entgangen, hatte auch manche Eigenheiten, die ſich — etwas abſonderlich anſehen mochten, — aber nicht nur, daß ſein Wille gut, groß und feſt, ſein Eifer für Hebung ſeines Volks unwiderſtehlich war, ihm kam auch ſeine geniale Künſtlernatur zu Hülfe, welche keine Aufgabe zu ſchwierig fand, um einer Nation Anſehen und Kulturbedeutung zu geben, für welche ſich bisher kein Menſch abſonderlich intereſſirt hatte. — Wir verzichten darauf, Ludwigs I. Thaten zu verzeichnen. Jedes Reiſehandbuch giebt ja darüber Aufſchluß, und was man in München an Kunſtſchönheit nur erblickt, es iſt ſein Werk, iſt mindeſtens aus dem Streben ſeines Geiſtes erwachſen. Er erhob München nicht blos von einer kleindeutſchen Stadt zur wirklichen Capitale ſeines Landes, ſondern zu einem modernen Athen, in welchem Deutſchlands bildende Kunſt ihr Aſyl, ihre Heimat, ihren Ausgang fand, von wo der Plaſtik und Malerei neue geiſtige Bahnen vorgezeichnet wurden, von wo eine Reihe Meiſter erſtanden die eine nationale Schule ſchufen und durch ihre Werke ſich zum Stolze Deutſchlands, München aber zur Stadt der Ideale gemacht haben! — Was es heißen will, in einem ſo conſervativen, ja lethargiſch verſunkenen Volke ſolchen Sinn zu wecken, ſo dauernd ihn zu befeſtigen, daß er das ſchönſte und unvergänglichſte Erbtheil wurde, welches Ludwig I. je zu hinterlaſſen vermochte, wird man nach der vorhergehenden Schilderung wohl ermeſſen können. Dieſer ideale Sinn iſt aus der Iſarſtadt ſo wenig mehr zu tilgen, als die glänzende Reihe Baudenkmäler und die

*) Näheres über denſelben und die ſeit 1818 wechſelnden Miniſterien ſiehe unter Hohenlohe und Lutz. D. V.

Schätze zu verbannen ſind, welche in ihr ſich verſammelt haben, um jährlich Abertauſende anzulocken und die Colonie der Geiſter ſtetig zu vergrößern, welche dort dauernd ihr Aſyl erbauten. König Ludwig I. hatte bei ſeinem großartigen Beginnen ſehr ſtark mit der Borſichtigkeit ſeiner guten Bayern zu thun. Lange Jahre ſah man ſehr ſauer in ſein Treiben drein! — Als wir München das erſte Mal, um 1857 etwa, beſuchten, hörten wir immer noch helle Klagen: „wie der König des Landes Geld verſchwende, wie er ſo viel fremdes, windiges Volk herbeiziehe, die ihm den Beutel leerten"; man konnte ſich ſelbſt damals noch gar nicht darein finden, daß das alte, gute, verräucherte München mit ſeinem ſpießbürgerlichen Bierbank-Leben zu einer Weltſtadt ſich hinaufſchrauben ſolle! — Wer das München von 1872 aber mit jenem damaligen vergleicht, was doch ſchon die weſentlichen Kunſtdenkmäler von *Heute ſein* nannte, iſt im höchſten Grade überraſcht! Jeder Bayer hat nachgerade begriffen, daß die Millionen, welche Ludwig I. einſt ſeinem Lande *entzog*, *tauſendfältig* ihm längſt zu Gute gekommen ſind und der todte König nicht blos deutſchen Kunſtſinn dem Verſtändniſſe Aller erſchloß, ſondern dadurch auch die *Schönheit* ſeines Bayerlandes. Gegenden wurden nun ſchaarenweiſe von Fremden aller Länder beſucht, ja beſiedelt, welche *ohne* Ludwig I. vielleicht heute noch Niemand der Mühe werth halten würde, aufzuſuchen. Induſtrieen wurden geweckt, die vor Paris, Wien, London und Berlin nicht zu erröthen brauchen und mit dem *Kunſtgenuß wuchs* auch die *Begierde*, auf *allen anderen* Gebieten des geiſtigen, ſocialen und politiſchen Lebens Nahrung zu ſuchen und mit der ganzen Summe ſeiner Kraft ſich in unſerm treibenden Jahrhundert vorwärts zu bringen und der Genoſſenſchaft der anderen Nationen als vollberechtigtes Glied anzuſchließen. — Wie jedes Gute auch ſein Extrem, wie das Herrlichſte auch ſeine Gefahren im Gefolge hat, mag es erſcheinen wo es immer will, ſo auch hier! — Wenn wir ſie andeuten, ſo geſchieht es ſicher nicht zu Bayerns Ungunſten, ſondern zur Betrachtung der Sache ſelbſt und um Erſcheinungen zu erklären, welche, zu Tage tretend, einer falſchen Auffaſſung Thor und Thür öffnen konnten. —

Um eine Kunst-Aera, eine Epoche der Idealität zu gründen und ihr Dauer zu verleihen, gehört nicht blos, daß der Herrscher selbst eine tief angelegte, ideale Natur sei und über die Mittel gebiete, das durchzuführen, was seiner Seele Träumen ist, es gehört vor Allem auch, daß er ein vom Himmel begnadetes Organisationsgenie sei, welches, Sinn und Wesen der Kunst durchdringend, die rechten Geister zu rechtem Zwecke eint und in rastloser Thatkraft diesem rechten Zwecke sich selbst und Alles dienstbar macht, was ihn irgend erreichen hilft. — Ein Fürst, der Solches will und kann, wird Lehrer und Meister seines Volks sein müssen, dann hinterläßt er eine Schule, die, ob er selbst gleich todt ist, in sich-stark und vollendet durch seines Geistes Manen weiter lebt! Solch ein Mann war Ludwig I. von Bayern und darum ist er selber ein unvergänglicher Künstler in deutschen Landen gewesen!! — Man kann dieselbe Macht, dasselbe ideale Sehnen haben, aber diese innere, schöpferische Triebkraft erst ist der Motor, welcher den geistigen Samen zu lebendiger Blüthe und Frucht treibt. — Als Resultat von König Ludwigs Streben werden deshalb die „bildenden Künste" stets in München ihre Stätte und ihren Brennpunkt haben. An das Gewordene werden immer neue, jüngere Krystalle, wie um eine gemeinschaftliche Druse anschießen und die Summe des Schönen vermehren. — — —

Schade, daß Ludwig I. gerade beschieden sein mußte, an den politischen Verhältnissen zu mißglücken, die über Bayern so gut wie alle Welt kamen. Ihm blieb das Jahr 1848 nicht erspart. — Bereits das Jahr vorher schon hatte er die Symptome des Kommenden zu verspüren und einer so bitteren Realität gegenüber bestand sein Idealismus einen nur zu ungleichen Kampf. Um spätere Verhältnisse, — namentlich in Bezug auf dessen Enkel, König Ludwig II., — beurtheilen zu können und die Einflüsse, welche sich auf Letzteren naturgemäß geltend machen mußten, werfen wir erst einen kurzen Blick auf die Familie der königlichen Wittelsbacher. —

Ludwigs I. Vater war zweimal vermählt gewesen. Zuerst mit Prinzessin Wilhelmine Auguste, Tochter des Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt. Aus dieser Ehe entsproßten König Ludwig I., Prinzessin Charlotte, welche in erster Ehe Wilhelms, Königs von Würtemberg, in der zweiten des Kaiser Franz I. von Oesterreich Gemahlin wurde, ferner Prinz Carl, der unverehelicht blieb. Maximilian I. heirathete dann zum zweiten Male Prinzessin Caroline, Tochter des Erbprinzen Carl Ludwig von Baden. Dieser Ehe entsproßten lauter Töchter und eigenthümlicher Weise vier Zwillingsschwestern. Am 13. November 1801 wurden Prinzessin Elisabeth und Prinzessin Amalie geboren; Elisabeth ward nachmals Gemahlin König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, Amalie die des Königs Johann von Sachsen. Am 4. November 1824 wurden Prinzessin Sophie (mit Franz Carl Joseph, Erzherzog von Oesterreich verbunden und Mutter des jetzt regierenden Kaisers Franz Joseph II. von Oesterreich) und Prinzessin Marie geboren, welche später König Friedrich August von Sachsen ehelichte, den älteren Bruder König Johanns. Die schließlich noch geborene Prinzessin Ludwiga, welche sich mit Maximilian Herzog von Bayern verband, wurde durch ihre Tochter Elisabeth aber nachmals Schwiegermutter des jetzigen österreichischen Kaisers. — War also schon das Wittelsbacher Haus durch König Max I. zahlreich und mit Sachsen, Oesterreich und Preußen verschwägert worden, die Ehe König Ludwigs I. mit Prinzessin Therese von Sachsen-Altenburg (geboren 1792, gestorben 1854) war nicht weniger kinderreich. Sein erster Sohn und Kronprinz war Maximilian (nachmals König Max II.), welcher sich 1842 mit Prinzessin Maria, Tochter des verstorbenen Prinzen Wilhelm von Preußen, vermählte. Auf Max folgte Prinz Otto, durch die europäischen Schutzmächte 1832 zum Könige von Griechenland erwählt, der eine oldenburgische Prinzessin ehelichte. Der dritte Prinz war Luitpold, 1844 mit Erzherzogin Auguste von Oesterreich vermählt, Tochter des Großherzogs Leopold von Toskana. Er hat mit derselben vier Kinder, von seinem ältesten Sohn, Prinz Ludwig, bereits aber zwei

Enkel. Das vierte Kind Ludwigs I., Prinzeſſin Adelgunde, heirathete Franz V., Herzog von Modena, die nächſte Prinzeſſin, Alexandra, blieb unvermählt und der letzte Prinz, Adalbert, 1828 geboren, heirathete Amalie, Prinzeſſin von Spanien, des Infanten Francesco da Paula Tochter. — Der direct zur Thronfolge berufene älteſte Prinz Maximilian erfreute ſich mit Prinzeß Marie von Preußen aber keiner ſo zahlreichen Familie, wie ſein Vater Ludwig I. Er hatte nur zwei Söhne, Ludwig, den jugendlichen Monarchen, welchem unſere Schilderung gilt, und Prinz Otto, der zur Zeit ſchwer — man ſagt unheilbar — krank ſein ſoll; Beide ſind unvermählt! — —

Dieſe lange Verwandtſchaftsfolge haben wir nicht aus Stammbaumsſucht gegeben, im Gegentheile, wir lieben ſie nicht. Dieſe Reihe von Oheimen, Großoheimen und Vettern ſoll uns aber einen Einblick in die politiſchen Familienverhältniſſe gewähren, welche — zumal in Süddeutſchland — überaus beſtimmend für die Intentionen eines Herrſchers zu ſein pflegen, weil bei jeder politiſchen Frage die Rückſichten auf ſie ſich geltend zu machen und oft über die eigene freie Dispoſition des Monarchen — nicht immer zu Gunſten des Landes — zu verfügen ſuchen. — Ein kurzer Ueberblick der Familie Wittelsbach lehrt uns, daß die verwandtſchaftliche Verbindung mit dem deutſchen Norden ungleich ſchwächer und lockerer war, als diejenige mit dem Hauſe Habsburg und verſchiedenen italieniſchen Dynaſten. „Felix Austria nube“ lautet ein altbekannter Spruch, und wenn Blutsverbindung die Intereſſen zweier Staaten je innig und ſolidariſch machen konnte, ſo hatten, — wie man ſieht, die Häuſer Habsburg und Wittelsbach nicht verſäumt, einander dieſe Solidarität bis in die dritte Generation zu garantiren. Niemand kann wenigſtens ſo politiſch kurzſichtig ſein, zu bezweifeln, daß dieſe Garantie der Verwandtſchaft ganz ohne Folgen auf die frühere Politik Bayerns ſein konnte, ja künftig vielleicht nicht noch folgenreich werden könnte. — —

Prinz Ludwig, nachmals König Ludwig II., dem die Vorſehung einſt zu ſo verhängnißvoller Zeit und bei ſo gefahrvoller Jugend das Scepter plötzlich in die Hand drücken ſollte, wurde am

25. Auguſt 1845 auf Schloß Nymphenburg geboren. Man ſagt, er ſoll ſehr ſchwächlich zur Welt gekommen ſein, wenigſtens war ſeine Jugend häufigen Geſundheitsſtörungen unterworfen. Noch nicht drei Jahr alt, machte ihn das Jahr 1848 zum Kronprinzen. Ludwig I., den eifrigen Freund und Pfleger der Künſte, hatten — vielleicht in einer Stunde allzu raſchen Unmuths — die revolutionairen Erſcheinungen, welche auch in Bayern nicht ausblieben, zur Abdankung vermocht und er hatte das Scepter in ſeines Erben Hände gelegt, welcher den Thron als Maximilian II. beſtieg. Unter ihm erhielt Camille Graf von Bray-Steinburg das Portefeuille des Aeußern und abermals die Leitung des Cabinets. Noch iſt im National-Muſeum die Feder zu ſehen, mit welcher König Ludwig den Verzicht auf die Staatsleitung unterſchrieben hat, und wenn es auch dahin geſtellt bleiben mag, ob er, wie erzählt wird, dieſen Schritt nachmals bereute; daß er ſelbſt dieſer Feder einen ſehr großen Werth beilegte, zeigt wenigſtens, daß er den Schritt, den er gethan, für ſchwerer und folgenreicher hielt, als ſonſt Leute thun, die froh ſind, einer verantwortungsvollen Laſt enthoben zu werden. Im Gegentheile hätte man eigentlich meinen ſollen, daß der greiſe König um ſo freier, froher den Künſten ein Mäcen hätte ſein dürfen, als ihm die Laſt der Staatsgeſchäfte nicht mehr auf den Schultern lag. — —

Wie dem auch ſei, der Schritt war einmal geſchehen; andere Hände erfaßten das Steuer. — König Maximilian II. war an Begabung wie Neigungen zu den Künſten des Friedens ſeinem Vater überaus ähnlich und ſeine Regierung verſprach nicht minder wichtig für Bayerns Kulturleben zu werden, wie die ſeines erlauchten Vorgängers. Zwiſchen beiden Regenten war dennoch ein ſehr erſichtlicher Unterſchied. — König Maximilians glänzende Gaben ſind bekannt und das Land verdankt weſentlich ſeinem Wirken ſeine weitere Entwickelung, doch wenn König Ludwig mehr Künſtler geweſen war, war König Max ſicher mehr Gelehrter. Der vorige Herrſcher hatte einen feurig thatkräftigen, mehr imaginativen Charakter, der jetzige zeigte eine mehr kontemplativ beſchauliche Natur; an Stelle der bildenden Künſte, — des Könnens, —

trat jetzt mehr die Literatur und Dichtkunst, die Philosophie, besonders die Pflege der Wissenschaften in den Vordergrund. Epische, lyrische und dramatische Poesie zumal waren Max II. besondere Lieblinge, und es ist ebenso bekannt, welchen Kreis von Dichtern und Denkern er um sich versammelte, wie daß unter seiner Aegide eine Reihe poetischer Werke in dem Musenkreise Münchens erstanden, die stets bleibenden Werth haben werden. Abgesehen jedoch, daß kundige Zeitgenossen berichten, König Maximilians II. geniale Anlagen hätten die seines Vaters nicht überragt, abgesehen, daß der Trieb des Könnens ein feurigerer, erzeugenderer ist, als der des Wissens, so ist auch gewiß, daß die bildenden Künste — Plastik und Malerei —, da sie stabilerer, greifbarerer Natur sind, festere Grundlagen der Erfahrung haben, also auch eher im Stande sind, aus sich heraus eine Schule zu begründen und eine Glanzepoche zu schaffen, wie das flüchtige Element der Poesie. Der letztern Blüthe hängt weitmehr von der allgemeinen äußeren Weltlage ab, deren Gesetze weder durch Dogmatisirung noch bloße Uebung festgestellt werden können, sondern welche sich von selbst durch neue Schöpfungen aus sich heraus regeneriren müssen. Eine national-deutsche Poesie war damals aber am wenigsten möglich, denn — einen deutschen Bund gab es nach Hangen und Bangen zwar wohl wieder, er war ja auch danach! — eine deutsche Nation im wahren Sinne des Worts aber gab es nicht! Wollte unsere Dichtkunst nicht partikulare oder Tendenzpoesie treiben, so mußte sie sich auf ein neutrales, — das humanistische — Gebiet flüchten. Daher kam in München der Orientalismus und die schwärmerische Liederpoesie! Schön, berauschend, geistvoll oft war sie, aber aus ihr erzeugte sich niemals eine Epoche, welche der der bildenden Künste Münchens hätte einigermaßen nur die Waage halten können; die dramatische Dichtung zumal brachte es dort zu wenig Nennenswerthem. Dagegen blüthe desto kräftiger die exakte Wissenschaft unter Maximilian auf, besonders die Naturkunde, welche ihren Triumph mit vollstem Rechte feierte. Was des Königs geistiges Streben noch viel schwieriger machte und auch die Poesie zur rechten Reife nicht kommen ließ, waren die

inneren politiſchen Verhältniſſe. Unruhevoll war die Zeit, der Völker Gefühle waren unbefriedigt, die Schwierigkeiten, welche die Fürſten fanden, ſich mit den neuen Verhältniſſen abzufinden und den Gefahren zu begegnen, die von außen wie innen ſich thürmten, Alles das ſetzte dem Geiſt einen Dämpfer auf. — —

Wie viel oder wenig die Befürchtungen für die Geſundheit des nunmehrigen Kronprinzen Ludwig auch begründet ſein mochten, Thatſache iſt, daß die Leibärzte denſelben für lungenleidend hielten, was er ganz gewiß nicht war und der Prinz in Folge des Uebermaßes älterlicher Beſorgniß von allen Jugendfreuden abgeſchnitten, unter wahrhaft mönchiſcher Clauſur gehalten wurde. Einſamkeit, verbunden mit dem idealen Fluge einer glühenden Phantaſie und melancholiſcher Schwärmerei, — Eigenſchaften, die der Kronprinz Ludwig theils vom Vater, theils vom Großvater ererbt hatte, — genährt durch die geiſtvoll anregenden Einflüſſe ſeiner Eltern, — bildeten in dem nachmaligen Könige den Hang zur Abgeſchloſſenheit, den Wiſſensdurſt, das Verſenken in eine abſtrakte Welt aus, welche ihm zwar überreichen Erſatz für die entwöhnten Lebensfreuden gewährte, die aber dennoch der Natur ſpottete und für einen Charakter gefährlich war, auf deſſen Vitalität und Energie einſt das Schickſal eines ganzen Volks beruhen ſollte. Während der humaniſtiſchen Studien feſſelten den Prinzen beſonders Goethe und ſein über Alles geliebter Schiller. Sein Herz füllte ſich mit hohen und reinen Gefühlen, ſein Geiſt mit lichten Idealen und aus den alten Claſſikern, aus Shakeſpeare's gewaltigen Gebilden, aus dem ewigen Quell der Geſchichte ſog er Grundſätze und Ueberzeugungen, die, — ungeahnt von den Meiſten, — ihm nachmals ſehr oft die politiſche Erfahrung und — was wir Weltklugheit nennen — erſetzten! So hoch man die Tugenden und Geiſtesgaben ſeines Vaters und Großvaters immerhin ſtellen muß, das iſt dennoch gewiß und durch Thatſachen erhärtet, daß in den Augenblicken, wo es das äußerſte Entweder-Oder galt, Ludwig II. ein ſcharfſichtigerer König geweſen iſt, eine größere Kunſt beſaß, das Ideale ins Leben zu rufen, — ſei's auch mit Opfern eigener Gefühle und perſönlicher Rückſichten — als alle ſeine Vorgänger! Dieſe

Kraft des Idealismus den Dingen dieſer Welt gegenüber mag den Einen als Ludwigs II. erhabenſte Tugend, den Anderen gerade als ſein ſchlimmſter Fehler erſcheinen, mag ihn zu ungeahnten Höhen des Lebens führen oder ihn frühe, wie die Flamme den Phönix, verzehren, ſie iſt ſein Lebensodem, iſt ſein Ich, ohne welche es ihm zu leben ſchwerlich lohnen dürfte! Dieſer Idealismus iſt es auch, welcher ihm viele Enttäuſchungen zuzog, ſobald er mit der Realität des Daſeins zuſammenſtieß und der Proſa dürrer Hauch ihn anwehte. Dieſer Idealismus war es auch, auf den die Parteien rechts und links ſpekulirten, an dem der Ehrgeiz wie der Egoismus ſeine Hebel anſetzte, dieſer Idealismus war es aber auch, der Ludwig II. in gottgegebener Minute bisher jedesmal mit ſeinem ſcharfen, hohen Willen dreinfahren und die Netze zerreißen ließ, die ſich um ihn wie der Schleier der Iſis ſpannen. Sein Scepter iſt die Begeiſterung und wann er es ſchwingt, — weiß Niemand! — — — Unter ſeinen Lehrern ragt beſonders Profeſſor Dr. Huber hervor, er leitete ſeine philoſophiſchen Studien. — Zwei Einflüſſe, je mehr er Jüngling wurde, ſuchten auf ſeine Erziehung einzuwirken, die realiſtiſche, welche in München beſonders durch die Naturwiſſenſchaften vertreten war und welche eine geiſtige Geſundheit des Prinzen nur in der reinen Reellität des Lebens ſah, und die ſpirituelle, welche ſowohl der geiſtigen Richtung ſeiner königlichen Eltern wie ſeinen eigenen Neigungen entſprach. — Der großen Maſſe des Volks gefiel die Erziehung des Thronerben wenig, man konnte ſich einen „philoſophiſchen“ König nicht denken, zumal in Bayern. Die Parteien, welche ſeit 1848 hier ſo wie anderwärts in den höchſten wie niedrigſten Kreiſen ſich gebildet hatten, waren über dieſen Punkt verſchiedener, obwohl meiſt abſprechender Meinung. Die beiden extremſten Richtungen meinten, ſolche Erziehung werde den Prinzen überhaupt fürs Regiment untauglich machen, die Mittel-Partei, das patriotiſche Bürgerthum, aber fürchtete, daß, falls der Kronprinz König werde, gerade ſein excluſives wie ideales Weſen ihn für die Bedürfniſſe der Zeit unzugänglich, dagegen aber deſto zugänglicher für die Intriguen Derer finden werde, welche zu allen Zeiten ihre

Rechnung bei einem lahmen Regimente zu finden wiſſen! — Sonderbarer Weiſe hat man in Frankreich ganz ebenſo gedacht, als Ludwig XIV. das Scepter ergriff und hat ihm demgemäß auch mitgeſpielt, bis er zeigte, daß er „mit Zähnen" ſchon auf die Welt gekommen ſei. Nicht zu leugnen iſt, daß in gewiſſer Richtung Ludwig II. von Bayern auch eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem grand Louis hat, auf deſſen Aera Frankreich noch heute mit gerechtem Stolze zurückblickt und welcher auch kein Soldat, ſondern ein weſentlich ſpiritueller Monarch geweſen. — — —

König Maximilian II. empfing die Krone zu einer Zeit aus ſeines Vaters Händen, welche für keinen damaligen Fürſten eine glückliche war. Die deutſchen Völker ſind im Allgemeinen zu Aufſtänden wenig geneigt, um ſo ſchreckhafter mußte ein ſolcher auf die Regierung wirken, als er der erſte und der allgemeine war. Seine Phyſiognomie war im deutſchen Norden von der des Südens ſtark unterſchieden, ebenſo waren es ſeine Folgen, obwohl die Urſache eine gemeinſame, der allgemeine Verlauf überall derſelbe nationale Krankheitsprozeß geweſen iſt, auf welchen eine um ſo ſichere Heilung, eine um ſo befeſtigtere Geſundheit folgen ſollte. — In Preußen zum Beiſpiel waren die politiſchen Reformideen nicht mehr jung, die Doctrinen der franzöſiſchen Revolution, — das Dogma der nationalen Selbſtregierung, war von lange her, wie wir wiſſen, vorbereitet. Daher vollzog ſich dort der Aufſtands-Akt ſchneller, endete proſaiſcher und hatte beſchleunigtere Reſultate. — In Süddeutſchland war's anders. Bis 1848 war die Krone zugleich Roms Mandatar geweſen, die alte Autorität der Hierarchie, verbunden mit der der Krone, hatte den Geiſt der Bevölkerung viel abhängiger erhalten. Daß er ſchließlich dennoch erwachte, mußte man alſo nicht nur wie im Norden als einen bloßen Abbruch anſehen, der der Krone, ſondern auch als ein Schlag, welcher der Kirche zugefügt wurde! Nicht allein Bayerns geographiſche Lage, ſeine Grenze an der Alpe, an Italien und Oeſterreich, auch die innige Verwandtſchaftsbeziehung der Wittelsbacher zu Habsburg und die Solidarität ihrer religiöſen wie politiſchen Intereſſen mußte namentlich den Münchener Hof zugleich noch

für die heftigen Vorgänge sehr empfindlich machen, die in diesen beiden größeren Ländern die Massen bewegten. Der alte Bund lag in Trümmern und der neue, welcher sich bildete, hatte mit neuen Faktoren zu rechnen, seine Politik war nur noch die der partikularen Interessen. Mit Metternich's Rücktritt hatte sich dieselbe ausgesprochen. Fürst Schwarzenberg war der Mann der neuen Lage geworden und dieselbe wurde je länger, desto unmöglicher. — Vorerst hatte man im Lande mit Niederhaltung der eigenen Volksbewegung zu thun. Der verfrühte Kampf für Schleswig-Holstein, dann die republikanische Erhebung in Baden und der Pfalz, das Frankfurter und Erfurter Parlament mit ihren fruchtlosen Einheitsbestrebungen, die Kämpfe in Dresden, dann in Oesterreich, welche mit Wiens Belagerung endeten, — auch die demokratisch-nationalen Bestrebungen der Italiener machten nicht nur die erste Regierungszeit Maximilians sehr bitter, sie raubten dem bayrischen Volke auch die Naivetät seiner althergebrachten Anschauungen und schufen in seinem Herzen einen Zwiespalt, der nur durch einen langen, ernsten geistigen Kampf, niemals durch die rohe Wucht des Augenblicks zum Austrag gebracht werden konnte. Im Jahre 1848 wurde auch Prinz Otto, des Königs zweiter Sohn, geboren, dem keine Geschwister mehr folgen sollten. — Nachdem im Frühjahr eine Einigung zwischen Preußen und Oesterreich in der deutschen Sache nicht erzielt worden war, die Frankfurter Reichsversammlung zwecklos König Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone angeboten hatte, war Eifersucht zwischen Süd und Nord erwacht, namentlich die alte Antipathie zwischen Habsburg und Hohenzollern. Ein demokratisch-parlamentarisches Regiment traute man dem Cabinet von Berlin wohl nicht zu, aber immerhin weckte der Umstand im Süden Verdacht, daß die Abgeordneten Deutschlands doch den Zollern ihr einziges Vertrauen zugewendet hatten, dasselbe also immer eine Waffe zukünftiger Macht war, zumal Preußen sich nicht gewillt zeigte, unter den neuen Verhältnissen auf dem altloyalen Reichsfuße zu verbleiben. Graf von Bray zog sich unter den zahllosen Strömungen dieser Zeit zurück und von der

Pfordten ergriff (April 1849) das Ruder des Staats, ein Mann voll Energie und Entwürfe, der — wie Schwarzenberg für Oeſterreich es that — auf eine ſelbſtſtändige bayriſche Politik losging. Dasſelbe Merkmal, welches in der Volksbewegung zu Tage trat, der Sieg des Individualismus, der perſönlichen Freiheit, hatte ſich eben auch der Diplomatie bemächtigt und diktirte ihr Allianzen, welche fortan nur von dem perſönlichen Nutzen wie perſönlicher Gefahr, nicht mehr von der Tradition, von hiſtoriſchen Erinnerungen und den loyalen Gefühlen alter Zuſammengehörigkeit bedingt wurden. Dieſe Politik war für Staaten zweiten und dritten Ranges ſicher eine heilloſe, denn dieſelben ſind immer auf Adhäſion an einen größeren, ſei's in wirthſchaftlicher Beziehung, ſei's für kriegeriſche Eventualitäten, angewieſen. Vordem war Bayern durch ſeine Lage, die Art und Empfindungen ſeines Volks, die alten Reichsüberlieferungen wie die Verwandtſchaftsbande ſeines Herrſcherhauſes auf öſterreichiſche Sympathie geſtellt geweſen, der deutſche Norden aber, zumal Preußen, nach Allem, was man im Lande von ihm wußte, war Bayerns Weſen im höchſten Grade widerſtrebend.

König Max war ein Charakter von größter Toleranz. Sein humaniſtiſches Streben ließ ihn ultramontane Argliſt und fromme Schleicherei im Grunde der Seele verachten. Er liebte ſeine Gemahlin, eine Proteſtantin und Preußin zugleich, mit der tiefſten Innigkeit und fühlte nicht weniger ſtark den Werth, der auf die Blutsverwandtſchaft mit den Hohenzollern zu legen ſei. Dieſen edlen Gefühlen blieb er ſtets treu, aber ſie waren nur perſönliche. Weder in der Politik, noch vor den Volksinſtinkten, am wenigſten den Parteieinflüſſen von Außen gegenüber konnten ſie zur Geltung kommen. König Max war, ſchon dem Beiſpiele ſeines Vaters gemäß, für eine ſtarke monarchiſche Gewalt und hatte wenig Neigung für das Liberaliſiren in der Politik. Im Jahre 1848 waren ihm in Bezug auf Bayerns innere Einrichtungen viel Zugeſtändniſſe abgerungen worden, die ihm ſchwer fielen, manche ſogar unter Formen, welche ihn verletzen mußten. Dieſe Sympathien für die monarchiſche Gewalt waren durch die Erfah-

rungen seiner ersten Regierungszeit wesentlich verstärkt worden und hatten eben zur Folge, daß er das Reaktionsministerium von der Pfordten inaugurirte, welches 10 Jahre lang sich behauptete. Zur Niederhaltung der Bewegung von 1848 hatte der Klerus dem Könige die Hand geboten und als das Ziel erreicht war, mußte Maximilian II. die Erfahrung machen, daß die Kirche **Nichts umsonst thut!** Die Bischöfe reichten eine hohe Rechnung von Gegendiensten ein!! — In den darüber entstandenen Disceptationen fand der König hinreichenden Grund, die Freundschaft mit der Kirche in aller Vorsicht zu kultiviren. „Er konnte den Frieden nur mit erheblichen Zugeständnissen an den Episkopat herstellen!“ — Dies war auch der Grund, weshalb der Episkopat seit 1848 eine Stärke in Bayern erlangte, wie er sie vorher nicht besessen hatte, und daß er durch die Organisation seiner Obergewalt mittelst des Jesuitismus im Stande gewesen ist, in diesem Lande der Pfeiler des Ultramontanismus zu werden, der Ausbildung des deutsch-nationalen Gedankens den erbittertsten Krieg zu erklären, nachmals aber sich zum Todfeinde des neuen deutschen Reichs zu machen, das die Kühnheit beging, in sich selbst, nicht in seiner Abhängigkeit von der wälschen Oberherrlichkeit die Bedingungen seines Lebens zu suchen! — Die Sympathie des Königs für humane geistige Kultur hatte ihn einen Kreis von Gelehrten um sich versammeln, in ihrem stetigen Verkehr, selbst auf Gebirgsausflügen und Jagden, um sich eine ideale Welt der Freiheit erbauen lassen, welche dem Klerus ein Dorn im Auge war, eine Geisteswelt, deren Träger heute noch seinen brennenden Zorn erregen. In nationaldeutscher Beziehung hatte der König viele Sympathien mit seinem Volke gemein, aber was er auch persönlich fühlte, konnte in Bayerns Politik keinen Boden finden, welche von äußeren Einflüssen und der Gewalt der Umstände diktirt ward. Von der Pfordtens Absicht, — stellt man gerechter Weise alle Folgen von 1848 und alle lokalen Einwirkungen in Anrechnung, — war vom bayrischen Gesichtspunkte aus keine verwerfliche, wenn sie auch eine eben so irrige wie beklagenswerthe genannt werden durfte.

Er wollte ein ſtarkes Regiment im Innern und eine unabhängige Politik nach Außen. Daß er ſich, Erſteres zu erlangen, mit dem Klerus liirte und um Letzteres zu finden, „Trias-Schwärmer“ wurde, war eben ein Verkennen der neu ſich geſtaltenden Weltordnung, die mit ihren gewaltigen Begebenheiten ſchließlich ſeine politiſchen Kartenhäuſer umwarf. —

Dieſe neue Weltordnung kündigte ſich bald genug durch gährende Streitfragen und Veränderungen im alten friedlichen Europa an, welche nur durch das Schwert ſich löſen und behaupten konnten. Das Jahr 1850 ſchon brachte den Kampf innerhalb der deutſchen Staatenfamilie. Radowitz' Unionsbeſtrebungen wurden ſowohl von den ſpecifiſchen Preußen, wie den Cabineten der übrigen Staaten ſcheel angeſehen. Oeſterreich wollte die alte Bundesſuperiorität womöglich mit verſtärkten Garantien als Handhabe gegen Preußen beſitzen, obwohl es ſich des alten hiſtoriſchen Rechtstitels: alleiniges Haupt der Deutſchen zu ſein, entledigt hatte. Es forderte die anderen deutſchen Mächte zur Bundesplenarſitzung in Frankfurt auf; Preußen proteſtirte. Der alte Rivalitäten-Kampf des vorigen Jahrhunderts, — durch die Freiheitskriege mühſelig erſtickt, — entbrannte neu und mußte über kurz oder lang zu offner Feindſchaft führen, einem Wendepunkte deutſcher Geſchichte, wo die Stimmen der Kanonen allein noch gehört wurden. Daß dies Jedermann in Deutſchland, Völker wie Regierungen, zu vermeiden wünſchte, lag auf der Hand. Das Project des Vierkönigsbündniſſes tauchte auf, der ſolidariſchen Verbindung Bayerns, Hannovers, Würtembergs und Sachſens. Dieſe Gruppe ſollte ſich als trennender Riegel zwiſchen die beiden rivaliſirenden deutſchen Großmächte ſchieben und ihre Obmacht neutraliſiren. Sowohl die geographiſche Lage wie intime politiſche Bande machten aber klar, daß dieſe Staatengruppe dauernd eine objective Haltung zwiſchen beiden Parteien nicht werde bewahren können. Weder Preußen noch Oeſterreich aber konnte dieſe — dritte deutſche Großmacht, wenn ſie wirklich eine wurde, genehm ſein. Clodwig Fürſt von Hohenlohe-Schillingsfürſt hatte ſchon das Jahr vorher im bayriſchen Reichsrath für Deutſchlands

Umgeſtaltung im Sinne eines „Anſchluſſes an Preußen“ ſeine Stimme erhoben, dieſelbe war aber völlig verhallt. Das Beuſt-Pfordten'ſche Vierkönigsbündniß wurde zwar ebenſo wie das Radowitz'ſche Project zu Grabe getragen, dafür aber hatte ſich eine preußenfeindliche Coalition zwiſchen Oeſterreich, Bayern und Würtemberg gebildet, das ſogenannte Bündniß von Bregenz (den 11. October 1850). Die meiſten, namentlich ſüddeutſchen Staaten gravitirten nun unverhohlen zu Oeſterreich, ſo daß es ſich mit dieſen ſeinen Verbündeten als neuer deutſcher Bundestag conſtituiren konnte. Hiergegen erfolgte Preußens Proteſt. — Fürſt Hohenlohe, welcher ſo das Gegentheil ſeiner Grundſätze und Hoffnungen verwirklicht, das Unheil einer offenbaren Zerreißung Deutſchlands vor Augen ſah, trat von ſeiner politiſchen Wirkſamkeit im bayriſchen Reichsrathe, wie von ſeiner Theilnahme an den deutſchen Parlamenten ins Privatleben zurück. Alle Verſöhnungsverſuche befreundeter Mächte ſchlugen bei Oeſterreich wie Preußen fehl, Letzteres verlangte die Gleichberechtigung mit Oeſterreich im Bunde und den Wechſel im Vorſitz, was das Cabinet von Wien zurückwies. Die heſſiſchen Wirren verſchlimmerten die feindſelige Spannung zwiſchen Nord und Süd noch mehr. Der — ſogenannte Bund (reſp. die Vertreter des engeren deutſchen Fürſtenkollegiums zu Frankfurt, welche dieſes Metternich'ſche Inſtitut ohne ſeinen Geiſt reaktivirt hatten) beſchloß gegen Heſſen die Bundesexecution und beauftragte Bayern mit derſelben. Dieſelbe ſich gefallen zu laſſen, hatte Preußen keine Luſt und General von Steinmetz marſchirte in Caſſel ein. Schon damals hing es blos an einem Haare, daß ein blutiger Zuſammenſtoß Deutſcher gegen Deutſche vermieden wurde. — In Wahrheit hätte ſich damals ein ſolcher für Preußen ſehr verbeten. Aus der Lebensgeſchichte des Grafen Roon erhellt bereits, daß der hohenzollernſche Staat zur Zeit militairiſch ohnmächtig war und Oeſterreich dies wußte. Wenn eine Stunde je für Habsburg gekommen war, Preußen unſchädlich zu machen, unter den Willen der in Frankfurt vereinten Regierungen zu beugen, jetzt oder nie! Es iſt Thatſache, daß dieſe Stunde von Oeſterreich benutzt wurde und

während Preußen noch mobil machte, bereits zum Einmarsch in Schlesien die kaiserliche Armee schon bereit stand. Das Haus Hohenzollern beugte zu Olmütz den Nacken. Die Schwarzenbergische Politik hatte mit dem Abschluß der Dresdener Conferenzen im Mai 1851 gesiegt. —

Dieser Sieg brachte verschiedene, die Zukunft bestimmende Folgen. Wäre er ein vollständiger und ewiger gewesen, dann hätte Habsburg eine fast größere Obmacht gewonnen gehabt, als es zur Zeit des großen Kurfürsten besessen hatte. Bei allen seinen Interessen, sei's daß sie in den Donauländern, sei's daß sie in Italien zu blutiger Entscheidung kamen, hätte es dann Deutschland mit in den Conflict reißen, zu einem schwereren Vasallendienste zwingen können, als das deutsche Kurfürstenkollegium in alten Zeiten ihm verwilligt hatte. Habsburgs Sieg zu Olmütz, völlig ausgenutzt und verewigt, wäre aber auch der Untergang Deutschlands gewesen! — Dieser Sieg war indeß nur ein scheinbarer und das fühlte man in Wien! Die Fürsten, welche vorher in Frankfurt zu einem engeren Bunde zusammengetreten waren, hatten dies freiwillig gethan, sie waren mithin also moralisch und durch die Pflicht der Ehre an ihn gebunden! Preußen war von Oesterreich aber in den Bund durch die Drohung, mit Waffengewalt ihm ins Land zu fallen, gezwungen worden, hatte der physischen Gewalt nachgeben müssen und so konnte es auch eben durch physische Gewalt nur in solchem Vertragsverhältniß erhalten werden. Dasselbe mußte sich mit dem Augenblicke ändern, wo Preußen dieser Gewalt eine gleich große entgegenzusetzen vermochte und von seinem freien Willen Gebrauch machte. — Eine andere Folge des Tages von Olmütz war, daß die übrigen deutschen Cabinete von der militairischen Ohnmacht Preußens sich absolut überzeugt hielten. Durch seine Demüthigung zwar hatte dasselbe den Frieden gewonnen, aber das frühere Maaß von Achtung am Bunde völlig eingebüßt. Ja, es that seinen Hauptgegnern nunmehr überaus Leid *),

*) Siehe Fürst Bismarck.

daß ſie Preußen zu Olmütz überhaupt Friede gewährt hatten, daſſelbe nicht völlig unſchädlich gemacht worden ſei. Fortan auf die eigene Uebermacht vertrauend, machte man alſo den Verſuch, von Bundeswegen dieſe Unterlaſſung zu corrigiren und durch permanente Majoriſirung jede ſelbſtſtändige Politik Preußens gänzlich zu verhindern. — Dieſe Verhältniſſe haben wir hier nur deshalb erwähnt, um im weiteren Entwickelungsgange Bayerns und der ſüddeutſchen Verhältniſſe nachweiſen zu können, daß der Begriff der „Bundestreue“, alſo des Feſthaltens an dem neuen, alſo gewordenen Bunde, für dieſe Staaten ein ganz anderer war, ſpäter ſomit ihrerſeits eine ganz andere Haltung bedingte, ferner in wie weit von Oeſterreich dieſe „Bundestreue“ ſpäter gebraucht worden iſt und in wie weit ſie Preußen nur verſtand. Ging die Welt eben und ruhig ihren Weg, wie zu Metternichs Zeiten und unter dem Schutze der heiligen Allianz, dann konnte ſchwerlich eine Aenderung in den gegenſeitigen Verhältniſſen deutſcher Cabinete eintreten. Außergewöhnliche Kataſtrophen dagegen mußten nothwendigerweiſe ein Vertragsverhältniß lockern oder brechen, das nur von einer Seite ein wirklich freiwilliges war. —

In den Jahren 1851 und 52 ließ man es allſeitig nicht an dem guten Willen fehlen, wenigſtens die perſönliche Freundſchaft zwiſchen Oeſterreich und Preußen, wie die heilige Allianz, deren Wächter beſonders Kaiſer Nicolaus I. war, durch die gepflegte Intimität ihrer drei hohen Vertreter zu erhalten. Dies ſchien nöthiger als je, denn Louis Napoleon hatte ſich zum Kaiſer durch Mittel gemacht, denen jede Gerechtigkeit noch Solidität fehlte, zwiſchen England und Frankreich hatte überdies eine Annäherung ſtattgefunden, welche weder Rußland, noch Oeſterreich oder Preußen glückverheißend erſcheinen konnte. — „Dieſelben Mittel, durch welche Regierungen entſtehen, — je nachdem ſie gut oder ſchlecht gewählt werden, — ſind es auch, die den Beſtand einer Regierung ſichern, oder ihren Untergang herbeiführen.“ Wendete man dieſe Staatslehre nun auf Napoleon an, ſo war klar, daß die Mittel von Gewalt und Liſt, welche das „empire“

hervorgebracht hatten, auch beſtändig von demſelben gebraucht werden mußten, um ſich zu erhalten, Napoleon alſo eine immerwährende Drohung für den Weltfrieden ſein werde. — Unerwähnt laſſen dürfen wir nicht, daß ſich von jetzt ab der römiſch-klerikale Einfluß in Deutſchland, die Ausbreitung des Jeſuitenthums in Nord und Süd mehr als zu irgend einer Zeit vorher fühlbar machte und die Organiſation eines Feldzuges erkennen ließ, welcher nichts Geringeres bezweckte, als durch den römiſchen Jeſuitismus die letzte Selbſtſtändigkeit des deutſchen Episkopat zu untergraben. Dies Beginnen hatte in Oeſterreich ſeinen mächtigen Unterſtützer dieſſeits, es fand ihn in Napoleon nach und nach jenſeits des Rheins!

Das Jahr 1853 brachte den Krimkrieg, die erſte Erſchütterung der europäiſchen Verhältniſſe. Schon wies ſich's aus, daß der deutſche Bund auf den zweideutigen Grundlagen, die er ſeit drei Jahren hatte, jedes haltbaren Gefüges entbehrte. Oeſterreich ſchloß ein Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen, der ruſſiſchen Gefahr gegenüber, — Bayern und Sachſen nahmen zu demſelben zwar eine vermittelnde, in deutſchem Sinne jedenfalls berechtigte Stellung ein, aber ihre Vermittelung ſchlug fehl und legte offen dar, daß in großen politiſchen Fragen Oeſterreich über den Bund hinweg immer ſelbſtſtändig mit Preußen operiren werde. Nachdem Rußland die Donaufürſtenthümer verlaſſen hatte, zog Preußen ſich von beſagtem öſterreichiſchen Separatbündniſſe zurück, das heißt, es machte von ſeiner politiſchen Freiheit nach eigenem Ermeſſen Gebrauch und zwar in preußiſch-deutſchem Sinne. Es war ſeine erſte Antwort auf Olmütz! — Die Folgen des Krimkrieges ſind bekannt. Die Schwarzenbergiſche Politik hatte ſchlechte Triumphe gefeiert, die heilige Allianz war todt und Napoleon der Tonangeber im Concert Europa's. Die Politik von der Pfordten's hatte während der überſtandenen Kriſis ſomit auch kein Glück gehabt. War Preußen wirklich in ſeiner Wehrkraft ohnmächtig, der Bund ſicher noch mehr. Mit Erſterem vereint konnte der Bund von Oeſterreich immer majoriſirt werden und die übrigen, in Frankfurt vertretenen Staaten hatten dann

erſt zu ſelbſtſtändiger Stellung einige Ausſicht, wenn es zwiſchen den beiden großen deutſchen Rivalen zu einer Kriſis kam. Ob ſie dieſelbe würden überdauern, ihr gar die Spitze abbrechen können, — das eben war die Frage! — Dieſe Kriſis ſah von der Pfordten eben voraus und die Furcht vor ihr hatte ihn zu dem Ideale ſeines Lebens, der Trias-Idee gebracht, dem Gedanken eines Dreikönigs-Bündniſſes zwiſchen Bayern, Würtemberg und Sachſen. — Dieſer Gedanke war ſehr gut bayriſch gemeint, aber er war eine politiſche Phantasmagorie! Pfordten und die ihm gleichgeſinnten mitteldeutſchen Staatsmänner konnten nicht einmal in der Neuenburger Affaire verhindern, daß Oeſterreich und Preußen auf einander platzten; Napoleon erſt übernahm das Werk der Vergleichung. —

Obwohl nur eine innere preußiſche Angelegenheit, konnte dennoch die hoffnungsloſe Krankheit Friedrich Wilhelms IV., welche die Zügel des preußiſchen Staats in des Prinzen Wilhelm, unſeres nachmaligen Kaiſers, Hände brachte und der damit verknüpfte Syſtemwechſel auch nicht ohne Folgen auf Süddeutſchland, Bayern insbeſondere, bleiben. Mit dem Falle des Miniſteriums Manteuffel hielt bei den bekannten Geſinnungen des kraftvollen Prinz-Regenten die Olmützer Politik nicht mehr vor. Schon im Krimkriege hatte Preußen bewieſen, daß es derſelben nur widerwillig folgte, ähnliche politiſche Konſtellationen aber eine jetzt um ſo reſervirtere Haltung ſeinerſeits hervorrufen würden. Kaum hatte ſich auch in Berlin das neue freiſinnige Regime etablirt, als ſchon das große politiſche Ereigniß eintrat, der italieniſche Krieg, welcher den Bund noch mehr erſchütterte und namentlich Bayerns Mitleidenſchaft in höherem Maaße als die jedes anderen ſüddeutſchen Staates hervorrufen mußte. —

Was Napoleon eigentlich unternahm, als er Italiens Einheit auf Koſten des heiligen Stuhls und Oeſterreichs gründete und letzteres (Venetien ausgenommen) hinter die Alpen zurückwarf, wird in dem Lebensbilde des Fürſten Bismarck zu ſchildern verſucht werden und wie dieſer Krieg der eigentliche Grund wurde, die ultramontan-klerikale Frage unter ſo leidenſchaftlicher

und verblendeter Form in unſeren Tagen zum Austrage zu bringen. Wir wollen das Weltereigniß dieſes Krieges, — denn das war es trotz 1866 und 70, — hier nur nach den Folgen betrachten, welche es für Bayern hatte und ſeine zukünftige Haltung bedingen mußte. Der römiſch geſinnten Hierarchie Bayerns mußten ſowohl die tödtlichen Schläge, welche Pius IX. als auch Oeſterreich erlitten hatten, ein Dolchſtoß ins eigene Herz ſein, König Max mußte ſich aber von deſſen Folgen ſchon als naher Verwandter des Hauſes Oeſterreich tief berührt fühlen. — Nicht blos der Abbruch an Länderbeſitz und politiſchem Einfluſſe in Italien, welchen Habsburg *an ſich* erlitt, auch daß deſſen Unglück Modena, Toscana, kurz eine Dynaſtenreihe ins Verderben riß und landlos machte, welche den Wittelsbachern verſchwägert war, mußte in des Königs Herzen große Bitterkeit zurücklaſſen und ihn, — ſelbſt wenn er die Lage Pius' IX. außer Erwägung ließ, — unverſöhnlich gegen den italieniſchen Einheitsſtaat ſtimmen. Die Politik von der Pfordten's hatte einen neuen Stoß erlitten. Preußens Anträge waren während des Krieges (25. Juni) am Bunde angenommen worden und als Oeſterreich daſſelbe durch Bundesmajoriſirung zur Allianz gegen Italien und Frankreich zwingen wollte, ſtanden dieſe beiden Gegner abermals Stirn an Stirn und Preußen verweigerte es, mitzuſpielen. — Der Tag von Villafranca war in ſeinen Folgen fürchterlich für Oeſterreich und ſeine Anhänger, aber wir glauben nicht, daß von der Pfordten die *ganze Tiefe des tragiſchen Ereigniſſes begriff*, was ſich bei dieſem Frieden vollzog, ſonſt hätte der Stoß, den ſein Syſtem erlitt, ihn jetzt — nach Norden führen, der bayriſchen Politik eine ganz entſcheidende Wendung geben müſſen. Der einzige Mann, welcher in Bayern den *rechten Blick* für das beſaß, was unwiderruflich ſich vollzogen hatte, war Clodwig, Fürſt von Hohenlohe-Schillingsfürſt. Er trat im Jahre 1860 *wieder* in die Kammer des Reichsraths ein und erklärte oft und laut genug, daß weder die Trias-Idee noch die Sympathie für Oeſterreich Bayern jemals *Glück* bringen könne! —

Die Differenzen zwiſchen Oeſterreich und Preußen mußten ſich *nach* dieſem Kriege nur verſchärfen. Die ſchleswig-holſteinſche

Frage bot die erste äußere Veranlassung und sie sollte schließlich auch der Eris-Apfel werden, dessen Folgen den alten Bund vernichteten. Daß Preußen fester auftrat hätte man schon aus der Haltung des Prinz-Regenten Wilhelm bei Einweihung der Rhein-Nahe- und Saar-Bahn (im Mai) ersehen können, auch die Circular-Depesche des Berliner Cabinets an seine Vertreter betreffs der deutschen Sache war deutlich genug. Des Prinz-Regenten Energie Napoleon in Baden-Baden gegenüber, wie die Erklärungen, welche er der deutschen Fürstenversammlung daselbst betreffs des Bundestages gab, hätte schließlich Jedermann, von der Pfordten zumal, einleuchtend machen sollen, daß der Tag von Olmütz für Preußen vorüber sei. Als ein Zeichen echt biederer, fürstlicher, wie verwandtschaftlicher Gesinnungen Maximilans II. muß es bezeichnet werden, wie er in Baden herzlich bemüht war, die obwaltenden Gegensätze zu versöhnen! Sein Werk war auch die Zusammenkunft des Kaisers Franz Joseph und des Prinz-Regenten Wilhelm in Teplitz! —

Nach seines Bruders Tode hatte im nächsten Jahre Prinz Wilhelm den preußischen Thron bestiegen, die Heeresorganisation war von ihm in Angriff genommen worden und hatte den Verfassungsconflict in Preußen erzeugt. Obwohl Fürst Hohenlohe, — Bayerns getreuer Eckart, — von der Pfordten wie den österreichisch gesinnten Minister von Schrenk wiederholt eindringlichst mahnte, die Macht des bayrischen Staats nicht zu überschätzen, dessen wahren Vortheil so blind nicht zu verkennen, — man blieb für seine Mahnungen taub. Seit Olmütz war es einmal ausgemacht, daß Preußen, — komme es auf's Aeußerste, — ein ohnmächtiger Gegner sei, und gerade der Conflict in seinem Innern bestärkte die übrigen, besonders süddeutschen, Bundesfürsten in diesem Gedanken in dem gleichen Grade, mit dem der Conflict Ausdehnung gewann und das ganze innere Volksleben Preußens in Mitleidenschaft brachte. Im October 1862 stand dem Hause Wittelsbach durch die griechische Revolution, welche König Otto I. abdanken machte, abermals eine schmerzliche Prüfung bevor und ein Jahr später segnete der greise König Ludwig das Zeitliche. —

Wer hätte ahnen können, daß ihm sein Sohn Maximilian so bald schon durch die dunkle Pforte ins Jenseits folgen werde?! — —

König Maximilian war schwächlich und viel kränklich. Deshalb konnte er sich nicht entschließen, häufiger im persönlichen Verkehr mit seinen Ministern zu arbeiten. Dieselben hatten meist ihre Anträge schriftlich einzureichen und erhielten schriftlichen Bescheid zurück, der ganze Regierungsmechanismus ging sonach durch die Hände des Cabinetssecretairs und Staatsraths von Pfistermeister.*) Dieser Mann, wie diese Art der Erledigung der öffentlichen Geschäfte haben viel böses Blut gemacht und zu schlimmeren Annahmen geführt, als in der That gerechtfertigt gewesen sind. Daß eine solche Regierungsleitung, — mochte nun Minister sein, Wer wollte, — seine großen Uebelstände hat, liegt auf der Hand, der größte zunächst für den Herrscher selbst ist — gewohnheitsmäßige Einseitigkeit! Sie erdrückt auch den genialsten Mann, weil sie ihn physisch abhängig macht, ihm den freien Blick raubt. — In dies viel beschrieene „geheime Cabinet" von Pfistermeister trat am 1. Januar 1863 der Ministerial-Assessor und Bezirks-Gerichtsrath Lutz als zweiter Cabinetssecretair und zu diesem Manne faßte König Max sehr bald ein herzliches Vertrauen. — In diesem Jahre, das ihm den Vater raubte, standen Maximilian II. Aufgaben bevor, welche nicht nur die Reinheit seines Charakters, sondern auch seine volksthümlich deutsche Gesinnung ins hellste Licht setzten. Daß er mit ihnen nicht durchkam, gerade von der Seite eine Enttäuschung erfuhr, wo er sie nicht erwartet hatte, mag vielleicht dazu beigetragen haben, einem Herzen eine unheilbare Wunde zu schlagen, das den deutschen Gedanken, ob auch in seiner besondern Art, aber reiner und treuer doch in sich trug, als Manche, die — ihn heuchelten. Es war leider zu spät, da noch Einigkeit zu erhoffen, wo kein geistiges Einigungsband mehr vorhanden war! Wir meinen die fruchtlose Veranstaltung des Fürstencongresses zu Frankfurt! — Aus authentischen, weder in Bayern noch in Preußen geschöpften — Quellen können wir ver-

*) Siehe unter Minister von Lutz.

ſichern, daß weder König Max noch von der Pfordten an der Entſtehung dieſes diplomatiſchen Wind-Eies Antheil hatten. Daſſelbe war vielmehr eine mittelſtaatliche Geburt! — Des Königs Haltung bei dem Beſuche König Wilhelms I. von Preußen in München, wie im Auguſt auf dem Fürſtencongreſſe ſelbſt, gaben für ſeinen Eifer Zeugniß, Verſöhnung mit den deutſchen Cabineten zu erzielen und den deutſchen Sympathien des Volks gerecht zu werden. Daß in Frankfurt Nichts zu Stande kam, war alſo nicht Maximilians II. Schuld! Greller nur waren die Diſſonanzen innerhalb des Bundes geworden und nirgend als bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich klarer, daß die verſchiedenen Regierungen nur ihr particulares Intereſſe, nicht Gemeinſinn und Opfermuth zu Gunſten des Ganzen im Auge hatten, kurz, daß dem deutſchen Bund in ſeiner veralteten, widernatürlichen Form*) jede reelle Lebenskraft abging. — Ein plötzlich eintretendes Ereigniß ſollte die Richtigkeit dieſer troſtloſen Thatſache erhärten. Nachdem ſchon die Annahme des berüchtigten Reichsrathsentwurfs in Kopenhagen Deutſchland wegen der Frage der Elbherzogthümer in Unruhe verſetzt hatte, brachte der plötzliche Tod König Friedrichs VII. und die Thronbeſteigung Chriſtians IX. dieſe Angelegenheit zur Entſcheidung. Obwohl der Bund die Occupation der Herzogthümer beſchloſſen hatte und ſeine Truppen marſchiren ließ, hatte ſich Oeſterreich trotz des Fürſtentages mit Preußen vereinigt und ſeinerſeits die freiwillig eingegangene Pflicht gegen den Bund verletzt, indem es eigenmächtig an Preußens Seite den Austrag dieſer deutſchen Sache übernahm! Man ſah nur zu deutlich, daß es ſeit dem letzten Auguſt die übrigen Bundesſtaaten bei ſeinen Entſchlüſſen als durchaus nebenſächlich betrachtete. —

Das Jahr 1864 brachte den ſchleswig-holſteinſchen Krieg und ſchon, bevor der erſte Schwertſtreich am Dannewerk erfolgte, war einſichtigen bayriſchen Politikern nicht mehr zweifelhaft, daß ſich ein Wendepunkt in den Angelegenheiten Deutſchlands vorbereite. — Und gerade in dieſer Zeit, wo die Zukunft mehr als je ſich

*) Bei Fürſt Bismarck.

verfinſterte, man ihren Räthſeln rathlos gegenüberſtand, mußte der plötzliche Tod Maximilians II. Bayern verwaiſen laſſen, und einen noch nicht 19jährigen Jüngling ohne Welterfahrung auf den vereinſamten Thron ſetzen, — König Ludwig II.!! —

Der 10. März war für das Land ein zwiefacher Trauertag! Tief erſchütternde Scenen hatten ſich in der Nacht vom 9. zum 10. im Königsſchloſſe zu München ereignet und die Stadt war in tiefſtem Leide. König Max war populär geweſen wie wenige Fürſten, und noch heute iſt ſein Andenken in Bayern bei Jedermann ein geſegnetes. „Gewiſſenhafter, als er war", ſagt unſer Gewährsmann, „ängſtlicher und ernſter beſorgt für die Ausbildung ſeiner eigenen ſittlichen Vollendung habe ich wenig Menſchen kennen gelernt. Von Frivolität war nicht eine Faſer an ihm. Wäre er nicht kränklich und ſchwächlich geweſen und hätte in Folge deſſen eine gewiſſe — Unſchlüſſigkeit beſeſſen, er hätte noch Bedeutenderes geleiſtet!" — Sein Volk hatte wohl Urſache, ihn in dem Augenblicke zu betrauern, wo es mehr als je ſeiner vorſichtigen Leitung bedurfte! Es hatte wohl Urſache, König Ludwig, ſeinen Nachfolger, zu beklagen, der als Jüngling — mitten aus ſeiner Entwickelung geriſſen — die Schwere der Regierungslaſt auf ſich nehmen und das Steuer des Staats ergreifen ſollte, wo die Wogen höher, grollender rauſchten als je, das Ziel nebelhafter, düſterer als ſelbſt im Jahre 1848 vor den Blicken der Patrioten lag! —

Es giebt wohl kaum einen Monarchen unſeres Jahrhunderts, über den abenteuerlichere, liebloſere, ja ſelbſt geradezu lügenhafte Gerüchte in Umlauf geſetzt worden ſind, der ſo verkannt und mißverſtanden worden wäre, als Ludwig II.! Unkenntniß einerſeits, nichtsnutzigſte, auf ſein Gemüth liſtig berechnete Partei-Intriguen andererſeits haben ſich bemüht, ihn gefliſſentlich zu verletzen, ſeine Thatkraft zu untergraben, ihn ſo viel als möglich in einem Verhalten zu beſtärken, das nur den ſchwarzen Schaaren Roms und jener herrſchgierigen Sippe zu Gute kommen konnte, welche ſich nicht ſcheute, ihn ſchon vor Jahren als „thronunfähig" zu bezeichnen! —

Aengſtlich behütet und iſolirt erzogen, hatten bisher Poeſie und Wiſſenſchaft in Ludwig II. eine innere Welt erbaut, er war ein wahrhaft begeiſterter deutſcher Jüngling geworden und in der Stille gleich ſchön und kraftvoll an Leib wie Seele auferblüht. — Naſe, Kinn und Mundbildung gleichen der ſeiner Mutter, die eine der ſchönſten, von Liebreiz erfüllten preußiſchen Prinzeſſinnen war. Die gedankenvolle Stirn hat er vom Vater, dem Großvater zumal, welchem er überhaupt in ſehr vielen Stücken gleicht, und das tiefe, dunkle — faſt italieniſch glühende — Auge iſt erfüllt von Innigkeit und Schwärmerei, ein Spiegel ſeiner ewig fluthenden und kreiſenden Gedanken. Aus dem ſchwächlichen Knaben war eine Apollogeſtalt geworden und der Ausdruck ſeines Geſichts, die entſchiedene Kürze und Beſtimmtheit ſeiner Bewegungen verriethen eine Willenskraft, die jeden Augenblick bereit iſt, aus ſich herauszutreten und Entſchlüſſe ins Werk zu ſetzen, welche, ſo natürlich ſie auch ſind, doch ſtets überraſchen, ihn der Bewunderung und Liebe ſeiner Mitmenſchen werth machen ſollten. — Am 25. Auguſt 1863 war er 18 Jahr alt geworden und hatte nach dem bayriſchen Staatsgrundgeſetz die Volljährigkeit erreicht. Nach ſeines königlichen Vaters Willen ſollte er nun mehr ins Leben treten, ſeine in der Zurückgezogenheit begonnene Entwickelung ſollte ſich jetzt in der Freiheit des Lebens vollenden. Er hatte zunächſt an der Univerſität München die naturwiſſenſchaftlichen Collegien von Liebig und Jolly beſucht, ſpäter ſollte er ſich auf anderen deutſchen Hochſchulen die hiſtoriſchen, rechts- und ſtaatswiſſenſchaftlichen Disciplinen zu eigen machen, damit er einſt ein König werde, ganz der freien Geiſteskultur und dem ſozialen Wohlſein ſeines Volks geweiht. Aus dieſer Epoche ſeiner Vorbereitung zum Fürſtenamte, aus der ſegensreichen Sphäre pulſirenden geſunden Lebens wurde er durch des Vaters Tod rauh und plötzlich hinweg und auf die einſam ſteile Höhe der Majeſtät geriſſen, zu der Pflicht genöthigt, mit 19 Jahren ſchon Vater eines Volks zu ſein! — Wenn der Leſer auf ſeine eigene Jugend zurückblickt, nachdenkt, was er in ſolchem Lebensalter denn wohl Großes ſchon geweſen ſei, welchen Thorheiten

er ſich gerade in dieſer verführeriſchſten aller Lebensperioden ſchuldig gemacht habe, welche Verirrungen er nachmals vielleicht zu beweinen und zu büßen hatte, der wird in den ſchwärmeriſchen, ſich öfters phantaſtiſch äußernden Wallungen eines jungen Mannes nichts Tadelnswerthes deshalb gerade erblicken dürfen, weil derſelbe vorzeitig König geworden war. Für Bayern, für Deutſchland wurde er es wahrhaftig zu rechter Zeit!! Alles Träumen, alles Thun, aller überſprudelnde Drang dieſer fürſtlichen Jünglingsſeele war allein auf Erwerbung und Erkenntniß des höchſten menſchlichen Beſitzes gerichtet, auf das Gute, Wahre und Schöne, auf die Idealität, der er einen Thron erbauen wollte in dieſer materiellen, von Streit und Begierden zerriſſenen Welt! Nicht einer That konnte er ſich zeihen, die nicht aus lauterſtem Empfinden entſprungen geweſen wäre und deren Andenken ihn erröthen gemacht hätte. Rein und keuſch wie ein Kind, empfindungsvoll wie eine Frau, feurig und dürſtend nach hohem Thun wie ein Jüngling — ſo beſtieg er den alten Thron der Wittelsbacher! — Und welche Aufgabe ſtand ihm bevor, welche Erbſchaft war's, die er antrat? — Er überkam alle Uebelſtände nicht nur, die ſein Vater ſeit 1848 ſowohl von Seiten des Liberalismus, als von Seiten der unerſättlichen Kleriſei hatte auf ſich nehmen müſſen, er übernahm auch den alten deutſchen Bundesjammer und die Folgen des ſchleswig-holſteinſchen Krieges, der eben im Sturme von Düppel ſeinen entſcheidenden Abſchluß gefunden hatte! — Schon an König Max waren in letzter Zeit zahlreiche Petitionen aus München, Augsburg, Nürnberg und anderen Städten für Wahrung der Anſprüche des Prinzen von Auguſtenburg gerichtet worden und dieſe Frage erregte das Volk tief. In Bayern ſo wenig als in der preußiſchen Mark konnte ſich der Liberalismus die Fürſtenthümer unter einer andern Regierungsform, als der eines Mannes denken, welcher gewiß am allerſchuldloſeſten an deren Befreiung geweſen iſt. —

Ludwig II. hielt den Willen, wie die alten Diener ſeines verewigten Vaters in Ehren. Die Cabinetsräthe von Pfiſtermeiſter und Lutz blieben, ebenſo das Miniſterium von der Pfordten-Schrenk,

aber von nun ab hörte die alte, geheime, — Zweideutigkeiten nur zu ſehr begünſtigende — Behandlung der Regierungsangelegenheiten auf. Das geheime Cabinet beſaß nicht mehr ausſchließlich das Ohr des Monarchen, denn der junge König befahl regelmäßigen Vortrag durch die Miniſter und freie perſönliche Erörterung der Staatsgeſchäfte direct mit ihm ſelbſt! Ludwigs zweite Entſchließung beſtand in der Beauftragung des bayriſchen Bundestagsgeſandten, den Antrag auf Anerkennung des Auguſtenburgers als Herzog von Holſtein zu ſtellen. — Der Beſchluß Oeſterreichs und Preußens, ſich allein als Sieger zu betrachten, nachdem ſie allein den Krieg geführt hatten, mithin dem Bunde über die Geſchicke der Elbherzogthümer keinerlei Dispoſition einzuräumen, machte jedoch alle Beſtrebungen Bayerns nach dieſer Richtung illuſoriſch. — Ein anderer Kampf entſpann ſich und zwar innerhalb des Landes, der Kampf der Finſterniß gegen das Licht! Vordem hatte der Ultramontanismus, — deſſen eigentliche Seele und Ober-Papſt der Orden Loyola's geworden war, nur ein vorbereitend Tiralleurgefecht gegen die moderne Staatsidee geführt, war, nachdem er in Oeſterreich, Bayern, Belgien und ſchließlich Frankreich ſelbſt die Hand zur Unterdrückung demokratiſcher Gährungen geliehen hatte, kühner vorgerückt. Seit dem italieniſchen Kriege aber, der ihm den vernichtenden Brand auf den eigenen Herd geſchleudert hatte, hatte er ſich in allen von ihm beeinflußten Ländern in Schlachtordnung geſtellt, um den Kampf ſolidariſch zu beginnen, den Kampf „der ſchwarzen Internationale!“ — Nachdem eine Beſprechung des bayriſchen Episcopat im Juli 1864 ſtattgefunden, welche gemeinſame „Maßnahmen“ gegen die in Ausſicht ſtehende, von ihm gefürchtete Schulreform betraf, war von demſelben am 21. c. m. eine Adreſſe an den jungen Monarchen gerichtet worden, welche — nach den üblichen Ergebenheitsverſicherungen — auf die Leitung der Schule im Sinne der Kirche hingewieſen und die concordia inter imperium et sacerdotium betont hatte, wie wenn die Regierung und die Kirche in Bayern zwei gleiche Souveraine wären, die mit einander diplomatiſch paktiren müßten! König

Ludwig II. antwortete: „Daß die Ziele, welche die kirchlichen Oberhirten verfolgen, ebenso die Mittel und Wege, deren sie sich zu bedienen gedächten, unter vollständiger **Wahrung** der von seinem Vater sorgfältig gehegten, höchst glücklichen confessionellen Zustände des Landes auch Entzweck und Wege seiner Regierung sein könnten." — Wenige Monate nach dieser Ergebenheits-Adresse der Bischöfe aber brach der kirchliche Conflict aus, welcher den moralischen Gehalt vorbenannter Adresse als durchaus nichtig erwies. Der Bischof von Speyer hatte gegen die Bestimmungen der Verfassung eine von der Staatscontrole unabhängige und ihr entzogene Lehranstalt zu eröffnen versucht. Kultusminister von Koch schritt auf directen Befehl des jungen Königs ein und verbot zugleich die Abhaltung von Schullehrer-Exercitien durch die **Jesuiten ohne** die königliche Erlaubniß! Es war sicher ein deutlicher Wink, daß Ludwig II. den Staat nicht den Ultramontanen preisgeben wolle! Aber bereits klang der erste Trompetenstoß des Vaticans zum Streit. Das Rundschreiben Pius' IX. „Quanta cura" mit dem „Syllabus errorum" erschien und der Jahresschluß brachte die „Encyclica"! Eigentlich hatte mit ihnen jede gesunde Discussion aufgehört, das Wort konnte nun nicht mehr als Mittel der Verständigung, sondern nur noch als Waffe gebraucht werden! — —

Im Sommer dieses Jahres machte Ludwig II. eine Bekanntschaft, die ihm nicht nur von vielen Seiten üblen Leumund, sondern auch persönlich wohl manche schwere Enttäuschung bereiten mußte; es war seine Bekanntschaft mit Richard Wagner. Wir haben hier am allerwenigsten unsere kunstkritische Meinung über den Letzteren zu äußern. Den großen Willen Wagner's hochachten wir, wir verehren einen Theil seiner Werke aufrichtig, die Wege aber, diesen Willen zu erreichen, verwerfen wir völlig, weil sie niemals dahin führen werden, „das deutsche Theater zu jener national-pädagogischen Bedeutung zu erheben, welche einst der griechischen Bühne zukam". — Das allein sei vorausgeschickt, denn wir haben es nur mit dem jungen Bayernkönige Ludwig, mit seinem idealen Streben, seinem empfindungsvollen Erfassen

des Ideals deutſcher Kunſt, alſo dem einen Faktum — und dann dem zweiten zu thun, daß dieſes hohe königliche Wollen nicht mit dem Reſultate endete, „das deutſche Theater zur pädagogiſchen Bedeutung der griechiſchen Bühne“ zu erheben. — Viele äußere Anläſſe kamen hinzu, eine Kunſtfreundſchaft zu lockern, welche nicht auf gleichen Vorausſetzungen beruhte. Die Ultramontanen ſahen in der muſikaliſchen Liebhaberei des Königs und in der Macht, welche Wagner's Perſönlichkeit auf denſelben übte, eine drohende ketzeriſche Concurrenz, die liberalen Parteien grollten, daß in einer Zeit der Bewegung die „Wagner-Angelegenheit“ wie eine Cabinetsfrage ſich anließ; ſchließlich machte ſich das brüske Gebahren des „unfehlbaren“ Meiſterſingers bei allen Denen unmöglich, ohne deren Eingreifen überhaupt theatraliſch niemals Etwas zu erreichen ſein wird. Nach 1¼ Jahren ungefähr verließ Wagner Bayern und außer bedeutend erhöhterem Anſehen nahm er auch des Königs künſtleriſche Theilnahme mit, denn Ludwig II. — großherziger, als je ein Monarch, — wußte die Perſon und die Sache zu trennen! — Wir wiſſen es nicht, aber möchten ſtark vermuthen, daß die Erfahrung dieſer Kunſtbekanntſchaft dem Hange des jungen Königs zur Einſamkeit einen erhöhteren — nicht glücklichen Impuls gegeben hat. Aus der ſtillen Welt der eigenen Ideale glaubte er durch die Wagner'ſche Richtung ins ideale Kunſt-Daſein zu treten, die Träume ſeiner Bruſt dachte er durch dieſe neuen Kunſtgebilde verkörpert zu ſehen; — vor ſeinem Ideale aber hielt die nackte Wirklichkeit nicht Stich! Ludwig II. nahm ſeine verlorenen, erbleichenden Kinder zurück wieder in die eigene keuſche, ſonnenhelle Bruſt und — wollte von ſolcher Art ihrer Praxis nichts mehr wiſſen. Wenn das im Sinn der deutſchen Kunſt gar nicht tief genug bedauert werden kann, ſo kann es im Sinne des deutſchen Vaterlandsgedankens aber nicht hoch genug gefeiert werden! Die unverſtandenen Ideale ſeiner Seele reiften dennoch weiter und als die goldne Stunde kam, da ſie groß geworden in der wachſenden Gluth der Zeit, da blühten ſie auf zu nationaler That, die Ludwig den Deutſchen unvergeßlich macht in der deutſchen Geſchichte! — —

Miniſter von Schrenk, der das Präſidium des bayriſchen Cabinets bis dahin geführt hatte, ward im December durch den früheren Chef des auswärtigen Amtes von der Pfordten erſetzt. Wie in Preußen durch Bismarck, ſo war durch ihn nunmehr die innere und äußere Politik Bayerns in einer Hand vereinigt. Derſelbe inaugurirte ſich mit der bekannten energiſchen Circulardepeſche an die Bundesregierungen: des Auguſtenburgers Rechte den „Uebergriffen“ Oeſterreichs und Preußens gegenüber zu wahren. — Vergeſſe man nicht, daß bei dieſer Frage damals die Wünſche des bayriſchen Volks, die Anſichten der übrigen Bundescabinete und die liberale Majorität in Deutſchland überhaupt auf von der Pfordten's Seite ſtanden. Preußen antwortete mit der Drohung, den Zollverein zu kündigen, einer Preſſion, die eben unwiderſtehlich war*). Urtheile man jetzt über dieſe Politik, wie man wolle, — zugegeben, daß ſie auf einer falſchen Vorausſetzung beruhte, — ſie bewegte ſich doch entſchieden auf dem damals noch anerkannten Rechtsboden des deutſchen Bundes, wie er eben einmal war. Dem Gedanken, Prinz Friedrich von Auguſtenburg zum Herrſcher der Elbherzogthümer zu machen, war man übrigens in Preußen nichts weniger als abgeneigt. Dieſer Prinz iſt in erſter Linie ſelbſt Schuld, daß er Das, was er wünſchte, nie errang. Preußen, um das Blut ſeiner Tapferen nicht ganz vergebens für ſein Land vergoſſen zu haben, verlangte Nichts, als daß ihm diejenigen maritimen und militäriſchen Etabliſſements als erſter nordiſcher Schutzmacht verblieben, ohne welche die Herzogthümer ſelbſt hülflos ſein mußten. Bei Gelegenheit des Gaſteiner Vertrags 1865, der die Verhältniſſe der zurückgewonnenen nordiſchen Lande für die Zukunft doch regeln ſollte, wendete ſich Bismarck nämlich an den kräftigſten Kämpfer für des Auguſtenburgers Recht, an von der Pfordten ſelbſt, damit dieſer den Prinzen zu einem billigen Vertrage beſtimme. Bayerns Miniſterpräſident aber übernahm dieſen Auftrag, eben weil er ihn auch für **billig** hielt, und ward von dem Auguſten-

*) Fürſt Bismarck.

burger abgewiesen!*) Wie derselbe alsdann auf eigene Faust unter Oesterreichs Aegide für sich bis Frühjahr 1866 operirte, ist bekannt. — In Bayern hatte sich bereits eine Fortschrittspartei mit national-liberalem Programm gebildet. Am 30. März 1865 eröffnete man die seit 1863 vertagten Kammern. Die Trennung der bisherigen Majorität derselben (Lerchenfeldt) in eine Rechte und ein Centrum erfolgte, indeß die Abgeordneten der Rheinpfalz und die Fortschrittspartei die vereinigte Linke bildeten. Der König überraschte geradezu die Kammer mit einem höchst liberalen, vergeblich von König Max II. erbetenen Gesetz, das die Finanzperioden von einer 6jährigen auf eine 3jährige Dauer abänderte. Allerdings brachte Ludwig II. mit diesem Gesetz seine Regierung in eine größere Abhängigkeit von der Volksvertretung, aber ihm galt die Wohlfahrt des Landes höher, als seine Prärogative. — In dieser Session brach der Kampf zwischen den beiden Kammern los. Der Erlaß einer Amnestie für 1849 ward eben so vom Reichsrath verworfen, wie ein Gesetz zu des letzteren zeitgemäßer Umbildung. Im December desselben Jahres that König Ludwig II. einen für ihn persönlich und sein Haus nicht leichten, vom bayrischen Gesichtspunkte aus aber nach zwei Richtungen hin entscheidenden Schritt von höchster politischer Bedeutung. Er erkannte das Königreich Italien an, also dieselbe Ordnung der Dinge, welche der römischen Curie wie Oesterreich so tief ins Lebensmark schnitt, seinem eignen Herrscherhause so manche brennende Wunde zugefügt hatte! Selbstredend stand Bayern mit der Anerkennung Italiens nicht in erster Reihe, aber daß König Ludwig II. sich überhaupt zu derselben verstand, war ein Opfer, das er seiner staatsmännischen Einsicht an Gefühlen brachte, die eben so ehrwürdig wie natürlich gewesen waren. Von da ab sah der Ultramontanismus ihn als seinen Gegner an, erwartete von ihm sein Heil nicht mehr! Der Kampf gedieh nur noch heftiger und der Jesuitismus sah sich nach Helfershelfern Oben wie Unten um, damit der Liberalismus eines Königs beseitigt werde, den

*) Unter Bismarck.

Einſamkeit nicht abhielt, Menſchen und Dinge rechtzeitig zu durchſchauen! — Gelegenheit zu Allianzen ſollte ſich ſchon finden.

In demſelben Herbſt und Winter zeigte ſich ſchon, daß Oeſterreichs und Preußens Condominat in den Herzogthümern die Urſache unverſöhnlichen Bruches werden müſſe, und je näher das Frühjahr 1866 rückte, je ſchroffer die Gegenſätze zwiſchen Wien und Berlin hervortraten, deſto klarer wurde die Unausbleiblichkeit der Waffenentſcheidung. Ludwigs II. deutſches Gemüth wurde von dieſer Geſtaltung der Dinge aufs Tiefſte berührt, ſein Herz ſträubte ſich gegen einen Krieg, der ihm wie ein Verbrechen gegen die eigene Natur erſchien! Alles Erdenkliche bot er zur Abwendung deſſelben auf, um nicht der blutigen Schuld deſſelben theilhaftig, nicht in den Bruderkampf mitgeriſſen zu werden. Nach Wien erklärte er, daß eine Berufung an den Bund nur dann erſt erfolgreich ſein könne, wenn Oeſterreich auf den Rechtsboden des Bundes wieder zurückkehre; zugleich beeiferte er ſich angelegentlichſt in Berlin, eine Verſöhnung herbeizuführen. Man muß es Freiherrn von der Pfordten laſſen, daß er zu Denen **nicht** gehörte, welche die Kriegsflamme ſchürten, ſeinerſeits Nichts unverſucht ließ, das Unheil völliger Zerreißung und dauernder Feindſchaft im Herzen Deutſchlands abzuwenden. Nicht etwa aus bayriſcher oder ſelbſt direct preußiſcher Quelle, von einer anderen, — im Uebrigen durchaus deutſch-preußiſch geſinnten Autorität wurde uns verſichert, daß Pfordten, ſo wenig er die Berliner Regierung auch liebte, „nichts weniger als den Kampf Oeſterreichs und Preußens gewollt und ſo viel an ihm lag, für friedlichen Ausgleich ſich verwendet hat!“ — Es war vergebens! Am 2. April mußte die Ausrüſtung der bayriſchen Armee angeordnet, am 10. Mai die Mobilmachung erklärt werden. Vielleicht wäre Bayern gar nicht in die Lage gekommen, ſeine Truppen über die eigenen Grenzen zu entſenden, alſo offenſiv mitzuwirken, wäre nicht Oeſterreich am 1. Juni zum Bundesſtandpunkte zurückgekehrt, indem es die Herzogthümerfrage der Entſcheidung in Frankfurt anheimgab. — Abgeſehen von der Verwandtſchaft, welche das Haus Wittelsbach an Habsburg knüpfte, den Bundesverträ-

gen, welchen Bayern ſeiner Zeit freiwillig beigetreten war, mußte Treue bewahrt werden und mit Schmerz ging man an die blutige Entſcheidung. — —

Die Majorität der Volksvertretung hatte unbedingt den Krieg votirt und wer den bayriſchen Volksgeiſt bis zum Jahre 1869 zu beurtheilen vermochte, wer die Stimmung 1866 in Süddeutſchland ſelbſt ſah und wie unendlich falſche Begriffe man ſowohl von dem phyſiſchen wie geiſtigen Vermögen Preußens hatte, den kann eine Täuſchung nicht Wunder nehmen, welche ſo tauſendfältige Nahrung gefunden, ein Widerwille, der ſowohl im Stammesunterſchiede als in der Geſinnung beſtand. — Wie Menſchen trotz ihres gemeinſamen deutſchen Urſprungs ſich verkennen, einander aus Voreingenommenheit ſchief beurtheilen können, — wie in den höchſten bayriſchen Kreiſen die ſonderbarſten Anſchauungen über Preußen bisher im Schwange geweſen waren, ergiebt Folgendes:

Ein bayriſcher Staatsmann und Edelmann, welcher ſich in hoher amtlicher Stellung zu Würzburg befand, bevor er nach München berufen wurde, wo wir ihn unlängſt ſprachen, erzählte uns: „Wir Bayern haben die Preußen bis zum Jahre 1866 ſtets nach den Leuten beurtheilt, welche den Starnberger, Schlier- oder Tegern-See und unſere Alpenthäler mit Kind und Kegel heimſuchten und großſprecheriſch ſich als Berliner, Preußen oder Norddeutſche aufthaten. Ueppig, ſchwatzhaft, unverſchämt, dabei unanſehnliche, kleine, ſchwarze Kerlchen! — Als der Kampf losging, glaubten wir, dieſe Jüngelchen wie Wachs zuſammendrücken zu können. Der Tag von Königgrätz donnerte mich darum geradezu nieder; für einen ſolchen Sieg Preußens hatte unter uns kein Menſch Faſſungskraft. — Als es hieß, die Preußen würden in Würzburg einrücken, war ich einer der Erſten, dieſe Menſchen zu ſehen, welche uns Allen die Stirn geboten hatten. — Ich ſah ſie! — Nicht Leute, welche ich ſonſt für Preußen gehalten, — große, herkuliſche, blonde oder braune und friſche, wetterzerzauſte Geſtalten. Stumm ſchritten ſie dahin, von demſelben Hauche regiert. Im Quartier waren ſie ernſte, ſtille, ſehr höfliche, be-

ſcheidene Leute. Ich war ſprachlos und — belehrt!“ So unſer Gewährsmann.

Auf den Krieg ſelbſt kommen wir nicht mehr zurück, denn das Wiſſenswürdigſte ward unter Graf Moltke mittels Extrakts aus dem damaligen preußiſchen Generalſtabs-Werke gegeben. Das aber muß geſagt werden, die Bayern ſchlugen ſich wie brave, opfermuthige Männer und nicht die Truppen waren Schuld, wenn das Schlachtenglück auf ihrer Seite nicht war! — — Noch am 14. Juni hatte Bayern mit Oeſterreich eine Convention zur Wahrung ſeines Territoriums geſchloſſen, wobei letztere Macht ſich verpflichtet hatte, „keinen einſeitigen Frieden mit Preußen einzugehen“. Nachdem Oeſterreich zu Nicolsburg (18. Juli) aber einſeitig für ſich mit Preußen dennoch verhandelt hatte, ſchloß Bayern mit demſelben am 22. Auguſt auch Friede. Auf Oeſterreich, das ſchien bewieſen, war vor wie nach der Kataſtrophe kein Verlaß geweſen und ſo vollzog König Ludwig II. ein Schutz- und Trutzbündniß*), welches vorerſt geheim gehalten, bald genug aber von der bayriſchen Volksvertretung als ſehr erwünſcht angeſehen wurde! — —

Bis zu dieſem Augenblicke hatte König Ludwig II. ſich in ſeinem königlichen Thun ſtreng innerhalb der Tradition ſeines Vaters gehalten; hier war der Scheideweg für ihn! Nicht die zwingende Art, welche ja jedem Friedensſchluſſe anhaftet und dem fruchtlos Kämpfenden ein ſchmerzlich Entweder-Oder auferlegt, war es, welche etwa widerwillig den jungen Monarchen in fremde Bahnen und unerwünſchte Allianzen trieb. Wäre das geweſen, er hätte weder von der Pforten, der den Frieden ſchloß, einen Staatsmann, über welchen Preußen ſich noch am Wenigſten zu beklagen Urſache fand, behalten, oder doch ſein Cabinet nur wenig zu verändern brauchen, um den Klagen des Landes gerecht zu werden. Aus eigenem Antriebe, aus der gewiſſenhaften Ueberzeugung, was Bayern zunächſt und Deutſchland im Allgemeinen Noth that, wurde das ganze Miniſterium mit Männern beſetzt,

*) Näheres unter Fürſt Bismarck.

die einer neuen Zeit entschieden huldigten. Er rief gerade den Mann zuerst an die Spitze des Staats, welcher stets für den nordischen Anschluß gegen die österreichische Politik gestritten hatte und als specifischer „Preußenfreund" verschrieen war, den Fürsten Clodwig von Hohenlohe. Das Programm dieses eben so lichtvollen wie edlen Staatsmannes ging auf Gründung eines „Verfassungsbündnisses" zwischen den süddeutschen Staaten und dem norddeutschen Bunde unter preußischem Präsidium aus. Er übernahm das Ministerium des Aeußern und des königlichen Hauses. — Ein zweiter, nicht weniger wichtige Platz, der des Kriegsministeriums, war bereits am 1. August, — also während der letzten Kriegsstadien um Würzburg — durch den Generalmajor Freiherrn von Prankh besetzt worden. In der That waren die Erfahrungen, welche man betreffs der Ausrüstung wie Führung der braven bayrischen Armee gemacht hatte, zu trübe, um nicht fortan einen Mann von größester Umsicht und Energie zur Besserung der Schäden zu berufen. Prankh löste diese Aufgabe glänzend. — Ihm ist nicht blos die Reorganisation der ganzen bayrischen Wehrverfassung, sondern auch eine ebenso patriotisch treue wie großsinnige Haltung in dem Augenblicke zu verdanken gewesen, wo an Bayern die erste und gewaltigste Prüfung in der neu anbrechenden Epoche herantrat. Der Dritte im Bunde war der Geheime Cabinets-Secretair Lutz, von Hohenlohe zum Justiz-Minister vorgeschlagen und am 1. October 1867 durch den König ernannt. Dieser Trias vornehmlich ist die Neugestaltung Bayerns, ihnen zumeist es zu danken, daß „der Main überbrückt" wurde und das deutsche Einheitswerk unter dem Kanonendonner von Paris zu Stande kam. — Das Jahr 1867 begann mit der Vorlage der gesammten, von liberalem Geist durchwehten Socialgesetzgebung. Der Entwurf des neuen Schulgesetzes, welches den öffentlichen Unterricht unabhängiger von klerikalen Einflüssen machte, eben so ein neues Wehrgesetz, das auf der allgemeinen Wehrpflicht basirte, wurden eingebracht. Während diese inneren Reformen, durch des Königs Eifer gestützt, die Hebung des Volks und seine Wohlfahrt ins Auge faßten, versuchte man nutzlos, den

Bruch zwiſchen Preußen und Oeſterreich zu heilen, zwiſchen letzterem und Deutſchland wieder ein engeres Verhältniß herzuſtellen. Deutſchland konnte nur ohne Oeſterreich gedeihen, Oeſterreich nur als Freund in ſeiner jetzigen Geſtaltung, nicht als Theilhaber deutſchen Gemeinweſens zu ſeiner eigenen Würdigung und zur Kräftigung einer Stellung gelangen, die, nachdem es auch Venetien verloren hatte, eine völlig veränderte geworden war. Am 8. Juli wurde der Zollverein neu befeſtigt und durch Conſtituirung des Zollbundesraths und Zollparlaments der erſte Schritt zur Vereinigung des zerriſſenen Deutſchland gethan. — Bereits jetzt ſchon hob der Particularismus im bayriſchen Reichsrath zornig ſein Haupt zu heftiger Oppoſition. Es bedurfte der feſten Haltung der Zweiten Kammer und des entſchiedenen Auftretens König Ludwigs dem Reichsrathe gegenüber, um deſſen engherzigen Willen zu brechen. Dieſer Kampf aber, gerade weil er bisher von der neuen liberalen Regierung ſiegreich geführt worden, weckte die Wuth derjenigen beiden Parteien, die das neu ſich geſtaltende Staatsleben haßten, weil ſie ihren Einfluß durch daſſelbe gefährdet ſahen. Der heimatloſe Ultramontanismus begriff, daß ein einig Deutſchland ſein Todesſtreich ſein müſſe, daß, je mehr ſich Bayern dem Norden nähere, je weiter und freier die Lebensanſchauungen und Kulturbedürfniſſe ſeines Volks würden, es um ſo weniger geneigt ſein werde, ſich in blödem Stumpfſinn unter die Maximen zu beugen, welche — jedem modernen Staatsweſen zum Hohne — von Rom aus gepredigt wurden! So eifrig dieſe trüben Geſellen bisher auch als „ſtreitbare Miliz der Kirche“ ſich gerirt hatten, es hatte ihnen noch die politiſche Handhabe gefehlt, ohne welche ſie nicht hoffen konnten, ihre aggreſſiven Pläne ins Werk zu ſetzen. Sie fanden dieſelbe in der excluſiv particulariſtiſchen Partei, die von allem Geſchehenen Nichts wiſſen wollte, in ihren politiſchen wie ſocialen Anſchauungen noch hinter dem Standpunkte der „dreißiger Jahre und der Juli-Revolution“ zurückgeblieben war und den Conſtitutionalismus höchſtens als ein Mittel anſah, der Regierung, ſo oft es ihr paßte, den Daumen aufs Auge zu drücken, unbekümmert, ob ſie den Staat in eine Lage bringe, die ſeine Exiſtenz

untergrub. — Engherzigſter Particularismus und das egoiſtiſche Jeſuitenthum forderten ſomit im Jahre 1868 ihr „Jahrhundert in die Schranken“. — Die heftigſte Agitation gegen den „Liberalismus“ der Regierung begann! Schon daß in den Wahlen zum Zollparlament dieſe Doppelpartei von 148 zu wählenden Abgeordneten 26 Leute ihres Kalibers durchſetzte, bewies ihre wachſende Macht. Die „Verpreußung“ wurde zu einem nationalen Fieber durch die Hetze der Blätter entwickelt, und es war vorauszuſehen, daß die neuzuwählende Kammer den Haſſern der neuen Verhältniſſe die Majorität ſichern werde. Die Maßnahmen des Miniſters von Hörmann, um die Renitenz der ultramontanen Beamten zu brechen, hatten keinen Erfolg. Abſcheu gegen Preußen und das drohende Näherrücken des neuen Schulgeſetzes brachten eine Agitation zu Wege, welche Schlimmeres befürchten ließ, als der Verfaſſungsconflict in Preußen noch unlängſt gebracht hatte. Niemals war eine politiſche Situation in Bayern ſchwieriger geweſen und es gehörte eine ſehr kaltblütige Unparteilichkeit, eine ſehr richtige Würdigung, klare Erkenntniß und ein überaus feſter Wille dazu, den Staat vor Zerrüttung zu bewahren. Dieſe Erkenntniß und Würdigung, dieſen Willen hatte König Ludwig! Gleich ſehr war er beſtrebt, die Stammeseigenthümlichkeit ſeines Volks zu wahren, dabei aber durch einen geſunden, dem deutſchen Weſen entſprechenden Föderalismus die Einigkeit Deutſchlands zu fördern und zu vermitteln, kurz Das zu thun, was Fürſt Bismarck*) ſtets als den wahren Fundamentalſatz einer deutſchen Reichsidee ausgeſprochen hat! Von wahrhaft humanliberalen Ideen erfüllt, ließ der König das auf demokratiſcher Baſis ruhende allgemeine, directe und geheime Wahlrecht als Geſetzesvorlage vor die Kammer bringen. Die Zweite Kammer, in welcher das Bürger- und Beamtenthum (die Mittelpartei) dominirten, lehnte dies neue Wahlgeſetz aus leicht erkennbaren Standes-Intereſſen ab, dagegen ward von ihnen das neue Schulgeſetz im Februar 1869 genehmigt. Der Reichsrath änderte

*) Siehe Fürſt Bismarck's Biographie.

es aber im Sinne der Ultramontanen ſo weſentlich, daß die Zweite Kammer nunmehr auf daſſelbe nicht mehr einging. Nur das Gemeinde- und Armengeſetz, wie das neue Geſetz über den Civilproceß wurden genehmigt. — Die Ultramontanen hatten bisher ſich hartnäckig den heilſamſten Verbeſſerungen der Regierung verſchloſſen, jetzt, wo die Legislaturperiode ablief, die Neuwahlen bevorſtanden, floſſen ſie in ſo gemein-publiciſtiſchem Geifer über, daß ſelbſt Biſchof Heinrich von Paſſau dieſen Umtrieben ſcharf entgegentrat, während der Biſchof von Regensburg in ſeiner berüchtigten Schwandorfer Rede geradezu ausgeſprochen hatte: mit der Oppoſition gemeinſame Sache zu machen, ſobald der König die Rechte, welche dieſer Hirte der bayriſchen Kirche zuſprach (Rechte, welche König Ludwig und die Verfaſſung des Landes geradezu mediatiſirten), beeinträchtigt würden. — Schon ſchwebte der unheimliche Ausgang des römiſchen Concils, die Infallibilitäts-Proclamation, als Wetterwolke am Horizont, bereit, mit ſeinen Blitzen die katholiſche Welt zu zerſplittern und die Gewiſſensruhe der Völker für immer zu untergraben. Daß Fürſt Hohenlohe dieſerhalb ſeine bekannte Circular-Depeſche gegen das Concil erließ, fachte die Wuth der Römlinge bis zur Sinnloſigkeit an. Alles vereinte ſich, einer Regierung die Stirn zu bieten, welche man haßte und deren Sturz man ſo ziemlich als „gottgefällige“ That erachtete. Das Hohenlohe'ſche Circular an alle Höfe ward leider von letzteren ignorirt und dadurch der Ultramontanismus in ſeinen Beſtrebungen ſicherer gemacht. Die Regierung wurde von den jeſuitiſchen Wühlern in Stadt und Land als „kirchenfeindlich“ dargeſtellt, und wirklich gelang es bei den Neuwahlen, von 154 Sitzen 79 für die ultramontane Sache zu gewinnen. Eine äußere Veranlaſſung aber, daß man ſich ſchon nicht über die Präſidentenwahl in der neuen Kammer einigen konnte, — ermöglichte der Regierung, dieſelbe aufzulöſen, ehe ſie in Thätigkeit kam. Die Neuwahlen brachten nunmehr doch den Römlingen die abſolute parlamentariſche Gewalt und ein Debattenkampf erfolgte, wilder als eine franzöſiſche Deputirtenkammer oder ein polniſcher Reichstag ſeiner Zeit zu leiſten vermochte. Jeder zeit-

gemäße Fortschritt, selbst die bis dahin gewonnene politische Einigung Deutschlands ward in Frage gestellt! — Den Majoritäten beider Kammern, zweien verfassungsmäßigen Faktoren des Staates also, stand als dritter allein der junge König gegenüber, ein großes fürstliches Gemüth, ein treuer und reiner Wille, gehemmt in seinem edelsten Thun, begeifert, verlästert, verkannt in seinen wahrsten und heiligsten Gefühlen. Nur Ludwig II. konnte einen Sturm beschwören, der sich ganz unverhohlen gegen **ihn selbst** kehrte, weil er den Mantel nicht nach dem jesuitisch-reaktionären Winde hängen wollte! — Wenn man des Königs Jugend (er war erst 25 Jahre) in Betracht zieht, daß er sich jetzt in einer Situation sah, die nahezu hoffnungslos war, Bayerns inneren Bestand wie äußere Stellung gleich sehr bedrohte, — bedenkt man, daß sein Streben nach größerer Einigung deutschen Gemeinwesens ihm zugleich einen Verzicht auf große dynastische Rechte auferlegte, in seiner Nähe hingegen genug Einflüsse thätig waren, ihn auf eine römisch-österreichische Bahn zu drängen, so wird man billig anerkennen müssen, wie er charakterfest und standhaft bei dem einmal als gut Erkannten beharrte. Seine Haltung wird einst wohl noch mehr gewürdigt werden, wenn die Personen und Intriguen sich besser entschleiert haben, welche von da ab den isolirten Monarchen mit dem Spinnennetze herrschbegieriger Selbstsucht umgarnten, ein Netz, das er, sobald er es erschaut hatte, noch jedesmal mit wittelsbachischen Streichen trennte, dessen zerrissene Maschen man alsbald aber immer wieder im Dunkeln zusammenschlang. —

Dieser feindseligen Kammermajorität gegenüber hatte das Ministerium Hohenlohe seine Entlassung angeboten. Sie war von König Ludwig II. nicht angenommen worden. Zwar opferte er dem Majoritätsgrimm die Minister des Innern Hörmann und den Kultusminister Gresser, aber für Letzteren betraute er auf Hohenlohe's besonderen Antrag den Justizminister Lutz mit dem Schul- und Kirchen-Departement und setzte damit einen entschiedenen Jesuitengegner dem Ultramontanismus ins Nest. Die Zweite Kammer hatte am 28. Januar in einer Adresse an Ludwig ein

Mißtrauensvotum gegen das Miniſterium, beſonders gegen Hohenlohe, ausgeſprochen, der König hatte dieſe Adreſſe indeß nicht angenommen; der vortreffliche Brief, welchen dieſerhalb ſein Adjutant, General-Lieutenant von Spruner ſchrieb, iſt noch in gutem Gedächtniß. Nachdem aber dies Mißtrauensvotum dem deutſch-nationalen Hohenlohe trotzdem in der Kammer nochmals ins Geſicht geſchleudert wurde, und zwar indem man ihn allein unter allen ſeinen Collegen als Gegenſtand ſeines Haſſes und Widerſtandes bezeichnete, ſchied er aus dem Cabinet. Mit höchſtem Widerwillen und Bedauern entäußerte ſich Ludwig II. eines Mannes, der ihm mehr Freund als Diener, mehr Geiſtesgenoſſe als bloßer Vollſtrecker des königlichen Willens geworden war. Der feudal-klerikale Graf Camille Bray von Steinburg, bereits unter des Königs Vater und Großvater Miniſter, trat an Hohenlohe's Stelle. — Obwohl den Römlingen mißglückt war, Herrn von Gaſſer in Hohenlohe's Stelle ans Ruder zu bringen, waren ſie doch jetzt ſicher genug, Graf Bray werde ſowohl dem Liberalismus wie der „Verpreußung“ ſicher den Hals brechen und aller bisherigen Entwickelung „zur größeren Ehre Gottes“ den Krieg erklären. Nicht genug, daß die Ultramontanen mit jedem Tage mehr kundgaben, wie ſehr ihr ganzes Sinnen nur darauf gerichtet war, Bayern zu einer römiſchen Provinz zu erniedrigen, es ſprachen auch Anzeichen dafür, daß man in ihrem Lager Frankreich als einen willkommenen Retter anſah, auf eine Allianz Bayerns mit ihm ſpeculirte und bereits 1867 bei der Luxemburger Frage auf einen Einbruch Napoleons in Deutſchland rechnete. Man empfand vor dem Vaterlandsverrath eben ſo wenig Scheu, als man vor der Entthronung König Ludwigs II. zurückſchrecken würde, wenn die Gelegenheit ſich gerade günſtig machte! —

Inzwiſchen war das Concil zu Rom eröffnet worden und eine Anzahl Biſchöfe hatte bereits verlangt, daß die Infallibilität zum Dogma erhoben werde, alſo nichts Geringeres, als daß die katholiſche Chriſtenheit fortan glauben ſolle, daß der Papſt **Gott gleich**, nämlich niemals fehlbar ſei, und Was er auch lehre,

als ein unfehlbar göttlicher Wille angesehen und befolgt werden müsse! — Dr. Döllinger zu München erließ bereits am 19. Januar 1870 seine berühmte Erklärung gegen dies Vorhaben und diese freie deutsche Mannesthat erhielt Ludwigs II. öffentliche Anerkennung! — Die Session schleppte sich unter dem neuen Chef der Regierung indeß mühevoll hin. Der endlose Streit der Kammerparteien, die Störrigkeit der ultramontanen Majorität machte das Zustandekommen jeglicher Regierungsvorlage unmöglich; nicht einmal das Budget kam zu Stande! Bayerns ganzes Staatsleben schien in der Stagnation stillstehen zu wollen, welche der particularistisch-römische Egoismus zu Wege gebracht hatte. — Da durchzuckte unheimlicher Wetterschein die verfinsterte Luft! Die Donner brüllten, es krachte der Schlag! Der Krieg Frankreichs gegen Preußen war da!!! —

Wohl hatten die bayrischen Ultramontanen ihn längst erhofft, wohl lebten sie der Ueberzeugung, daß Graf Bray alle Friedensverträge mit Preußen dann zerbrechen werde. Vielleicht mochten sie auch träumen, Oesterreich mit Frankreich im Bunde werde den Zollernstaat und Italiens Einheit wieder vernichten, jedenfalls aber die weltliche Herrschaft des Papstes in ihrem alten Umfange herstellen. — Bis zu welchen Hoffnungen sich gewisse Koterien verstiegen, bewies der Brief des bayrischen Geschäftsträgers, Herrn von Quadt, welcher seltsame Eröffnungen von lockenden Anerbietungen machte, die der Herzog von Grammont ihm für die bayrische Allianz vorgeschlagen hatte. — Diese Schwarzkünstler alle täuschten sich! — Kaum flog die Kunde von der Brutalität zu Ems durchs deutsche Land und weckte den Zorn jedes redlichen Mannes, so stand Ludwigs II. fürstlicher Entschluß auch fest, in diesem Kampfe an Preußens Seite zu streiten! An demselben 15. Juli, an welchem König Wilhelm I. schweren Herzens von Ems nach Berlin zurückkehrte, erklärte König Ludwig den Kammern, die sehr geneigt schienen, ihm nur die Mittel zur Aufrechthaltung einer bewaffneten Neutralität zu bewilligen, in hochherzigem Freimuth: „Treu dem Allianzvertrage, für welchen ich **mein königliches Wort** ver-

pfändet habe, werde ich mit meinem mächtigen Bundesgenossen für die **Ehre Deutschlands** und damit für die **Ehre Bayerns** einstehen, wenn es die Pflicht gebietet!" Am Tage darauf schon rief er sein Bayernvolk gegen den alten Erbfeind zu den Waffen und war der erste Fürst, dessen Wort in Berlin erklang: „Wir Süddeutschen gehen mit!" und unermeßlichen Jubel weckte. Dieser rasche, **allein** aus dem deutschen Herzen kommende Entschluß König Ludwigs ist sein unbestreitbares, persönliches Verdienst; die Minister Grafen Bray, von Prankh und Lutz aber unterstützten mit patriotischem Eifer ihren Monarchen. Alldeutschland **einte** derselbe Krieg, den die ultramontanen Wühler in München **erhofft**, die ultramontanen Mamelucken in Paris aber **angezettelt** hatten; das Jesuitenthum stieß, dem Scorpione gleich, wahnwitzig sich den giftigen Stachel ins eigene Leben! — Der Wonnerausch, welchen König Ludwigs deutsche Treue in Berlin hervorgerufen hatte, fand sein jauchzendes Echo in Bayern, als Preußens Kronprinz, „Unser Fritz", erschien, um das Heer der Süddeutschen gegen den Feind zu führen. Die stolze Stunde wird in München sicher unvergeßlich bleiben, da er neben König Ludwig in die Isar-Hauptstadt einfuhr. „Uns war", erzählte dem Verfasser ein bayrischer Staatsbeamter, „wie wenn, — in Jugendkraft erneut, — Barbarossa selber zu uns käme, all' streitbar Volk ums neuerhobene Reichspanier zu schaaren!!" —

Nord und Süd, Bayer und Pommer, Schulter an Schulter zogen sie hin in den lichten Streit! Wie sie brüderlich mit einander gekämpft, welche Thaten zumal der alte bayrische Löwenmuth in zahlreichen Schlachten verrichtet hat, ist längst anerkannt und das vergossene Blut, der errungene Sieg hat die Herzen nur noch fester gekettet, welche sich, — ach, viel zu lange für Deutschlands Glück — ferne gestanden. — Während die Söhne Bayerns draußen im Felde nun gegen das Wälschthum sich schlugen, blieben die Väter daheim, die Geistesstreiter, nicht müssig. Im Herzen des Landes galt's ja auch zu stehen gegen den anderen, noch schlimmeren wälschen Feind, der nun mit seinen düsteren

Bataillonen —, wie auf Verabredung mit Paris, — ins Feld rückte. Am 18. Juli, — als Deutschland vom Himmelsgeschenk seiner Einheit berauscht war, wurde durch Beschluß des Concils in Rom die Infallibilität des Papstes zum Dogma erhoben! — Wie verdächtig es hierbei zugegangen war, weiß man. Welche Mittel man ins Werk gesetzt hatte, solchen Beschluß zu erzielen, mögen die Diener Christi einst vor dem Ewigen verantworten, welche ihr eigenes Gewissen damals verleugnet haben. Trotzdem jede Verfügung der Bischöfe in Bayern verfassungsmäßig die königliche Genehmigung (das placetum regium) erheischt, trotz der den Bischöfen kundgegebenen Verfügung des Kultus-Ministers von Lutz vom 9. August, setzten die frommen Herren sich über die Verfassungsbestimmungen munter hinweg und verkündeten das neue Dogma, was entweder die katholische Kirche spalten oder den Staat unter die Priestersohle legen, oder aber einen schweren Kampf zwischen Kirche und Staat heraufbeschwören mußte, einen Kampf, in welchem beide Parteien nur leiden konnten! Bereits erklärte, — um an der bloßen Verkündigung dieses Dogmas sich ja nicht genügen zu lassen, der Bischof von Regensburg (22. September) die „Encyclica" als infallible päpstliche Aussprüche! Der Romanismus warf somit die Larve ab und zeigte offen sein blutloses Antlitz. — König Ludwig II. war entschlossen, den Kampf, den er nimmer heraufbeschworen, zu bestehen, wie St. Georg den Drachen. Es galt ja die Rettung und Befreiung moderner, lichtvoller Kultur, galt ja denselben bayrischen Staat, welchen Ludwigs Vater und Großvater zur Pflanzstätte deutscher Bildung erhoben hatten, gegen das Eindringen des mittelalterlichen Geistes der Verfinsterung der Hirne und Gewissen zu vertheidigen! —

Der Sieg von Sedan am 2. September machte nicht nur dem Napoleonismus ein Ende und damit der Herrschaft des französischen Säbels über Europa, er beraubte auch den Jesuitismus, zu dessen Organ man den Nachfolger Petri erniedrigt hatte, seines mächtigsten und letzten Schutzherrn. Rom fiel in Italiens Hände, das Papstthum war fortan „kein Reich von dieser Welt

mehr!“ — Daß Bayern nicht ferner für ſich allein und außerhalb einer verfaſſungsmäßigen Verbindung mit Deutſchland bleiben könne, hatte König Ludwig mit jedem Siege, der die Kraft gemeinſamen Ringens bewies, immer deutlicher erkannt. Nach Napoleons Fall legte er die Hand an ſeines Landes innigere Vereinigung mit dem norddeutſchen Bunde. Der preußiſche Miniſter von Delbrück erſchien zu Vorbeſprechungen in München, in Folge deren Graf Bray, der Kriegsminiſter von Prankh wie der Juſtizminiſter von Lutz nach Verſailles gingen, wo die Vertragsabſchlüſſe bewerkſtelligt wurden, durch welche die Main-Grenze, — die bisher beiderſeits für unüberſteiglich gehaltene Scheidewand zwiſchen dem deutſchen Norden und Süden — fiel! Gewiß war es nicht leicht, bei der jetzigen Majorität die Annahme der Verträge in der bayriſchen Kammer durchzuſetzen, aber der eifervolle Wille des begeiſterten Königs, welcher ſeine Miniſter beflügelte und das nationale Aufjauchzen des Volksgeiſtes, der mit Adlerrauſchen durch alle Gauen von der Alpe zur Düne zog, riß ſelbſt dieſe ultraconſervativſte aller bayriſchen Volksvertretungen zu frohem Ja und Amen hin und der erſte, blitzendſte und ſtärkſte Ring der deutſchen Bruderkette war unlöslich geſchloſſen!! — Wenn man wirklich auch einzuwenden Luſt hätte: daß zu dieſem Entſchluſſe für Ludwig II. eine gewiſſe politiſche Nöthigung vorgelegen, die Klugheit alſo eben ſo viel Theil an ihm gehabt habe, als das ideale Gefühl des Monarchen, ſo wird man doch zugleich auch zugeben müſſen, daß, als der Entſchluß der Vereinigung mit Norddeutſchland für Baiern mittels dieſer Verträge zur **That** geworden war, König Ludwig durch ſie einen erheblichen Theil ſeiner ſouveränen Prärogative freiwillig auf Germaniens Altar niedergelegt hatte, für **ihn** doch kein äußerer Grund ſonſt vorhanden war, weiter zu gehen und die Machtfülle des deutſchen Kriegs-Oberſten König Wilhelm I. noch mehr zu vergrößern. Aber König Ludwig ging weiter, er vollzog nicht nur einen großen, von aller Welt ungeahnten hiſtoriſchen Akt, er verrichtete geradezu eine **unſterbliche** That von tiefſter ſittlicher Bedeutung für Deutſchlands ganzes künftiges

Leben! Er pflanzte das lichte Banner des **idealen Princips** auf die Zinne unserer Siege, das **deutsche Kaiserthum!!** — Von wannen dieser Gedanke seiner Seele gekommen, weiß der Herzenskündiger aller Menschen vielleicht nur allein. Aber wenn es wahr ist, daß in seltenen und großen Stunden der Himmel außerordentlichen Menschen einen Strahl seiner Weisheit leiht, wenn es nicht Lug ist, daß noch heute der Allmacht Liebe, wie an jenem ersten Pfingstfest mit seiner lohenden Geistesflamme die Stirne seiner Erwählten krönt und sie reden macht in feurigen Zungen, — so war's in dem Augenblicke gewiß, als die Idee der Erneuerung der alten Kaiserwürde, der sittliche Begriff, welche in Barbarossa's und der Hohenstaufen Grüften wie in den deutschen Herzen so lange geschlummert hatte, sich des großherzigen Sinnes Ludwigs II. bemächtigte! In dieser geweihten Stunde redete Gott aus ihm und die glühende Bewunderung alles Volks antwortete mit brausendem Zuruf! —

Am 4. December 1870 bereits forderte der Bayernkönig die übrigen deutschen Souveräne wie die Senate der drei freien Reichsstädte auf: „bei dem Könige von Preußen in Anregung zu bringen, daß die Ausübung der Präsidialrechte des Bundes mit der Führung des Titels eines deutschen Kaisers verbunden sein solle!“ —

Obwohl wir bereits in der Kaiser-Biographie die erste gewaltige Wirkung dieses Aufrufs und ihre Folgen in kurzen Strichen gezeichnet haben, ist doch das Lebensbild Ludwigs „des Deutschen“, — wie ihn seitdem ein Jeglicher genannt, — ist die Schilderung des „Kaisermachers“ doch gerade der geeignetste Ort, sich in diese alte wiedergeborene Idee mehr zu vertiefen. Es ist schon gesagt worden, daß der kaiserliche Titel gerade für die preußische Nation anfänglich am wenigsten Bedeutung hatte, in ihr am kritischsten beurtheilt wurde. Ja, es ist gewiß, daß dem Volke gerade, welchem der neue Kaiser angehörte, das völlige Bewußtsein von der Tragweite dieses Gedankens völlig abging, im Norden später als wo anders der unendliche Werth desselben erkannt ward. Es kann auch nicht geleugnet werden,

daß auf den ersten, oberflächlichen Blick hin eine neue höhere Titulatur des Oberbefehlshabers und Hauptes des deutschen Bundes nur als ein äußeres Beiwerk erschien, nachdem ihm bereits das Wesen der oberherrlichen Macht durch die Verträge zuerkannt worden war. Aber schon vor Paris erwies sich im vereinten Heere, dann, — als das Kaiserthum wirklich proclamirt worden, bestätigte es sich im deutschen Volke daheim, daß die vorerwähnten Annahmen durchaus oberflächliche gewesen waren, und — wie so oft, — der Sinn der gesammten Nation tiefer und weiser König Ludwigs That erfaßte, als der secirende Calcul düftelnder Verstandespolitiker. Unter Umständen ist ein Titel gewiß nur Ausputz des äußern Menschen, mit dem der Staubgeborene lächelnd gespreizt einhergeht, ob auch innen Alles hohl ist, eine Maske, die der Archimimus dessen Sarge nachträgt und welche mit allem Irdischen vergeht. Unter Umständen ist aber ein Titel der Ausdruck der **Sache selbst**, der geistige Begriff der Person, ist ein **Symbol**, unter dem sich zu erhabenstem Beginnen die bisher getrennte Menschheit sammelt! — Eine Fahne — wenn man will — besteht auch nur aus einem Stück Zeug mit einem gemalten Bilde oben drauf; aber wenn im Kampfgetose der Oberst fällt, der Fähnrich blutend ins Knie bricht mit dem Rufe:

„Die Fahne, der ich schwor,
Die laß' ich nicht!"

dann ist das Schicksal des Regiments, das Sein oder Nichtsein von tausend Leben an dies Stück bunte Seidentuch **gebunden!** Nicht die Seide, nicht der Löwe oder Adler, das Symbol des nationalen Gedankens, das sie vertreten, wird zu dem alten Schibboleth: „in hoc signo vinces" — und über die zuckenden Leiber jauchzend geführt wird die Fahne aufs Neue ins Streiten! — So ist es mit dem lange verklungenen deutschen Kaiserthume auch. Geschlechter gingen über dessen Grabe hinweg in Frieden und Krieg, unter Fehden und Intriguen. Der Glaube: daß Einer in Deutschland sein müsse über Allen, den Gott und die Nation gekürt haben, um deutsche

Sitte, deutſche Kraft, deutſchen Glauben und deutſche Wohlfahrt in allen Gauen zu ſchützen und zu mehren, war untergegangen ſeit den Zeiten, wo die Welfen von deutſchem Weſen abfielen, der Ultramontanismus bei uns eindrang und das Interregnum das Fauſtrecht, das deutſche Chaos gebar. Seit jenen Tagen fand ſich das deutſche Volk nie wieder. Politiſche wie Glaubenskriege zerklüfteten es immer mehr, zerriſſen Germaniens unfruchtbaren Schooß und entfremdeten die Bruderſtämme bis zum Haſſe. Flüchtig wohl einte man ſich da und dort, aber wie? Das „deutſche Elend" wurde dem Cardinal Granvella eben ſo, wie die „deutſche Zerriſſenheit" Ludwig XIV. und Napoleon I. zum Spotte! Wir Deutſchen waren die **verachtetſte Race** auf Erden!! — Doch in unſeren Herzen tief, — wie Barbaroſſa im Kyffhäuſer, ſchlief die Sehnſucht nach Licht, ſchlief der Traum des deutſchen Bruderthums. Jetzt kam ſie leuchtend wieder die Geliebte unſerer Jugend, die Geſpielin unſerer Jünglingsphantaſieen — in den Julitagen des Jahres 1870! Bittere Noth und heiliger Zorn hatten Germania zwar neu wiedergeboren, daß ſie aber dauernd lebe in keuſcher Schöne, daß nicht Selbſtſucht und Noth, ſondern **Liebe** ſie fortan regiere, mußte über ihr Einer wie in alten Tagen wieder ſtehen, der als Haushalter und Diener Gottes wie des Volks — des gerechten ewigen Gottes der Eintracht und Vernunft, — in ſich das lebendige Symbol dieſes Volksbewußtſeins **dauernd** darſtelle! — Ein Bundeshaupt und Oberfeldherr war immer nur ein deutſcher König unter gleichen Genoſſen, dem dieſe zu gewiſſen Zwecken dauernd ein Collectivmandat gegeben hatten. Politiſch nach innen und außen genügte das gewiß, aber dies Mandat war ſeelenlos dem Bewußtſein der Völker gegenüber, eine politiſche Abmachung wie eben jede andere. Daß ein deutſcher Kaiſer aber auch **ſein** Kaiſer, der Oberherr und Leiter deutſchen Gemeinweſens ſei, das glaubte ſelbſt der beſchränkteſte Menſch, dem jauchzte alle Welt zu! In ihm ſah, wer überhaupt nur deutſch redete und empfand, den von der Vorſehung wieder erweckten und neu erwählten Hort deutſcher Frömmigkeit, Kraft und Treue,

welcher mit Schwert und Waage vor der goldenen Pforte des Einheitstempels Wache hielt! — — —

Das ungefähr ſind wohl die wogenden Gedanken, die lohenden Gefühle geweſen, welche in des einſamen Königs Ludwig Hirn und Herzen mit all den Empfindungen ſeiner Ahnen, ſeines Vaters und Großvaters, mit einer Fülle von Traditionen und Rückſichten, — welche unwirſch die Häupter vielleicht erheben mochten, — einen nicht weniger gigantiſchen Streit beſtanden haben dürften, als jener der Deutſchen gegen die wälſchen Völker jenſeits des Rheins geweſen war. Aus dieſem eben ſo natürlichen wie ehrwürdigen Streite eben ging Ludwig II. als wahrer Geiſtesheld, als Deutſchlands Prometheus hervor, welcher an der faſt verlöſchten Gluth der alten Völkerſage vom „einigen deutſchen Kaiſerreich" die Fackel entzündete, voranzuleuchten den Fürſten und Völkern zur neuen Zeit, zu deutſchem gewaltigem „Werde!" — Als Herrſcher des größten ſüddeutſchen Staates hatte gerade er dem neuen Kaiſerthume die größeſten Opfer zu bringen. Dieſe Opfer mußten in demſelben Grade bedeutſam ſein, als der ſattiſche Unterſchied zwiſchen einem Könige von Preußen als Bundeshaupt und einem erblichen Kaiſer von Deutſchland austrug und deſſen Conſequenzen der ideale König von Bayern im Augenblicke des Entſchluſſes wohl voraus ahnen, aber unmöglich durch alle Stadien vorher wiſſen und erwägen konnte, ja Momente in der Zukunft gar nicht ausgeſchloſſen waren, wo in ihm vielleicht etwas wie Reue und Ernüchterung erwachte. — Möge man dies nicht vergeſſen! — — — Mit dem Willen aber, dies Alles und ſeinen eigenen fürſtlichen Stolz zum Heile des Ganzen zu überwinden, in ſeiner Perſon hochherzig den Bayernkönig im **Freunde** ſeines deutſchen Volks aufgehen zu laſſen, vollführte Ludwig dieſen welthiſtoriſchen Akt, richtete den neuen Kaiſerthron auf und, was auch nachmals über ihn geſchrieben und geredet worden iſt, ob auch bange Zweifel die Blicke der Deutſchen vielfach nach München richten laſſen, dieſer ſeiner freigeborenen Königsthat wird Ludwig der Deutſche o wenig untreu werden, als dem Glauben an ſich ſelbſt!

Die Mit- und Nachwelt aber kann ihm niemals den leuchtenden Eichenkranz der Ehre entreißen: daß er in unſerer ſchwerſten und größten Zeit das deutſcheſte Herz geweſen iſt auf der geſammten deutſchen Erde und nach Jahrhunderten noch wird man ſingen und ſagen, daß ihm, dem Sohne der idealen Wittelsbacher, das Zollernhaus die Kaiſerkrone, das deutſche Volk das lebendige Paladium ſeiner Gemeinſchaft verdankt! In einem Reiche wird König Ludwig doch ewig allein der Herr ſein, Herr unſerer Aller, ſobald er es nur will, und einſt wird er es wollen, wenn Gott ihm Geſundheit und Leben ſchenkt. Dies Reich — wie das der Ewigkeit — iſt auch nicht „von dieſer Welt“, obwohl es dieſelbe erſt ſchön macht, erſt würdig, daß man ſie bewohne! Dies Reich, das ihm einſt doch noch winkt, werden wir am Schluſſe andeuten, denn es zu regieren iſt kein anderer Fürſt dieſer Zeit berufener und fähiger als er. — —

Die Proclamation König Wilhelms I. von Preußen zum Kaiſer von Deutſchland fand am 18. Januar zu Verſailles ſtatt und mit ihr war Ludwigs II. Gedanke Wirklichkeit geworden. Am 20. Februar erſchienen, durch Fürſt Bismarck geladen, die Miniſter aller deutſchen verbündeten Herrſcher, um an dem Friedensſchluſſe theilzunehmen, ſeitens Bayern abermals die Miniſter Grafen Bray, von Pranth und von Lutz. Am 2. März ratifizirte Kaiſer Wilhelm mit Frankreich den Frieden und die deutſchen Heere eilten freudig der langentbehrten Heimat zu. — Wie König Ludwig und ſein Volk das Weſen des neuen deutſchen Reichs empfanden und zu verſtehen Willens waren, bezeugte der Einzug, den Friedrich Wilhelm, der kaiſerliche Kronprinz, an der Spitze der Bayern in das berauſchte München hielt, bewieſen die wiederholt freundſchaftlichen Beſuche des greiſen Kaiſers im Herbſte 1871 zu Schwandorf und Hohenſchwangau. Der deutſche Einheitsbau ward nun durch Zuſammentritt des Bundesraths und Reichstags geſichert. — Wenn auch in Bezug auf alle ſolidariſchen Intereſſen ein gemeinſam Geſetz und Reichsverwaltung als Centralpunkt allen Regierungen für unerläßlich galt, als praktiſcher Ausdruck der Einheit, ſo hat ſeinerſeits Fürſt Bis-

marck auch wieder dahin nie abgezielt, durch Centraliſation die Souveränität und individuelle Freiheit der verbündeten Fürſten und Völker zu verkümmern. Dieſem Gedanken gab auch jüngſt erſt (am 30. Auguſt 1872) der Kaiſerprinz Fritz, als er die bayriſchen Truppen inſpicirte, in den Worten, welche er der Bürgerſchaft auf dem Augsburger Rathhauſe erwiederte, Ausdruck: „Wenn ich den tiefgefühlten Dank ausſpreche für die bedeutungsvollen Worte, die Sie eben geſprochen, ſo kann ich ihn nicht beſſer ausdrücken, als ich es im vorigen Jahre zu München gethan; zu Allem, was Sie geſagt haben, ſpreche ich aus tiefſter Ueberzeugung: Ja. Sie haben geſagt, was des Kaiſers und meine Ueberzeugung iſt. Jeder Beſtandtheil des Deutſchen Reiches ſoll in ſeiner Eigenthümlichkeit bleiben, was er war, und hiermit dem großen gemeinſamen Vaterlande die richtige Weihe und Dem, was wir auf blutigen Schlachtfeldern errungen haben, der beſte Kitt verliehen werden!“

Dies neue deutſche Gemeinweſen ſollte indeß ſchon gleich nach ſeiner Geburt den erſten ſchweren Kampf beſtehen, die Feſtigkeit ſeines Gefüges, ſeinen innern ſittlichen Werth erproben müſſen. Der Kampf galt dem Wälſchthum im eigenen Herzen, der Invaſion des Jeſuitenthums ſeit den fünfziger Jahren. Es galt, ihm, wie jeder fanatiſchen Orthodoxie — auch der ſeiner proteſtantiſchen Collegen, — die Möglichkeit fortan zu entziehen, die Gemüther der deutſchen Jugend zu vergiften, — galt, dem Staate die Ueberwachung der Entwickelung kommender Geſchlechter zurückzugeben. Aus dieſer Nothwendigkeit entſtand das Schulaufſichtsgeſetz und aus der Gemeingefährlichkeit des Jeſuitenthums insbeſondere der Reichstagsbeſchluß, dieſen Leuten ohne Vaterlandsliebe und Moral die Wege aus den deutſchen Gauen zu weiſen. Wie ſich an dieſem Beſchluſſe Bayern lebendig betheiligte, wird ſpäter berichtet werden.*) Inzwiſchen war im Innern dieſes Landes der klerikale Streit entbrannt. Am 20. März 1871 hatte der Kultusminiſter bereits einen Miniſterialbeſchluß gegen den

*) Bei Miniſter von Lutz.

Erzbiſchof von Bamberg, betreffs der Beziehung zwiſchen Staat und Kirche, gerichtet. Am 14. April trat gegen denſelben Erzbiſchof von München-Freyſing mit einem Hirtenbriefe und einer Vorſtellung an den König auf. Am 15. Mai richteten ferner ſämmtliche bayriſche Erzbiſchöfe und Biſchöfe gegen die Regierung die Behauptung: „daß ſie ſich nicht mit der Außerachtlaſſung der verfaſſungsmäßigen Beſtimmungen über das placetum regium einer Verletzung bindender Geſetze ſchuldig gemacht hätten", mit einem Worte, ſie erklärten die bayriſche Verfaſſung für ſich **unverbindlich!** In demſelben Monat faßte Herr von Lutz ein Promemoria wegen der Infallibilität für das Geſammt-Miniſterium ab, deſſen leitende Grundſätze, ſo weit ſie die weſentlich kirchliche Seite berührten, er in dem Erlaſſe gegen den Erzbiſchof von München (vom 27. Auguſt) wiederholte. Beſagtes Promemoria dieſes Miniſters in einer Sitzung des Geſammt-Miniſteriums zur Sprache gebracht, wurde Urſache, daß der Premier-Miniſter Graf Bray ſeine Demiſſion gab; er wagte dem ultramontanen Sturme nicht zu widerſtehen! An ſeine Stelle trat Graf Hegnenberg-Dux, das Innere übernahm Herr von Pfeuffer und der Kultusminiſter von Lutz gab das bisher mitverwaltete Juſtizminiſterium an Dr. Fäuſtle ab. Ein nationales, antiromaniſches Cabinet war unter dem Beifall des Königs gebildet worden, indeß bereits gelehrte katholiſche Dogmatiker, wie von Döllinger, Friedrichs, Profeſſor Huber, Sepp und Andere, mit ſchlagenden Entgegnungen den Angriffen des Epiſkopat heimgeleuchtet hatten. Allerdings befand, und befindet ſich noch die Schaar der Römlinge bei dieſem Kampfe gegen die bayriſche Regierung im Vortheile, denn da derſelbe nur auf geiſtigem Gebiet völlig ausgetragen werden kann, gehört auch Geiſt dazu, um Lüge von Wahrheit, Vernunft von Unſinn zu unterſcheiden. Dieſen Geiſt im Volke aber auszurotten oder zu verkümmern haben die Jeſuiten und ihre Freunde ſich ſeit mehr denn 20 Jahren höchſt angelegen ſein laſſen, die Regierungen aber dies Beſtreben zu eigenem Schaden durch verkehrte Toleranz begünſtigt. So hörte man denn viel in Süddeutſchland dieſen Sommer die Klage, daß das Jeſuitengeſetz Nichts helfen werde. — Wir

möchten das dennoch bezweifeln! — Abgeſehen, daß dies Geſetz immer erſt der Anfang vom Ende iſt und, wenn es Noth thut, man noch mehr Pfeile gegen die Loyoliten in Deutſchlands Köcher finden dürfte, uns ſcheint auch das große Lamentiren bei der Vertreibung der Herren Patres, ſcheinen die neueſten Anſtrengungen und Agitationen der Biſchöfe und ihres Anhanges hiergegen, ſowie der Umſtand, daß Holland, Oeſterreich und Italien zu ähnlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, um eine jeſuitiſche Invaſion zu vermeiden, — kurz daß der Anſtoß, den dies Geſetz der Thatkraft aller Regierungen Europas gegeben hat, doch ein ziemlich gewichtiger iſt, und man dürfte ſchwerlich in dem Bemühen erlahmen, denſelben in demſelben Grade zu verſtärken, als der Kampf an Dimenſionen wie Schärfe zunimmt. — — Einmal mußte dieſer Kampf doch kommen. Seit Villafranca in ſeiner irdiſchen Macht erſchüttert, war dem Romanismus ſeit Sedan zu deutlich klar geworden, daß er völlig den Boden in der deutſchen Weltordnung verloren habe, um ihn nicht fortan zu bewegen, mit aller Kraft verzweifelter Wuth einen Beſitz feſtzuhalten, den er längſt nicht mehr ſein nennen würde, wären die Deutſchen etwa 325 Jahre früher einig geweſen. Dieſe deutſche Einigkeit, dies neue deutſche Reich, das unſere braven Streiter begeiſtert unter Todesnoth uns errungen, dies Reich, ins Leben gerufen durch König Ludwigs erhabenen Willen, **das** iſt der Dorn im ultramontanen Fleiſche und mit dieſer Ueberzeugung, je klarer ſie ſich herausarbeitete, mußte die vaterlandslos-ultramontane in eine bayriſch-partikulariſtiſche, — die klerikal-heuchleriſche, welche früher „das Reich Gottes“ vorgeſchoben hatte, in eine gewöhnliche politiſche Partei verwandelt werden und vor der Frage ſchließlich anlangen: **Wer** ſoll in Bayern regieren, der deutſchgeſinnte, konſtitutionelle König Ludwig oder die reichsräthlich-konſervativ-jeſuitiſche Partei? Das war der Kampf dieſer Tage, welcher ſich in die letzte Miniſterkriſis hüllte! — Wir haben an dieſer Stelle nicht auf dieſelbe einzugehen. Nur erinnern wollen wir: Wer die bewußte, von König Ludwig nicht angenommene Adreſſe der Reichsrathskammer gegen Hohenlohe unter-

zeichnete. — Wir erwähnen ferner die Haltung des damaligen österreichischen Botschafters bei dieser Gelegenheit. *) — Die österreichische Politik, welche den Völkern Nichts als Elend brachte, hatte sich mit dem bewußten Gesandtendiner wohl den längstverdienten Todtenkranz gewunden! — —

Das Jahr 1872, — ziemlich auf den Jahrestag der deutschen Kaiserwürde, — schwur Bayerns tapferes Heer Wilhelm I. den Kaiser-Eid, wenige Tage später folgten die königlich württembergischen Truppen diesem Beispiel. Das Panzerkleid Germaniens war festgefügt für alle Zeit! — — Während der klerikale Streit sich weiter spann und eine neue Taktik einschlug, indem er die politische Larve „bedrohter bayrischer Unabhängigkeit" aufsteckte, wurde das Jubiläum der Universität gefeiert, welches dadurch besondere Bedeutung erhielt, daß Professor Dr. Döllinger rector magnificus geworden war. Bereits am Vorabend des Festes, wie verlautet, soll das jetzige gesammte bayrische Ministerium seine Demission angeboten haben, weil ein Ministerium Gasser bereits in der Luft schwebte. König Ludwig nahm dieselbe nicht an, im Gegentheil bewies seine Haltung bei der Universitätsfeier, daß er voll und ganz bei der Idee deutscher Geistesfreiheit beharre. Eben so sehr bewies der Enthusiasmus des Volks wie der der Armee, als der Kaiserprinz Fritz die bayrischen Truppen, wie oben erwähnt, inspicirte, daß man sich Eins wissen wolle mit dem großen deutschen Ganzen und wie man begreife: daß, wenn die einzelnen Völker germanischen Stammes auch schmerzliche Opfer brächten, dieselben gerade auch nothwendige Bindemittel seien fürs Leben des Ganzen! —

Jene vorbenannte Partei, in dem Gefühle, über eine — zwar bunte und in ihren eigentlichen Zwecken verschiedene, aber dennoch eine Majorität gebieten zu dürfen, setzt auch ferner ihre Anstrengungen rüstig fort, wird sich, in der Beruhigung, kein neuer Krieg

*) Entlehnt von den: „Plaudereien aus Bayern" von George Morin, Londoner Zeitung, Herrmann 1870. — Diesem werthen Collegen verdankt der Verfasser außerdem betreffs Bayerns gleichfalls werthvolle Materialien. —

könne ihre reichsfeindlichen Beſtrebungen nunmehr unterbrechen, bemühen, das Einigungswerk des Jahres 1870, das Werk des eigenen Monarchen, nach Kräften zu verkümmern. Deutſchland wird ruhig abwarten können, wie weit das gelingt! Für Bayern und ſeinen königlichen Lenker wird das vielleicht noch eine ſchwere Kriſis werden, aus welcher Beide, — deſſen ſind wir überzeugt, aber nur um ſo erfahrungsernſter, die allgemeine Sache nur deſto ſiegreicher hervorgehen werden. Daß die Miniſterkriſis ſo lange dauerte, die Cabinetsbildung ſo viele Farbenſpiele zeigte, die konſervativen Parteiorgane ſo ſchillernde Auffaſſungen ihrer eigentlich doch gemeinſamen Angelegenheit zu Tage förderten und ſchließlich das bedrohte Miniſterium dennoch ſeinem weſentlichen Beſtande nach erhalten blieb, giebt für die Haltbarkeit des Dammes keine ſehr große Gewähr, welchen man gegen das neue deutſche Reich zu errichten ſich anſchickt. Trotz aller politiſchen Wirren ging am 9. September 1872 bereits die zur Ausführung des Reichsgeſetzes über die Aufhebung des Jeſuitenordens gefaßte Entſchließung des Miniſteriums an die betreffenden Kreisregierungen ab. Die Hoffnung der Römlinge, durch politiſche Ereigniſſe dieſe Maßregel ſiſtirt zu ſehen, war alſo nicht in Erfüllung gegangen! — — —

Wenn wir uns von den bisherigen Regierungsthaten König Ludwigs, von den Forderungen und Prüfungen, welche ſein königliches Amt an ihn ſtellte, abwenden und die Perſon wie das Privatleben des Monarchen betrachten, ſo betreten wir eine andere, ganz eigene Welt. Je mehr dieſelbe eine abgeſchloſſene iſt, des Königs Thatkraft ſcheinbar immer lange zu ſchlummern ſcheint, bis ſie blitzartig durch ein beſtimmtes Wollen aus ſich heraustritt, — je weniger iſt für die Welt dieſe ſeine Eigenart verſtändlich geworden. Man geht völlig fehl, zu glauben, daß mönchiſche Neigung und mönchiſcher Geiſt den König regiere, weil er die Einſamkeit liebt. Diejenigen, welche menſchliche Zerrbilder aus ihm machten, ſtehen ihm ſicher ganz fern, und ſie gerade vermögen am Wenigſten zu begreifen, daß ſie einen großen und guten Menſchen im wahren Sinne des Worts vor ſich haben, der allerdings einen, — aber eben nur einen Fehler hat.

Glücklich preise sich immerhin der Erdenbürger, welcher mit gutem Gewissen nichts Schlimmeres von sich zu sagen weiß! —

König Ludwig II. wurde am 25. August 1872 erst 27 Jahr alt. In noch nicht acht Jahren seiner Regierung hat er sein Volk durch die Prüfungen und Leidenschaften dreier schwerer Kriege, durch Nacht zum Licht geführt! Wenn schon ein entschiedener und starker Charakter dazu gehört, einen jugendlichen Monarchen zu großen Thaten zu treiben, wie hoch muß man den Fürstencharakter nicht stellen, der unverwelklichen Ruhm unter uns durch Opferfreudigkeit und fürstliche Entsagung errang?! — — König Ludwigs Erziehung wie seines Vaters Beispiel impften ihm früh den Hang zur Meditation ein. Seine Privatneigung gilt den Wissenschaften, Künsten und der Natur; die Alpenwelt ist ihm eine ewige Quelle von Freuden. Im Winter, den er in München zubringt, ist er dem Theater, den Künsten und Wissenschaften, einer regen Geselligkeit hingegeben, im Sommer wird die Natur ihm Alles. Ob er nun aber auf Schloß Berg, Hohenschwangau oder zu München weilt, er entäußert sich seiner königlichen Pflichten nie auf lange, ist stets mit seinen Ministern, den Chefs der Kunstinstitute, kurz Allen in Verkehr, denen er die Leitung staatlicher Organismen anvertraut hat, und von allen diesen Herren ist uns versichert worden, daß der Gang der Geschäfte noch nicht einen Augenblick durch des Königs Schuld gehemmt oder beeinträchtigt worden wäre. — König Ludwig ist vorzugsweise Freund kulturgeschichtlicher, literarischer, historischer wie philosophischer Studien; namentlich in ersteren Wissenschaften beherrscht er eine Reihe von Partieen mit erschöpfender Gründlichkeit. Alle großen Dichter sind ihm vertraut, es giebt keinen Kommentar derselben, den er sich nicht zu eigen gemacht hätte und nicht weniger lebendig ist sein Interesse für die neueren epischen wie dramatischen Erscheinungen der Literatur. Zugleich hat er sich große Objectivität bewahrt, denn so deutsch er in seinem Wollen, Fühlen und Denken ist, ziehen ihn dennoch die Werke altfranzösischer Literatur, ein Corneille, Racine, die Tragikomik eines Molière ebenfalls an. Man muß hohe Achtung haben vor diesem ernsten, mühereichen Streben

nach richtigem Verſtändniß der edelſten dichteriſchen Erzeugniſſe, und es würde uns nicht viel Mühe machen, zu beweiſen, daß er heutigen Poeten mehrfach Anregung zu Ideen aus eigener Initiative gegeben hat. Einer ſeiner Miniſter ſagte: „Der König iſt ein hochbegabter Mann, von unglaublicher Treue des Gedächtniſſes und durchdringender kritiſcher Verſtandesſchärfe. Namentlich in Anbetracht ſeiner zurückgezogenen Lebensweiſe iſt es merkwürdig, was er im Punkte der **Menſchenkenntniß und der Beurtheilung der Menſchen leiſtet!**“ — Er iſt prachtliebend und freigebig wie Wenige, die Unterhaltung mit ihm vielſeitig, ſpannend und anregend. Unter viel Menſchen und in große Zirkel geht er nicht gern, aber iſt er einmal im Strome der Geſelligkeit, kann er überaus liebenswürdig ſein und trennt ſich ſehr ſchwer. Es iſt dann, als ob Mutter Natur doppelt ihr Anrecht an ihn geltend mache! Er lieſt erſtaunlich viel, lieſt mit unſäglicher Ausdauer und ſeine Umgebungen finden eine Arbeitskraft unerklärlich, die aus reinem Vergnügen und einer inneren überwältigenden Nöthigung zu entſpringen ſcheint. In dieſem Leben und Streben empfindet Ludwig II. nie, daß er allein iſt, und er iſt auch nie allein, denn die Geiſter der Dichter und Denker aller Zeiten umſtehen ihn. —

Man wird vielleicht fragen, ob denn dies Thun nicht unfruchtbar ſei, zumal für einen König? Ob daſſelbe denn irgend Jemandem oder dem Lande beſonders zu Gute komme? — Wir können mit eben demſelben Grunde fragen: „Wem kommen denn überhaupt unſere perſönlichen Liebhabereien zu Gute als nur uns ſelbſt? Allerdings hat vielleicht das Land von den momentanen Studien König Ludwigs Nichts, aber am Ende hat es von denſelben in vier oder ſechs Jahren deſto mehr? Wer will wohl behaupten, daß dies ideale Verſenken, dies Geiſtesleben nicht ſchon dem Lande genutzt, daß es den jungen Monarchen in manchen Entſchlüſſen nicht beſtärkt habe, ihm nicht ein ſchützender Zauberring geweſen ſei, gegen die Intriguen des Ehrgeizes und der Selbſtſucht der Parteien? So lange König Ludwig Herr ſeiner geiſtigen Freiheit bleibt, er noch Denker und Dichter ſtudirt,

ſo lange wird er niemals zu dem Looſe Kaiſer Carls V. verdammt ſein, der ſein Leben mit dem unlösbaren Probleme ſchloß, wie man zwei Uhren zu gleichem Pendelſchlage zwinge. — Den bildenden Künſten wendet ſich der König mit eben ſo großem Intereſſe zu, wie er ſich überhaupt eifrig bemüht, die Schöpfungen ſeines Vaters und Großvaters zu hegen und zu erweitern. Unter den Bauſtylen liebt er beſonders die Renaiſſance. Er hat daher auch die prächtigen, den verſchiedenen Epochen deſſelben angehörigen Trierſchen und ſogenannten Steinzimmer, die Hofgartenappartements und päpſtlichen Gemächer der Münchener Reſidenz, unter den letzten Königen ganz unbeachtet, reſtauriren laſſen und oft hat des Königs Idee und Bleiſtiftſkizze die neuen Garnituren derſelben beſtimmt. Das Schloß Transnitz bei Landshut wurde im Styl der Spät-Renaiſſance ebenfalls erneuert, die neue Pinakothek erhielt eine ganz andere Geſtalt im Innern, Fiſcher's Kartons zum Kölner Domfenſter wurden der Vergeſſenheit entriſſen, die Glyptothek bereichert und eben iſt man daran, die Rottmann'ſchen Fresken unter den Arkaden vor gewiſſem Verderben zu bewahren. Außer der neuen Burg, welche der König zu Hohenſchwangau in mittelalterlichem Style aufführen ließ, ſchuf er ſchließlich auch ſein Feenmärchen hoch oben auf der Zinne des Münchener Schloſſes, — den indiſchen Palmengarten. — Von dieſem ſind ebenſo wie von ſeinem hohen Bewohner höchſt wunderliche Geſchichten in Umlauf geſetzt worden, unter Anderem, daß man in demſelben einen künſtlichen Mond angebracht habe, beſtimmt, das königliche Lager unter Platanen und Palmenſchatten phantaſtiſch zu umſpielen. Wir ſind in der Lage, über dieſen Wintergarten Genaueres zu berichten, obwohl derſelbe ſeitdem manche Umänderung erlitten haben ſoll. — König Ludwigs II. Gemächer in München befinden ſich im oberſten Stockwerke der Reſidenz und zwar in dem Eck-Pavillon, welcher auf die Arkaden und den Hofgarten ſtößt. Aus ſeinen Wohnzimmern daſelbſt betritt man beſagten Wintergarten und befindet ſich auf dem Dache der Reſidenz in einem ungeheuren Tonnengewölbe von Glas, deſſen Eiſenconſtructionen man ſchon vom Hofgarten aus gewahren kann. Es iſt ein Raum von 234 Fuß Länge

und 50 Fuß — in der Mitte jedoch 90 Fuß Breite. Dieſe größere Breite in der Mitte kommt daher, daß man die alte Einfahrtshalle im innern Reſidenzhofe um zwei Stockwerke bis ans Dach erhöht und damit einen Seitentrakt der Glashalle gewonnen hat, um dem Bilde, das ſich vor uns ausbreitet, mehr Abwechſelung zu gewähren. Die Anlage dieſes Gartens iſt nach den eigenen Ideen und Zeichnungen König Ludwigs durch den Inſpektor der königlichen Gärten, Carl Effner, ausgeführt worden und von ganz überraſchender Schönheit. — Aus den Privatzimmern des Königs eintretend, ſieht man ein indiſch Landſchaftsbild vor ſich, von Palmen, Platanen, Ranken, üppigem Buſchwerk und leuchtenden Blüthen umrahmt, deſſen Perſpective ſich unendlich zu dehnen ſcheint und in den fernen blauen Alpenfirnen des Himalaya verrinnt. Vom Eingange wendet ſich der Weg rechts um eine Tropfſtein-Grotte, von deren rechter Wand ein kleiner Waſſerfall herabrauſcht, deſſen Strahl den Fuß der Grotte dann umſpielt und ſich in ein kleines Becken ergießt, an dem wir zunächſt vorüberkommen. Dieſer Weg, einerſeits um die Grotte laufend, mündet bei dem Waſſerfalle rückwärts in eine kleine Thür, welche für den Eintritt des Gärtners beſtimmt iſt, andererſeits führt der Weg aber gerade in die künſtliche Landſchaft hinein. — Links deſſelben zieht ſich an den Wänden des Glashauſes ein üppiger Epheulaubengang dahin. Vor ihm auf prachtvollem Wieſenteppich, welchen Palmen, Orangenbäume und Bananen umgeben, leuchtet uns Tantardini's reizende Marmorgruppe „Fauſt und Gretchen" entgegen, welche bei der internationalen Kunſtausſtellung zu München im Jahre 1869 ſo große Bewunderung erregt hat. Rechts von uns, der Gruppe faſt gegenüber, glänzt aus Buſchwerk, Zierpflanzen und Blüthen ein prachtvoller Kiosk, deſſen Minarets, Kuppeln und Schnitzwerk goldglänzend aus dem Grün ſich heben, indeß die Glasmalereien der Fenſter ſeinem Innern ein magiſches Halbdunkel verleihen. Vorwärts ſchreitend kommen wir an eine Theilung des Wegs. Vor uns liegt ein kleiner See, ſchilfumgeben, im Wieſenplane, etliche Schwäne träumen auf ihm und über ihn hin ſchweift der Blick durch die üppige Tropenvegetation nach fernen

Alpenſpitzen. Verfolgen wir den Weg rechts und hinter dem Kiosk hinweg, ſo kommen wir beſagtem See entlang zu einem Gartenpavillon, ganz von Gebüſch überragt, einem überaus traulichen Plätzchen. Dieſe Anlage befindet ſich eben in dem Seitentrakte der Glasrotunde, welcher durch die bewußte Erhöhung der innern Einfahrtshalle erzielt worden iſt. Schreiten wir den Weg zurück und ſchlagen einen andern zur Linken ein, ſo führt uns dieſer in ſchwachem Bogen am Ausgange der Epheulaube vorüber bis dicht an die linke Seite der rieſigen Glashalle. Wir ſehen in den Schloßgarten hinab und überblicken den ſchönſten Theil von München. Den See nunmehr zur rechten Hand folgen wir dem gewundenen Pfade um ein Palmengehölz herum zu einem zweiten verſtohlenen Gartentempel; — eine Fülle von Laub und Blüthen rings, ein Gemälde des Himalaya liegt vor uns. — Allerdings es iſt nur ein Gemälde! Der Garten iſt eben zu Ende und die weitere Landſchaft eine Kunſttäuſchung, eine köſtliche landſchaftliche Darſtellung am Hintergrunde des Giebels der ganzen Glashalle. Dieſe Täuſchung iſt indeß ſo vollſtändig, ſo ſinnig und wirkungsvoll zugleich, ſo auf jede Art der Beleuchtung berechnet, daß man erſt, wenn man vor dem Bilde ſteht, überzeugt iſt, es ſei wirklich nur ein Bild. Die Wirkung der ganzen Anlage erinnert lebhaft an die hängenden Gärten der Semiramis und muß gleich reizvoll ſein, mag dieſelbe nun abendlich durch bunte Ampeln dämmerhaft erhellt werden, mag die goldige, wirkliche Sonne oder der träumende Mond in eigener Perſon ſeinen flimmernden Strahl durch den Horizont von Glas auf dieſe kunſtreiche Natur hereinſenden, welche König Ludwig im Winter die Schönheit des Starnberger Sees und Hohenſchwangaus zu erſetzen beſtimmt iſt. — — Von Ludwigs II. Geſinnungen mögen hier einige ſeiner Ausſprüche Zeugniß geben. Als der Sturm gegen Hohenlohe am heißeſten wogte und die Ultramontanen die Verträge von 1866 angriffen (alſo Frühjahr 1870) ſagte der König: „Glaubt jene Partei denn wirklich, ich könne und würde zugeben, daß die Schritte, die zu Deutſchlands Einigung geſchehen ſind, zurückgenommen werden? Da wiſſen ſie nicht, wie tief mich dieſer Gedanke ſtets bewegte,

wenn ich meinen Lieblingsdichter Schiller las.“ — „Alle Macht, allen Einfluß, der mir als conſtitutionellem Fürſten zuſteht, werde ich nur in die Wagſchale der Deutſchland einigenden Ideen legen!“ — „Mein Streben iſt jetzt nur auf friedliche Ziele gerichtet. Dem Volke die großartigen Ideenſchätze erſchließen zu helfen, welche ſeine Denker und Dichter ihm geben, den niederen Ständen das Ringen nach Bildung und Wohlſtand erleichtern, das wären die Ziele, für die ich am liebſten ſchaffen und wirken möchte. Aber wenn an Deutſchlands Thoren der Ausländer ſtände, ich würde nicht blos mein Heer, Land und Gut dem deutſchen Gemeinweſen zur Verfügung ſtellen, ich würde es auch für Pflicht halten, mich ſelber als einfacher Soldat dem Oberbefehlshaber der vereinigten deutſchen Macht unterzuordnen!“ — „Ich kenne in meinem Lande nur eine Partei, jene der wahrhaft edlen Menſchen,“ die durch reine Geſinnungen, nützliche Thätigkeit, durch ihr Wiſſen dem Gemeinwohle dienen, ſeien es nun ſchlichte Arbeiter, Bürger, Bauern, Gelehrte, Journaliſten, pflichtgetreue Beamte, die gleich mir dem Volke gewiſſenhaft dienen, Offiziere, die meinen Soldaten Freunde wie Führer ſind, würdige Prieſter aller Confeſſionen, die als wahre Seelenärzte gelten, oder gerechte Richter, Lehrer meines Volks, oder Adelige, die mit dem Adel des Titels auch den der Seele verbinden und in allem Guten voranleuchten, dieſe alle — und nur dieſe, ſind von meiner Partei!“ — Ein ander Mal äußerte er: „Ich wünſche von meinem Schöpfer nicht das Glück eines Eroberers, dieſes Fürſtenwahnwitzes, ſondern jenes Glück, daß man nach meinem Tode ſage: Ludwig hat nur darnach geſtrebt, ſeinem Volke der wahrhaft treueſte Freund zu ſein und es iſt ihm gelungen, ſein Volk zu beglücken!“ — „Die rechte Löſung der ſozialen Frage in meinem Lande würde ich für höher halten, als wenn ich durch Waffenruhm Herr von Europa werden könnte, und ich möchte nicht das Leben eines meiner Bürger für einen ſelbſtſüchtigen Zweck zu verantworten haben.“ —

Wir glauben nicht, daß man dem Abbilde eines Fürſten mehr Schönheit verleihen könne, als aus dieſen Anſichten zu uns ſpricht. — Einen Fehler — aber hat König Ludwig II.

und ihn nicht nennen, hieße seinem Bilde allen Schatten entziehen, es zum bloßen Schemen machen wollen. Dieser Fehler ist sein Hang nach Einsamkeit! — Er selbst hat ihn, sagt man, mit einem ebenfalls idealen Grunde erklärt, und sich geäußert: „Ziemt es dem Fürsten denn nicht, über die Pflichten seines Berufes nachzudenken, was doch besser mit Gott und der Natur, als im Geräusche des Hoflebens geschehen kann?“ — Gewiß ist das wahr! Auch mag Einsamkeit wie Ehelosigkeit ein Hauptmotiv für König Ludwig sein, um seine männliche Unabhängigkeit zu wahren und seinem Streben nach innerer Sammlung und Fortbildung zu genügen. Theils Erziehung, theils, wie verlautet, frühzeitige, mehrfach schwere Täuschungen sollen die eigentlichen Beweggründe für seine abgesonderte Lebensweise erzeugt haben, auch ist Ludwig II., gottlob, noch jung und der edelste Wein ist's, der am längsten gährt! — Allen diesen Gründen kann man sich billigerweise nicht verschließen. — Aber man kann ihnen auch Einwände gegenüberstellen, die nicht weniger ernst sind. Wenn wir sie, voll Verehrung für diesen königlichen Jüngling erfüllt, nennen, so sollen sie als aufrichtiger Patriotenwunsch gelten, dem Abertausende deutscher Herzen und recht viele edle und getreue bayrische Männer ihr offenes Ja nicht versagen werden. —

Es ist uns, als wir vor wenig Monden in München waren, doch sehr aufgefallen, daß alle Diejenigen, welche den König liebten, von Lob und Begeisterung für ihn erfüllt waren, in der Klage über seine Einsamkeit **einig** sind. Die nur allein freuen sich seiner Menschenscheu und Absonderungslust, welche hoffen, durch deren Wachsthum über ihn Macht zu gewinnen!! Die besten Herzen im Lande können der Furcht sich nicht verschließen, daß dieser Hang nach Einsamkeit Bayern früher oder später mit einem National-Unglück bedroht. — Ein Monarch ist ja an sich schon eine so eximirte Person, steht dem Strome des Lebens so ferne, daß er Alles vermeiden sollte, sich ihm noch ferner zu rücken, als er es der Natur seines Standes nach muß! Es hat hochbegabte Fürstennaturen in der Geschichte

gegeben, die der Einſamkeit zum Opfer fielen und denſelben Intriguen zum Raube wurden, denen —, in anderer Art, jener unglückliche Herzog von Württemberg erlag, deſſen Andenken allein nur noch in Schiller's „Geiſterſeher" fortlebt!

Zwei alte Feinde bekämpfen ſich ewig ja in der Menſchenbruſt, „zwei Seelen", die ſich von einander trennen wollen und das tragiſche Pathos eines Fauſt bedingen. Es iſt die Idealität, welche hinan zu Gott, es iſt die Realität, welche zur Alltäglichkeit des ſinnlichen Lebens ſtrebt. Selten nur, — in hohen Stunden allein durchdringen und gatten dieſe Seelen ſich ganz, — zu wahrer unſterblicher Lebensſchönheit vereinen ſie eigentlich nur ſich in der Kunſt und wer ſie ſo vereinen will, der muß, ob der Purpur, ob der ſchlichte Kittel ſein Beſitz iſt, das tragiſche Pathos mit Bewußtſein auf ſich nehmen, was durch dies höchſte Wollen der Menſch unfehlbar ſich bereitet; — es iſt das ſtumme Heldenthum, was Gott nur ſieht! — Mag König Ludwig gegen daſſelbe ſich noch ſträuben, mag ihm noch unerfindlich ſein, wie das platte Leben mit dem höchſten Wollen ſich vertragen könne, einſt — das ſteht in unſerem, ſteht in viel edlen Herzen als inniger Glaube feſt, wird der junge König auch dies freie Heldenthum ſich gewinnen! Ludwig der Deutſche, ein wahrer König, wird nicht ewig einſam ſein Herz verſchließen! Wie er des deutſchen Reiches Herrlichkeit, den alten Nibelungenhort, erweckt hat, ſo wird er uns auch das verſunkene Reich eines durch Idealität wiedergeborenen Lebens zurück ins deutſche Bewußtſein bringen! Und wenn die Stunde ſchlägt, wo er ſein lichtes Banner flattern läßt, auf dem die ewigen drei Schweſtern: das Gute, das Wahre und Schöne leuchten, wenn er die Nebel durchbricht, die um ihn lagern, dann wird er ein froher Menſch mit frohen Menſchen, ein freier Fürſt in ſeinem freien Volke ſein und Alles, was an geiſtiger Manneskraft — in Bayern nicht nur — nein, bis zum fernſten deutſchen Norden zu finden iſt, wird als Mitkämpfer zu ihm ſtehen, wird in Vaſallentreue ihm huldigen als dem eigentlichen Herrſcher im Reiche lebendig gewordener Ideale, in dem freien Reiche der

Kunſt und dem Kaiſer des weltbewegenden, deutſchen Gedankens! Wenn je ein Fürſt dieſer Tage fähig iſt, die Zeiten eines Carl Auguſt von Weimar wieder zu erwecken, Ludwig II. vor Allen!

„O Prometheus, der ja vom Himmel uns riß
Das Licht für die Nacht unſerer Schmerzen,
Sei immerdar des Gefühls Dir gewiß,
Alldeutſchland trägt Dich im Herzen! —
Bleib' feſt, leuchte weiter! — Wir ſtehen Dir bei! —
Laß nie an den Felſen Dich ſchlagen!
Der Geiſt, der lebendig ja machet und frei,
Wird auf zu den Sternen Dich tragen!
Du brauchſt nur zu wollen, ſo wirſt Du allein
Dir ſelber Befreier, — Dein Herkules ſein!! —"

7 FEB 18 6

23 951184

Inhalt.

Seite

I. Wilhelm I., Deutſcher Kaiſer 1

II. „Unſer Fritz", Kaiſerlicher Kronprinz des Deutſchen Reichs und General-Feldmarſchall 107

III. General-Feldmarſchall Prinz Friedrich Carl von Preußen 201

IV. Graf von Moltke, Chef des großen Generalſtabs der preußiſchen Armee 259

V. Graf von Roon, Königlich preußiſcher Kriegsminiſter 333

VI. Ludwig II., König von Bayern 407

GIOVANNI BERTI
LEGATORE DI LIBRI
Via Ghibellina n° 95
FIRENZE

B N C F
B.22.1.26.
CF005684932